Aberglaube und Zauberei

von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart

von

Dr. Alfred Lehmann,

Direktor des psychophysischen Laboratoriums an der Universität Kopenhagen.

Deutsche autorisierte Ausgabe von **Dr. Petersen.**

Mit 75 in den Text gedruckten Abbildungen.

Stuttgart.

Verlag von Ferdinand Enke.

1898.

Aberglaube und Zauberei.

Aberglaube und Zauberei

von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart.

Von

Dr. Alfr. Lehmann,

Direktor des psychophysischen Laboratoriums an der Universität Kopenhagen.

Deutsche autorisierte Ausgabe

von

Dr. Petersen.

Mit 75 in den Text gedruckten Abbildungen.

Stuttgart.

Verlag von Ferdinand Enke.

1898.

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart.

Vorrede des Verfassers.

Die Hochflut des Aberglaubens ist gegenwärtig mächtig im Steigen begriffen. Es sind in den letzten Jahren nicht nur verschiedene Werke über Zauberei teils in Form einer geschichtlichen Darstellung, teils als Abdruck alter magischer Schriften erschienen, sondern angesehene philosophische und psychologische Zeitschriften haben auch Spukgeschichten und Ammenmärchen neben streng wissenschaftlichen Abhandlungen veröffentlicht. Berühmte Männer der Wissenschaft haben mit professionellen spiritistischen Medien Experimente angestellt, und weil sie nach einigen Sitzungen die wenigen allerdings ungewöhnlichen, aber doch ganz natürlichen Leistungen dieser Medien nicht von den zahlreichen Taschenspielerkunststücken derselben zu scheiden vermochten, so haben sie alle spiritistischen „Manifestationen" einfach für bare Münze angesehen und sich infolge solcher leicht gewonnenen Ueberzeugung mehr oder weniger unumwunden und offen für den Spiritismus ausgesprochen. So greift denn die Magie in den großen Kulturcentren wie eine Epidemie um sich.

Eine populäre Darstellung von dem wahren Kern jener mystischen Berichte ist demnach wohl ein gewisses Bedürfnis. Dieselbe wird allerdings kaum die überzeugen können, die an die Möglichkeit der Zauberei glauben, umgekehrt aber wohl denen lieb sein, die sich weigern, an diese mystischen Geschichten zu glauben, zugleich aber bei dem beständigen Hören von denselben doch nicht recht wissen, was sie davon halten und wie sie sich dazu stellen sollen; und das ist doch noch der überwiegende Teil der gebildeten Kreise. Ich habe daher versucht, im Folgenden eine solche Darstellung zu liefern.

Bei der Ausarbeitung ist mein Werk indessen etwas anders geworden, als zuerst beabsichtigt war. Ursprünglich hatte ich mir nur eine Untersuchung der physischen und psychischen Phänomene, welche die verschiedenen Formen des Aberglaubens, besonders den modernen spiritistischen Aberglauben hervorgerufen haben, zur Aufgabe gestellt.

Aber diese Beschränkung war, wie sich bald zeigte, praktisch nicht durchführbar. Obwohl der Spiritismus erst in unserer Zeit in Amerika entstanden ist, so steht er doch keineswegs als ein isoliertes Phänomen da. Mögen die Spiritisten es noch so sehr verheimlichen wollen: es ist doch mit absoluter Sicherheit erwiesen, daß die ganze Lehre ihren Ursprung im euro-

päischen mittelalterlichen Aberglauben hat und nur etwas nach der modernen naturwissenschaftlichen Auffassung umgeformt worden ist. Es ist demnach unmöglich, eine Erklärung des Spiritismus zu geben, wenn man nicht seinen Zusammenhang mit den alten magischen Theorieen nachweist. Hierzu kommt dann weiter, daß die Spiritisten selbst in neuester Zeit alte magische Werke aus dem Staub der Bibliotheken in reichem Umfange hervorgeholt und die Behauptungen derselben als Beweise für die Richtigkeit ihrer Lehre benützt haben. Eine vollständige Betrachtung des Spiritismus erfordert deshalb auch eine Behandlung der älteren Magie.

Aus diesen Gründen wurde ich in ein rein geschichtliches Studium hineingedrängt; dasselbe brachte aber allmählich eine solche überwältigende Menge von Stoff mit sich, daß es mir nicht mehr möglich war, auch nur das Notwendigste in einer psychologischen Untersuchung zu behandeln. Ich beschloß deshalb, das Geschichtliche und Psychologische zu trennen und den Leser denselben Weg, auf dem ich zum Verständnis der Phänomene gekommen war, gehen zu lassen. Auf diese Weise hat meine Arbeit ihre gegenwärtige Gestalt bekommen: der geschichtlichen, in drei Abschnitte zerfallenden ersten Hälfte folgt der Teil der Arbeit, der mir stets die Hauptsache war: die psychophysische Untersuchung der Phänomene, die wir in der geschichtlichen Darstellung kennen gelernt haben.

Ich erachte es für notwendig, gleich von vorneherein mich über die Anlage und die Entstehung dieser meiner Arbeit auszusprechen, damit der historische Teil derselben nicht falsch beurteilt wird. Derselbe will keineswegs darauf Anspruch machen, erschöpfend zu sein — dann würde das Buch zu einem voluminösen Werk angewachsen sein. Namentlich habe ich wenig Gewicht auf die eigentliche geschichtliche Entwicklung und auf den gegenseitigen Einfluß der verschiedenen Völker gelegt, dieses vielmehr oft nur mit einigen Zeilen kurz skizziert. Mein Hauptziel war beständig darauf gerichtet, ganz verschiedenartige und detaillierte Berichte von abergläubischen Anschauungen und magischen Operationen zu liefern, um so eine möglichst breite Grundlage für die psychologische Deutung der Thatsachen zu erhalten. An einzelnen Stellen bin ich vielleicht in meinem Streben nach einer scharfen Sonderung der Unterschiede etwas weit gegangen, so z. B. in der Trennung zwischen der morgenländischen und der ursprünglichen europäischen Magie, wo ich den Gegensatz schärfer hingestellt habe als ein früherer Forscher auf diesem Gebiete. Außerdem habe ich es unterlassen, Phänomene, die bei einzelnen Völkern zu bestimmten Zeiten vorkommen, zu besprechen, sobald dieselben bereits an einer früheren Stelle in meiner Darstellung ausführlich behandelt waren. Da das Geschichtliche aber mehr Nebensache und nur die Form für die Gruppierung der Thatsachen sein sollte, so wird diese Behandlung des Stoffes hoffentlich eine milde Beurteilung von seiten eines kritischen Historikers finden.

Wenn es mir gelungen ist, mein Thema einigermaßen erschöpfend und befriedigend zu behandeln, so verdanke ich das vor allem dem außerordentlichen Wohlwollen und Entgegenkommen, das mir von allen Seiten entgegengebracht worden ist. Die Namen der Männer, die mir je nach ihren speziellen Gebieten mit Ratschlägen und Anweisungen beigestanden haben, hier einzeln aufzuführen, würde zu weitläufig sein; ihre Zahl ist so groß, daß ich einige leicht unfreiwillig übergehen könnte. Ich beschränke mich daher darauf, meinen ergebenen und herzlichen Dank allen denen, die durch ihr Interesse für die Arbeit mich zur Vollendung derselben ermutigt haben, auszusprechen.

Hiermit übergebe ich das Werk der wohlwollenden Beurteilung des Lesers in der Hoffnung, daß es dazu beitragen möge, das Verständnis und die Kenntnis von den Phänomenen, von denen es handelt, zu erweitern.

Kopenhagen, April 1893.

Alfr. Lehmann.

Vorrede des Uebersetzers.

Es sind in den letzten Jahren verschiedene sehr gediegene Werke auch größeren Umfangs über Aberglauben und Zauberei und verwandte Fragen in Deutschland erschienen, so daß es im ersten Augenblick überflüssig scheinen könnte, vorliegendes Buch einem deutschen Leserkreise zugänglich zu machen. Trotzdem habe ich mich wesentlich aus einem Grunde der Mühe einer Uebersetzung unterzogen und halte die Arbeit für keine ganz zwecklose. Während nämlich die deutschen Werke obige Probleme entweder ausschließlich oder doch überwiegend vom geschichtlichen oder okkultistischen und spiritistischen Standpunkt aus behandeln, schlägt der dänische Autor einen anderen Weg ein. Er will jene Phänomene nicht nur schildern oder als Wirkungen einer transcendentalen Welt oder einer uns unbekannten Naturkraft ansehen und erklären, sondern er sucht den Schlüssel zu diesen Erscheinungen im Menschen selbst und nimmt an, daß sie in der Form, wie der Aberglaube sie auffaßt, auf mangelnder Kenntnis oder Beobachtung der Phänomene des menschlichen Seelenlebens beruhen und hier ihre genügende Erklärung finden. Darum giebt er auch eine ausführliche Darstellung des menschlichen Beobachtungsvermögens und seiner Mängel, des Traumlebens, der Seite des Seelenlebens, die man als das Unbewußte bezeichnet, der menschlichen Suggestibilität unter normalen und krankhaften Verhältnissen und anderer diesbezüglicher Zustände. Dadurch erstrebt er zunächst die Unzulänglichkeit der Behauptungen des

Aberglaubens nachzuweisen und diesem den Boden der Objektivität zu entziehen, um sodann auf dem niedergerissenen Gebäude jener Phantasiegebilde eine nüchterne, auf psychologischer und naturwissenschaftlicher Grundlage beruhende Anschauung aufzubauen, die statt alles Scheines nur Klarheit und Wahrheit zum Ziele hat. Soweit mir bekannt ist, liegt eine zusammenhängende Darstellung obiger Faktoren, die zur Erklärung des menschlichen Aberglaubens sicherlich wesentlich beitragen, in einem deutschen Werke noch nicht vor. Man mag in manchen Einzelheiten vom Verfasser abweichen — auch ich stimme in vielen Punkten nicht mit ihm überein und möchte dieses ausdrücklich hier aussprechen —: immerhin wird man die Berechtigung seines Standpunktes einräumen und sagen müssen, daß der eingeschlagene Weg im großen und ganzen zu dem Verständnis jener Probleme wohl führen kann und wahrscheinlich im Laufe der Zeit auch immer mehr führen wird.

Ich unterlasse es übrigens nicht, dem Herrn Verfasser an dieser Stelle meinen Dank für seine gütige Unterstützung und Mitarbeit an der deutschen Uebersetzung zu bezeugen. Er hat mir nicht nur in Bezug auf formelle Aenderung des dänischen Textes und Kürzung mancher Abschnitte große Freiheit gelassen, sondern bei vielen Citaten auch den Wortlaut der Originalsprache verschafft und endlich durch Revision des Druckes mir wesentliche Dienste geleistet; infolgedessen habe ich jedenfalls die Gewißheit, daß auch die deutsche Ausgabe durchaus seinem Sinne und Gedankengange entspricht.

Abgesehen von den vom Verfasser herrührenden Zusätzen habe ich mir erlaubt, bei einigen, dem deutschen Leser fremdartigen Begriffen erklärende Anmerkungen hinzuzufügen. Es ist ferner mein Bestreben gewesen, die Spuren der Uebersetzung so viel wie möglich abzuschleifen und mich vom Originaltext freizumachen. Möge das Buch, das in der Heimat des Verfassers eine sehr günstige Aufnahme gefunden hat, sich auch in Deutschland zahlreiche Freunde erwerben.

Düsseldorf, im Mai 1898.

Der Uebersetzer.

Inhalt.

II. Abschnitt.

Die Geheimwissenschaften.

III. Abschnitt.

Der moderne Spiritismus und Okkultismus.

IV. Abschnitt.

Die magischen Geisteszustände.

Einleitung.

Das Verhältnis des Aberglaubens und der Magie zu Religion und Wissenschaft.

Der Gegenstand der Untersuchung.

Der Stoff, der uns im Folgenden beschäftigen soll, kann mit wenigen Worten als „die Geschichte der allgemeinen menschlichen Irrtümer" näher bestimmt werden. Aberglaube und Zauberei sind Ausschreitungen des menschlichen Geistes auf religiösem und wissenschaftlichem Gebiet. Man könnte es deshalb als überflüssig ansehen, diese Erscheinungen zum Gegenstand einer besonderen Abhandlung zu machen, da die Entwicklungsgeschichte der Religionen und Wissenschaften ja ebenso gut eine Darstellung von den Irrtümern der einzelnen Zeiten geben muß als von dem, was bleibenden Wert hat. Thatsächlich gelangt ja der Mensch zur Erkenntnis der Wahrheit, einerlei welcher Art, nur durch Irrtümer, die beständig korrigiert werden. Folglich wird jede einigermaßen vollständige Darstellung des Entwicklungsganges der Religionen und Wissenschaften es nicht vermeiden können, den Aberglauben der verschiedenen Zeiten zu behandeln, da dieser gerade in den Irrtümern besteht, durch die der Mensch sich hat durchkämpfen und die er hat ausscheiden müssen, um zu einem reineren und tieferen Verständnis zu gelangen.

Es ist jedoch ein wesentlicher Unterschied in der Behandlung, die den Aberglauben und die Magie in der Geschichte der Religionen und Wissenschaften zum Gegenstand hat, und der Schilderung, die ich von diesen Erscheinungen hier zu geben gedenke. Zum näheren Nachweis dieses Unterschiedes können wir ein bestimmtes Beispiel wählen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Ursprung der wissenschaftlichen Chemie in der Alchemie, der Goldmacherkunst, zu suchen ist. Jede geschichtliche Darstellung der Chemie muß daher, wenn sie den Thatsachen nicht geradezu Gewalt anthun will, mit den ältesten Versuchen zur Goldmacherei beginnen. Denn gerade

durch diese Versuche sammelte man die ersten chemischen Erfahrungen und that den ersten Einblick in die Natur und das Verhältnis der Stoffe zu einander. Aber die Ereignisse in der Kindheitsperiode der Chemie, welche den Chemiker besonders interessieren, sind natürlich nur die richtigen Erfahrungen, welche im Laufe der Zeit trotz der falschen Voraussetzungen, von denen man ausging, und trotz des illusorischen Zieles, auf das man hinarbeitete, gefunden wurden. Der Chemiker, der nur die Entwickelung seiner Wissenschaft zu kennen wünscht, muß notwendigerweise das Hauptgewicht auf die Beobachtungen legen, welche von bleibendem Wert sind. Dagegen kann er kein besonderes Interesse an der großen kulturhistorischen Bedeutung der Goldmacherkunst haben, an der Art und Weise, wie die Bestrebungen, unechte Metalle in Gold und Silber zu verwandeln, während mehrerer Jahrhunderte in das Leben des Volkes — oder in jedem Fall gewisser Klassen — eingriffen. Aber gerade diese kulturhistorische, die praktische Seite der Sache wird uns hier beschäftigen.

Was so in Bezug auf die Chemie nachgewiesen ist, gilt auch für die Astronomie, ja zum Teil auch für die Physik. Alle diese Wissenschaften haben jedenfalls zum Teil ursprünglich Ziele erstrebt, die wir jetzt als völlig unwissenschaftlich bezeichnen; aber trotzdem sind stets richtige Erfahrungen gesammelt worden. Diese werden namentlich den interessieren, der die Geschichte seiner Wissenschaft schreibt; wir dagegen werden das Hauptgewicht auf die falschen Voraussetzungen und Beobachtungen legen; denn gerade diese haben weit mehr als die festgestellten Thatsachen den einzelnen Zeiten und Völkern ein eigentümliches Gepräge gegeben. Sie verdienen daher im vollsten Maße eine eingehende Untersuchung.

Unsere erste Aufgabe muß nun die sein, genauer zu bestimmen, was im allgemeinen als Aberglaube und Zauberei bezeichnet werden kann. Ich sagte oben, daß es religiöse und wissenschaftliche Verirrungen wären; aber diese Behauptung ist noch so unbestimmt, daß sie nicht weit davon entfernt ist, geradezu falsch zu sein. Sie bedarf sehr der näheren Beleuchtung; wir beschäftigen uns deshalb zum Beginn ausschließlich mit dem Aberglauben.

Definition des Aberglaubens.

Daß Aberglaube Verirrung ist, daß er in Annahmen besteht, die weder in der Religion noch in der Wissenschaft irgend welche Berechtigung haben, darin werden sicherlich alle einig sein. Aber damit ist auch gegeben, daß es außerordentlich schwer ist, eine bestimmte Annahme als abergläubisch zu bezeichnen. Denn es giebt ja nicht eine Religion, sondern viele; was für den einen als thöricht und abergläubisch feststeht, kann darum für einen andern ein religiöses Dogma sein, dessen Richtigkeit er niemals bezweifelt hat. Und was so von verschiedenen Menschen derselben Zeit gilt, wird natürlich weit

mehr von verschiedenen Zeiten gelten. Die Wissenschaft sowohl wie die einzelne Religion entwickelt sich und macht fortwährende Veränderungen durch. Was zu einer Zeit selbst den erfahrensten Forschern als eine ganz natürliche Annahme erscheint, kann von einer späteren Zeit als der Ordnung der Natur widersprechend angesehen werden. Und was von einer bestimmten Kirche zu einer Zeit als unerschütterliches Dogma hingestellt wird, kann 100 oder 1000 Jahre später als gefährlicher Aberglaube verworfen und aufs heftigste von der Kirche verfolgt werden. Die Grenzen des Aberglaubens sind also äußerst fließend; ob eine Annahme als Aberglaube bezeichnet werden darf oder nicht, kommt stets darauf an, von welchem Gesichtspunkt aus sie angesehen wird. Mit einigen Beispielen können wir die Richtigkeit dieser Behauptung leicht nachweisen.

Die Mehrzahl der Gebildeten in protestantischen Ländern wird den Glauben an Dämonen, Gespenster, Spuk 2c. für Aberglauben halten, schon weil die evangelische Lehre den Glauben an die Existenz dieser Wesen nicht als einen notwendigen Lehrsatz ansieht. Aber der strenggläubige Katholik stellt sich etwas anders zu dieser Frage. Es ist bekannt, daß noch in unseren Tagen in den südlicheren Ländern Exorcismen (Teufelsaustreibungen) ausgeführt werden, und zwar nicht nur von unwissenden Mönchen, sondern auch von hochgestellten Geistlichen. Die katholische Kirche lehrt eben, daß Dämonen noch heutigen Tages in einen Menschen fahren können, obwohl die sogenannte „Besessenheit“ doch im allgemeinen als eine Krankheit angesehen wird, deren Natur jeder Arzt leicht bestimmen kann, und die also in seine Behandlung gehört. Was der eine also Aberglaube nennt, ist für den anderen ein feststehendes Dogma. Selbst auf rein wissenschaftlichem Gebiet verhält es sich ähnlich; auch hier *kommt es bei der Frage*, ob eine Annahme abergläubisch genannt werden darf, auf die *Voraussetzung* an. So kann man die Möglichkeit der Goldmacherei nicht völlig bestreiten. Vieles spricht dafür, daß alle unsere sogenannten Grundstoffe, z. B. alle Metalle, nur verschiedene Modifikationen desselben Urstoffes sind. Folglich ist es möglich, daß ein Metall in ein anderes verwandelt werden kann, jedoch nicht mit den Mitteln, die uns augenblicklich zu Gebote stehen. Wenn nun ein bedeutender Physiker eines Tages — wie es thatsächlich vor einigen Jahren geschah — die Mitteilung macht, es sei ihm geglückt, ein Metall in ein anderes zu verwandeln, so stellt man sich natürlich wohl etwas skeptisch dazu; abergläubisch jedoch darf man ihn nicht nennen, denn möglich ist es, daß man einmal die Kraft findet, welche die Veränderung bewirken kann. Ein berühmter Forscher wird aber nicht ohne Grund eine solche Mitteilung in die Welt hinaussenden. Erzählt jedoch ein anderer, daß er Gold gemacht habe mit Hilfe des Steines der Weisen, — eines Stoffes, von dem die alten Alchemisten glaubten, daß er nicht bloß die Metalle verwandeln, sondern auch deren Menge vermehren, daß er alle Krankheiten heilen und das Leben verlängern könne, — so nennt

man ihn ohne Bedenken abergläubisch, weil die Existenz eines solchen Stoffes unserer Kenntnis von der Natur und deren Gesetzen völlig widerstreitet. Also auch auf rein wissenschaftlichem Gebiet kommt es auf die Voraussetzungen des Einzelnen an, ob eine Annahme Aberglaube genannt werden darf oder nicht.

Ganz ebenso stellt sich die Sache in den verschiedenen Zeitaltern: ob eine Annahme abergläubisch genannt werden darf, läßt sich nur nach der geistigen Entwickelung der gegebenen Zeit beurteilen. Wir nennen den abergläubisch, der in unseren Tagen an den Stein der Weisen mit seinen wunderbaren Eigenschaften glaubt, aber bei den gelehrten Magiern des Mittelalters kann eine solche Annahme nicht Aberglaube genannt werden. Sie wußten nämlich nicht, daß jede Veränderung in der Natur stets das Resultat einer großen Menge verschiedener, zusammenstoßender Ursachen ist, und daß man darum nicht mit einem einzelnen Stoff so verschiedene Wirkungen hervorrufen kann, wie die Umwandlung eines Metalles in Gold und die Heilung irgend einer Krankheit. Noch weniger wußten sie etwas von dem Satz, der die Grundlage für die ganze moderne Chemie bildet, daß die Stoffmenge in der Welt unveränderlich ist; kein Stoff kann verschwinden, neuer Stoff kann nicht hervorgebracht werden. Sie meinten im Gegenteil, sie hätten oft Stoff verschwinden sehen, z. B. beim Verbrennen; es war nach ihrer Auffassung ganz in der Ordnung, daß ein Stück, so groß wie eine Erbse, vom Stein der Weisen ein Pfund Kupfer oder Blei in viele Pfund Gold zu verwandeln vermöge. Wir können diesen Glauben nicht Aberglauben nennen, denn er stand ganz in Uebereinstimmung mit ihrer Auffassung von der Natur. Gerade durch die verschiedenen mißglückten Versuche, den Stein der Weisen darzustellen, lernten diese alten Forscher erst, daß dieses gegen die Ordnung der Natur sei. Dadurch wurde aber die Lehre vom Stein der Weisen statt einer Wissenschaft Aberglaube.

Ebenso verhält es sich mit der Astrologie. Die Annahme, daß der Lauf der Gestirne die Ursache zu allen Veränderungen auf Erden sei, ist ebenso alt wie die Geschichte des Menschengeschlechtes; jedenfalls kann sie bei den Chaldäern, bis zu 2000 Jahren vor unserer Zeitrechnung, zurückverfolgt werden. Da man ferner wußte, daß der Lauf der Gestirne ein periodischer sei, so zog man daraus den ganz natürlichen Schluß, daß es nichts Neues unter der Sonne gebe, daß alles sich wiederhole. Achtet man also auf das, was auf der Erde geschieht, wenn die Gestirne eine gewisse gegenseitige Stellung einnehmen, so kann man voraussagen, was geschehen wird, wenn dieselbe Konstellation das nächste Mal wieder eintritt. Von diesen Voraussetzungen aus entwickelten die Chaldäer die Astrologie zu einer vollständigen Wissenschaft, die von den gelehrten Magiern des Mittelalters aufgenommen und weiter geführt wurde. Aber Keplers Entdeckung der Gesetze für die Bewegung der Planeten gab der astrologischen Weisheit den Todes-

stoß. Also ein neues Beispiel davon, daß das, was Jahrtausende hindurch anerkannte Wissenschaft gewesen ist, zu einer späteren Zeit beim Fortschreiten der Wissenschaft zum Aberglauben degradiert werden kann.

Ganz ähnlich ist das Verhältnis des Aberglaubens zur Religion. In sehr vielen Fällen ist der Aberglaube nur das Ueberbleibsel einer früheren Religion. Was ehemals von allen geglaubt und offiziell anerkannt wurde, lebt, wenn die betreffende Religion zerfällt, als volkstümlicher Aberglaube weiter; ein früher hochgepriesener Gott kann als schnöder Teufel enden. Eben das Wort Dämon erzählt uns von diesem Uebergang. Das griechische daimôn bedeutet nämlich von Haus aus „Gottheit", diente aber im späteren Altertum zur Bezeichnung von Göttern, die man immer mehr als Untergötter des höchsten Gottes, also als Gottheiten niedrigeren Ranges, betrachtete. Als endlich der so schon abgeschwächte Polytheismus vom Christentum offiziell beseitigt ward, wurden die „Dämonen" als böse Wesen betrachtet und lebten in der That im Aberglauben des Mittelalters vielfach als Teufel und Unholde, als Dämonen in unserem Sinne des Wortes, weiter, ganz wie die Wissenschaft des Altertums sich in der Magie des Mittelalters fortsetzt.

Ebenso ist es in früher Vorzeit in Persien gegangen bei dem Uebergang von dem alten Heidentum der vorhistorischen Iranier in die Ormuzdreligion Zoroasters. Die vormaligen Götter, die (wie noch heutzutage die Götter in Indien) den Namen deva's trugen, wurden größtenteils zu Teufeln, zu Unterthanen des verderblichen Ahrimans, gemacht, ihr Kultus wurde streng verboten und in ein Bannen, ein Abwehren der schädlichen Mächte verwandelt. Somit wurde das persische Wort daêva (= deva), ganz wie das griechische daimôn späterhin, kurzweg die Bezeichnung eines Teufels, und wenn der jetzige Perser oder Araber von einem bösen „Deo" spricht, oder mit demselben in unheimlicher Weise verkehrt, ahnt er wohl kaum, daß diese Ausgeburt seines Aberglaubens einst als ein Gott verehrt worden ist.

Bei der Entwickelung der Religionen im Laufe der Zeit zeigen sich ähnliche Erscheinungen, wovon wir im Folgenden manche Exempel sehen werden; wir können uns deshalb hier auf ein einzelnes Beispiel beschränken. Die Kirchenväter der ersten christlichen Jahrhunderte glaubten an Dämonen; dieser Glaube war ein Satz der Kirchenlehre; aber auf der anderen Seite behaupteten sie, daß die Dämonen einem wahren Christen nicht schaden könnten, so daß von ihrer Seite nichts zu befürchten sei. 1000 Jahre später hatte die Kirche entweder ein Stück gesunden Menschenverstandes verloren, oder die Religiosität war bedeutend geringer geworden: jedenfalls war eine sehr wesentliche Veränderung im Verhältnis zu den Dämonen eingetreten. Die Kirche lehrte jetzt, daß ein jeder, der es wolle, sich dem Teufel verschreiben könne, wodurch er die Macht bekomme, mit Hilfe von kleinen Teufeln eine Menge von Streichen auszuführen, sich selber zum Nutzen und

dem Nächsten zum Schaden. Die Kirche behauptete dieses Dogma so strenge, daß ein jeder, der dessen Richtigkeit bezweifelte, sofort in den Verdacht kam, selbst mit dem Teufel im Bunde zu stehen, und folglich der Tortur und dem Scheiterhaufen verfallen war. Selbst Luther bestritt diesen Aberglauben nicht, so daß die Lehre, wenn auch mit wesentlichen Aenderungen, in die protestantische Kirche überging. Die Reformation führte daher nicht die geringste Veränderung in den Hexenprozessen herbei, die noch anderthalb Jahrhunderte lang in Europa fortwüteten, bis die siegreich durchdringenden Naturwissenschaften endlich, wenn auch langsam, die Menschen zur Vernunft brachten. Damit verlor sich das Dogma von der Teufelsverschreibung in der christlichen Kirche. Aber Thatsache ist es, daß diese ganze Lehre, die für uns als der widerlichste Aberglaube dasteht, den eine menschliche Phantasie je hat ersinnen können, einmal ein wesentlicher Teil der Religion gewesen ist.

Diese Beispiele mögen genügen, um das zu beweisen, worauf es hier ankommt. Keine Annahme kann aus dem Grunde schlechthin Aberglaube genannt werden, weil sie uns jetzt verkehrt und ungereimt erscheint. Sie ist Aberglaube für uns, weil sie im Widerstreit mit *unserer* religiösen und wissenschaftlichen Auffassung steht. Aber es giebt kaum eine Annahme, welche wir abergläubisch nennen werden, die nicht einmal ein Stück eines religiösen oder wissenschaftlichen Systems gebildet hätte. Auf diese Relativität muß Rücksicht genommen werden, wenn man den Aberglauben genauer abgrenzen will; wir müssen deshalb festhalten:

Aberglaube ist jede Annahme, die entweder keine Berechtigung in einer bestimmten Religion hat oder im Widerstreit steht mit der wissenschaftlichen Auffassung der Natur einer bestimmten Zeit.

Mit anderen Worten: eine Anschauung, die bei einem uncivilisierten Wilden vielleicht sogar einen ziemlich entwickelten religiösen Standpunkt bezeichnet und als solcher geachtet werden muß, wird wahrscheinlich, wenn ein gebildeter Mann unserer Tage sie äußert, lächerlicher Aberglaube genannt werden.

Der Aberglaube ist also, wie wir sehen, eine merkwürdige Erscheinung. Wir brauchen den Standpunkt nur ein wenig zu verschieben, und wir sind völlig berechtigt, nicht nur die Religionen der Wilden, sondern auch viel höhere Religionen jedenfalls teilweise als Aberglauben zu bezeichnen. Gehen wir nämlich aus von den aufgeklärtesten religiösen Vorstellungen und von der wissenschaftlichen Naturanschauung unserer Zeit und untersuchen dann, wie das Menschengeschlecht allmählich zu diesen relativ vollkommenen Vorstellungen gelangt ist, so sehen wir, daß bei verschiedenen Völkern zu verschiedenen Zeiten ganz andere Anschauungen geherrscht haben. Da wir diese als einen überwundenen Standpunkt betrachten, müssen wir das Recht haben, sie als Verirrungen zu bezeichnen, durch die das Menschengeschlecht sich im Laufe der Zeit hindurchgearbeitet hat: so wird alles das, was nicht mit unserer Auffassung von den Dingen übereinstimmt, Aberglaube.

Das ist die Betrachtung, die ich dem Folgenden zu Grunde lege. Ich sagte oben, daß wir hier die Geschichte der menschlichen Irrtümer durchnehmen würden. Folglich müssen wir von unserem eigenen Standpunkt als dem höchsten, der bisher erreicht ist, ausgehen und untersuchen, wie die verschiedenen abweichenden Anschauungen, die Irrtümer, der Aberglaube, entstanden und wieder verschwunden sind.

Definition der Magie.

Bisher haben wir ausschließlich vom Aberglauben geredet und die Zauberei, die Magie, ganz außer Betracht gelassen, jedoch in wohlüberlegter Absicht; denn das eine ist mit dem anderen gegeben. Aberglaube ist Theorie, Magie ist Praxis. Die Magie entspringt aus dem Aberglauben, ebenso wie ein bestimmter Kultus, Gottesdienst, ganz natürlich aus bestimmten Vorstellungen von der Gottheit entsteht; oder wie die Anwendung der Naturkräfte der Kenntnis derselben folgt. Glaubt man, daß es Dämonen giebt, d. h. niedriger stehende geistige Wesen, deren Hilfe der Mensch sich entweder erkaufen oder erzwingen kann, um etwas zu erreichen, das auf anderem Wege nicht erreicht werden kann, so wird man gegebenen Falls natürlich versuchen, sich diese Hilfe zu verschaffen. Jede Handlung aber, die hierauf ausgeht, ist Magie. Glaubt man, daß die bösen Dämonen einem schaden können, so wird man natürlich suchen, sie durch gewisse Mittel hieran zu hindern — abermals Zauberei. Glaubt man, daß alles, was in der Welt geschieht, durch den Lauf und die Stellung der Gestirne zu einander bestimmt ist, so liegt es nahe, das Schicksal eines Menschen durch die Konstellation im Augenblicke seiner Geburt zu bestimmen — das aber ist magische Kunst. Kurz und gut:

Jede Handlung, die aus Aberglauben entspringt, ist Magie oder Zauberei. Und wir fügen hinzu: Jede Handlung, die von abergläubischen Vorstellungen aus erklärt wird, wird als magisch aufgefaßt.

Der Zweck dieses Zusatzes ist wohl klar. Denken wir uns, daß ein Wilder, befangen im Aberglauben seines Volkes, einmal bei einigen mächtig imponierenden physikalischen Versuchen zugegen wäre, die wir mit Hilfe der Wissenschaft heutigen Tages ausführen, so würde er — das unterliegt wohl kaum einem Zweifel — den Experimentator für einen großen, gefährlichen Zauberer ansehen. Da er sich über den Vorgang nicht klar ist, müßte er ihn von seinen Vorstellungen aus erklären und würde ohne Zweifel glauben, daß ein Mann, welcher derartiges vollbringen kann, mächtige Geister zu seiner Verfügung haben muß. Mit anderen Worten: er würde ganz natürliche Phänomene als Zauberei, als magische Künste, auffassen. Wir brauchen aber gar nicht solche ersonnene Beispiele anzunehmen, um zu zeigen, wie eine Hand-

lung als Zauberei aufgefaßt werden kann, obwohl sie für den Handelnden ganz natürlich ist. Die Geschichte weist genügende Beispiele dieser Art auf. Ueberall, wo ein weniger civilisiertes Volk mit einem anderen zusammenstößt, das eine mehr entwickelte Wissenschaft besitzt, werden die Resultate der letzteren als Magie aufgefaßt. So war es z. B. im Mittelalter, als die Europäer mit den Mauren zusammentrafen, bei denen die Naturwissenschaften eine hohe Entwicklung erreicht hatten. Die Gelehrten des Mittelalters waren zum größten Teil Männer, die an den Universitäten der Mauren studiert hatten; aber das Wissen, das sie mit zurückbrachten, war für die unwissende Menge Magie. Die Gelehrten bezeichneten sogar selbst ihr Wissen als „natürliche Magie"; thatsächlich war es zum Teil nichts anderes, als was wir jetzt Naturwissenschaft nennen, denn es beruhte zunächst auf der Kenntnis der Naturgesetze. So schreibt Caspar Schott in seinem großen Werk: Magia universalis naturae et artis 1657: „Natürliche Magie nenne ich eine gewisse verborgene Kenntnis der Geheimnisse der Natur, wodurch man, wenn man die Natur, die Eigenschaften, verborgenen Kräfte, Sympathien und Antipathien der einzelnen Dinge erkannt hat, gewisse Wirkungen hervorrufen kann, die denjenigen, welche mit den Ursachen unbekannt sind, seltsam oder sogar wunderbar erscheinen." Hier wird also geradeheraus gesagt, daß das, was für den Eingeweihten natürlich ist, dem Unwissenden für Magie gilt.

Selbst die einfachste und natürlichste Handlung kann mit etwas gutem Willen als Zauberei erklärt werden. Wenn ein altes Weib einen Richtweg über ein Feld einschlägt, so gehört das doch zu den alltäglichen Ereignissen. Aber vor 2 oder 3 Jahrhunderten war eine derartige Handlung lebensgefährlich. Traf es sich nämlich, daß ein Stück Vieh, das auf dem Felde weidete, einige Zeit nachher krank wurde, so war es natürlich die Schuld der alten Frau. Sie hatte das Vieh wahrscheinlich verhext, folglich war sie eine Hexe. Es ist nachweisbar, daß viele der Weiber, die in der Zeit der Hexenprozesse verbrannt wurden, keine größeren Sünden auf ihrem Gewissen hatten. Das war der Höhepunkt des Wahnwitzes: ganz gleich, was ein Mensch vornahm, es konnte als Zauberei ausgelegt werden und ihn auf den Scheiterhaufen bringen. —

Wir halten also fest: jede Handlung, die aus Aberglauben entspringt oder von abergläubischen Vorstellungen aus erklärt wird, ist Magie. Indem wir so die Magie auf den Aberglauben zurückführen, vermeiden wir jedenfalls zwei Schwierigkeiten, mit denen frühere Forscher zu kämpfen hatten. Erstens bekommen wir eine genauere und schärfere Bestimmung von der Natur der Magie, als es sonst möglich wäre. Die meisten älteren Forscher haben unter Magie Wirkungen verstanden, die mit Hilfe der Dämonen erreicht werden; aber das ist nicht ganz richtig. Denn weder in der Alchemie noch in der Astrologie oder in den übrigen Auguralwissenschaften ist die Rede von Dämonen oder Platz für sie, und doch müßte man das, was durch diese

Wissenschaften ausgerichtet wird, Zauberei nennen. Dazu kommt noch weiter, daß wohl alle europäischen Völker ursprünglich Zauberei getrieben haben, ohne auch im geringsten an eine Mitwirkung der Dämonen dabei zu denken; die Magie setzt also den Dämonenglauben nicht notwendig voraus. Dazu, daß eine Handlung als magisch angesehen wird, ist nicht erforderlich, daß Dämonen mit im Spiele sind; es ist völlig genügend, daß sie aus irgend einer abergläubischen Vorstellung, einerlei welcher, hervorgeht. Und gerade das liegt in der Definition, die hier gegeben ist.

Eine noch viel größere Schwierigkeit, die wir vermeiden, ist die Scheidung zwischen Zauberei und Wunder. Es versteht sich von selbst, daß die Relativität, welche wir in Bezug auf den Aberglauben nachgewiesen haben, auch für die Magie gelten muß, wenn wir diese mit Hilfe des Aberglaubens definieren. Hieraus folgt aber, daß eine Handlung oder Begebenheit, welche von einem Gesichtspunkte aus als Wunder aufgefaßt wird, von einem anderen Gesichtspunkte aus Zauberei wird. Wenn eine Handlung von religiösen Vorstellungen aus erklärt, d. h. wenn sie als Resultat eines direkten Eingreifens der Gottheit aufgefaßt wird, so ist sie ein Wunder für den, der diese Auffassung hat. Wird dagegen eben dieselbe Handlung von abergläubischen Vorstellungen aus erklärt, so ist sie Magie.

Wir haben ein schlagendes Beispiel dafür in den Begebenheiten, welche sich in Aegypten ereigneten, als Moses die Juden ausführte. Im II. B. Mose 7, 10—12 lesen wir: „Da gingen Mose und Aaron hinein zu Pharao und thaten, wie ihnen der Herr geboten hatte; und Aaron warf seinen Stab vor Pharao und vor seinen Knechten, und er ward zur Schlange. Da forderte Pharao die Weisen und Zauberer; und die ägyptischen Zauberer thaten auch also mit ihrem Beschwören. Ein Jeglicher warf seinen Stab von sich, da wurden Schlangen daraus . . .“ Und nachher wiederholt dasselbe sich mehrere Male; da Moses das Wasser der Flüsse in Blut verwandelt und die Frösche aus der Erde hervorruft, thun die Weisen dasselbe. Aber während Moses' Thaten den Juden als Wunder dastanden, weil sie durch das Eingreifen des Herrn ausgeführt wurden, werden die ägyptischen Priester Zauberer und Beschwörer genannt, obwohl sie ganz dasselbe ausführten, aber mit Hilfe von falschen Göttern. Jeder aber kann sich sagen, daß die Aegypter die Sache gerade umgekehrt aufgefaßt haben: Moses galt ihnen als ein mächtiger Zauberer, der viele wunderbare Thaten vollbrachte, aber mit Hilfe der Götter sahen die Priester sich im stande, ähnliche Wunder zu verrichten. Es kann nicht dem leisesten Zweifel unterliegen, daß die Aegypter von ihrem Gesichtspunkte aus die Dinge so aufgefaßt haben. Wir besitzen noch Schriften aus den ersten christlichen Jahrhunderten, aus denen hervorgeht, daß die Heiden die Wunder Jesu und der Apostel als magische Künste betrachteten.

Es kommt also jedesmal auf den Standpunkt an. Was für den einen ein Wunder ist, weil er es sich mit Hilfe der Gottheit ausgeführt denkt, an die er glaubt, ist für einen anderen Zauberei, weil er nicht an denselben Gott glaubt. Vieles von dem, was wir im Folgenden als magische Künste und Zauberei behandeln werden, ist zu seiner Zeit und an seinem Ort als eine religiöse Ceremonie aufgefaßt worden, die ein Eingreifen der Gottheit oder mit anderen Worten „ein Wunder“ bezweckte; von unserem Standpunkt aus bleibt es natürlich Zauberei.

Der Gang der Untersuchung.

Wir haben bis jetzt Rechenschaft darüber abgelegt, was unter „Aberglaube“ und „Zauberei“ zu verstehen ist, und damit die Grenzen für die Phänomene gezogen, welche im Folgenden behandelt werden sollen. Es bleibt uns nun noch übrig, in kurzen Zügen den Gang unserer Untersuchungen zu bestimmen.

Es hat für uns natürlich das größte Interesse, die Entwicklung des Aberglaubens in Europa zu verfolgen. Dabei bedarf es indes nur geringer Kenntnisse, um zu sehen, daß die Entwicklung durchaus nicht in einer geraden Linie von einem einzelnen Punkt aus verläuft, und daß die Anfänge ganz außerhalb Europas liegen. Von der großen Masse abergläubischer Vorstellungen, die im Laufe der Zeit unseren Erdteil beherrscht haben, hat nur ein sehr geringer Teil seine ursprüngliche Heimat bei den verschiedenen europäischen Völkern; das meiste ist von den Völkern des Morgenlandes her importiert. Diese Einführung ist zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Wegen vor sich gegangen. Wenigstens 3 Hauptquellen sind für den europäischen Aberglauben nachweisbar außer dem, was ursprünglich von den einzelnen europäischen Völkern herstammt. Der erste Einfluß ging von den Chaldäern aus zu der Zeit, als Alexander der Große in Persien eindrang. Der zweite Hauptstrom ist gemischten, jüdisch—ägyptisch—arabischen, Ursprungs und gelangte mit den Mauren nach Europa. Der dritte endlich kam in der Mitte dieses Jahrhunderts von Amerika hierher, ist aber mit einer Menge indischer (buddhistischer) Elemente vermischt worden. Jeder dieser Hauptströme hat seinen eigentümlichen Charakter und hält sich lange Zeit isoliert, bis er sich schließlich mit den anderen Strömen mischt. Wir müssen deshalb nicht nur den Lauf jedes einzelnen verfolgen, sondern auch die Resultate ihrer Mischung darlegen.

Haben wir so über die Thatsachen und über die Formen, welche der Aberglaube und die Magie im Laufe der Zeit annahmen, Rechenschaft abgelegt, so werden wir dazu übergehn, die Ursachen zu den verschiedenen Erscheinungen zu untersuchen. Der Aberglaube kann ebensowenig wie sonst etwas in der Welt ohne Ursache sein. Wenn der Mensch glaubt, ein Gespenst zu sehen, so sieht er auch ohne Zweifel irgend etwas. Es kann ein Stück Zeug sein, das sich, vom Monde beleuchtet, im Zuge eines offenen Fensters schwach bewegt; es kann auch sein, daß die Erscheinung ausschließlich in einem krankhaften Zustande des Gehirns vom Beobachter begründet ist: in beiden Fällen aber ist es unzweifelhaft, daß etwas wahrgenommen wird; nur die Deutung des Wahrgenommenen ist verkehrt. So liegen hinter allen abergläubischen Vorstellungen gewisse Beobachtungen, die nur unrichtig aufgefaßt worden sind. Der Aberglaube besteht ja in Irrtümern. Ebenso aber wie es ein Interesse

hat, die Irrtümer, die falschen Deutungen gewisser Beobachtungen, nachzuweisen, so ist es nicht weniger von Interesse, den physischen und psychischen Phänomenen auf die Spur zu kommen, welche die Veranlassung zu den Irrtümern gegeben haben. Erst bei einer solchen Untersuchung bekommt die ganze Arbeit ihren natürlichen Abschluß. Denn bestimmte Anschauungen als Irrtümer, als Aberglauben, zu bezeichnen, ist erst dann berechtigt, wenn erwiesen ist, daß diese Anschauungen durch unrichtige Erklärung gewisser Thatsachen entstanden sind, welche nach der Kenntnis späterer Zeiten in ganz anderer Weise aufgefaßt werden müssen. Auf diese abschließende Untersuchung lege ich daher in meiner ganzen Arbeit das Hauptgewicht. Da aber die Lösung dieses Teiles unserer Aufgabe in hohem Grade erleichtert wird, wenn wir den Aberglauben bis auf seinen Ursprung zurück verfolgen können, bis auf die einzelnen Formen, die er beim primitiven Menschen annimmt, so leiten wir unsere Untersuchungen mit einem kurzen Ueberblick über den Aberglauben und die Zauberei bei den wilden Völker ein.

Aberglaube und Zauberei bei den wilden Völkern.

Die religiösen Vorstellungen der wilden Völker.

Die ältesten geschichtlichen Nachrichten, die wir besitzen, stammen von den Aegyptern und dem alten chaldäischen Volk, den Akkadern, her; diese Nachrichten reichen 4000 Jahre vor unsere Zeitrechnung zurück. Von einem früheren Zeitpunkt an können wir die Entwicklung des Menschengeschlechts geschichtlich nicht verfolgen. Nun zeigen die ägyptischen und akkadischen Berichte, daß diese Völker selbst in den ältesten, unbekannten Zeiten große Reiche gebildet haben, die von mächtigen Königen beherrscht und im Besitz einer hohen Kultur waren. Die Berichte geben uns also nur indirekte und unsichere Einblicke in die Verhältnisse des primitiven Menschen; es muß die fortschreitende Entwicklung langer Zeiten vorausgegangen sein, ehe der Mensch zu dem Standpunkt gelangt ist, auf dem die Aegypter und Akkader in den ältesten geschichtlichen Zeiten standen. Suchen wir zuverlässigen Aufschluß über wirklich primitive Zustände, so müssen wir uns an die noch existierenden wilden Völker halten, z. B. an die Grönländer, die nordamerikanischen Indianer, die Neger in Afrika und die sibirischen Völker. Es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß die abergläubischen Vorstellungen und magischen Künste auch dieser Völker eine gewisse Entwicklung durchlaufen haben, so daß auch sie keineswegs als die primitivsten Zustände auf diesem Gebiete angesehen werden dürfen; aber wir können nun einmal die Entwicklung nicht weiter zurückverfolgen.

Die religiösen Vorstellungen der wilden Völker sind selbstverständlich nicht alle gleich; aber trotz der Verschiedenheiten giebt es doch so viele übereinstimmende Punkte, daß wir sie ganz gut gemeinsam behandeln dürfen, da wir hier nicht auf alle Einzelheiten einzugehen brauchen, sondern nur die Hauptzüge hervorheben werden. Am niedrigsten scheinen die Australneger zu stehen, weil sie, soweit bekannt, keine Vorstellung von höheren Wesen haben. Jedenfalls findet sich keine Spur von irgend welchem Kultus bei ihnen; auch haben sie nur ganz unbestimmte Vorstellungen von der Existenz böser Geister. Von den Seelen der Toten glauben sie, daß dieselben nach einem kurzen Aufenthalt auf der Erde zu den Wolken emporsteigen, wo sie gewöhnlich bleiben; jedoch liegt kein Hindernis für sie vor, zur Erde zurückzukehren, sie wechseln aber dann die Farbe und werden Weiße. Die Europäer werden so also als Wiedergänger*) angesehen. Diese Auffassung hindert die Australneger jedoch nicht, weiße Frauen zu heiraten, wenn die eine oder andere gelegentlich in ihre Gefangenschaft gerät. Ihre Vorstellungen von den Geistern scheinen demnach etwas unklar und verschwommen zu sein. Ferner haben sie ebenso wie andere wilde Völker Zauberer, die bei allen besonderen Veranlassungen zu Hilfe gerufen werden, z. B. bei Krankheitsfällen, und die in derselben Weise und mit denselben Mitteln wirken, welche bei anderen Völkern bekannt sind. Die Macht dieser Zauberer rührt, wie man glaubt, von ihrem vertrauten Umgang mit den Geistern her; aber was das für Geister sind, ob es die Seelen der Verstorbenen sind, bevor diese die Erde verlassen, oder ob es möglicherweise die bösen Geister sind, welche auch mitunter besprochen werden, darüber bekommt man keinen Aufschluß. Vielleicht sind die eingeweihten Zauberer sich selbst nicht klar darüber. Jedenfalls ist unsere Kenntnis hiervon eine zu geringe, so daß wir die Australneger hier besser außer Betracht lassen.

Die meisten anderen unzivilisierten Völker stehen doch auf einer höheren Stufe als die Australneger. Bei den afrikanischen Negern und den amerikanischen Indianern kann man schon zwischen eigentlichen religiösen Vorstellungen, der Annahme eines höheren Wesens und Aberglauben scheiden. Die Indianer haben so ihren Manitu, die Bantustämme in Südafrika ihren Modimo oder Molimo. Dieser „große Geist“ oder dieses „höchste Wesen“ spielt jedoch keine große Rolle; jedenfalls beten sie ihn nie an. Der Schöpfer der Welt ist er nicht; eher noch scheint er dem Fatum, Schicksal, zu entsprechen. Dies geht jedenfalls aus dem hervor, was ein intelligenter Negerhäuptling unter den Bantus den Missionaren erzählte:

„Ihr glaubt also,“ sagte er, indem er auf die Sterne wies, „daß zwischen ihnen und auf der anderen Seite von ihnen ein allmächtiger Herr wohnt, der uns alle geschaffen hat und unser Vater ist? Unsere Vorfahren pflegten allerdings vom Herrn des Himmels zu reden, und wir bezeichnen die großen leuchtenden Flecke, die ihr über euren

*) Ein in der deutschen Mythologie nicht seltenes Wort = Gespenst, Geist.

Häuptern seht, als den Weg der Götter; aber es scheint uns, daß die Welt stets gewesen sein muß, ausgenommen Menschen und Tiere, welche nach unserer Ansicht einmal einen Anfang gehabt haben müssen, erst die Tiere und dann die Menschen. Jedoch wissen wir nicht, wer sie in die Welt brachte. Wir beten die Geister unserer Vorfahren an, und wir bitten sie um Regen, reichliche Ernte, Gesundheit und gute Aufnahme bei ihnen nach dem Tode."

Die Vorstellungen der Indianer von Manitu scheinen ähnlicher Art zu sein. Sie beten weder ihn noch die zahlreichen anderen Götter an. Nur die Kriegsgötter werden vom Häuptling angerufen, wenn der Stamm einen Zug unternimmt. Ihre äußerst kurzen Gebete werden gewöhnlich an die Verstorbenen gerichtet: „Geister, habt Mitleid mit mir und zeigt mir, wo ich einen Bären finden kann." Ein Reisender erzählte, daß er einmal mit einigen Indianern zu Wasser gereist sei; sie kamen an einen See. Die Indianer nahmen ihre Pfeifen und fingen an zu rauchen, indem sie die Winde anflehten, ruhig zu sein, damit sie ohne Gefahr über den See kommen könnten.

Aus diesen Berichten geht hervor, daß die Geister, vor allem die Seelen der Verstorbenen, danach aber auch Naturgeister, den Kern in der Religion dieser Wilden bilden. Die Geister durchdringen alles, sie schaden oder nützen; sie müssen deshalb verehrt werden. Durch Opfer und Beschwörungen der Geister sichert der Mensch sich einen günstigen Erfolg seiner Unternehmungen; mit ihrer Hilfe schadet er seinem Nachbar, der ihm unrecht gethan hat. Das wesentlichste Stück in ihrer Religion ist also Aberglaube; ihr Kultus ist Magie.

Die Art und Weise, wie die Geister angerufen und beschworen werden, ist bei allen Völkern nicht gleich. Einige wenden sich an irgend einen sichtbaren Gegenstand, in dem, wie sie meinen, der Geist seinen Sitz hat (Fetisch). Andere dagegen haben keine sichtbaren Symbole für die Geister. Bei anderen wiederum scheinen beide Formen nebeneinander vorzukommen. Die Neger an der Küste von Guinea sind typische Beispiele von Fetischdienern. Wie ein Fetisch entsteht, geht aus folgender Darlegung eines ihrer Häuptlinge hervor:

„Wenn jemand von uns beschlossen hat, etwas Wichtiges vorzunehmen, so ist das erste, was er thut, daß er sich einen Gott als Hilfe zu seinem Vorhaben sucht. Zu diesem Zweck geht er aus und nimmt das erste lebende Geschöpf, das sich ihm zeigt, zum Gott, einen Hund, eine Katze oder auch eines der allerniedrigsten Tiere. Es kann auch ein lebloser Gegenstand sein, den er auf seinem Wege findet, ein Stein, ein Stück Holz oder was es sonst gerade ist. Diesem neuen Gott bringt er gleich ein Opfer dar, erklärt ihm sein Vorhaben und gelobt ihm feierlich, daß, wenn dieses gelinge, er ihn fernerhin als seinen Gott betrachten und ihn ehren wolle. Wenn das Vorhaben also glückt, hat er einen neuen, sehr nützlichen Gott entdeckt, dem er jeden Tag opfert; im entgegengesetzten Fall verwirft er den neuen Gott als unbrauchbar; derselbe wird dann wieder, was er vorher war."

Einen höheren Standpunkt nehmen die südafrikanischen Neger ein, weil sie sich an ganz bestimmte Geister wenden und dieselben nicht unter irgend einer sichtbaren Form anbeten. Es sind, wie wir oben sahen, aus-

schließlich die Geister der Vorfahren, die Seelen der Verstorbenen, die angerufen werden; jedoch stehen dieselben nicht alle auf gleicher Stufe. Der Sohn wendet sich besonders an seinen Vater, als den, welchen er am besten gekannt hat. Ein Zulu hat diese ganze Auffassung in folgender Weise beschrieben:

„Wir Schwarzen ehren nicht alle unsere Amatongos (Vorfahren), d. i. alle Toten unseres Stammes, ohne Unterschied. Im allgemeinen wird nur das Haupt eines jeden Hauses von den Kindern desselben angebetet, denn sie kennen nicht die übrigen Vorfahren, die tot sind, auch kennen sie nicht ihre Namen. Aber mit ihrem Vater, den sie kannten, beginnen und beenden sie ihr Gebet, denn sie kennen ihn und seine Liebe zu seinen Kindern am besten. Er wird uns in derselben Weise behandeln auch jetzt, da er tot ist. So ist es, obwohl wir die vielen Amatongos unseres Stammes anbeten, die einen dichten Zaun um uns zu unserem Schutz bilden; doch gilt unser Vater uns weit höher als alle anderen, wenn wir die Amatongos ehren. Unser Vater ist ein großer Schatz für uns, selbst wenn er tot ist. Wenn Krankheit im Kraal ist, preist der älteste Sohn ihn mit all' den ehrenvollen Beinamen, die er im Kampf und in der Schlacht gewann; zugleich preist er aber auch alle die übrigen Amatongos."

Wir wissen auch, wie solch eine Anrufung und Lobpreisung der Geister bei diesen Stämmen ausgeübt wird. Natürlich ist sie mit Opfern an die Geister verbunden; nachdem das Innere des Opfertieres herausgenommen ist, ruft der Häuptling: „Ihr, Geister meiner Vorfahren, empfanget dieses Opfer, es ist eure Speise. Gebt mir Gesundheit nach eurer Barmherzigkeit!" Als ein gutes Zeichen wird es angesehn, wenn das Tier während des Schlachtens brüllt; dann ruft man: „Brülle laut, du Ochse unserer Geister!" Ein Teil des Blutes und Fettes wird an einer abseits gelegenen Stelle verbrannt, und zwar das Fett mit Rauchwerk zu einem süßen Geruch für die Geister; danach beginnt die Opfermahlzeit. Der Häuptling geht dann mit einem Diener, welcher eine Speisematte trägt, zum äußersten Ende der Einfriedigung fürs Vieh und ruft: „Ruhe, Stille! Ich bitte euch, ihr Geister unserer Väter, die ihr so große und edle Thaten vor uns ausgeführt habt, um guten Erfolg und Glück. Ich bitte euch, ihr wollet meinen Kraal mit Vieh füllen, meine Scheuern mit Korn, meine Häuser mit Kindern, damit ihr nie aus unserem Gedächtnis schwindet."

Während die südafrikanischen Stämme neben der recht hübschen Verehrung der Verstorbenen keinen Fetischdienst zu haben scheinen, ist dieses bei den nordamerikanischen Indianern wohl der Fall. Wir sahen oben, wie diese Völker ohne weitere Ceremonien und ohne sich an einen sichtbaren Gegenstand zu wenden, Geister und Winde anrufen. Von denselben Indianern, dem Dakotastamm, wird erzählt, daß sie kein bestimmtes Bild anbeten; sie haben infolgedessen auch kein gottesdienstliches Gebäude. Dagegen findet man nicht selten, daß solch ein Indianer den ersten besten runden Stein aufnimmt, ihn bemalt, dann wenige Schritte von seiner Wohnung fortgeht und das Gras in einem Kreis von 1—2 Fuß Durchmesser ausreißt. Hier stellt er den Stein oder seinen Gott, wie er ihn bezeichnen würde, auf, opfert ihm etwas Tabak und einige Federn und fleht ihn an, ihn vor einer Gefahr zu bewahren, von der er wahrscheinlich geträumt, oder die er sich sonst irgendwie eingebildet hat. Es besteht also Fetischdienst neben der direkten Hinwendung an die Geister.

Die religiöse Magie der wilden Völker.

Was wir oben geschildert haben, ist zunächst die Art, wie der einzelne Privatmann die Geister verehrt oder beschwört. Dies findet jedoch im allgemeinen wohl nur bei den gewöhnlichen Erlebnissen des täglichen Lebens statt. Sobald es sich dagegen um ernstere Begebenheiten handelt, wo der einzelne sich nicht mehr auf sich verlassen darf, z. B. in Krankheitsfällen, oder wenn das Wohl des ganzen Stammes auf dem Spiele steht, z. B. wenn Krieg ausbricht, wenn anhaltende Dürre die Weiden oder Jagdgründe zu vernichten droht, so bedarf es eines von den Geistern besonders begünstigten Mittlers, um die notwendigen Ceremonien auszuführen, die dem Volk die Hilfe der hohen Mächte sichern sollen. Solche Mittler, Priester, Zauberer, oder welche Bezeichnung man wählen will, finden sich bei allen wilden Völkern. Sie sind unter verschiedenen Namen bekannt. Die sibirischen Völker haben ihre Schamanen, die amerikanischen Indianer ihre sogenannten Medizinmänner, die z. B. bei den Dakotas Muskikiwininee, bei den Winebagos Madäwininee genannt werden. Ebenso bei den afrikanischen Völkern; bei den Zulu werden sie Isi-nyanga, bei den Betschuanen Ngaka u. s. f. genannt. Sie sind überall Regenmacher, Aerzte und Weissager, die gute Vorzeichen verschaffen und einen glücklichen Ausgang des Krieges sichern; durch ihre magischen Künste verhelfen sie dem einzelnen auch wohl zur Rache an seinen Feinden, zu einer glücklichen Beute auf der Jagd; kurz alles, was zur Zauberei gehört, übernehmen sie.

Es würde uns natürlich zu weit ins Detail führen, wenn wir die Ceremonien und magischen Operationen der Medizinmänner bei den verschiedenen Völkern durchnähmen; auch kennen wir sie nicht genau genug. Ich wähle daher den Ausweg, einzelne Züge von Völkern, bei denen man zufälligerweise solch eine Ceremonie besonders gut beobachtet hat, zu sammeln. Allerdings wird die Schilderung nicht genau auf ein einzelnes Volk passen; die Ceremonien sowohl wie die Anschauungen sind an verschiedenen Orten natürlich verschieden; jedoch liegt keine besondere Schwierigkeit hierin, da es sich für uns ja nur um eine allgemeine Uebersicht handelt.

Die Ceremonie, mit der neue Medizinmänner bei den Winebagos in Nordamerika eingeweiht werden, wird das Medizinfest genannt und ist eine sehr alte Institution, die, wie fast jedes ihrer Feste, zum großen Teil in Tanz besteht. Die Mitglieder, welche daran teilnehmen, bilden eine Gemeinschaft für sich und haben gewisse Geheimnisse, die Nichtmitgliedern niemals mitgeteilt werden. Es ist deshalb auch mehr die äußere Seite der Sache, die wir kennen; was die neuen Medizinmänner lernen, und in welche Geheimnisse sie eingeweiht werden, wissen wir nicht. Aber es liegt doch nahe, anzunehmen, daß es die Handlungen und Beschwörungsformeln sind, welche in gegebenen Fällen gebraucht werden sollen. Von diesen Formeln kennen wir genügend viele, um daraus schließen zu dürfen, daß wir nicht viel verlieren, selbst wenn wir niemals Kunde von den übrigen erhalten.

Das Fest selber wird nicht zu irgend einer bestimmten Zeit abgehalten, sondern erst wenn zwei oder mehrere Personen die Aufnahme in die Gemeinschaft begehren. Dann werden die notwendigen Vorbereitungen getroffen und Einladungen an ältere Mitglieder ausge-

fertigt, deren Anwesenheit gewünscht wird. Es nehmen also nicht alle Mitglieder der Gemeinschaft daran teil. Das Fest wird in einer speziell dazu eingerichteten Hütte abgehalten, deren Größe sich nach der Zahl der Geladenen richtet. In dieser Hütte sitzen die Mitglieder an den beiden Längsseiten; der mittlere Raum ist frei, um Platz für die Tanzenden zu haben. Die neuen Kandidaten müssen drei Tage fasten, ehe sie geweiht werden; währenddessen werden sie von dem alten Medizinmann, der das Fest leitet, an einen geheimen Ort geführt und in alle Mysterien der Gesellschaft eingeweiht. Auch unterziehen sie sich, wie man sagt, während des Fastens strengen Schwitzkuren, indem sie mit Teppichen bedeckt und dem Dampf gewisser Wurzeln ausgesetzt werden. Wenn dies überstanden ist, fangen die Ceremonien, an denen die Geladenen teilnehmen, an. Dieselben bestehen in Tanz und Reden der alten Medizinmänner, sowie in einer Menge wunderlicher Handlungen; so beginnen unter anderem alle älteren auf ein gegebenes Zeichen hin Würgbewegungen zu machen und spucken dann zuletzt eine kleine Muschelschale aus. Diese wird der Medizinstein genannt; sie behaupten, daß sie denselben beständig im Magen aufbewahren und nur bei diesen feierlichen Gelegenheiten ans Licht bringen. Die Bemerkung, daß solches schlechthin unmöglich ist, ist wohl überflüssig. Zuletzt bekommt jeder der Novizen einen Medizinsack, d. h. eine zusammengenähte Tierhaut, gefüllt mit verschiedenen Raritäten, sowie einen Medizinstein in den Mund. Damit sind sie in die Brüderschaft aufgenommen.

Im Medizinsack werden natürlich alle die Gegenstände aufbewahrt, die sie bei ihren magischen Operationen benutzen; darunter verschiedene Wurzeln, die sie möglicherweise wirklich als Heilmittel, namentlich zur Wundbehandlung, anwenden; außerdem verschiedene Teile von Tieren und einzelne Mineralien. Die wirksamsten Bestandteile der Medizin eines alten Winebagohäuptlings waren nach seiner eigenen Aeußerung ein kleiner Stein, der, wie sich zeigte, ein Stück natürlichen Kupfers war, sowie ein Stückchen Knochen, das nach seiner Behauptung vom großen Medizintier herrührte. Dieses Tier zeigt sich den Medizinmännern nur ab und zu in ihren Träumen und kommt sonst nicht auf Erden vor. Von der Hand desselben Häuptlings besitzen wir nebenstehendes Bild des großen Medizintieres.

Fig. 1.

Man sieht hieraus, wie die freie Phantasie die geringe praktische Erfahrung vollständig beherrscht, welche diese Leute vielleicht wirklich besitzen. Ihre kräftigste Medizin sind nicht die Wurzeln und Giftstoffe, deren Wirkung sie zufälligerweise entdeckt haben können, sondern Dinge, die sie gar nicht kennen, und die gerade deshalb ihre Phantasie in lebhafte Bewegung gesetzt haben, so daß sie denselben eine Menge mystischer Kräfte beilegen. Dieser Zug findet sich durchgehends bei allen wilden Völkern.

In einer südafrikanischen Legende von der großen Feuerschlange wird erzählt, daß zu der Zeit, als die Holländer ins Land (Natal) kamen, eine große Schlange mit einem Feuerkopf in einem Teiche lebte. Da geschah es, daß einige Leute von Amangwane kamen; sie legten sich auf die Lauer und schnitten der Schlange den Kopf ab, als sie aus dem

Wasser kroch; aber der Rumpf der Schlange zog sich wieder ins Wasser zurück, und der Teich trocknete sofort aus. Da wurden die Schwarzen bange und gingen zu den Holländern und fragten, was sie thun sollten. Die weißen Männer hörten die Erzählung an und fragten unter anderem: „Was habt ihr mit dem Kopf und dem nächsten Stück des Leibes gemacht?" Die Schwarzen antworteten: „Wir hatten die Medizin nötig, um uns zu kurieren." Die Holländer sagten: „Was wollt ihr eigentlich mit der Medizin, da ihr sie von einem Tier genommen habt, das ihr nicht kennt?" Die Schwarzen erwiderten: „Wir töteten das Tier, gerade weil es ein Tier war, das wir früher nie gesehen hatten; wir wollen es mit unserer anderen Medizin vermischen." Die Geschichte spricht genügend für sich und bedarf keiner weiteren Erklärung.

Fig. 2.

Ist der Inhalt des Medizinsackes wunderlich, so ist die Anwendung seines Inhaltes nicht weniger sonderbar.

Bei vielen Völkern finden sich auch interessante Anschauungen darüber, wo ihr Wissen herstamme. So glauben die Dakotaindianer, daß es ihnen von Unk-ta-he, dem Gott der Gewässer, mitgeteilt sei. Er und seine Begleiter zeigen sich den Medizinmännern im Traume. Er ist das Oberhaupt aller Geister und teilt den Medizinmännern ihre übernatürliche Macht mit.

Nebenstehende Figur 2 stellt die Wohnung dieses Gottes und seiner Begleiter dar; sie wird so erklärt: Der innere Kreis bedeutet das Wasser; Nr. 7 ist der Hauptgott. Nr. 3, 4, 5, 6 sind seine Begleiter. Nr. 2 ist ein Indianer; Nr. 8 ist die Welt, die den ganzen Raum zwischen den zwei Kreisen umfaßt; Nr. 1 ist ein Fluß mit einem indianischen Dorf am Ufer; Nr. 11 sind Thüren, die die Götter mit der Welt verbinden. Nr. 9 stellt den Blitz dar, welchen die Begleiter des Gottes zu ihrer Verteidigung gebrauchen. Nr. 10 sind Bäume, welche in den Wäldern an den Ufern wachsen.

Der Indianer, welcher diese Zeichnung entwarf, erzählte, Unk-ta-he sei aus dem See emporgestiegen und habe ihn, bevor er geboren, von seinem Dorfe am Fluß mit sich in die große Tiefe hinabgeführt. Als er auf dieser Fahrt bei den anderen Göttern vorbeigekommen sei, habe ein jeder von ihnen ihm einige gute Ratschläge gegeben, vom letzten, Nr. 3, habe er eine Trommel erhalten, und es sei ihm gesagt worden, daß ihm alles nach Wunsch gehen würde, wenn er auf sie schlüge und die Zauberworte gebrauchte, die er von den Göttern in der Tiefe gelernt hätte. Nach dieser Unterweisung sei er von Unk-ta-he wieder aufs trockene Land hinaufgeführt und von einem Weibe in der Gestalt eines Indianers geboren worden.

Das ist also die Auffassung der Medizinmänner von der Ursache ihrer übernatürlichen Macht. Sie brauchen bloß ihre Wünsche zu äußern, sodann

auf die Trommel zu schlagen, und gewisse von den Göttern vorgeschriebene Ceremonien vorzunehmen, so richten dieselben sich nach ihren Wünschen. Deshalb können sie auch da Hilfe leisten, wo gewöhnliche Menschen keinen Ausweg sehen.

Wir wollen nun die magischen Operationen genauer betrachten, welche sie in verschiedenen Fällen anwenden. Regenmangel ist natürlich eine der schlimmsten Plagen, welche die Wilden heimsuchen kann, mögen sie nun wie die südafrikanischen Stämme Viehzucht treiben, oder wie die Indianer Jäger sein. Wenn das Vieh nicht mehr genügende Nahrung auf den Weiden findet, oder wenn das Wild wegen der Dürre andere Gegenden aufsucht, so müssen die Medizinmänner Regen schaffen. Zu dem Zweck führen sie in der Einsamkeit verschiedene Beschwörungen aus, die nicht weiter bekannt sind; gleichzeitig verordnen sie aber eine Reihe allgemeiner Festlichkeiten zu Ehren der Götter, und das scheint eine ganz kluge und praktische Einrichtung zu sein: Denn können sie das Volk nur dahin bringen, daß es sich genügend lange amüsiert, so kommt der Regen zuletzt wohl von selbst. Wenn aber die Geduld des Volkes vorher aufhört, so geht es dem Medizinmann natürlich nicht besser als dem Fetisch, der die Erwartungen, die man an ihn stellt, nicht erfüllt. Sein Leben ist in Gefahr, wenn er nicht beizeiten dafür sorgt, sein wertes Ich in Sicherheit zu bringen. Dieses aber wird ihm im allgemeinen gelingen, da das Volk glaubt, daß er sich unsichtbar machen, verschiedene Tiergestalten annehmen und sich unverwundbar machen kann. Alles dieses wird mit Hilfe einer grasartigen Pflanze erreicht, welche die Dakotas Pezhikawusk nennen. Die Zauberer tragen sie immer bei sich, und wenn die Krieger zum Kampfe ausziehen, so werden sie und ihre Waffen mit einem Aufguß von dieser Pflanze übergossen. Dann sind sie dem Feinde unsichtbar und können nicht verletzt werden, nicht einmal von einer Büchsenkugel. Man sollte doch meinen, daß dieser Glaube im Kampfe mit den Soldaten der vereinigten Staaten gründlich erschüttert worden sei.

Auch als Aerzte genießen die Medizinmänner großes Ansehen, aber von einer wirklichen Kenntnis der Heilmittel und einer zweckmäßigen Anwendung derselben ist nur selten die Rede. Besitzen sie wirklich solche Kenntnis, so ist dieses der großen Masse jedenfalls verborgen, die ihr Vertrauen allein auf die magischen Kräfte des Zauberers setzt. Allerdings soll dieses Vertrauen in den letzten Jahren in Nordamerika bedeutend geschwächt sein; wo die Indianer in beständigen Verkehr mit den Weißen gekommen sind, haben sie bald gelernt, daß die „Medizin der bleichen Gesichter“ kräftiger und zuverlässiger ist als ihre eigene. Sie ziehen jetzt Opium und Chinin sogar einem Stückchen Knochen vom großen Medizintier vor. Und das kann uns kaum wundern; denn das wesentlichste, das der Medizinmann thut, wenn er als Arzt auftritt, besteht darin, daß er tanzt und Beschwörungen singt. Ganz gewiß verordnet er auch kalte und warme Bäder, je nachdem der Patient an Hitze oder Kälte leidet, und es werden auch Heilmittel zum inneren Ge-

brauch angewendet, aber das wichtigste bei der Behandlung ist doch der magische Tanz. Bei mehreren Indianerstämmen wird dieser Tanz für so heilig und bedeutungsvoll angesehen, daß er mit Hilfe ihrer eigentümlichen Bilderschrift genau aufgezeichnet ist, damit ja nichts verloren gehe.

Der Tanz ist eine förmliche Vorstellung, die der Zauberer am Krankenlager vor einem ehrfurchtsvollen Zuschauerkreis aufführt. Auf seine kleine Trommel loshämmernd oder mit einer Klapper schlagend, bewegt er sich im Kreise, giebt vor, daß er in einer mystischen Weise sich mit den Geistern unterhalte, zieht dem Patienten die Krankheit aus dem Magen oder Hals, treibt böse Geister aus verschiedenen Teilen des Leibes u. s. f. Auf diese Weise fortfahrend, bringt er nicht nur sich selbst, sondern auch die Zuschauer und den Patienten allmählich in Ekstase, indem diese ihn mit Furcht und Zittern anblicken, und wenn er seine magische Klapper schüttelt oder auf sein kleines Tamburin schlägt, bilden sie sich ein, daß Himmel und Erde auf seine Stimme lausche, und daß das ganze Weltall sich vor ihm beuge. Daß der Patient sich nach dieser Behandlung erholt, ist an und für sich nicht unwahrscheinlich: wissen wir doch, daß oft auch bei uns das Vertraun zum Arzte, nicht aber die Medizin die Heilung bewirkt.

Der leitende Faden in allen Handlungen des Medizinmannes ist, wie oben besprochen, unzweifelhaft der Gedanke, daß ein bloßer Wunsch die Erfüllung des Wunsches mit Hilfe der Götter herbeiführt. Der Medizinmann braucht durch seine Handlungen es den Geistern nur klarzulegen, was er von ihnen erwartet, so verläßt er sich darauf, daß sie die Ausführung besorgen. Darauf deutet der magische Tanz beim Kranken hin, ebenso aber auch der allen wilden Völkern gemeinschaftliche Glaube, daß das, was man mit einem Bilde eines lebenden Wesens macht, wirklich auch mit den abgebildeten Personen oder Tieren selbst geschieht. Auf diese Weise verschafft der Wilde sich Rache an seinem persönlichen Feinde; für Geld und gute Worte bringt er einen mächtigen Zauberer dazu, sich ein Bild seines Feindes zu machen und es dann zu verbrennen, sein Herz zu durchbohren oder es in anderer Weise zu vernichten. Ja, so groß ist der Glaube an diese magischen Künste, daß, wenn die betreffende Person erfährt, was mit ihrem Bilde geschehen ist, sie oft vor Furcht sogar stirbt.

Aehnlich handeln viele indianische Stämme, wenn sie sich einen günstigen Ausfall, z. B. der Bärenjagd, sichern wollen. Der Medizinmann zeichnet ein ganz rohes Bild eines Bären auf Birkenrinde und zieht einen Strich vom Herzen der Figur zum Maule, um anzudeuten, daß das Leben das Tier auf diesem Wege verlassen soll. Hierzu singt er dann folgende Beschwörung:

„Höre meine Macht! Meine Geschwindigkeit und Rache ist wie die des Adlers. Ich höre alles, was in der Welt geschieht. Der Bär muß meiner Wigwams*)-Medizin gehorchen. Meine geheime Wohnung ist eine doppelte. Fürchte also den Menschen! Eine Schnecke soll in deine Eingeweide kommen. Kann ein Bär meinem Pfeile entfliehen? Ein Fluß? He, he! Kann ein Bär meiner Zauberkraft entfliehen? Meine Medizin ist kräftig." Die Geschichte berichtet nichts darüber, welche Wirkung diese furchtbare Beschwörung auf die amerikanischen Bären ausübt.

*) Wigwam = Zelt der Indianer.

Die Zauberer prophezeien auch zukünftige Ereignisse, deuten Zeichen u. s. f. Dazu ist die Mitwirkung eines Medizinmannes jedoch keineswegs immer erforderlich; bei allen wilden Völkern findet man eine ausgebreitete Kenntnis der Wahrsagekünste, womit der einzelne jedenfalls in den gewöhnlicheren Fällen sich selber zu helfen sucht. Sehr verbreitet ist so die Belomantie, die Kunst, mit Hilfe von abgeschossenen Pfeilen zu wahrsagen. Wenn ein indianischer Held auf Abenteuer auszieht, schießt er zuvor aufs Geratewohl einen Pfeil in die Luft. Die Richtung des herabgefallenen Pfeiles zeigt ihm dann den einzuschlagenden Weg. Dieses erinnert sehr an das „Zählen der Knöpfe", wie es bei uns Sitte ist. Bei feierlicheren Gelegenheiten, oder wenn ein bestimmter Aufschluß über die Zukunft gewünscht wird, wendet man sich an den Medizinmann. Er hat natürlich eine je nach Zeit und Umständen verschiedene Art vorzugehen; aber da wir uns hier nicht darauf einlassen können, alle diese mantischen Operationen zu beschreiben, beschränken wir uns darauf, eine einzelne, besonders interessante anzuführen, nämlich die Methode, die von den sibirischen Schamanen angewandt wird; sie hat dadurch Interesse, daß sie uns zeigt, wie die Medizinmänner der wilden Völker manchmal Mittel zu benutzen verstehn, die nicht nur bei ihren unwissenden Stammesgenossen, sondern auch bei civilisierten Menschen den Eindruck des Mystischen, Uebernatürlichen hervorbringen können. Die Berichte verschiedener Reisenden über die Handlungsweise der Schamanen stimmen im wesentlichen überein; ich gebe daher nur eine einzelne dieser Schilderungen wieder.

„In der Mitte der Jurta (der Hütte der Tungusen) flackerte ein helles Feuer, um welches ein Kreis mit schwarzen Schaffellen ausgelegt war. Auf diesem ging in abgemessenem, taktmäßigem Schritte langsam ein Schamane umher, indem er halblaut seine Beschwörungsformeln hersagte. Sein langes, schwarzes und struppiges Haar bedeckte fast das ganze aufgedunsene, dunkelrote Gesicht; zwischen diesem Schleier blitzen unter den borstigen Augenbrauen ein Paar glühende, blutunterlaufene Augen hervor. Seine Kleidung, ein langer Talar aus Tierfellen, war von oben bis unten mit Riemen, Amuletten, Ketten, Schellen, Stückchen Eisen und Kupfer behängt; in der rechten Hand hatte er seine gleichfalls mit Schellen verzierte Zaubertrommel in Form eines Tamburins und in der Linken einen Bogen. Sein Anblick war fürchterlich wild und grausenerregend. Die Versammlung saß schweigend und in der gespanntesten Aufmerksamkeit. Allmählich erlosch die Flamme in der Mitte der Jurta, nur Kohlen glühten noch und verbreiteten ein mystisches Halbdunkel in derselben. Der Schamane warf sich zur Erde nieder, und nachdem er ungefähr 5 Minuten unbeweglich dagelegen hatte, brach er in ein klägliches Stöhnen, in eine Art dumpfen oder unterdrückten Geschreies aus, welches klang, als rührte es von verschiedenen Stimmen her.

Nach einer Weile ward das Feuer wieder angefacht, es loderte hoch empor. Der Schamane sprang auf, stellte seinen Bogen auf die Erde, und indem er ihn mit der Hand hielt und die Stirne auf das Oberende desselben stützte, fing er an, — zuerst langsam, dann allmählich immer rascher — im Kreise um den Bogen herumzulaufen. Nachdem dies Drehen so lange gedauert hatte, daß mir vom bloßen Zusehen der Kopf wirbelte, blieb er plötzlich ohne irgend ein Anzeichen von Schwindel stehen und begann mit den Händen allerlei Figuren in die Luft zu machen. Dann ergriff er in einer Art von Begeisterung

seine Trommel, die er, wie es mir schien, nach einer gewissen Melodie rührte, worauf er bald rascher, bald langsamer umhersprang, während sein ganzer Körper auf die seltsamste Weise unbegreiflich schnell hin und her zuckte. Während aller dieser Operationen hatte der Schamane einige Pfeifen des schärfsten tscherkessischen Tabaks mit einer gewissen Gier geraucht und zwischen jeder einen Schluck Branntwein getrunken. Dies und die Drehoperation mußten ihn doch endlich schwindlich gemacht haben, denn er fiel nun plötzlich zu Boden und blieb starr und leblos liegen. Zwei der Anwesenden hoben ihn auf und stellten ihn aufrecht hin; sein Anblick war scheußlich. Die Augen standen ihm weit und stier aus dem Kopfe, sein ganzes Gesicht war über und über rot; er schien in einer völligen Bewußtlosigkeit zu sein, und außer einem leichten Zittern seines ganzen Körpers war einige Minuten lang gar keine Bewegung, kein Lebenszeichen an ihm bemerkbar. Endlich schien er aus seiner Erstarrung zu erwachen; mit der rechten Hand auf seinen Bogen gestützt, schwang er mit der Linken die Zaubertrommel rasch und klirrend um seinen Kopf und ließ sie dann zur Erde sinken, was, wie die Umstehenden mir erklärten, anzeigte, daß er nun völlig begeistert sei, und daß man sich mit Fragen an ihn wenden könne."

Seine Antworten auf die Fragen wurden ohne langes Besinnen gegeben, aber in einer Weise, als ob er selbst nicht wüßte, was da vorging. Zum großen Teil waren die Antworten in einem unklaren Orakelstil gehalten, so daß der Fragende sie auslegen konnte, wie er selbst wollte. — Das Interessanteste an dem Bericht ist unzweifelhaft das, daß wir berauschende und hypnotisierende Mittel hier angewandt sehen, um einen Zustand hervorzurufen, in dem der Schamane ohne sein Vorwissen Antwort auf Fragen geben kann, die er im normalen Zustand vernünftigerweise gar nicht hätte beantworten können.

Die Zauberei bei den Wilden.

Wenn alles Gute, jede Hilfe und jeder Beistand von den Geistern herrührt, so liegt es nahe anzunehmen, daß auch alles Böse, jeder Schaden und jedes Unglück durch ähnliche Wesen verursacht wird. Die Wilden nehmen daher nicht nur die Existenz von guten Geistern an, sondern auch die von Dämonen. Und ebenso wie sie glauben, daß die priveligierten Medizinmänner ihre Macht von den guten Geistern haben, so glauben sie auch, daß viele Menschen in Verbindung mit den bösen Geistern stehen und mit ihrer Hilfe anderen zu schaden suchen. Wir treffen also schon auf diesen niedrigsten Stufen eine Sonderung zwischen der legitimen, der guten oder weißen Magie und der Zauberei, der bösen oder schwarzen Magie*). Der

*) Ueber den Ursprung des Ausdruckes „schwarze Magie" berichtet Soldan (Gesch. der Hexenprozesse, Ausg. 2, Bd. I, 198), daß derselbe im Mittelalter durch Verdrehung des griechischen Wortes Nekromantie aufgekommen sei. Hierunter verstanden die Griechen die Totenbefragung, aber das Wort wurde später in der christlichen Kirche als gleichbedeutend mit jeder unerlaubten Zauberei gebraucht. Es wurde dann zu Nigromantie verdreht (von niger schwarz) und später machte man im Gegensatz hierzu den Begriff „weiße Magie".

erste Gedanke des Wilden, wenn ihm oder seinen Angehörigen irgend ein Unglück zustößt, ist gewöhnlich der, daß dieses durch Zauberei verschuldet sei; die Aufgabe des Medizinmannes besteht daher sehr oft darin, nicht bloß dem Schaden abzuhelfen, sondern auch die Person aufzuweisen, die durch ihre schwarzen Künste denselben verursacht hat. Dadurch bekommt der Medizinmann eine gewaltige Macht; denn da die Zauberei fast stets mit dem Tode bestraft wird, kann er sich leicht eines persönlichen Feindes entledigen, indem er ihn als Zaubermeister ausweist. Die schwarze Magie wird darum verborgen gehalten, wenn sie überhaupt jemals ausgeübt wird; wir wissen jedenfalls bei den Wilden nichts von ihr, aber sie muß nach der Natur der Sache eine ziemlich treue Kopie der offiziellen Zauberei sein.

I. Abschnitt.

Die Weisheit der Chaldäer
und ihre Entwicklung in Europa.

Die Chaldäer.

Die Religion der Chaldäer.

Unsere Kenntnis von den religiösen und abergläubischen Vorstellungen der chaldäischen Völker stammt hauptsächlich aus den zahlreichen Schriften, die in einem Bibliothekssaal des alten Ninive gefunden worden sind, und die zu lesen und auszulegen den europäischen Forschern in der neuesten Zeit gelungen ist. Das Material, auf dem diese Werke niedergeschrieben sind, ist Thon; die Schriftzeichen wurden eingedrückt, während der Thon naß war; dann wurden die Tafeln gebrannt oder getrocknet. Der großen Haltbarkeit dieses Materials ist es wohl hauptsächlich zu verdanken, daß die alten Schriften noch einigermaßen leserlich sind, obwohl sie ein paar Jahrtausende in der Erde gelegen haben, begraben unter den Ruinen der Königsstadt. Von größter Bedeutung für unsere spezielle Aufgabe ist ein sehr umfangreiches magisches Werk, das ursprünglich ungefähr 200 Tafeln umfaßt haben muß. Das jetzt noch existierende Exemplar, das im britischen Museum in London aufbewahrt wird, ist eine Abschrift eines viel älteren Originals; dieselbe wurde auf Befehl des Königs Assurbanipal im 7. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hergestellt. Der Text ist in 2 Sprachen geschrieben, in der assyrischen, wie sie zu Assurbanipals Zeit gesprochen ward, und in der akkadischen, der Sprache der älteren Chaldäer, in der das Original wahrscheinlich abgefaßt war; letztere war zu Assurbanipals Zeit eine tote Sprache. Aus diesem Werk, sowie aus Bruchstücken verschiedener anderer Schriften, ist es geglückt, jedenfalls die Hauptzüge der chaldäischen Religion und Dämo=

nologie darzustellen. Wir beginnen mit einem kurzen Ueberblick über die Religion, weil dieses für das Verständnis des Folgenden notwendig ist.

Wie von der Religion eines so mächtigen Kulturvolkes wie des babylonischen nicht anders zu erwarten ist, steht der Götterglaube der Chaldäer sehr hoch über den Religionen, die wir eben betrachtet haben. Es finden sich hier wirkliche Götter, geistige, erhabene Mächte, die im Himmel, im Wasser und auf der Erde die Herrschaft führen. Der Gott des Himmels heißt Anu, der Herr der Erde Bel, der Geist des Wassers Ea, und diese drei werden gewöhnlich die große Dreiheit der chaldäischen Theologie genannt. Jeder von ihnen vertritt aber einen ganzen Kreis von Gottheiten, hat seine Familie, seine Dienerschaft u. s. f. Jeder von ihnen war auch der Lokalgott für eine der größeren babylonischen Städte oder Landschaften. Der Stadtgott des mächtigen Babylon Marduk wurde aber mit der Zeit den dreien ein gefährlicher Konkurrent, man legte ihm immermehr die Eigenschaften und die Macht der anderen Götter bei, er wurde „Sohn des Ea" genannt (also mit dem Ea verwoben) und mit Bel so völlig identifiziert, daß der Bel von Babylon, von dessen großem Tempel wir hören, in der That ein Marduk war, der jetzt als oberster Herr, als „Bel" (Herr) verehrt wurde. Als sein Sohn wurde wiederum der Gott der Stadt Borsippa, der Nachbarstadt Babylons, Nebo, betrachtet, und dieser beherrscht mit Marduk-Bel und dem assyrischen Volksgott Assur zusammen in der assyrischen Zeit das Pantheon.

Von allen Göttern interessiert uns Ea am meisten, weil er der Gott der Zauberei ist und als solcher bis zuletzt seine Bedeutung behalten hat. Wahrscheinlich ist er als Gott des Wassers auch der göttliche Zauberer geworden, weil das Wasser bei der Heilung durch Zauber und bei allerlei Beschwörungen das Hauptelement war; dementsprechend wurden auch die zauberkräftigsten Gewässer von der Stadt Ea's, von Eridu an der Mündung der großen Flüsse, geholt. In dieser südlichen Gegend Babyloniens ist Ea der Hauptgott gewesen, um den sich der ganze Götterkreis schart und der das Weltall bewegt und beherrscht. Der Zaubergott wird zu dem Gott der Weisheit, der alle Künste und Gewerbe versteht und lehrt; er ist auch der göttliche Künstler, der den Menschen aus Thon gebildet und ihm das Leben gegeben hat; ja, die ganze Welt, alles was da ist, ist von ihm geschaffen, durch ihn entstanden, und da man sich ferner die Welt als aus dem Wasser (apsu, dem mythischen Ocean) entstanden denkt und häufig Ea mit dem apsu identifiziert, so kann man gewissermaßen sagen, daß alles Sein aus Ea selbst emporgewachsen ist.

In der alltäglichen Religionspraxis der Babylonier steht Ea als der unentbehrlichste der Götter da, weil bei Beschwörungen sein Name hauptsächlich gebraucht wird. Denn die Beschwörung ist, bei allen hohen Vorstellungen von den Göttern und der Welt, praktisch doch die Hauptsache

in dieser Religion; durch Beschwörung wird Körper und Seele geheilt, Fruchtbarkeit, Sieg und Segen erlangt, kurz: das ganze Heer von schreckenden Dämonen, die den Menschen nachstellen und ihnen Glück und Gedeihen verwehren, wird durch die Beschwörung verscheucht. Auf diese Welt der Dämonen werden wir zunächst, um das Beschwörungswesen zu verstehen, unsere Aufmerksamkeit lenken müssen.

Die Dämonologie und Beschwörungskunst.

Die schreckensvolle Seite der Natur, das Wüten der Elemente, Sturm und Flut, Gewitter und Finsternisse, wird als unheimliches Spiel boshafter Dämonen aufgefaßt und oft in grellen Farben geschildert. So in der Beschwörungslegende von der Not des Mondgottes (Sin) und seiner Errettung (also von einer Mondverfinsterung).

„Die wirbelnden Unholde (umu's, eigentlich „Tage", eine dunkle Bezeichnung der Naturdämonen), die bösen Götter, die schonungslosen Dämonen, die am Ringwall des Himmels (d. h. am Horizont) geboren wurden, die Uebelthäter, die Frechen, die täglich zu Bösem ausrücken; um niederzuzwingen gehen sie vor. Unter den sieben ist einer ein Sturm, ein zweiter ein Drache — und niemand entfliehet dem Gift seines Mundes — ein dritter ein Panther u. s. f. Die sieben, die Boten des Königs Anu — eine Stadt nach der andern machen sie zur Finsternis; Orkane, die wütend am Himmel jagen, Orkane, die wütend am Himmel Finsternis bringen, dahinfahrende Windstürme, die einen hellen Tag düster machen; dem Orkan, dem bösen Winde zur Seite rasen sie dahin, Regengüsse des Ramanu (des Donnergottes); am Grunde des Himmels blitzen sie wie ein Blitz auf. Um totzuschlagen, gehen sie vor am weiten Himmel, zur Wohnung Anu's stehen sie feindlich und haben ihresgleichen nicht."

Aehnlich werden andere verhängnisvolle Begebenheiten der Natur aufgefaßt; so wird vor allem die Sturmflut, das dem Fluß- und Küstenlande immer drohende Uebel, als das Werk eines Dämons aufgefaßt, und der Kampf gegen die große Flutschlange, die zuletzt vom Marduk besiegt wird, ist ein hervorragendes Motiv der babylonischen Mythologie, das besonders in den kosmogonischen Mythen eine Rolle spielt.

Nicht aber in der Natur allein, auch in dem menschlichen und tierischen Leben treiben die Dämonen ihr Spiel. Hier folge z. B. eine Beschwörung der umu's, die als wild dahinstürmende Geister gedacht werden.

„Sie sind der Hölle Ausgeburt, sie tragen den Umsturz nach oben, sie bringen Verwirrung nach unten. Sie sind das Gift in der Galle der Götter, die großen Tage, die vom Himmel sich wegstehlen. Sie fallen als Regen vom Himmel, sie sind die der Erde entsprossenen Kinder; sie drängen sich rings um hohe Gerüste, um geräumige Gerüste; sie dringen aus einem Hause ins andere; sie werden von den Thüren nicht abgehalten; sie werden von den Riegeln nicht aufgehalten; sie schleichen sich durch die Thüren wie Schlangen. Sie verhindern die Beschwängerung des Weibes durch den Gatten; sie stehlen die Kinder vom Schoße der Menschen; sie vertreiben den Besitzer aus seinem väterlichen Hause. Sie sind die Stimme, die den Menschen verflucht und verfolgt."

Uebrigens plagen sie nicht nur die Menschen; auch die Tiere können keinen Frieden vor ihnen finden:

„Sie überfallen ein Land nach dem andern, sie lassen die Sklavin nicht Mutter werden, sie verjagen den Herrn aus seinem väterlichen Hause. Sie zwingen die Taube, ihr Felsennest zu verlassen; sie zwingen den Vogel, sich auf seinen Schwingen zu erheben; sie lassen die Schwalbe aus ihrem Nest ins Unendliche flüchten; sie verjagen den Stier, sie lassen das Lamm fliehen, sie sind die großen Tage, die bösen, jagenden Dämonen."

Die Dämonen stehen natürlich auch in enger Verbindung mit allen möglichen Krankheiten, die bald als Wirkung der Bosheit feindseliger Dämonen aufgefaßt werden, bald als Geister, die sich des Menschen bemächtigen. Dieses gilt besonders von den zwei verderblichsten Krankheiten in Chaldäa, der Pest und dem Fieber; sie treten stets als zwei von allen anderen Dämonen unterschiedene Wesen auf, Namtar und Idpa. Sonst scheint jede der verschiedenen Gruppen von Dämonen ihren Angriff gegen einen besonderen Körperteil zu richten, wie es im folgenden Vers heißt:

„Gegen den Kopf des Menschen richtet seine Macht der fluchwürdige Idpa, gegen das Leben des Menschen der grausame Namtar, gegen den Hals des Menschen der schändliche Utuq, gegen die Brust des Menschen der verderbenbringende Alal, gegen die Eingeweide des Menschen der böse Gigim, gegen die Hand des Menschen der schreckliche Telal."

Außer all den hier genannten Dämonen werden noch viele andere in den magischen Schriften angeführt, so Gnomen oder Kobolde, die in der Nähe der Menschen hausen, während die anderen sich gewöhnlich an öden Stellen, in der Wüste oder auf Bergspitzen, aufhalten. Die Chaldäer gingen sogar so weit, daß sie allgemein bekannte Traumbilder personificierten und sie als besondere Dämonen auffaßten. So werden einige männliche und weibliche Dämonen besprochen, welche die „nächtlich bezwingenden" genannt werden, „deren Umarmung sich weder Weib noch Mann im Schlafe zu erwehren vermag".

Die Religion und Dämonologie der Chaldäer ist also, wie wir gesehen haben, eine konsequent durchgeführte Geisterlehre. Die Geister sind überall verbreitet und verursachen alle Naturerscheinungen. Sie beherrschen und beseelen alles in der Welt; sie bewirken Gutes und Böses; sie leiten die Bahnen der Planeten, rufen den regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten hervor, verursachen Wind, Regen und Gewitter, sowie alle nützlichen und schädlichen Erscheinungen in der Atmosphäre. Sie geben der Erde Fruchtbarkeit, den Pflanzen Wachstum, aber sie bringen auch Tod und Krankheiten. Diese Geister finden sich überall, im Himmel, auf der Erde und in der Luft. Alle Elemente sind von ihnen bewohnt, Feuer, Erde, Luft und Wasser; alles besteht nur durch sie. Ein jeder Himmelskörper, ein jedes Wesen, ein jedes Ding in der Natur hat seinen eigenen Geist, dem man eine bestimmte sichtbare Gestalt beilegte. Da einige dieser Geister gute, andere böse Wesen sind, so bekämpfen sie sich gegenseitig unaufhörlich

und überall im Dasein. Ihre wechselnden Siege und Niederlagen sind Ursache dazu, daß nach friedlichen Zuständen in der Natur unruhige Perioden und Plagen für die Menschen kommen, daß der regelmäßige Verlauf aller Naturereignisse durch plötzliche Katastrophen unterbrochen wird. Ueberall ist Kampf zwischen Göttern und Dämonen, zwischen dem Guten und Bösen.

Aus solchen Vorstellungen vom Dasein geht die Magie als eine unabweisbare Notwendigkeit hervor. Wenn der Mensch sich von bösen Geistern umgeben, verfolgt und geplagt wähnt, von Wesen, deren Macht die seinige weit übersteigt, dann vermag er nichts durch eigene Kraft. Nur dadurch, daß er bei den Göttern Hilfe sucht, sie anruft, in ihrem Namen die Dämonen bedroht und beschwört, bleibt der Mensch fähig, sein Leben und Gut zu bewahren, sich einen günstigen Ausgang seiner Unternehmungen zu sichern, überhaupt ein einigermaßen erträgliches Dasein zu führen. Aber da die Zahl der guten und bösen Geister so überwältigend groß ist, und da eine falsch ausgeführte Beschwörung das Böse wahrscheinlich nur böser machen würde, so kann der einzelne nicht daran denken, die magischen Operationen vorzunehmen. Sie müssen von Männern ausgeübt werden, die ihr Leben zur Erforschung der Geisterwelt geheiligt haben und völlig damit vertraut sind, was in jedem einzelnen Fall zu thun ist. Die Beschwörungskunst kommt mithin den Priestern zu. Jedoch ist das ganze System so verwickelt, daß nicht einmal ein Priester es unternehmen darf, in allen Fällen zu helfen; die Arbeit muß geteilt werden. Wir wissen thatsächlich, daß die chaldäischen Priester, welche die Beschwörungen leiteten, in 3 Klassen geteilt waren: die eigentlichen Beschwörer, die Aerzte und die Zauberpriester. Außer diesen waren noch zwei andere Klassen da, die Astrologen und die Wahrsager, welche beide, je nach ihrer Art, sich mit der Verkündigung zukünftiger Ereignisse beschäftigten. Auf ihre Thätigkeit werden wir später näher eingehen; hier behandeln wir ausschließlich die, welche die Beschwörungen ausführten.

Die *eigentlichen Beschwörer* suchten im allgemeinen den Einfluß der bösen Geister aufzuheben. Das große magische Werk, aus dem der größte Teil unserer Kenntnis über alle diese Verhältnisse stammt, wimmelt von Formeln, die zu diesem Zweck angewandt wurden. Sie geben zunächst eine Darstellung des betreffenden bösen Geistes, ein drastisches Bild seiner Niederträchtigkeit; danach folgt zuletzt eine Anrufung der hohen Götter um Hilfeleistung gegen die Dämonen. Die im Vorhergehenden angeführten Schilderungen der verschiedenen bösen Geister sind die Einleitung zu Beschwörungen. Ich zitiere deshalb hier nur einige Beschwörungen, die zur näheren Beleuchtung des früher Besprochenen dienen können.

„Den bösen Gott, den bösen Dämon, den Dämon der Wüste, den Dämon der Berggipfel, den Dämon des Meeres, den Dämon des Sumpfes, den bösen Genius, den ge-

waltigen Uruku, den durch sich selbst bösen Wind, den bösen Dämon, der den Körper befällt, der den Körper erschüttert, Geist des Himmels, beschwöre ihn! Geist der Erde, beschwöre ihn!"

Die folgende Beschwörung ist gegen die großen Maskim gerichtet und schildert deren furchtbaren Charakter:

„Sieben sind's, sieben sind's. Sieben sind es in des Oceans tiefsten Gründen. Sieben sind es, Verstörer des Himmels; sie wuchsen empor aus des Oceans tiefsten Gründen, aus dem verborgenen Schlupfwinkel. Sie sind nicht männlich, sie sind nicht weiblich; sie breiten sich aus gleich Fesseln. Sie haben kein Weib, sie zeugen nicht Kinder; Ehrfurcht und Wohlthun kennen sie nicht; Gebet und Flehen hören sie nicht. Ungeziefer, das dem Gebirge entsprossen, Feinde des Ea, sie sind die Werkzeuge des Zorns der Götter. Die Landstraße störend, lassen sie auf dem Wege sich nieder. Die Feinde! Die Feinde! Sieben sind sie, sieben sind sie, sieben zweimal sind sie. Geist des Himmels, daß sie beschworen seien! Geist der Erde, daß sie beschworen seien!"

Die Aerzte mußten der Natur der Sache nach auch vor allem Beschwörer sein, da die Krankheiten ja böse Geister waren, die mit Hilfe der Götter vertrieben werden sollten. Die heilenden Beschwörungen schildern die Natur und den Verlauf der Krankheit, aber sie sind zugleich sehr interessant durch ihre drastische Form, indem die Götter redend auftreten und anordnen, was mit dem Patienten geschehen soll. Dieses wurde vermutlich dann ausgeführt, während die Beschwörung hergesagt wurde. Wir führen ein paar Beispiele dieser Art an:

„Die Krankheit der Stirn ist der Hölle entstiegen, sie ist dem Wohnsitz des Gebieters der Hölle entstiegen."

Es wird dann weiter erzählt, wie die Krankheit sich entwickelt, und wie der Kranke Reinigungen und andere heilige Handlungen ohne Erfolg versucht habe. Dann kommen die Götter hinzu:

„Marduk hat ihm Beistand geliehen; er ist in seines Vaters Ea Behausung getreten und hat zu ihm gesprochen: ‚Mein Vater, die Krankheit des Hauptes ist der Hölle entstiegen.' Ein zweites Mal hat er zu ihm gesprochen: ‚Was er dagegen thun soll, das weiß dieser Mann nicht; wie wird er dieselbe überwinden?' Ea hat seinem Sohne Marduk erwidert: ‚Mein Sohn, weshalb weißt du das nicht? Warum soll ich's dich erst lehren? Was ich weiß, das weißt du doch auch. Doch komme her, mein Marduk. Nimm einen Eimer, schöpfe Wasser von der Spiegelfläche des Flusses; teile diesem Wasser deine hehre Zauberkraft mit; verleihe ihm durch deinen Zauber den Glanz der Reinheit. Benetze mit ihm den Mann, den Sohn seines Gottes; umhülle sein Haupt. Daß der Irrsinn vergehe! Daß die Krankheit seines Hauptes sich auflöse wie flüchtiger Nachtregen!' — Daß Ea's Vorschrift ihn heile! Daß Davkina ihn heile! Daß Marduk, des Oceans Erstgeborener, das günstige Bild schaffe!"

Aus einer anderen Beschwörung, in der ebenfalls von Heilung einer Krankheit im Kopfe die Rede ist, scheint hervorzugehen, daß auch Frauen derartige Handlungen vollziehen können. Ea giebt hier folgende Vorschrift:

„Nimm das Fell eines weiblichen Kamels, das sich nie begattete. Die Zauberin stelle sich zur Rechten, auch treffe sie ihre Vorrichtungen zur Linken des Kranken, zerteile dieses Fell in zweimal sieben Stücke, und teile ihnen den Zauber mit, der da kommt

von Eridhu*). Umhülle das Haupt des Kranken, umhülle den Hals des Kranken, umhülle den Sitz seines Lebens, umhülle seine Hände und Füße. Lasse ihn sich niedersetzen auf seinem Lager und benetze ihn mit den bezauberten Wassern. Daß die Krankheit seines Hauptes in den Himmelsraum entführt werde, gleich einem reißenden Sturmwind! Daß sie von der Erde verschlungen werde, wie die zeitweise übertretenden Wasser! Daß Ea's Vorschrift ihn heile! Daß Davkina ihn heile! Daß Marduk, des Oceans Erstgeborener, dem Bilde die heilsame Kraft leihe!"

Die Wirkung dieser verschiedenen Operationen, die mit dem Kranken vorgenommen wurden, ist uns ziemlich rätselhaft. Die Chaldäer dagegen faßten die Sache so auf, daß die Gottheit gegen den bösen Geist, die Krankheit, kämpfte; und die Handlungen, welche nach der Vorschrift ausgeführt werden sollten, waren also die Kampfmittel, welche die Gottheit im betreffenden Fall wählte. Aber warum gerade diese Mittel von der Gottheit gewählt wurden, und wie sie den bösen Geist vertreiben konnten, ist ihnen wohl ebenso mystisch und rätselhaft gewesen wie uns. — Sie hatten indessen auch Beschwörungen von Krankheiten und magische Operationen, welche auf einer mehr rationellen und klaren Grundlage beruhten. Die bösen Geister wurden nämlich als schreckliche und häßliche Wesen aufgefaßt, z. B. als Bären mit Hyänenköpfen und Löwentatzen oder als Kamele mit Widderköpfen und sehr langen Hälsen u. s. f. Die Chaldäer glaubten nun, es müßte genügend sein, wenn man dem bösen Geist sein eigenes fürchterliches Bildnis zeige; er würde dann schon vor Schrecken sofort die Flucht ergreifen. Als Heilmittel machte man daher ein derartiges Bildnis des betreffenden Dämonen und legte es auf die kranke Stelle des Körpers; dann, meinte man, müßte der Dämon fliehen. Auf Ceylon wird noch heutigen Tages diese Heilmethode gebraucht; und daß die Chaldäer sie angewandt haben, geht unzweifelhaft aus folgender Beschwörung hervor:

„Der böse Namtar, die Pest, verbrennt das Land wie das Feuer; der Namtar fällt den Menschen an wie der Idpa, das Fieber; der Namtar breitet sich über die Ebene aus wie eine Kette; der Namtar nimmt die Menschen gefangen wie ein Feind; der Namtar entzündet den Menschen wie eine Flamme; der Namtar hat keine Hand, keinen Fuß; er überfällt den Menschen wie eine Schlinge; der Namtar schnürt den Siechenden gleich einem Bündel."

Die Schilderung von Namtars furchtbaren Eigenschaften wird so einige Zeit fortgesetzt, und es wird erzählt, wie er nun diesen bestimmten Kranken befallen hat, dessen Schutzgöttin den Körper hat verlassen müssen. Aber dann treten die hohen Götter hinzu:

„Marduk ist ihm zu Hilfe geeilt; er ist in die Behausung seines Vaters Ea getreten und hat zu ihm gesprochen: ‚Mein Vater, der böse Namtar verheert das Land wie das Feuer.' Ein zweites Mal hat er zu ihm gesprochen: ‚Was dieser Mensch thut, er weiß es nicht; wodurch wird er Genesung erlangen?' Ea hat seinem Sohn Marduk erwidert: ‚Mein Sohn, was wüßtest du nicht, was sollte ich dich weiter noch lehren? Was ich weiß, das weißt du auch; tritt heran, mein Sohn Marduk. Knete den Schlamm des Oceans und forme daraus das ihm, dem Namtar, ähnliche Bild. Lege den Menschen nieder, nachdem du ihn einer Reinigung unterzogen; lege das Bild auf seinen entblößten

*) Eridhu war die Hauptstätte, wo Ea verehrt wurde.

Unterleib; teile ihm den Zauber mit, der von Eridu kommt. Wende sein Antlitz nach Westen. Daß der böse Namtar, der seinem Körper innewohnt, sich anderswo niederlasse! Amen. Das Bild, das sein Haupt emporrichtet, ist mit großer Macht ausgestattet."

Bei den Ausgrabungen in Ninive und anderswo hat man eine Anzahl Lehmstatuetten von sehr phantastischem Aussehen gefunden, indem Haupt, Hals, Körper und Glieder, nach verschiedenen Tieren, wie oben besprochen, geformt sind. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß diese Lehmfiguren Bilder verschiedener Krankheitsdämonen sind, und daß sie also auf die in der Beschwörung beschriebene Weise gebraucht worden sind.

Die Zauberpriester. Während die Beschwörer und Aerzte die Menschen aus der Gewalt der Dämonen befreiten, wenn sie von diesen befallen wurden, scheinen die Zauberpriester hauptsächlich die Aufgabe gehabt zu haben, die Menschen gegen Angriffe zu sichern. Sie können also als magische Hygieniker betrachtet werden; jedoch war es natürlich nicht nur die Gesundheit des Menschen, sondern auch seine bewegliche und unbewegliche Habe, kurz gesagt, seine ganze Wohlfahrt, die sie zu sichern suchten. Und es braucht kaum gesagt zu werden, daß diese Sicherheitsmaßregeln sich völlig im Einklang mit der allgemeinen Auffassung der Chaldäer vom Wesen und der Ursache des Bösen befanden: sie bestanden in der Darstellung von Talismanen und Amuletten, welche die Dämonen fernhalten sollten. Die Talismane waren Götterbilder, welche rings umher im und vorm Hause aufgestellt worden; die Amulette waren kleine Lehm- oder Steinplatten, Zeuglappen und ähnliche Gegenstände, auf denen eine kräftige Beschwörung eingeschrieben war. Diese Amulette wurden nun entweder beständig oder nur unter gewissen Umständen getragen.

Es existiert noch eine leider ziemlich unleserliche Beschwörung, worin die Talismane und ihre Anwendung besprochen werden. Ihrem Inhalt nach scheint sie meistens bei Ceremonien zur Einweihung neuer Häuser gebraucht zu sein. Es heißt darin unter anderem:

„Stelle das Bild des Gottes Ungal-nirra, der nicht seines Gleichen hat, an die Umzäunung des Hauses. Stelle das Bild des Gottes, der im Glanze der Tapferkeit strahlt, der nicht seines Gleichen hat . . . . und das Bild des Gottes Narudi, des Gebieters der mächtigen Götter, auf den Boden unter das Bett. Zur Abhaltung alles nahenden Ungemachs stelle den Gott . . . und den Gott Latarak an die Thür. Zur Abweisung alles Uebels stelle als Scheuche an die Thür . . . Stelle die wachsamen Bilder des Ea und Marduk unter den Thorweg; stelle sie zur Rechten und Linken."

Als Beispiele für den Inhalt der Amulette sollen hier nur zwei angeführt werden; das eine ist wahrscheinlich von einem Weibe während der Schwangerschaft getragen worden; es heißt hier:

„O Bitnur, vertreibe die Schmerzen, weit in die Ferne; kräftige den Keim, bringe das Haupt des Menschen zu voller Entwicklung."

Das andere hat, wie es scheint, den Rückfall eines Kranken verhindern sollen, der von der Pest geheilt ist. Die Inschrift desselben lautet nämlich:

„Böser Dämon, bösartige Pest, der Geist der Erde verjagte dich aus dem Körper. Mögen der holde Genius, der gnädige Koloß, der holde Dämon zusammen mit dem Geiste der Erde einziehen. Beschwörung des mächtigen, mächtigen, mächtigen Gottes. Amen.“

Die Beschwörungen, welche wir bisher kennen gelernt haben, schlagen jedoch nicht stets an; die mächtigsten Dämonen lassen sich dadurch nicht schrecken. Aber es giebt eine Macht, vor der alles in der Welt, sowohl gute wie böse Geister, sich beugt, und das ist der geheimnisvolle, göttliche Name, „der höchste Name“, der Name der mächtigsten Götter, den nur Ea kennt. Selbst die Götter sind demselben unterthänig, und deshalb wird er in den Beschwörungen nie genannt, weil er denen, die ihn kennen, eine den Göttern gleiche Macht geben würde. Selbst wenn Ea Marduk oder einem anderen Boten Befehl giebt, die Beschwörung beim höchsten Namen zu vollziehen, wird er nur angedeutet: genannt wird der Name nicht.

So heißt es im Bericht, wie die Sphinx Asusu-namir zur Höllengöttin Allat gesandt wird, um Istar, den Morgenstern, zurückzufordern:

„Ea in seines Herzens geheimnisvoller Erhabenheit faßte einen Beschluß; er hat Asusu-namir, die Sphinx mit den vielen Köpfen, erschaffen. ‚Gehe hin, Asusu-namir; am Thore des Landes ohne Heimkehr zeige dein Antlitz! Möge dich Allat erblicken und Freude empfinden vor deinem Antlitz! Sie wird sich im Grunde ihres Herzens beruhigen, ihr Zorn wird dahinschwinden. Beschwöre sie durch den Namen der mächtigen Götter.‘“

Die Zauberei.

Bisher haben wir uns ausschließlich mit der heiligen Magie beschäftigt, die von Priestern ausgeübt wurde und den Menschen gegen die Verfolgungen der bösen Geister schützte. Aber es liegt in der Natur der Sache: wenn der Mensch bei den guten Geistern Hilfe gegen die bösen suchen kann, so muß er sich auch zu den Dämonen flüchten und ihre Hilfe erkaufen oder erzwingen können. Da es ja ihre Aufgabe ist, möglichst viel Böses auszuüben, so liegt die Annahme nahe, daß sie nicht abgeneigt sein werden, einem Menschen gewisse persönliche Vorteile zu verschaffen, damit er ihnen wiederum helfe, anderen so viel wie möglich zu schaden. Was er zu diesem Zweck auszuführen hat, wird ihm natürlich von den Dämonen selbst mitgeteilt. Solche Handlungen werden also magische, da sie nach der Anweisung höherer Wesen ausgeführt werden, und weil die höheren Wesen in diesem Fall böse Geister sind, so wird die Handlung Zauberei oder schwarze Magie.

Da die Zauberei ihrem Ursprunge gemäß wesentlich darauf ausgeht, Leid zuzufügen, muß sie in jeder einigermaßen geordneten Gesellschaft als Verbrechen betrachtet werden. Wir können daher auch in den heiligen magischen Schriften der Chaldäer nicht erwarten, eine direkte Anweisung zur Ausübung der schwarzen Magie zu finden. Aber indirekt bekommen wir eine Menge von Aufklärungen über die Zauberei, weil die Priester derselben natürlich ebensowohl wie allen anderen schädlichen Einflüssen entgegenwirken mußten; und die Beschwörungen, die besonders gegen die Wirkungen der schwarzen

Magie gerichtet sind, geben uns einen Einblick nicht bloß in diese Wirkungen, sondern auch in die magischen Operationen selbst. In Bezug auf die Wirkungen der Zauberei lernen wir aus den Schriften, — wie man es von vorneherein auch erwarten kann, — daß kaum ein Uebel zu erdenken ist, welches sie nicht hervorzurufen vermag. So weit die Macht der Dämonen reicht, so weit erstreckt sich natürlich auch die Macht des Zauberkünstlers, da er ja nur in ihrem Namen handelt. Unglücksfälle jeder Art an Ehre, Leib und Gut werden in den heiligen Beschwörungen als durch Zauberei verursacht angesehen.

Ebenso mannigfach wie die Wirkungen sind auch die magischen Operationen, durch welche die Bezauberung ausgeführt wird. Eine einzelne kleine Beschwörung scheint geradezu ein Verzeichnis der Mittel zu enthalten, welche bei der Zauberei benutzt wurden. Es heißt:

„Den, der das gefertigte Ebenbild bezaubert, das böse Antlitz, den bösen Blick, den bösen Mund, die böse Zunge, die böse Lippe, das schädliche Gift, Geist des Himmels, beschwöre sie! Geist der Erde, beschwöre sie!"

Wir können dieses mit folgenden Zeilen einer anderen Beschwörung zusammenstellen:

„Derjenige, der Bildnisse anfertigt, entsprechend meiner ganzen Erscheinung, der hat meine ganze Erscheinung bezaubert; er hat den mir bereiteten Zaubertrank ergriffen und meine Kleider verunreinigt."

Es kann hiernach keinem Zweifel unterliegen, daß die chaldäischen Zauberer dasselbe Verfahren angewandt haben wie die Medizinmänner der Wilden: ein Bild zu machen von dem, dem sie zu Leibe wollten, und dieses Bild auf die eine oder andere Weise zu beschädigen; dann würde, wie sie meinten, dieses Unglück den Dargestellten selbst treffen. Daß Zaubertränke angewandt wurden, wird hier ja ausdrücklich gesagt, und darauf beziehen sich wohl auch die Worte „das schädliche Gift" in der ersten Beschwörung. — Aber der Zauberer hatte nicht einmal nötig, sich so viel Mühe zu machen; er konnte die Leute auch durch bloßes Ansehen verzaubern. Der Glaube an „den bösen Blick" oder „das böse Auge", von dem oben die Rede ist, ist ja noch sehr verbreitet, nicht nur überall in Asien, sondern auch in Südeuropa. — Endlich wird in der genannten Beschwörung noch „der böse Mund, die böse Lippe und Zunge" genannt. Das bezieht sich wahrscheinlich auf das kräftigste und am meisten gefürchtete Zaubermittel, nämlich die Verfluchung, die sogar auf die Schutzgötter einwirkte. Hierüber heißt es an einer anderen Stelle:

„Die schändliche Verwünschung, sie wirkt auf den Menschen wie ein böser Dämon; der Spruch der Verwünschung schwebt über ihm; der Spruch des Verderbens schwebt über ihm; die schändliche Verwünschung, sie ist der Zauber, der den Irrsinn hervorrief. Die schändliche Verwünschung, sie erwürgt diesen Menschen wie ein Lamm; sein Gott hat sich aus dem Innern seines Körpers entfernt; seine Göttin, aufgebracht, hat sich anderswo niedergelassen."

Ein kräftigerer Beweis für den Glauben an die Macht der Zauberei findet sich kaum.

Die Auguralwissenschaften.

Der Geisterglaube, den wir bisher betrachtet haben, hielt sich in Chaldäa mehrere Jahrtausende hindurch wesentlich unverändert. Ursprünglich von den ältesten Bewohnern des Landes, den Akkadern, entwickelt, ging er zu den assyrisch-babylonischen Völkern über, die später miteinander um die Herrschaft in den Ländern am Euphrat und Tigris kämpften, und mit den religiösen und abergläubischen Vorstellungen hielt sich natürlich auch die aus denselben entspringende Beschwörungskunst. Wenn diese nicht zu König Assurbanibals Zeit noch existiert hätte, würde für ihn wohl kaum ein Grund vorgelegen haben, die Abschrift der alten magischen Werke anfertigen und zugleich eine Uebersetzung in das Assyrische hinzufügen zu lassen. Dieses Faktum weist darauf hin, daß die Schriften nach ihrer ursprünglichen Bestimmung gebraucht worden sind, und solches wird weiter auch durch verschiedene andere Thatsachen bestätigt, die wir später besprechen werden.

Ganz unverändert hat sich die Religion, die uns in den alten magischen Schriften entgegentritt, im Lauf der Zeiten nicht erhalten. Schon sehr früh, nämlich zu König Sargons I Zeiten, ungefähr 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung, fand eine höchst eigentümliche Reformation statt, die etwas Neues hineinbrachte, obwohl sie die alte Religion im wesentlichen unverändert ließ. Die Chaldäer hatten damals durch astronomische Studien und geschichtliche Aufzeichnungen die Grundlage für eine völlig neue Auffassung von dem gewonnen, was eigentlich das Leitende in der Welt sei. Auf dieser Grundlage wurde, wahrscheinlich auf König Sargons Befehl, eine ganze Reihe von Schriften ausgearbeitet, die wir noch zum Teil in Abschriften besitzen, und aus denen unsere Kenntnis hierüber herstammt. Diese Abschriften sind auf König Sargons II Befehl, d. h. etwa 700 Jahre vor unserer Zeitrechnung, angefertigt worden, nicht nach den alten Originalen, sondern nach einer Abschrift derselben aus dem 12. Jahrhundert. Letztere muß ziemlich abgenutzt und an verschiedenen Stellen unleserlich gewesen sein, als Sargon II es für notwendig erachtete, sie durch eine neue, die jetzt existierende, zu ersetzen, denn in dieser steht an verschiedenen Stellen mitten im Text das Wort „ausgewischt“; der Abschreiber hat hier also sein Original nicht lesen können. Die bedeutendsten dieser Schriften sind ein großes astrologisches Werk auf 70—80 Tafeln und ein großes Auguralwerk über irdische Phänomene auf ungefähr 100 Tafeln. Außerdem findet sich auf 25 Tafeln das Inhaltsverzeichnis eines kleineren astrologischen Werkes; es ist ebenfalls in 25 Kapitel eingeteilt; vom Text scheint aber nichts mehr zu existieren.

Der religiöse Grundgedanke, der in den astrologischen Schriften hervortritt, ist der Glaube, daß die Himmelskörper die eigentliche Ursache alles dessen sind, was in der Welt geschieht. Auf Grund astronomischer Beobachtungen hatten die Chaldäer früh gelernt, daß der Wechsel der Jahreszeiten, sowie

deren Einfluß auf alles Lebende durch die Stellung der Sonne zu den anderen Himmelskörpern bedingt ist. Daraus zogen sie den allerdings übereilten Schluß, daß alle Begebenheiten, sowohl im Menschenleben als in der Natur, durch die Stellung der Sterne zu einander bestimmt seien. Da sie nun ebenfalls beobachtet hatten, daß diese Konstellationen der Himmelskörper regelmäßig und periodisch wiederkehrten, so folgte nach ihrer Ansicht hieraus, daß alle Begebenheiten in der Natur und im Menschenleben nach Verlauf einer kürzeren oder längeren Zeit sich ebenfalls beständig wiederholen müßten. Zeichnete man die Ereignisse unter einer bestimmten Konstellation, bei einer bestimmten Stellung der verschiedenen Himmelskörper, auf, so mußte man voraussagen können, wann diese Ereignisse wieder eintreffen würden, nämlich dann, wenn dieselbe Konstellation sich am Himmel zeigte. Und so kam es nur darauf an, das Eintreten der Konstellationen im voraus berechnen zu können. Die astronomischen Studien gaben also nach dieser Auffassung die Mittel an die Hand, alle Begebenheiten vorauszusagen, wenn man nur einmal aufgezeichnet hatte, was sich gleichzeitig mit einer bestimmten Erscheinung am Himmel auf Erden ereignete. Es war also dazu nur eine durch genügend lange Zeiten hindurch fortgesetzte Zusammenstellung von astronomischen und historischen Aufzeichnungen erforderlich. Eine solche Arbeit ist wahrscheinlich schon unter Sargon I ausgeführt worden, und die auf diese Weise entstandenen astrologischen Tafeln sind dann in allen eintretenden Fällen um Rat gefragt worden. So können wir uns leicht den starken Verschleiß derselben erklären, der in gewissen Zwischenräumen neue Abschriften erforderte.

Die Astrologie, die Lehre von der Bestimmung zukünftiger Ereignisse mit Hilfe der Sterne, war für die Chaldäer nun eine Wissenschaft, die sie stets zu neuen astronomischen Beobachtungen und Aufzeichnungen antrieb, um dadurch mit immer größerer Genauigkeit berechnen zu können, wann bestimmte Phänomene am Himmel eintreten würden. Jedoch hatten diese Weisen noch andere Mittel zu Gebote, um den Verlauf der Dinge vorauszusagen. Wenn alles, was in der Welt geschieht, durch die Bewegungen der Himmelskörper verursacht ist, so müssen auch alle gleichzeitigen irdischen Begebenheiten in einem bestimmten Verhältnis zu einander stehen, weil sie aus derselben Ursache entspringen. Zeichnet man also in genügend langen Abschnitten alle wichtigen oder ungewöhnlichen Ereignisse auf, die *gleichzeitig* auf Erden stattgefunden haben, so wird man auch mit Hilfe dieser Aufzeichnungen zukünftige Dinge voraussagen können. Wenn nämlich eine gewisse Gruppe von früher gleichzeitigen Begebenheiten aufs neue gleichzeitig eintritt, so müssen sie dieselben Begebenheiten nach sich ziehen, die früher eingetreten sind. Denn nichts ist zufällig, weil alles von den Himmelskörpern verursacht wird, und alles ist periodisch, wiederholt sich, weil die Bewegungen der Himmelskörper sich wiederholen. Aus dieser Betrachtung ent-

springt die Mantik, die Lehre, zukünftige Begebenheiten mit Hilfe von irdischen Ereignissen vorauszusagen. Die Mantik und Astrologie bilden zusammen die ganze Wissenschaft von den Weissagungen, die Auguralwissenschaft. Das zweite von den oben erwähnten Auguralwerken, welches wir aus der Zeit des alten Königs Sargon besitzen, ist eben ein solches mantisches Werk, das die tellurischen Phänomene behandelt. — Wir werden im Folgenden nun den Inhalt dieser beiden Werke betrachten.

Die Astrologie. Die astronomischen Beobachtungen, auf welche die Chaldäer die Astrologie gründeten, reichen außerordentlich weit zurück. Wann dieselben angefangen haben, wissen wir nicht; die Angaben der alten Verfasser sind zu abenteuerlich, als daß sie wörtlich genommen werden könnten. So sagt Hipparch, daß die Chaldäer den Sternenhimmel 270 000 Jahre beobachtet hätten, bevor Alexander der Große in Persien einrückte. Plinius redet sogar von 720 000 Jahren. Selbst die kleinere dieser Zahlen ist vermutlich hundertmal zu groß; aber daß ihre Observationen ein sehr beträchtliches Alter haben, geht daraus hervor, daß sich in dem großen astrologischen Werk, das, wie gesagt, etwa 2000 Jahre vor unserer Zeit abgefaßt ist, eine Tafel über Sonnen- und Mondfinsternisse für jeden Tag im Jahre findet. Schon damals müssen die Beobachtungen sich also über mehrere Jahrhunderte erstreckt haben. Auch in Bezug auf ihre Genauigkeit sind die Beobachtungen der Chaldäer bewundernswert. So wußten sie, daß das Sonnenjahr 365,25 Tage hat, und daß die synodische Umlaufszeit des Mondes (die Zeit von einem Neumond zum anderen) 30 Tage beträgt. Die Umlaufszeit des Mondes legten sie nun der Einteilung der Zeit zu Grunde; das Jahr wurde so in 12 Monate, jeder zu 30 Tagen, eingeteilt; aber da das Sonnenjahr 5 Tage länger ist, ergab sich in 12 Jahren ein Unterschied von 2 ganzen Monaten. Dabei ist jedoch der Vierteltag nicht berücksichtigt, mit dem das Sonnenjahr 365 Tage überschreitet; im Laufe von 124 Jahren wächst dieser Ueberschuß zu 30 Tagen, also einem ganzen Monat, an, welcher dann eingeschoben wurde.

Als ein anderes Beispiel für die Genauigkeit ihrer Beobachtungen kann angeführt werden, daß sie die Sarosperiode kannten, den Zeitraum von 18 Sonnenjahren oder 223 Mondumläufen, nach welchem die Sonnen- und Mondfinsternisse sich wiederholen. Sie waren dadurch imstande, den Eintritt einer Finsternis zu berechnen; aber ganz genau können ihre Bestimmungen doch nicht gewesen sein, denn einmal spottete die Sonne ihrer Berechnungen, und die Finsternis blieb vollständig aus. So existiert ein höchst interessantes Aktenstück, das dem König Assurbanibal von seinem Oberastrologen Abil-Istar eingesandt worden war; der Anfang desselben lautet:

„An den König, meinen Herrn, dein Diener Abil-Istar. Möge Friede beim König, meinem Herrn, sein; mögen Nebo und Marduk dem König, meinem Herrn, gnädig sein. Ein langes Leben, Gesundheit des Leibes und Freude des Herzens mögen die hohen

Götter dem König, meinem Herrn, geben. — Am 27. Tage verschwindet der Mond. Am 28. 29. und 30. Tag hielten wir Wache wegen einer Sonnenfinsternis. Aber die Sonne trat nicht in die Finsternis. Am 1. Tage wurde der Mond in der Tagesstunde gesehen.

Der Sinn dieses Schreibens ist deutlich genug. Die Astronomen erwarteten eine Sonnenfinsternis, aber sie traf nicht ein. Wenn dieses sich nun oft ereignet hätte, so würden sie es kaum der Mühe wert gehalten haben, es dem König zu berichten. Wir können daraus also schließen, daß ihre astronomischen Kenntnisse so hoch standen, daß sie mit fast vollkommener Sicherheit Finsternisse berechnen konnten. Wir lernen übrigens weiter aus dem Aktenstück, daß sie die Tage des Monats vom Neumond ab rechneten, so daß der 1. Tag im Monat der Tag nach Neumond ist; eine Sonnenfinsternis muß nämlich stets beim Neumond eintreten, und im Brief wird der 1. Tag ausdrücklich als derjenige bezeichnet, wo der Mond wieder sichtbar wird.

Noch ein Punkt im Schreiben bedarf näherer Beleuchtung. Der Astrolog wünscht dem König den Segen der Götter, besonders nennt er die Götter Nebo und Marduk. Wir sehen also, daß der Glaube an die Götter noch erhalten ist, und zwar nicht nur beim Volk, sondern auch bei den höchsten Priestern; der Oberastrologe war zu diesen Zeiten vermutlich der oberste im Reiche nach dem König. Dieser Glaube an die Götter und ebenso der Glaube an die Dämonen, der, wie oben besprochen, ebenfalls unverändert fortbestand, scheint in krassem Widerspruch mit der Annahme zu stehen, daß die Sterne alles leiten. Jedoch haben die Chaldäer es verstanden, diese 2 scheinbar unvereinbaren Anschauungen in sinnreicher Weise zu verbinden, indem sie die hohen Götter mit den Sternen identifizierten. Die beweglichen Himmelskörper und die hellsten Fixsterne bekamen die Namen der 12 hohen Götter und wurden eins mit ihnen; so behielten diese ihre Herrschaft unverändert in der Gestalt der Gestirne. Und die Dämonen, welche in der alten Religion den Göttern an Macht unterlegen waren, wurden nun auch abhängig von den mit den Sternen identifizierten Göttern. Ob die Dämonen Erlaubnis erhalten sollten, einem Menschen zu schaden, war jetzt von der Stellung der Gestirne abhängig, stand in den Sternen geschrieben. Die Dämonen blieben wohl Ursache alles Uebels, aber nur mit Einwilligung der hohen Götter, der Gestirne. Auf diese Weise konnte Astrologie und Beschwörungskunst friedlich nebeneinander bestehen, obwohl die Astrologie voraussetzt, daß alles gesetzmäßig und daher berechenbar ist, während die Beschwörungskunst voraussetzt, daß alles von der Willkür und den Launen der Götter und Dämonen abhängig ist.

Da eine Darstellung vom ganzen Inhalt des großen astrologischen Werkes zu umfangreich und wenig interessant ist, beschränke ich mich auf die Mitteilung solcher Bruchstücke, die eine Vorstellung davon geben können, wie sorgfältig die Chaldäer ihre astrologischen Aufzeichnungen in den Einzelheiten

ausgeführt haben. Die Tafeln beziehen sich natürlich fast ausschließlich auf öffentliche Angelegenheiten, Krieg und Frieden, König und Heer, Ernte, Wind und Wetter u. s. f. Aber auf diesen Gebieten sind sie bis ins einzelne durchgeführt und es kann kaum ein Phänomen jemals am Himmel eingetreten sein, das nicht mit bestimmten Folgerungen aufgezeichnet wäre.

Die Nacht wurde in 3 Wachen eingeteilt. Ueber die Abhängigkeit der Kriegsunternehmungen von diesen Wachen giebt folgendes Bruchstück Aufschluß:

„Soldaten aufbrechen zu lassen: 1. Nachtwache ungünstig, Mitternachtswache günstig, Morgenwache ungünstig. Eine Stadt zu stürmen: 1. Nachtwache günstig, Mitternachtswache ungünstig, Morgenwache günstig.“

Die Sterne, die gleichzeitig mit der Sonne am Himmel stehen, können wir natürlich nicht sehen. Jedoch wegen der Bewegung der Sonne werden die Sterne, die zu einer Jahreszeit unsichtbar sind, zu einer anderen sichtbar sein. Diese Rückkehr der Sterne hatte für jeden einzelnen eine bestimmte Bedeutung. Ein Bruchstück einer Tafel giebt uns Aufschluß über dieselbe; zugleich lernen wir daraus, daß jedenfalls die helleren Sterne schon damals einen Namen hatten. Es heißt nämlich:

„Wenn der Schicksalsstern zurückkehrt, ist Pest im Lande. Wenn der Stern Irbie, ist Segen im Lande. Wenn der Stern des leuchtenden Körpers, ist Kraft und Leben im Lande. Wenn der Stern des grauenden Tages, drohen Unglücksfälle dem Lande. Wenn der Stern Dilme, kommt Glück übers Land. Wenn der Stern des Steins Absia, sind Wahrzeichen im Lande. Wenn der Alabasterstern, ist Segen im Lande“ u. s. f.

So geht es weiter in der Tafel, indem ca. 30 Sterne mit Hinzufügung der Umstände aufgerechnet werden, die sie bei ihrer Rückkehr fürs Land herbeiführen werden; das angeführte Bruchstück dürfte jedoch genügend sein, um einen Begriff von den Voraussagungen zu machen.

Etwas genauer sind die Angaben der Erscheinungen, welche Folgen die Finsternisse haben. Aus der großen Tafel hierüber wähle ich ein Stück aus dem Monat Tammuz aus, in dem die Sonne im Zeichen des Krebses stand, d. h. dem 4. nach chaldäischer Zeitrechnung:

„Am 1. Tage, wenn Finsternis ist und sie im Süden beginnt und es hell ist*): ein großer König wird sterben. — Im Monat Tammuz, am 2. Tage, wenn eine Finsternis eintritt und sie im Norden beginnt und es hell ist: König wird kämpfen mit König. — Im Tammuz, am 3. Tage, wenn eine Finsternis eintritt und sie im Osten beginnt und es hell ist: Regen und Flüsse werden strömen. — Im Tammuz, am 4. Tage, wenn eine Finsternis eintritt und sie im Westen beginnt und es hell ist: in Phönizien gedeiht das Korn. — Im Tammuz, am 5. Tag, tritt Finsternis ein und geht der große Stern auf: Hungersnot ist im Lande“ u. s. f.

Es ist, wie gesagt, kein Phänomen am Himmel, das nicht seine bestimmte Bedeutung hat. Weitläufige Tafeln geben so die Folgen der Stellungen von Sonne und Mond zu einander an: „die Sonne und der Mond sind gleich (sind in Konjunktion). Das Land ist zu Wohlstand gebracht; tägliche Nahrung ist im Munde des Volkes. Der König des Landes behauptet seinen Thron“ u. s. w.

Aber nicht bloß alles, was das öffentliche Wohl betraf, auch das Geschick des einzelnen Menschen konnten die chaldäischen Astrologen voraussagen. Ein jeder stand von Geburt an unter dem Einfluß eines bestimmten Sternes, der entweder ein Planet war oder ein Fixstern im Tierkreise. Von der Stellung dieses Sternes zu Mond, Sonne und Planeten im Augen-

*) = wenn es Tag ist, die Finsternis also am Tage eintritt.

blicke der Geburt war das Leben des Betreffenden abhängig, und eine zahlreiche Schar von Astrologen hat wahrscheinlich beständige Arbeit mit der Aufzeichnung solcher Stellungen (Horoskope) bei der Geburt eines jeden Individuums gehabt. Nach welchen Regeln sie indes die Horoskope auslegten, also das Schicksal der Individuen auf Grund der Konstellation bei der Geburt voraussagten, ist zur Zeit noch unbekannt. Im Mittelalter erreichte diese Kunst eine hohe Entwicklung in Europa, und wir kommen deshalb später auf diesen interessanten Zweig der Auguralwissenschaft zurück.

Die Mantik, die Lehre von der warnenden Bedeutung der irdischen Phänomene hatte, wie oben besprochen, ihre Wurzel in der Astrologie und stand deshalb in der engsten Verbindung mit derselben. Vom großen mantischen Werk des Königs Sargon ist bisher jedoch nur sehr wenig übersetzt, so daß man nur einen ziemlich oberflächlichen Begriff davon hat, nach welchen Regeln die tellurischen Phänomene ausgelegt wurden. Das Werk scheint in 14 Kapiteln eingeteilt gewesen zu sein, die von der Beobachtung des Vogelfluges, den Eingeweiden der Opfertiere, der Auslegung verschiedener Naturphänomene und der Traumdeutuug handeln. Damit ist die Mantik jedoch nicht erschöpft; aus anderen Quellen wissen wir, daß die Chaldäer auch Geomantie trieben, d. h. Wahrsagerei mit Hilfe von geometrischen Figuren; außerdem haben sie sehr häufig die Entscheidung durchs Los angewandt, um den Willen der Götter in gewissen Fällen zu erfahren.

Von der Auslegung des Vogelflugs weiß man vorläufig nichts anderes, als daß derselbe eine sehr wesentliche Rolle bei den Chaldäern spielte. Von den 14 Kapiteln des großen mantischen Werkes haben 3 davon gehandelt, aber von diesen ist so gut wie nichts erforscht. Etwas besser unterrichtet ist man dagegen über ihre Auslegungen von dem, was in den Eingeweiden der Opfertiere beobachtet wurde. Einige Fragmente, die hiervon handeln, sind übersetzt; sie enthalten eine Reihe phantastischer Auslegungen in ganz derselben Art wie die astrologischen.

„Finden sich in den Eingeweiden eines Esels auf der rechten Seite Eindrücke, so erfolgt Ueberschwemmung. Sind die Eingeweide eines Esels auf der rechten Seite gewunden und schwarz, so wird der Gott im Lande des Herrn Wachstum erzeugen. Sind die Eingeweide eines Esels auf der linken Seite gewunden und schwarz, so wird der Gott im Lande des Herrn nicht Wachstum erzeugen. Sind die Eingeweide eines Esels auf der rechten Seite gewunden und bläulich, so wird Trauer einkehren in das Land des Herrn. Sind die Eingeweide eines Esels auf der linken Seite gewunden und bläulich, so wird nicht Trauer einkehren in das Land des Herrn."

Man sieht hieraus, daß das, was auf der einen Körperseite als günstiges Zeichen galt, auf der anderen Unglück brachte; Glück und Unglück ist gleichmäßig verteilt auf rechts und links. Aehnlich dienten Wind und Wetter, Regen, Wolken, Blitz und andere Naturerscheinungen, z. B. das Sausen der Bäume, als Wahrzeichen. Von den wilden Tieren hat besonders die Schlange große

Bedeutung für die Chaldäer — wie für die meisten wilden Völker unserer Tage — gehabt. Die Schlange war das Symbol für alles übernatürliche Wissen; sie war das Attribut Ea's, der göttlichen Weisheit. Möglicherweise sind Schlangen sogar in einigen babylonischen Tempeln gehalten und dort als Orakel benutzt worden. Auch die Edelsteine haben Bedeutung in der Mantik. In einem historischen Aktenstück aus der Bibliothek in Ninive wird erzählt, daß man ein Zeichen wünschte, ob ein beabsichtigter Kriegszug glücken würde oder nicht; aus diesem Grunde prüfte man die funkelnden Strahlen, welche „der Diamant am Finger" nach rechts und links warf, nach oben und unten. Wahrscheinlich hat der besprochene Diamant im Ring am Finger eines Götzenbildes gesessen und ist so ein besonderes Orakel gewesen.

Große Bedeutung hatten die Hunde und deren Verhalten. Eine Tafel bespricht die Bedeutung, die es haben würde, wenn ein fremder Hund sich in einen Tempel oder in den Palast des Königs einschleichen würde:

„Betritt ein grauer Hund den Palast, so wird dieser in Flammen aufgehen. Betritt ein gelblicher Hund den Palast, so wird dieser ein gewaltsames Ende nehmen. Betritt ein rötlicher Hund den Palast, so wird dieser Friede mit dem Feinde schließen" u. s. w.

Die Tafel geht dann weiter und wirkt beinahe komisch durch die Gründlichkeit, mit der sie nicht bloß alle möglichen Farben von Hunden, sondern auch alle mehr oder weniger sauberen Verrichtungen angiebt, welche Hunde ausführen können. Namentlich die weniger reinlichen Seiten des Hundelebens werden in einem anderen Fragment betont:

„Erbricht sich ein Hund im Hause, so wird der Herr des Hauses verscheiden. Benäßt ein Hund im Palaste den Thron, so wird der König verscheiden und die Feinde sich in sein Land teilen. Läßt ein Hund im Tempel sein Wasser, so wird Regen vom Himmel strömen, Ueberschwemmung in den Straßen, Hungersnot und Sterblichkeit herrschen" u. s. w.

Man hat die Hunde wahrscheinlich gut überwacht, wenn die natürlichen Bedürfnisse derselben derartige Unglücksfälle über das Land bringen konnten.

Alle ungewöhnlichen Begebenheiten, z. B. die Geburt von Mißbildungen, waren aufs genaueste zugleich mit ihrer Bedeutung registriert. Es finden sich im magischen Werk mehrere Tafeln über dieses interessante Thema; eine behandelt die Mißgeburten von königlicher Abstammung, eine andere solche von gewöhnlichen Menschen und endlich eine dritte die Mißgeburten bei Tieren.

Höher als alles andere scheinen die Chaldäer aber die Träume gestellt zu haben. Wir wissen, daß die Traumdeuter in hohem Ansehen standen; im Heldengedicht der Babylonier, dem Nimrod- oder Gilgamish-Epos, spielen die Träume und deren Deutung die größte Rolle; der Held Gilgamish und sein Freund Eabani ahnen durch Träume alle entscheidenden Begebenheiten ihres Lebens voraus, und verstehen sie einander zu deuten. Es ist auch bekannt, wie der Prophet Daniel zu einem mächtigen Mann gemacht

wurde, weil er dem König Nabukudurussur einen Traum mitteilte und auslegte, den dieser gehabt hatte. Im Buche Daniel 2, V. 48 wird berichtet: „Und der König erhöhete Daniel und gab ihm große und viele Geschenke und machte ihn zum Fürsten über das ganze Land zu Babel und setzte ihn zum Obersten über alle Weisen zu Babel.“ Eine so große Rolle spielten die Träume nach der Auffassung der Chaldäer, daß sie sogar ausführlich in ihren historischen Jahrbüchern aufgezeichnet wurden. In den Annalen des Königs Assurbanibal findet sich so eine ganze Reihe Träume, die der König kurz vor bestimmten bevorstehenden Ereignissen, Schlachten u. s. w., gehabt hat, und in diesen Träumen ist der Ausgang jedesmal vorausgesagt, welchen die nachfolgenden Begebenheiten wirklich nahmen. Die Regeln jedoch, nach denen die Traumauslegung erfolgte, kennen wir nicht, da die betreffenden Tafeln des magischen Werkes nicht gelesen sind.

Aus einigen wenigen in Ninive gefundenen Fragmenten scheint, wie oben berührt, hervorzugehen, daß die Chaldäer auch die Geomantie, die Auslegung geometrischer Figuren, getrieben haben. Da ihre astronomischen Berechnungen nicht unbedeutende mathematische Kenntnisse voraussetzten, liegt auch die Annahme nahe, daß sie sich weiter gehenden Spekulationen über geometrische Figuren hingegeben haben. Dies geschah wahrscheinlich in der Weise, daß eine Handvoll Sand über eine Fläche hingeworfen wurde; man beobachtete dann die entstandenen Figuren und legte sie nach gewissen Regeln aus. Das ist also der alte Ursprung zum Weissagen unserer Zauberweiber aus dem Kaffeesatz. — Endlich haben sie sich auch des Loswerfens, am häufigsten mit Hilfe von Pfeilen, bedient. Diese wurden z. B. angewandt, wenn man entscheiden wollte, welchen Weg das Heer einschlagen sollte, um den Feind am erfolgreichsten anzugreifen. Wir haben keine schriftichen Berichte von den Chaldäern selbst über diese Methode, aber im Buch Hesekiel 21, 21 wird von Nabukudurussur erzählt: „Denn der König zu Babel wird sich an die Wegscheide stellen, vorne an den zween Wegen, daß er sich wahrsagen lasse, mit den Pfeilen um das Los schieße, seinen Abgott frage und schaue die Leber an.“ An den assyrischen und babylonischen Denkmälern sind diese mantischen Pfeile, meist 8 an der Zahl, häufig dargestellt. Sie sind federlos und stumpf und wurden wahrscheinlich entweder in der Weise angewandt, daß ein Pfeil in die Luft geschossen wurde, um die Richtung anzugeben, in der man gehen sollte; oder sie wurden mit bestimmten Abzeichen versehen, wonach dann einer aus dem Köcher gezogen wurde.

Die Verbreitung der chaldäischen Magie.

Wenn hier eine so ausführliche Darstellung der chaldäischen Magie gegeben ist, so hat dieses seine Berechtigung, nicht nur weil das chaldäische System eines der ältesten und am meisten durchgeführten ist, die je

existiert haben, sondern ganz besonders deshalb, weil Aberglaube und Zauberei in Europa sich wesentlich unter Einwirkung der chaldäischen Anschauungen entwickelt hat. Die chaldäischen Vorstellungen und Operationen breiteten sich zunächst nach dem nordöstlichen Nachbarlande, Medien, aus, dessen Priester, „die Magier", sie teils aufnahmen, teils ein ähnliches System entwickelten. Dagegen fand die chaldäische Magie in Persien keinen Eingang, da die Zoroasterlehre alle Zauberei streng verbot. Erst als die Perser unter Cyrus Babylon im Jahre 539 erobert hatten, vermischten sich die Völker, und die medischen Magier und die babylonischen Priester, „die Chaldäer", wie sie genannt wurden, erreichten am persischen Hofe bald ein ähnliches Ansehn wie in ihrer Heimat. Die Juden, welche von Cyrus die Erlaubnis erhielten, in ihr Land zurückzukehren, brachten natürlich eine genaue Kenntnis der ganzen chaldäischen Magie aus der babylonischen Gefangenschaft mit, und diese Kenntnis fand später Verbreitung unter dem Volke durch Henochs Buch und ähnliche pseudoepigraphische Schriften *). Zugleich wurde sie in der Kabbala zu einem heimlichen System entwickelt, das wohl zuerst auf Umwegen, durch die Mauren, nach Europa kam und danach eine bedeutende Rolle im Mittelalter und herab bis zu unseren Zeiten gespielt hat.

In direkte Berührung mit der chaldäischen Magie kam Europa durch die Kämpfe der Griechen mit den Persern im 5. Jahrhundert vor unserer Zeit. Die griechischen Geschichtsschreiber bezeichnen daher den Stifter der persischen Religion, Zoroaster, als den Erfinder aller Magie; wir wissen jetzt, daß dieses völlig verkehrt ist. Die sogen. persische Magie ist chaldäischen und medischen Ursprungs. Nach Eroberung des großen persischen Reiches durch Alexander den Großen wurde Griechenland mit Magiern überschwemmt. Ungefähr gleichzeitig begann auch die ägyptische Magie ihren Einfluß in größerem Maße geltend zu machen, aber Griechenland war damals schon so infiziert, daß das Neue, was die Aegypter brachten, nicht viel ausmachte. Die ägyptische Magie bekam wahrscheinlich ihre größte Bedeutung für Europa erst, als die Araber viele Jahrhunderte später das Land eroberten und sich die spärlichen Reste von der Weisheit der alten Aegypter aneigneten, ihre Astrologie und Alchemie, welche sie dann in Verbindung mit der jüdischen Kabbala nach Spanien brachten und dann weiter in Europa verbreiteten. Die genauere Schilderung dieser Entwicklung müssen wir deshalb auf einen späteren Zeitpunkt verschieben; im Folgenden halten wir uns ausschließlich an den ersten Einfluß des Orients auf Europa.

---

*) Pseudoepigrapha sind anonyme Schriften, die als Aufzeichnungen der hervorragendsten Persönlichkeiten des alten Testamentes, Noah, Abraham, Joseph, Salomo rc., ausgegeben wurden, um dadurch größeres Ansehen zu gewinnen.

Die Griechen und Römer.

Die ursprüngliche griechische Magie.

Ueber die Magie der Griechen, mit der wir uns zuerst beschäftigen, herrschen die widersprechendsten Ansichten. Einige meinen, die Griechen hätten in den ältesten Zeiten überhaupt nichts von Zauberei gewußt; andere Forscher dagegen betrachten die ganze griechische Civilisation „als eine lebendige Magie, wie sie kein anderes Volk weder vor noch nach demselben gezeigt hat“. (Ennemoser, Geschichte der Magie pag. 484.)

Daß dieser Ausspruch seinem Wortlaut nach höchst ungerecht ist, wird jedermann einsehen; jedoch darf niemand sich von seiner Begeisterung für das Griechentum dazu verleiten lassen, die okkulte Seite des griechischen Lebens zu übersehen. Wie alle Menschen des Altertums haben auch die Hellenen einen Gespenster- und Dämonenglauben gepflegt, haben Kulte der Toten und der Unterirdischen getrieben, haben sich Götter in der Gestalt von Tieren und schreckenhaften Ungeheuern gedacht. Der Heros, dessen Name später den stolzen Heldenklang erhalten hat, ist ursprünglich die Seele des Verstorbenen, die im Grabe oder im Hause — unter der Schwelle, im Backofen u. s. f. — weiterlebt; zur Sättigung dieses Heros hat man das Blut der Opfertiere durch Röhren in die Erde hinabfließen lassen; das Grab des Heros einer Stadt wurde die Orakelstelle der Gegend. Diese Heroenverehrung hat sich, mit dem Staats- und Rechtswesen eng verknüpft, bis an die letzten Tage des Griechentums erhalten. An sie und an die verwandte Verehrung der unterirdischen Götter lehnt sich eine ganze Reihe priesterlicher Verrichtungen an, die den Charakter der Zauberei, der Magie, des Geheimwesens tragen, wie denn die priesterlichen Kreise und Familien in Griechenland vom schnell aufblühenden Kultus überhaupt ziemlich unberührt blieben und sich lieber in den herkömmlichen Vorstellungen der vorgeschichtlichen Griechen als in den neuen Gedanken der jonischen oder attischen Bildung bewegten. Das Volk im weiteren Sinne hat sich selbstverständlich nicht über die Stufe seiner Priester erhoben, die Bauern Arkadiens, Messeniens oder Thessaliens haben bis in die römische Kaiserzeit hinein ihre primitiven Kulte mit Bärentanz und Fackellauf, mit rohen Idolen und plumpen Sitten, mit Beschwörungen und Zauberheilungen bewahrt und überhaupt dem naivsten Aberglauben gehuldigt, der oft — wie bei den dionysischen oder asklepiadischen Bewegungen — zu trüben Verirrungen und zügellosen Ausschweifungen hat führen können.

Auch die gebildeten Klassen blieben von dieser niedrigeren Religion nicht unberührt. Nicht nur daß religiöse Epidemien wie die eben erwähnten auch

sie hinrissen: ein abergläubisches Element blieb in dem Leben der allermeisten Griechen bestehen, wie es z. B. aus dem Anthesterienfeste in Athen erhellt. Denn in diesen Tagen, die dem Kulte der Toten geweiht waren, war man immer auf das Erscheinen der Verstorbenen vorbereitet, wehrte sich gegen sie durch Kauen von Weißdornblättern, durch Bestreichen der Thürpfosten mit Pech, setzte ihnen Speisen vor zum gefälligen Genuß u. s. f. — mit anderen Worten: man verbrachte die Tage in einer Weise, die von den primitivsten Vorstellungen zeugte. Und dieses war nicht der einzige Fall, wo der gebildete Grieche eine Gesinnung bewies, die sich nur schlecht mit dem aufgeklärten Griechentum vereinigen ließ.

Aber eben diese Disharmonie zwischen Aberglaube und Kultur ist das Interessante in Griechenland und belehrt uns, wie viel höher das Griechentum über den Kulturen steht, die — wie etwa die babylonische — mit Aberglauben durch und durch versetzt sind und sich mit allerlei Dämonologie vertragen. „Das Griechentum" aber, das wir als den Anfang unserer Kultur ansehen, hat sich vom Aberglauben immer mehr frei gemacht und in der freien, ausgebildeten Menschlichkeit, die uns im Homer begegnet, seine Grundlage gefunden. Die jonischen Kolonisten an der Küste Kleinasiens, unter denen diese Dichtung entstanden ist, hatten vom Kultus, Aberglauben und von den Vorurteilen der Heimat sehr wenig mitgenommen, und der freie, ja freidenkerische Geist dieser Männer wurde durch das Epos, das sie schufen, ein unvergängliches Moment im hellenischen Leben und ein Typus des eigentlichen Griechentums. Wir können deshalb ganz gut, wenn wir den Standpunkt der Griechen zum Aberglauben und zur Dämonologie betrachten wollen, von Homer unseren Ausgangspunkt nehmen.

Außer dem genügend bekannten olympischen Götterkreis umfaßte die griechische Religion zu Homers Zeiten eine große Menge niedriger stehender geistiger Wesen, die sogen. „Nymphen", welche das ganze Dasein bevölkerten. So sagt Odysseus, nachdem er auf der Insel der Phäaken gelandet ist, wo er durch den Schrei der Nausikaa und ihrer Mägde geweckt wird (Odyss. VI, 122 ff.):

> „Eben wie Mädchenstimm' umscholl ein helles Gekreisch mich,
> Gleich der Nymphen, die rings hochscheitlige Berge bewohnen,
> Und Urquellen der Ström' und grün bekräuterte Thäler!"

Die Dreistigkeit aber, mit der Odysseus dann aus seinem Versteck herauskommt, zeigt uns, daß der Mensch nach griechischer Anschauung von den Nymphen nichts zu fürchten hat. Wie aus vielen anderen Stellen in den homerischen Gesängen hervorgeht, waren sie gute Geister, die gleich den Göttern erst dann feindlich gegen die Menschen auftreten, wenn sie durch irgend eine Handlung beleidigt werden. Aus obigem Zitat können wir auch den Schluß ziehen, daß die Griechen an böse Geister nicht glaubten. Für Odysseus giebt es nur 2 Möglichkeiten: Nymphen oder Menschen; andere redende

Wesen existieren nicht. Ein chaldäischer Verfasser würde in einem solchen Fall sicherlich nicht vergessen haben, als eine dritte Möglichkeit Dämonen zu erwähnen, die auf das Unglück des Mannes bedacht seien.

Bei späteren griechischen Verfassern werden wohl Dämonen erwähnt; aber sie entsprechen mehr Schutzgeistern, die jeden einzelnen Menschen begleiten; sie haben jedenfalls nicht den Charakter von bösen Geistern. Mit Wesen letzterer Art schlossen die Griechen erst nach Berührung mit den Chaldäern nähere Bekanntschaft. Indes ist ihnen auch in den ältesten Zeiten der Gedanke an schadenbringende Dämonen doch nicht ganz fremd gewesen. In der Beziehung findet man bei Homer doch Aeußerungen, wie Odyss. V, 394 ff:

„Und wie zur Freude den Kindern erscheint des geretteten Vaters
Leben, der lange, gequält von heftigen Schmerzen der Krankheit,
Niederlag und verging; denn ihn plagt' ein feindlicher Dämon;
Doch zur herzlichen Freud' erretten ihn Götter vom Elend."

Jedoch kommt derartiges nur ausnahmsweise vor; eine eigentliche Dämonologie haben die Griechen zu dieser Zeit nicht gehabt.

Alles, was geschieht, ist Fügung der Götter; von ihnen wird alles Gute und Böse geschickt. Sie werfen den Menschen aufs Krankenlager und erretten ihn wiederum aus der Not oder senden seine Seele zum Hades, je nachdem es ihnen gefällt. Alle besonderen Widerwärtigkeiten, die einen Menschen treffen, sind ein Ausdruck des göttlichen Zorns; Odysseus' zehnjährige Irrfahrt und all' sein Mißgeschick ist nur Poseidons Rache, weil der Held seinem Sohne, dem Cyklopen Polyphem, das Augenlicht geraubt hat (Odyss. I, 19 ff.):

Es jammerte alle die Götter;
Nur Poseidon zürnte dem göttergleichen Odysseus
Unablässig, bevor sein Vatergefild' er erreichet.

Kann man nun den zürnenden Gott nicht durch Opfer versöhnen — und dieses ist höchst zweifelhaft, denn die Götter sind oft unversöhnlich in ihrem Zorn —, so hat der Verfolgte doch noch den Ausweg, bei einem freundlich gesinnten Gott Hilfe zu suchen. So ruft Odysseus beständig Pallas Athene an, die ihm auch hilft, so gut sie es kann, ohne in offenbaren Streit mit ihrem mächtigen Oheim, dem Poseidon, zu geraten (Odyss. VI, 324 ff.):

Höre, des ägiserschütternden Zeus unbezwungene Tochter!
Höre mich endlich einmal, da zuvor du nimmer mich hörtest,
Als mich Verfolgeten schlug der gewaltige Länderumstürmer!
Gieb, daß im Volk der Phäaker ich Lieb' antreff' und Erbarmung!
Also flehet' er laut; ihn hörete Pallas Athene.
Doch sie erschien noch nicht ihm öffentlich, schauend des Vaters
Bruder im Geist: denn er zürnte dem göttergleichen Odysseus
Unversöhnbaren Sinns, eh' das Vaterland er erreichet.

So ist es überall: wo der Chaldäer wahrscheinlich sofort das Eingreifen eines Dämons vermuten und versuchen würde, ihn durch Zauberei zu beschwören, da wendet der Grieche sich fromm an den Gott, zu dem er am meisten Vertrauen hat. Wir können daher auch nicht erwarten, eine Beschwörungskunst bei ihnen anzutreffen.

Dennoch giebt es zahlreiche Stellen bei Homer, die zeigen, daß die Griechen an die Möglichkett einer Zauberei glaubten und zwar nicht nur an Weissagungskunst, die ja auch nicht bei den Chaldäern auf dem Dämonenglauben beruhte, sondern auch an operative Magie, d. h. magische Handlungen, durch die man den Lauf der Dinge ändern zu können meinte. Zunächst vollbringen die Götter natürlich beständig Wunder; das liegt ja in ihrer Natur; könnten sie nicht Handlungen vollbringen, die über menschliches Vermögen hinausgehn, so wären sie ja gar nicht Götter. Sodann sehen wir aber auch, daß die niedrigeren gottähnlichen Wesen, Halbgötter, Nymphen und ähnliche, mit großer Macht ausgerüstet sind. Als Menelaus auf Pharos „den fehllos redenden Meergreis" fängt, „Proteus, göttlicher Macht, welcher des Meeres Tiefen gesamt durchschaut" (Odyss. IV, 384 ff.), so geht dieses nach seinem eigenen Bericht nicht so leicht vor sich (Odyss. IV, 454 ff.):

„Schnell mit lautem Geschrei anstürzten wir, rings mit den Händen
Fassend den Greis; doch jener vergaß der betrüglichen Kunst nicht:
Siehe, zuerst erschien er ein bärtiger Leu des Gebirges,
Wieder darauf ein Pardel, ein Drach' und ein mächtiges Wildschwein,
Floß dann in Wasser dahin, und sproßt' als Baum in die Lüfte,
Doch unverrückt umschlangen wir stets, ausdauernden Herzens."

Bekannt ist die Geschichte von der Kirke, die Odysseus' Gefährten in Schweine verwandelt; aber Kirke ist auch eine Tochter der Götter und selbst Göttin. An die Möglichkeit, daß Menschen derartige Wunderthaten vollbringen können, scheinen die alten Griechen nicht gedacht zu haben. Als Odysseus heimgekehrt ist, wird er von Athene in einen Bettler verwandelt, damit seine Heimkehr nicht zu unrechter Zeit verraten wird. In dieser Gestalt sieht sein Sohn Telemachos ihn zum erstenmal; als sie sich das nächste Mal begegnen, hat Athene dem Odysseus sein männliches, kräftiges Aussehen wiedergegeben, aber Telemach erkennt ihn doch nicht (Odyss. XVI, 194 ff.).

„Nein, nicht bist du mein Vater Odysseus; sondern ein Dämon
Täuscht mich, daß ich noch mehr voll innigen Grames erseufze.
Nie vermöchte ja solches ein sterblicher Mann zu vollenden,
Er durch eignen Verstand, wenn nicht ein himmlischer, nahend,
Leicht, wie er will, umschafft zum Jünglinge oder zum Greise.
Traun, nur eben ja warst du ein Greis und in häßlicher Kleidung,
Jetzt erscheinst du ein Gott, wie sie hoch obwalten im Himmel!"

Hier ist also die Ansicht bestimmt ausgesprochen, daß der Mensch durch eigene Macht sein Aussehen nicht verändern könne; und wir finden bei Homer

auch nirgend von derartigen Verwandlungen erzählt, ohne daß die Götter dabei im Spiele sind. Im großen und ganzen kommt äußerst wenig Zauberei in den homerischen Gesängen vor, es sei denn, daß man es an den Stellen finden will, wo von dieser oder jener wunderlichen Anwendung von Pflanzenstoffen die Rede ist. Eine Stelle ist besonders bekannt und oft als Beispiel für die Vertrautheit der Griechen mit der Magie zitiert worden (Od. IV, 219 ff.): als die Gäste an der Tafel des Menelaos traurig geworden sind über die Erinnerung an Troja, wird von Helena erzählt:

Aber ein andres ersann nun Helena, Tochter Kronions.
Schnell in den Wein warf jene, wovon sie tranken, ein Mittel,
Kummer zu tilgen und Groll und jeglicher Leiden Gedächtnis.
Kostete einer davon, nachdem in den Krug es gemischt ward:
Nicht an dem ganzen Tage benetzt' ihm die Thräne das Antlitz.
Nicht ob selbst gestorben ihm wär' auch Mutter und Vater,
Nicht ob den Bruder vor ihm, ob selbst den geliebtesten Sohn ihm
Tötete feindliches Erz, und er mit den Augen es sähe.
Solcherlei Würze der Kunst hatt' Helena, Tochter Kronions,
Heilsamer Kraft, die einst die Gemahlin Thons, Polydamna,
Ihr in Aegypten geschenkt: wo viel die nährende Erde
Trägt der Würze zu guter, und viel zu schädlicher Mischung.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die Aegypter in der alten Zeit das Haschisch gekannt haben, einen harzartigen Stoff, der vom indischen Hanf (Cannabis indica) ausgeschwitzt und noch heutigen Tages überall im Orient als berauschendes Mittel gebraucht wird. Es hat, jedenfalls bei einigen Menschen, genau die hier beschriebenen Wirkungen, und die Anwendung, die Helena mit dem Saft macht, ist also eine ganz natürliche und hat mit Zauberei nicht mehr zu schaffen, als wenn sie die Gäste sich mit Wein hätte berauschen lassen, um ihre Sorgen zu vergessen. Aber an anderen Stellen ist es unzweifelhaft, daß Zauberei mit im Spiel ist; von den Schiffen der Phäaken heißt es (Odyss. VIII, 557):

Nicht der Phäaker Schiffe ja sind der Piloten bedürftig,
Noch der Steuer einmal, wie sie anderen Schiffen gebaut sind;
Nein, sie wissen von selbst den Sinn und Gedanken der Männer.

Das ist derselbe Gedanke, den wir bei den nordischen Völkern finden: sie sahen es als eine Eigentümlichkeit gewisser Familien an, daß, wenn diese nur die Segel aufzögen, sofort günstiger Wind käme, welcher das Schiff dorthin führte, wohin man wünschte.

Aus vielen Stellen in der Ilias geht hervor, daß die Griechen bei Troja Aerzte mithatten, die jedenfalls bei der Wundbehandlung ganz rationell zu Werke gingen, indem sie die Wunden auswuschen und mit heilenden Wurzeln verbanden. Nur an einer Stelle findet sich medizinische Zauberei. Als Odysseus auf der Jagd von einem Eber verwundet ist, wird von seinen Vettern erzählt (Od. XIX, 457):

„Aber Odysseus' Wunde, des götterähnlichen Jünglings,
Banden sie wohl und hemmten das schwarze Blut mit Beschwörung" *).

Ueber den Inhalt der Zaubergesänge wissen wir nichts, auch nicht, wie man sich deren Wirkung dachte, wir können nur Vermutungen darüber aussprechen. Böse Geister haben sie wohl kaum beschworen, einmal, weil die Griechen, wie wir oben gesehen, nicht an derartige Wesen glaubten und sodann, weil sie, selbst wenn sie an dieselben geglaubt hätten, ihre Mithilfe sicherlich nicht bei einer so natürlichen Sache, wie bei einer Wunde, angenommen hätten, wo doch die Ursache, der Eber, tot vor ihren Füßen lag. Eine Anrufung der Götter ist wohl auch nicht gemeint, dafür wäre das Wort „Zaubergesang" sicherlich nicht gebraucht worden. Es bleibt demnach nur die Möglichkeit, daß die Griechen glaubten, das gesprochene mystische Formular wirke direkt auf die Natur der Dinge ein, das gesprochene Wort an sich habe schon die Macht und Eigenschaft, den natürlichen Verlauf der Ereignisse zu beeinflussen. Diese Anschauung ist offenbar die Grundlage der ältesten griechischen Zauberei. Derselbe Gedanke scheint überhaupt der Magie aller europäischen Völker in den heidnischen Zeiten zu Grunde gelegen zu haben; jedenfalls kann er, wie wir weiter unten sehen werden, bei den Nordländern bestimmt nachgewiesen werden; wir dürfen also wohl annehmen, daß dieses auch für die anderen europäischen Völker gilt, welche Zauberei trieben, ohne eigentlich an Dämonen zu glauben.

Um nun zu den Aerzten der Griechen zurückzukehren, so sehen wir, daß man selbst bei Behandlung von Wunden seine Zuflucht zu Beschwörungen nehmen konnte; die Vermutung liegt also nahe, daß dieses auch bei inneren Krankheiten geschah, deren richtige Behandlung natürlich eine viel tiefere Einsicht erfordert, als man bei einem primitiven Volk voraussetzen darf. Wir wissen auch wirklich, daß die eigentliche ärztliche Thätigkeit von den ältesten Zeiten her an die Tempel, namentlich Apollo- und Aeskulaptempel, gebunden war. Was hier geschah, ist uns nicht genau bekannt, da die ärztliche Thätigkeit bis zu Hippokrates (ca. 400 v. u. Z.) ein Geheimnis war, das in gewissen Priesterfamilien aufbewahrt wurde; aber das wenige, was wir wissen, genügt, um zu zeigen, daß die ganze Behandlung eine Art religiöser Magie gewesen ist. Die Kranken, die zur Behandlung in die Tempel aufgenommen zu werden wünschten, mußten zunächst geloben, sich in allem nach den ihnen gegebenen Vorschriften zu richten. Mehrere Tage lang mußten sie dann fasten oder sich jedenfalls einer strengen Diät unterwerfen, wobei der Weingenuß so gut wie verboten war. Die Priester führten sie dann im Tempel umher und zeigten ihnen die Bilder und geweihten Tafeln, die zur Erinnerung an Wunder, welche die göttliche Gnade verrichtet hatte, aufgehängt waren. Gebete wurden gesprochen und heilige Lieder gesungen,

*) ἐπαοιδῇ (Zaubergesang, Zauberspruch) δ'αἷμα κελαινὸν ἔσχεθον.

welche die Kranken dem Priester nachsprechen mußten. Diese Lieder waren oft von Musik begleitet. Dann opferte man den Göttern meistens einen Widder, jedoch auch andere Tiere, namentlich Geflügel. Bäder, Salbungen und Streichungen mit den Händen wurden gewöhnlich vollzogen, bevor die Kranken würdig erachtet wurden, die Botschaft des Gottes zu empfangen. Stand dies bevor, so wurden sie dem Rauche verschiedener Wurzeln ausgesetzt und an geweihten Stellen im Innern des Tempels zu Bett gebracht. Hier schliefen sie ein und empfingen dann im Schlaf Offenbarungen des Gottes, der ihnen ihren Tod oder ihre Heilung verkündete und ihnen die Mittel angab, mit denen diese erreicht würde; hiernach richtete sich dann die spätere Behandlung. Verschiedene gleichzeitige Verfasser berichten jedoch, daß die Leute sich nicht immer erholt hätten, auch wenn der Gott es ihnen versprochen hatte.

Wenden wir uns nun zur Weissagungskunst der Griechen, so sehen wir, daß sie auf einer rein religiösen Grundlage ruhte. Stets waren es die Götter, welche Mitteilungen von zukünftigen Dingen machten, entweder direkt oder durch Zeichen, welche die Menschen deuten mußten. Die direkten Mitteilungen wurden in den Tempeln der Götter durch die Orakel gegeben. Derartige Orakel gab es verschiedene in Griechenland; am bekanntesten und angesehensten war Apollos Orakel in Delphi in Böotien und das Zeusorakel bei Dodona in Epirus. An beiden Stellen beantwortete der Gott die Fragen durch Priesterinnen; die des Apollo hieß Pythia, die des Zeus Pelias. Dieselben konnten jedoch nicht zu jeder Zeit und unter gewöhnlichen Verhältnissen die Göttersprüche verkünden; es war stets eine besondere Vorbereitung dazu nötig, indem sie zunächst in einen eigentümlichen ekstatischen Zustand kommen mußten, ehe sie die Offenbarungen des Gottes empfangen konnten. Als Mittel hierzu dienten in Delphi die Dämpfe, welche aus einem Felsspalt, über dem der Tempel gebaut war, aufstiegen. Pythia stieg auf einen Dreifuß, der über dem Spalt stand, und wenn sie durch Einatmung der Dämpfe mit dem Geiste des Gottes erfüllt war, verkündete sie seine Antwort. Dieselbe war allerdings meist so dunkel, daß die Priester sie erst auslegen mußten. In Dodona trank Pelias aus einer berauschenden Quelle, die dort floß, und wurde dadurch befähigt, ebenso wie Pythia die göttlichen Mitteilungen zu empfangen. Die Methode war also dieselbe, nur die Mittel waren verschieden. Es ist bekannt, daß viele dieser Orakel in so hohem Ansehen standen, daß nicht bloß die griechischen Staaten, sondern auch viele asiatische Fürsten sie um Rat fragten, wenn ernste Unternehmungen bevorstanden.

Außer diesen an den Tempeldienst geknüpften Weissagungskünsten gab es noch andere Mittel, wodurch zukünftige Ereignisse vorher bestimmt wurden. Einzelne Menschen hatten, oft als Begünstigung, mitunter auch als Strafe, von den Göttern die Gabe erhalten, weissagend die Zukunft zu künden; solche Wahrsager, die ohne besondere Mittel die Zukunft vorauszu-

sagen vermochten, werden verschiedentlich bei Homer erwähnt (Od. X, 492. Il. VI, 75; XI, 329). Doch waren auch andere Sterbliche, welche diese Gabe nicht besaßen, imstande, Künftiges vorherzuverkünden, wenn sie nur die Zeichen zu erklären verstanden, durch welche die Götter ihren Willen kund thaten. Unter denselben war der Vogelflug, wie bei den Chaldäern, eins von denen, die am meisten beachtet wurden; er wird wiederholt bei Homer besprochen (Od. I, 200; II, 158. Il. II, 858; X, 274; XII, 199). Ein einzelnes Beispiel genügt, um diese Seite der griechischen Mantik zu beleuchten. Diomedes und Odysseus gehen im Dunkel der Nacht aus, um nach einem Zeichen zu spähen (Il. X, 274 ff.):

„Ihnen nahte ein Reiher, gesandt von Pallas Athene,
Rechtsher fliegend am Weg; ihn sahn sie nicht mit den Augen
Durch die finstere Nacht, nur ward sein Tönen gehöret.
Freudig vernahm Odysseus den Flug und rief zu Athene."

Es war stets ein gutes Zeichen, wenn die Vögel von rechts nach links flogen, und beide Helden dankten deshalb Athene dafür. Zu den Naturerscheinungen, die als Vorbedeutung gelten, gehört der Blitz, der von Zeus sowohl als gutes wie als schlechtes Zeichen gesandt wird; Blutregen wird einmal (Il. XI, 53) als Verkündigung drohenden Unheils erwähnt.

Endlich haben die Griechen eine Form der Weissagungskunst ausgeübt, die bei den Chaldäern verboten war, nämlich die Nekromantie, die Beschwörung der Toten, um von diesen etwas über die Zukunft zu erfahren. Es ist dieses auch die einzige magische Handlung, die einigermaßen ausführlich bei Homer beschrieben ist; sie wird von Odysseus vollbracht, der nach Kirkes Anweisung über den Okeanos zum Eingang in den Hades gesegelt ist (Od. XI, 23 ff.):

Doch das geschliffene Schwert von der nervigen Hüfte mir reißend,
Eilt' ich die Gruft zu graben, von einer Ell' in die Vierung.
Ueber sie goß ich sodann Weihguß für die sämtlichen Toten.
Erst von Honig und Milch und dann von lieblichem Weine,
Drauf von Wasser zuletzt, mit weißem Mehl es bestreuend.
Viel dann fleht' und gelobt' ich den Luftgebilden der Toten:
Wenn ich gen Ithaka käm', ein Rind, unfruchtbar und fehllos,
Darzubringen im Haus, und die Scheiter mit Gut zu umhäufen.
Auch für Teiresias noch den stattlichsten Widder zu opfern,
Schwarz ringsum, der stolz aus unseren Herden hervorragt.
Als ich jetzt mit Gelübd' und Flehn die Scharen der Toten
Angefleht, da nahm und zerschnitt ich den Schafen die Gurgeln
Ueber der Gruft; schwarz strömte das Blut; und es kamen versammelt
Tief aus den Erebos Seelen der abgeschiedenen Toten:
Bräut' und Jünglinge kamen und langausdauernde Greise
Und noch kindliche Mädchen, in jungem Grame sich härmend;
Viele zugleich, verwundet von ehernen Kriegeslanzen,
Männer, im Streit gefallen, mit blutbesudelter Rüstung:
Welche die Gruft scharweis umwandelten, anderswo andre,
Mit graunvollem Geschrei, und es faßte mich bleiches Entsetzen."

Um sie zum Reden zu bringen, läßt Odysseus nun den einen nach dem andern vom Blut in der Grube trinken; Blut ist Lebenssaft, es giebt den Toten das Leben auf kurze Zeit zurück.

Von anderen abergläubischen Vorstellungen, die mit Sicherheit auf die ältesten Zeiten zurückgeführt werden können, kann noch das „Tagewählen“, der Glaube an glückliche oder unglückliche Tage, genannt werden, das wir bei Hesiod erwähnt finden.

Die griechische Magie nach den Perserkriegen.

Auf dem eben geschilderten Standpunkt blieben die Griechen bis zur Zeit der Perserkriege, d. h. bis ca. 500 v. u. Z., stehen. Schon etwas früher hatten die griechischen Philosophen in ihrem Bestreben, den Ursprung und die Natur des Daseins auf rationelle Weise zu erklären, angefangen, am alten Götterglauben zu rütteln. Die Spekulation über die Natur und Bestimmung der Seele führte Pythagoras und Empedokles dazu, den Glauben an den Aufenthalt der Seelen im Hades zu verwerfen; sie nahmen dafür eine Seelenwanderung an, durch welche die Seele allmählich vollkommener wird. So gelangte die Vorstellung von Geistern, Dämonen, in den griechischen Gedankenkreis; diese Vorstellung fand bald eine Stütze in der Dämonenlehre und der damit zusammenhängenden Magie, welche die Griechen nach ihrem Zusammenstoß mit den Persern kennen lernten. Namentlich die Bevölkerung in Thessalien, wo die Perser verhältnismäßig lange festen Fuß gefaßt hatten, erwarb sich von der Zeit an den Ruf der Zauberkraft. Die thessalischen Weiber konnten durch Salben Menschen in Tiere oder Steine verwandeln, und in der Nacht zogen sie durch die Luft auf Liebesabenteuer aus. Hier haben wir also den alten Ursprung zu den Hexenfahrten des Mittelalters. Die Mondgöttin Hekate, ursprünglich eine wohlthätige, das Unglück fern haltende Göttin, wurde allmählich die Beschützerin der Hexen und die Beherrscherin alles Zauberwesens.

Von dieser Hekate haben die späteren griechischen Verfasser eine Menge Mythen und Sagen erzählt; unter anderem haben sie uns eine vollständige Beschreibung der Ceremonien und Beschwörungen hinterlassen, durch die sie veranlaßt wurde, denen, die sie anriefen, zu erscheinen. Die Operationen sind angeblich von der Hekate selbst vorgeschrieben; sie sagt:

„Machet eine Statue von wohl geglättetem Holz, so wie ich es jetzt näher beschreiben werde. Machet den Körper dieser Statue aus der Wurzel der wilden Raute (Ruta graveolens) und schmücket ihn mit kleinen Hauseidechsen; knetet dann Myrrha, Storax und Weihrauch zusammen mit denselben Tieren und laßt die Mischung bei zunehmendem Mond an der Luft stehen; sprechet eure Wünsche dann in folgenden Sätzen aus: „Komm, unterirdische, irdische und himmlische Bombo, Göttin der Land- und Kreuzwege, welche Luft bringt, welche in der Nacht geht, Feindin des Lichtes, Freundin und Begleiterin der Nacht, die du dich des Bellens der Hunde und des vergossenen Bluts erfreust, die du im Schatten zwischen den Gräbern umherflackerst, die du Blut wünschest und

den Toten Schrecken bringst, Gorgo, Mormo, Mond in 1000 Gestalten, leihe unserem Opfer ein günstiges Ohr.“ Ihr sollt ebenso viele Eidechsen nehmen, wie ich verschiedene Formen habe; machet es sorgfältig; machet mir eine Wohnung von abgefallenen Lorbeerzweigen, und wenn ihr innige Gebete an das Bild gerichtet habt, werdet ihr mich im Schlaf zu sehen bekommen.“

Hekates Begleiterinnen heißen Empusen oder Lamien. Einige Autoren schildern sie als menschliche Wesen, Hexen, die die Göttin auf ihren nächtlichen Ausflügen begleiten und selbst die Gelegenheit benutzen, sich auf Liebesabenteuer einzulassen. Andere fassen sie mehr als Dämonen auf, die sich zwar auch mit Männern einlassen, aber nur um ihnen die Lebenskraft auszusaugen, wodurch sie sich selbst nähren. Da die Phantasie bei solchen Abenteuerlichkeiten natürlich freien Spielraum hat und durch kein Gesetz an bestimmte Vorstellungen gebunden ist, kann die große Mannigfaltigkeit der Darstellungen uns auch nicht wundern.

Nach Plinius' Angaben rührt die Einführung der Magie in Griechenland wesentlich von einer Person her, Ostanes, der als königlicher Hofwahrsager dem Xerxes auf dem Zuge nach Griechenland folgte, und der ein sehr ausführliches Werk über die Magie schrieb. Das ganze Unwesen nahm aber erst mächtig zu, nachdem Alexander d. Gr. das persische Reich und Aegypten erobert hatte. Nicht nur wurden jetzt viele Griechen in die chaldäischen und ägyptischen Geheimwissenschaften eingeweiht, es kamen auch viele Bewohner der unterjochten Länder nach Griechenland, das in der Folgezeit geradezu überschwemmt gewesen sein soll von persischen und ägyptischen Wahrsagern, welche den Namen „Chaldäer, Magier und Mathematiker“ führten. Von ihnen lernten die Griechen die fremden Religionen mit den vielen barbarischen Götternamen, und da Homer und Hesiod all' diesen Göttern im Olymp keinen Platz eingeräumt hatten, so rangierten die Griechen sie unter die Dämonen. Und vor diesen zahlreichen neuen Scharen von Dämonen empfand das Volk nun die Furcht, die man vor den alten olympischen Göttern nicht mehr hatte, die durch ihre oft besungenen, allzu menschlichen Leidenschaften allmählich lächerlich geworden waren. Von den neuen Göttern kannte man derartige Geschichten nicht; man nahm sie auf und verehrte sie in rein orientalischer Weise durch Anrufungen und Beschwörungen in persischer, assyrischer und ägyptischer Sprache, welche die Griechen nicht verstanden und deshalb verdrehten, bis ganz sinnlose Formeln daraus entstanden. Aber der Glaube an die Macht dieser Götter und Dämonen wurde beständig von den umherreisenden fremden Zauberern und Wahrsagern unterhalten.

Aus verschiedenen alten Berichten geht hervor, daß diese Zauberer sich keineswegs scheuten, ihre Zuflucht zu Taschenspielerkunststücken und anderen Betrügereien zu nehmen, um ihr Ansehn beim Volk zu behaupten. Besonders beliebt war es, die leuchtende Gestalt Hekates hervorzuzaubern. Man hatte verschiedene Methoden dazu. Zunächst war ein völlig dunkles Zimmer erforderlich. Hier zeichnete der Zauberer im voraus eine menschenähnliche Figur

mit Asphalt oder anderen brennbaren Stoffen an die Wand, und wenn der, welcher die Göttin befragen wollte, durch Beschwörungen und andere Ceremonien genügend vorbereitet war, brachte der Zauberer eine Flamme in die Nähe der gezeichneten Figur, die sofort aufleuchtete. Oder es wurde auch ein Vogel losgelassen, an dessen Füßen man einen leicht brennbaren Stoff befestigt hatte. Der erschreckte Vogel flog natürlich im Raum umher, während der nicht weniger entsetzte Besucher sich auf die Erde warf, sein Haupt verhüllte und die Göttin anrief.

Die Römer.

Unsere Kenntnis von der Entwicklung des Aberglaubens in Rom in den ältesten Zeiten ist verhältnismäßig gering; jedoch haben die Römer, soweit man sehen kann, wesentlich in allem auf derselben Stufe gestanden wie die Griechen zu Homers Zeit. In der alten römischen Religion findet sich keine eigentliche Dämonenlehre; dagegen glaubten die Römer wohl an Gespenster, Seelen böser Menschen, die zur Strafe für ihre Schlechtigkeit nach ihrem Tode auf der Erde umherwandern mußten. Ebenso erwähnen die römischen Verfasser strigae, alte Weiber, Hexen, die den Empusen oder Lamien der Griechen entsprechen; sie fliegen gewöhnlich in der Gestalt eines Vogels aus, um Menschen zu verzehren. Es ist jedoch ungewiß, ob alle diese Vorstellungen wirklich römischen Ursprungs sind, oder ob nicht wenigstens die Idee dazu von den Griechen entlehnt ist, mit deren Kolonien in Süditalien die Römer schon sehr früh in Berührung kamen.

Sicher ist jedoch, daß die Römer in den ältesten Zeiten verschiedene magische Handlungen gekannt haben. Von Numa Pompilius, dem Nachfolger des Romulus, wird berichtet, daß er theurgische Künste trieb, d. h. Operationen, durch die er die Götter sogar zwang, sich in sichtbarer Gestalt zu zeigen. Sein Nachfolger, Tullus Hostilius, wurde der Sage gemäß vom Blitze getroffen, weil er bei einer solchen Gelegenheit falsch verfuhr. Die Römer glaubten auch, daß man durch magische Künste das Korn von fremden Feldern auf den eigenen Boden hinüberlocken könne, und die ältesten römischen Gesetze, die Zwölftafelgesetze, (cirka 450 v. Chr.) enthielten ausdrücklich Verbote hiergegen. Ueber diese wenigen Nachrichten reicht unsere Kenntnis von der Zauberei der Römer in den ältesten Zeiten nicht hinaus, ehe sie in direkte oder indirekte Berührung mit den orientalischen Völkern kamen.

Besser unterrichtet dagegen sind wir über die Weissagungskunst, die Mantik oder Divination der Römer. Sie war, wie bei den Griechen, rein religiöser Natur; durch gewisse Zeichen gaben die Götter ihren Willen zu erkennen, und die Menschen brauchten dieselben nur zu deuten; die älteste Augurallehre der Römer beruhte wahrscheinlich ausschließlich auf Beobachtung des Vogelflugs; auf diese Zeichen achtete man bei allen wichtigen öffentlichen und bei zahlreichen privaten Angelegenheiten. Jeder gebildete Römer mußte mit

der Deutung derselben Bescheid wissen; jedoch waren für die Zwecke des Staates eigene Beamte angestellt, Auguren, die bei allen Gelegenheiten den Willen der Götter mit Hilfe des Vogelflugs erforschen mußten; Augur bedeutet eben Vogeldeuter (avi—gur; gur kelt. = vir). Der Augur umgrenzte mit seinem Stabe (lituus) ein Stück Land, innerhalb dieser Grenze erwartete er nach einem Gebet an die Götter das Zeichen; dasselbe wurde entweder bejahend oder verneinend gedeutet; man sah es also geradezu als eine Antwort der Götter auf die Vorfrage an, ob ein Vorhaben ausgeführt werden sollte oder nicht. Indessen dienten zu diesem Zweck nicht alle Vögel, und ebensowenig gaben sie einem jeden Zeichen. Die Tauben galten nur für Könige, weil die Tauben nie alleine ausfliegen, wie die Könige nie alleine ausgehen. Einige Vögel, z. B. Raben, Krähen, Nachteulen und Hähne, gaben durch ihr Geschrei Zeichen, andere dagegen, wie der Adler und Geier, durch den Flug. Bei einigen war der Flug von rechts, bei anderen von links günstig.

Späterhin, als der Glaube an diese alten Weissagungskünste sich zum Teil verloren hatte, während der Staat das Auguralwesen der Tradition halber beibehielt, erfand man eine andere Methode: die Zeichen durch fressende Hühner. Man hielt zu dem Zweck junge Hühner im Bauer, und wenn man ein Zeichen wünschte, ließ man sie heraus und beobachtete, wie sie das vorgeworfene Futter fraßen. Stürzten sie sich so gierig darüber, daß sie etwas aus dem Schnabel verloren, so war das ein treffliches Zeichen; kümmerten sie sich dagegen nicht um das Futter, so drohete eine Gefahr. Diese Methode war natürlich sehr bequem, da man sich das gewünschte Zeichen leicht sichern konnte, indem man die Hühner hungern ließ oder sie kurz vorher fütterte.

Bei ihren nächsten Nachbarn, den Etruskern, lernten die Römer schon sehr früh eine Menge anderer Formen der Weissagungskunst. Die Etrusker sind ein altes italisches Volk, das nach Herodot aus Lydien stammt. Die Uebereinstimmung zwischen den etrurischen und chaldäischen Kunstwerken ist auch so groß, daß die nahe Verwandtschaft dieser Völker unzweifelhaft ist. Auch zwischen der etrurischen und chaldäischen Weissagungskunst herrscht in allen Einzelheiten eine so vollständige Gleichheit, daß ein reiner Zufall bei dieser Uebereinstimmung höchst unwahrscheinlich ist. Fast alle die Formen der Mantik, die wir bei den Chaldäern als üblich besprochen haben, fanden sich nach den alten Verfassern auch bei den Etruskern. Die Deutung von wunderbaren Ereignissen, die Beobachtung von Blitz, Eingeweiden der Opfertiere, Vogelflug und Vogelstimmen, Mißgeburten 2c. bildeten Zweige der Mantik bei den Etruskern wie bei den Chaldäern. Dies alles wurde den Römern bald bekannt. Anfangs verschrieb man etruskische Haruspices, d. i. Opferbeschauer; später reisten vornehme Jünglinge gewöhnlich nach Etrurien und ließen sich dort in den verschiedenen Zweigen der Mantik unter-

weisen. Von den vielen Formen scheint indes, jedenfalls bei Staatsangelegenheiten, nur die Beobachtung der Eingeweide der Opfertiere und der Blitze Anerkennung in Rom gefunden zu haben.

Endlich besaß der römische Staat ein höchst merkwürdiges magisches Werk, die sibyllinischen Bücher, die in besonders schwierigen und kritischen Fällen um Rat gefragt wurden.

Die Sage erzählt, daß ursprünglich 9 Bücher dem König Tarquinius Superbus zum Kauf angeboten waren; aber er fand den Preis zu hoch, woraufhin der Verkäufer zuerst 3 und danach nochmals 3 von den Büchern verbrannte; endlich kaufte der König die letzten 3 Bücher für denselben Preis, der ursprünglich für die 9 verlangt war. Diese Werke sollen in griechischen Hexametern auf Palmblättern geschrieben sein; sie wurden im Tempel des Jupiter auf dem Kapitol aufbewahrt. Zu ihrer Auslegung war ein Kollegium von 15 Männern angestellt, die verpflichtet waren, ihre Kenntnis vom Inhalt der Bücher als tiefstes Geheimnis zu bewahren. Man meint, der Inhalt der Bücher sei eine Sammlung alter griechischer Orakelsprüche gewesen, und zwar so abgefaßt, daß sie für alle Zeiten gelten konnten. Cicero sagt von ihnen: „Ihr Verfasser hat sie schlauerweise so eingerichtet, daß alles, was geschieht, den Schein haben kann, es sei in ihnen vorausgesagt, weil jede bestimmte Angabe von Menschen und Zeiten fehlt. Zugleich hat er sich durch dunkle Rede gedeckt, so daß dieselben Verse zu verschiedenen Zeiten für ganz verschiedene Verhältnisse passen können. Daß aber die Verse nicht das Werk eines Verrückten sind, zeigen sie durch ihren Bau; sie sind mehr das Resultat von Kunst und Fleiß, als von innerer Erregung und Bewegung.“ Diese Werke, die, wie gesagt, nur vom Staat in ungewöhnlichen Fällen um Rat gefragt wurden, wo die Kunst der Auguren und Haruspicer nicht ausreichte, gingen bei einem Brande cirka 400 n. Chr. zu Grunde.

Als die Römer ihre Herrschaft über Italien ausdehnten und dadurch mit fremden Völkern in Berührung kamen, nahmen sie, ebenso wie die Griechen, die religiösen und abergläubischen Vorstellungen derselben an. Der Zustand in Rom wurde daher frühzeitig dem ähnlich, der oben in Bezug auf Griechenland geschildert ist.

Die Hebräer.

Unter allen Völkern der alten Zeit hat wohl keines sich so frei von Aberglauben und jeder daraus entspringenden Zauberei gehalten, wie die Juden. Die jüdische Religion, der ausgeprägteste Monotheismus, der jemals existiert hat, erkannte kein geistiges Wesen, weder gutes noch böses, neben Jehova, dem Schöpfer und Erhalter der Welt, an. Daraus folgt nun keineswegs, daß die Juden von magischen Handlungen nichts gewußt und solche nicht ausgeführt hätten; denn wir haben im vorhergehenden gesehen, daß die Zauberei, die operative Magie, eine doppelte Wurzel haben kann. Entweder beruht sie, wie in der chaldäischen und der mit derselben wesentlich übereinstimmenden ägyptischen Magie, auf der Vorstellung von einem Kampfe

zwischen den Göttern und Dämonen und bezweckt dann die Beschwörung der letzteren durch bestimmte Formeln, oder sie beruht, wie bei der ganzen europäischen Magie, auf der Vorstellung von der Einwirkung ausgesprochener Wörter (oder geschriebener Zeichen) auf die Natur der Dinge. Diese Form ist mit einem reinen Monotheismus wie dem jüdischen wohl vereinbar, da sie den Glauben an niedrigere geistige Wesen nicht voraussetzt. Jedoch sind die Juden niemals mit einer derartigen Zauberei in Berührung gekommen, und daß sie eine solche nicht selbst haben erfinden können, ist leicht begreiflich.

Schon von den ältesten Zeiten her waren die Juden mit der Magie der Aegypter und der benachbarten heidnischen Völker bekannt. Diese stand selbstverständlich im engsten Zusammenhang mit den Religionen selbst und mit deren zahlreichen Göttern. Zauberei zu treiben war daher für die Juden gleichbedeutend mit Götzendienst und somit ein Abfall von Jehova. Götzendienst und Zauberei werden im Gesetze Mosis auch stets zusammengestellt; beides ist streng verboten.

So lesen wir 5 Mos. 18, 10—12: „Daß nicht unter dir gefunden werde, der seinen Sohn oder Tochter durchs Feuer gehen lasse, oder ein Weissager, oder ein Tagewähler, oder der auf Vogelgeschrei achte, oder ein Zauberer, oder Beschwörer, oder Wahrsager, oder Zeichendeuter, oder der die Toten frage. Denn wer solches thut, der ist dem Herrn ein Greuel, und um solcher Greuel willen vertreibt sie der Herr, dein Gott, vor dir her.“

Hier sind, wie man sieht, alle möglichen Arten von Zauberei auf dieselbe Stufe mit der Sitte gestellt, seinen Sohn oder Tochter durchs Feuer gehen zu lassen; letzteres ist aber nur eine Umschreibung für Götzendienst, wie aus 5 Mos. 12, 31 hervorgeht:

„Du sollst nicht also an dem Herrn, deinem Gott, thun; denn sie haben ihren Göttern gethan alles, was dem Herrn ein Greuel ist und was er hasset; denn sie haben auch ihre Söhne und Töchter verbrannt ihren Göttern.“

Götzendienst und Zauberei werden einander also gleichgestellt. Das kann auch nicht anders sein; denn die Heiden wurden, wie wir bei den Chaldäern sahen, fast mit Notwendigkeit zur Magie geführt, und die den Juden bekannte Zauberei setzte den Glauben an eine Menge guter und böser Wesen, d. h. den Götzendienst, voraus. Für die Juden mußten also die Begriffe „Götzendienst“ und „Zauberei“ ungefähr zusammenfallen. Darum ist auch die Strafe, die nach dem Gesetze Mosis auf beiden steht, dieselbe, nämlich der Tod durch Steinigung. Diese Bestimmung finden wir 3 Mos. 20, 1 f. und 27. „Und der Herr redete mit Mose und sprach: Sage den Kindern Israel: Welcher unter den Kindern Israel, oder ein Fremdling, der in Israel wohnet, seines Samens dem Moloch giebt, der soll des Todes sterben, das Volk im Lande soll ihn steinigen.“ — „Wenn ein Mann oder Weib ein Wahrsager oder Zeichendeuter sein wird, die sollen des Todes sterben, man soll sie steinigen, ihr Blut sei auf ihnen.“ Wir sehen also, während die Magie aus den heidnischen Religionen als eine natürliche Folge hervorgeht und darum auch von

den Priestern derselben ausgeübt wird, so ist sie im Judentum streng verboten. Jede Magie ist bei den Juden ein Abfall vom wahren Gott. Ihre Religion gab ihnen so nicht die geringste Veranlassung, magische Handlungen selbst zu erfinden. Sie trieben nur Zauberei, wenn sie der Versuchung, ihren heidnischen Nachbarn nachzuahmen, unterlagen; da diese alle aber ägyptische oder chaldäische Magie trieben, so trafen die Juden nie mit den europäischen Formen der Magie zusammen, die sich leichter mit dem reinen Monotheismus hätten vereinigen lassen.

Es ist genügend bekannt, daß viele jüdische Könige, und mit ihnen wahrscheinlich auch das Volk, die genannten Punkte des Gesetzes häufig übertraten. Saul vertrieb wohl die Wahrsagerinnen, jedoch nicht so gründlich, daß nicht eine wenigstens übrig geblieben wäre, zu der er selbst seine Zuflucht nehmen konnte, die Hexe in Endor (1 Sam. 28, 3—15). Viele der späteren Könige waren ausgesprochene Götzendiener: Achas opferte Menschen (2 Chron. 28, 3), und von Manasse wird erzählt (2 Chron. 33, 6): „Und er ließ seine Söhne durchs Feuer gehen im Thal des Sohnes Hinnoms, und wählte Tage, und achtete auf Vogelgeschrei, und zauberte, und stiftete Wahrsager und Zeichendeuter, und that viel, das dem Herrn übel gefiel, ihn zu erzürnen.“ Die Juden haben also thatsächlich Zauberei gekannt und ausgeübt: nicht nur das Gesetz des Moses kennt und verbietet sie. Aber ihre Zauberei ist stets von Fremden entlehnt, sie ist eine Uebertretung des Gesetzes, nicht aber eine natürliche Folge ihrer eigenen Religion.

Ganz korrekt ist dieses indessen doch nicht; denn die Juden hatten wirklich eine religiöse Mantik, aber dieselbe war sehr beschränkt. Nur einem Menschen wie Moses war es vergönnt, von Angesicht zu Angesicht mit Jehova zu reden, und doch mußte man in allen wichtigen Angelegenheiten um seinen Willen fragen. Es mußte also bestimmte Wege geben, auf denen, wie man annahm, der Herr seinen Willen kundthat, und so verschaffte man sich Zeichen in einer Weise, die im Gesetz vorgeschrieben oder doch erlaubt war. Bei dieser Mantik waren die Methoden dieselben wie bei den Heiden; doch scheinen für gewöhnlich nur wenige gebräuchlich gewesen zu sein. 1 Sam. 28, 6 lesen wir: „Und er (Saul) ratfragte den Herrn; aber der Herr antwortete ihm nicht, weder durch Träume noch durchs Licht (Urim) noch durch Propheten.“ Die Traumdeutung war also wohl erlaubt; sie ist auch nicht unter den verbotenen Formen der Zauberei aufgeführt. Was das Wort „Licht“ (hebr. Urim) betrifft, so wissen wir von 2 Mos. 28, 30, daß damit ein Stein im Brustschilde des Hohenpriesters gemeint ist. Wenn es also heißt, daß Saul durch Urim fragte, so scheint daraus eine ähnliche Benutzung des Steines hervorzugehn, wie die der Edelsteine auf den chaldäischen Götzenbildern (s. das S. 39 zitierte Fragment aus den magischen Schriften der Chaldäer). Unzweifelhaft aber hat der Hohepriester selber diese Handlung vollzogen, so daß wir es hier mit einer Form rein religiöser Mantik zu thun

haben. Ausnahmsweise wurden auch andere mantische Operationen vorgenommen; so wird das Rauschen der Bäume 2 Sam. 5, 24 als Zeichen erwähnt, ferner das Loswerfen 1 Sam. 14, 42 und eine wunderliche Operation mit Wasser und Staub 4 Mos. 5, 12 ff.

Während und nach der babylonischen Gefangenschaft veränderte sich indes das Verhältnis der Juden zur heidnischen Magie ganz bedeutend. In Aegypten hatte das Volk isoliert in einem besonderen Gebiet ohne Verkehr mit den Aegyptern gelebt, und sicherlich waren außer Moses nur wenige in die ägyptische Magie eingeweiht. Diese war das Geheimnis der ägyptischen Priester und blieb daher der großen Masse des jüdischen Volkes natürlich unbekannt. In ihrem eigenen Lande genügte wohl die Berührung mit den benachbarten heidnischen Völkern, um deren Religion und Aberglauben kennen zu lernen; von der Ausübung der Zauberei jedoch schreckte das Gesetz beständig ab. In Babylon aber änderte sich das Verhältnis. Die Juden lebten mitten unter den Babyloniern; aus dem Buch Dan. wissen wir, daß hebräische Knaben am Hofe des Nabukudurussur erzogen wurden, und aus dem Buch Esra 2, 69 sehen wir, daß die Juden große Reichtümer besaßen, als sie von Cyrus die Erlaubnis zur Heimkehr erhielten. Die Juden haben also frei unter dem herrschenden Volk gelebt, und da die alte akkadische Magie nicht das Geheimnis einer bestimmten Klasse, sondern dem ganzen Volk bekannt war, so ist das Judenvolk in seiner Gesamtheit mit diesen magischen Künsten vertraut geworden. In Babylon und nach dem Exil entwickelte sich daher eine jüdische Spekulation und Litteratur, die die chaldäische Dämonologie mit der Religion zu vereinigen suchte. Man fand im 1 B. Mos. 6, 1—4 eine Stelle, die hierfür einen Anhaltspunkt gab:

„Da sich aber die Menschen beginneten zu mehren auf Erden, und zeugeten ihnen Töchter, da sahen die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten. Es waren auch zu den Zeiten Tyrannen auf Erden; denn da die Kinder Gottes die Töchter der Menschen beschliefen, und ihnen Kinder zeugeten, wurden daraus Gewaltige in der Welt, und berühmte Leute.“ Das wurde nun so erklärt, daß die „Kinder Gottes“ Engel waren, die sich mit den Menschen vermischt hatten und deshalb gefallen und von Gott verstoßen waren; so wurden sie Dämonen und zeugten Dämonen. Dieses war auf Anstiften des Teufels mit göttlicher Erlaubnis geschehn, wodurch er Herr über ein großes Dämonenreich geworden war.

In dieser Weise gelang es den jüdischen Theologen, die heidnische Dämonenlehre mit der Religion zu versöhnen, die von Anfang an diesem Teufelswesen fremd gewesen war, und nun blühte die chaldäische Magie in allen ihren Formen bei den Juden ebenso wie in allen andern Ländern, die mit derselben in Berührung gekommen waren. Die Juden scheinen sich besonders auf die Beschwörungskunst verlegt zu haben; die gleichzeitigen griechischen und römischen Verfasser erwähnen häufig jüdische Beschwörer unter all' den Zauberern und Wahrsagern, die im römischen Reich umherstreiften.

Die ersten christlichen Jahrhunderte.

Abergläubische Vorstellungen, entlehnt aus der alten Kirche.

Wir sind nun dahin gekommen, wo das Christentum anfängt, die große Umgestaltung aller Verhältnisse herbeizuführen. Zu dieser Zeit war, wie wir gesehen haben, die ganze civilisierte Welt, Juden und Griechen ebensowohl wie Chaldäer und Aegypter, in den Ketten des Aberglaubens gefesselt, von einer Dämonenfurcht geknechtet, welche die verschiedenen griechischen philosophischen Systeme nicht aufzuheben, sondern nur rationell zu begründen vermochten. Das Christentum brachte eine wahre Befreiung von dieser Furcht. Die Christen konnten sich zwar nicht ganz freimachen vom Aberglauben ihrer Zeit; sie hielten fest am Glauben an die Dämonen; aber es lag in der Natur des Christentums selbst, im Glauben an den allmächtigen Gott, daß alle niederen Geister dem gegenüber ohnmächtig sein mußten, der seine Zuflucht zu dem Einen wahren Gott nahm. Die Macht der Hölle war vorläufig dadurch gebrochen, daß die Macht der Dämonen überwunden war. Indes war das Uebel nicht mit der Wurzel ausgerottet; der Glaube an die Existenz der Dämonen bestand unverändert fort. Die Kirchenväter der ersten christlichen Kirche, Justinus der Märtyrer, Tatian, Origines, Tertullian u. a. entwickelten eine Dämonenlehre, die sich genau an die im vorigen Abschnitt besprochenen Anschauungen der jüdischen Theologen anschloß; die meisten der damaligen Zeit geläufigen Vorstellungen von den bösen Geistern wurden unverändert aufgenommen.

Unter den jüdischen Theologen hatte lange Streit darüber geherrscht, ob die Götter der Heiden reine Phantasiegebilde, also menschliche Erfindungen, oder wirklich existierende Wesen, Dämonen, seien, die nur aus mangelnder Erkenntnis des wahren Gottes verehrt würden; die letztere Ansicht errang allmählich den Sieg, und in Uebereinstimmung hiermit erhielt Ps. 96, 5 in der alexandrinischen Bibelübersetzung die Fassung: „denn alle Götter der Völker sind Dämonen, aber der Herr hat den Himmel gemacht.“ Die fremden Götternamen wurden so für die Juden Namen für verschiedene Dämonen; von diesen waren der Bel oder Baal-Sebub der Chaldäer und ihr Morgenstern Istar (= Lucifer der Römer) die mächtigsten. Baal-Sebub wurde zum Fürsten der Dämonen gemacht und Lucifer als das Haupt der aufrührerischen Engel angesehen, weil Jes. 14, 12 steht: „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern! wie bist du zur Erde gefället, der du die Heiden schwächtest!“ Morgenstern ist hier, wie der Text zeigt, nur ein bildlicher Ausdruck für das mächtige Babylon, das die anderen Völker

bezwang; dieses jedoch hinderte die jüdischen Kabbalisten nicht an der Erklärung, daß die Bezeichnung einen gefallenen Engel bedeute.

Den jüdischen Theologen schlossen sich nun die christlichen Kirchenväter an. Sie betrachteten die Götter der Heiden als wirklich existierende Dämonen. Man dachte sich ihren Aufenthalt in den dichteren Teilen der Atmosphäre. Da sie einen Leib haben, bedürfen sie der Nahrung, und diese erhalten sie vom Rauch der heidnischen Opfer. Jedoch ist ihr Leib viel leichter und feiner als der menschliche; dadurch wird es ihnen möglich, in die Menschen einzudringen, so daß diese „besessen" werden. Ihre Bewegungen sind so außerordentlich schnell, daß sie jeden Augenblick an jeder beliebigen Stelle sein können. Das ist auch der Grund, weshalb die Heiden sie als göttliche Wesen auffaßten. Ihre Aufgabe und Verrichtung besteht wesentlich darin, die Menschen zum Abfall vom wahren Glauben zu bringen und sie über zukünftige Dinge zu unterrichten; dieses geschieht namentlich durch die Orakel. Die Kenntnis von der Zukunft erhalten sie von den Sternen und Wolken.

Lactantius, der im Anfang des 4. Jahrhunderts starb, hat dem ganzen Dämonenglauben seiner Zeit einen kurzen und klaren Ausdruck verliehen: „Das Streben der Dämonen und unreinen Geister geht darauf aus, das Reich Gottes zu vernichten und den Menschen zu schaden. Zu dem Zweck haben sie durch scheinbare Wunder und durch die Orakel den Menschen den Wahnsinn eingegeben, sie seien Götter; so haben sie das Heidentum mit seiner Mythologie und seinem Kultus geschaffen. Sie sind ebenfalls die Ursache der Magie, Nekromantie, Haruspicien, Auguralkunst und Astrologie. Außerdem richten sie in jeder möglichen Weise Verderben an, doch braucht ein Christ sich nicht zu fürchten vor ihnen, da vielmehr der Teufel und seine Dämonen in beständiger Furcht vor dem Christen leben müssen. Denn ein Christ kann sie nicht nur überall austreiben, sondern sie auch zwingen, ihre Namen zu nennen und einzuräumen, daß sie keine Götter seien, ob sie gleich in Tempeln (als heidnische Götter) verehrt werden." Aehnlich sprechen sich auch die Kirchenväter der folgenden Zeiten aus, u. a. auch Aurelius Augustinus, dessen Ansichten viele Jahrhunderte hindurch die größte Bedeutung für die christliche Kirche hatten.

Wir sehen also: man glaubte an die Bedeutung und Wirklichkeit der Magie als Teufelskunst. Die christliche Kirche trat daher auch gegen jede Ausübung von Zauberei bestimmt auf, nicht so sehr wegen des Schadens, der dadurch angerichtet werden könne, als vielmehr deshalb, weil man diese Verbrechen nicht ohne Götzendienst, ohne Hilfe der Dämonen, auszuüben vermöge. Dieses sprachen kirchliche Synoden wiederholt aus, so in Elvira 305 und 306 und in Ankyra 314. Die alte heidnische Magie wurde dadurch von einer religiösen Magie zu einer schwarzen, teuflischen Magie herabgesetzt; an ihrer Wirklichkeit aber zweifelte man nicht.

Wie stellte sich nun die Wissenschaft zu diesen Fragen? Die Wissenschaft, von der alleine die Rede sein kann, ist die Philosophie; denn die Naturwissenschaften waren noch nicht so entwickelt, daß sie bei derartigen Problemen irgend welchen Ausschlag geben konnten. Am alexandrinischen Museum hatte die Naturwissenschaft unter dem Schutze der Ptolemäer wohl

eine hohe Stufe erreicht, indem teils Heilkunde, teils angewandte Mathematik (Astronomie, mathematische Optik) und Chemie in Form von Alchemie getrieben wurde: aber alle diese Wissenschaften steckten noch in den Kinderschuhen und konnten keinen Beitrag zur Frage über die Wirklichkeit der Dämonen liefern. Dagegen behandelten die Philosophen die Frage, und sie kamen zu demselben Resultat wie die christlichen Kirchenväter — eine ganz natürliche Uebereinstimmung, da viele der Kirchenväter, so Clemens Alexandrinus, Origines und Athanasius, Schüler hervorragender alexandrinischer Philosophen waren. Diese bauten aber auf der Grundlage eines Pythagoras und Plato weiter.

Plato hatte den entscheidenden Schritt gethan, hatte die vielen Götter der alten griechischen Religion verworfen, indem er sie als reine Phantasiegebilde ansah; an ihrer Stelle nahm er an, daß der Ursprung der Welt von einem Weltschöpfer, einem Baumeister, herrühre, der alles leite und lenke. Dieser Gedanke wurde, wenn auch mit verschiedenen Modifikationen, von den meisten späteren philosophischen Schulen festgehalten; die höchste Entwicklung aber erreichte der philosophische Monotheismus doch erst bei Philo von Alexandrien, der zu Christi Zeit lebte. Philo war Jude; er führte die höheren Vorstellungen von Jehova in die griechische Philosophie ein. Gott ist nach ihm so erhaben über alles Endliche, daß man ihm gar nicht Eigenschaften beilegen kann, die irdischen Wesen entlehnt sind: „Wir können nicht sagen, was Gott ist, nur daß Er ist.“ Da von einem so erhabenen Gott ein direktes Eingreifen in die Welt nicht gedacht werden kann, so muß es gewisse Vermittler geben, Engel und Dämonen, die Gottes Gebote ausführen. Dieser Gedanke wurde in der sogenannten neuplatonischen Schule dann weiter ausgebildet, deren hervorragendsten Repräsentanten Plotin, Porphyrius und Jamblicus sind. Besonders der letzte bildete ein System über die Engel- und Teufelslehre aus, indem er eine ganze Rangordnung von Göttern und Dämonen aufstellte, die alle unter dem obersten Gott stehen. Sein System scheint den Chaldäern fast entlehnt zu sein; wie diese nahm er 12 hohe und 72 niedrigere Götter an; danach kamen Engel, Dämonen und Heroen. Nach dieser Auffassung hatten Mantik und Beschwörungskunst wieder eine feste Grundlage, und die Furcht vor den Dämonen ist bei den Philosophen kaum geringer gewesen als bei den ungebildeten Heiden. Die Neuplatoniker schrieben darum ihren Schülern eine Menge von Ceremonien vor, Reinigung, Enthaltung von Fleischspeisen, Cölibat und ähnliches; dadurch glaubten sie ein sittlich höheres Leben zu führen und sich gegen die Nachstellungen der Dämonen sichern zu können, indem sie durch Freiwerden von irdischen Bedürfnissen eine höhere, gottähnliche Natur erlangten.

Entwicklung der christlichen Magie.

Religion und Wissenschaft, Christentum und Philosophie waren sich also darin einig, daß sie die Dämonen als existierende Wesen annahmen und der mit Hilfe von Dämonen ausgeübten Zauberei wirkliche Bedeutung beilegten. Mit der Wissenschaft werden wir im Folgenden nun nichts weiter zu thun haben. 416 wurde Hypatia, die Tochter des Mathematikers Theon, die letzte hervorragende Gestalt in der griechischen Philosophie, auf Anstiften des Bischofs Cyrill ermordet, und ein Jahrhundert später, 529, wurden sämtliche griechische Philosophenschulen durch ein kaiserliches Edikt geschlossen. In den nächsten fünfhundert Jahren war die christliche Kirche daher die einzige, die die Entwicklung des Menschengeschlechts weiterführte. Den Gang dieser Entwicklung werden wir später näher ins Auge fassen; hier müssen wir zuerst die Konsequenzen des Dämonenglaubens betrachten, in den die alten heidnischen Religionen umgewandelt worden waren.

Jede Dämonologie führt mit Notwendigkeit zur Magie; auch die Dämonenlehre der christlichen Kirche macht keine Ausnahme von dieser Regel. Die Kirchenväter behaupteten, wie wir oben gesehen, daß die Dämonen mit göttlicher Erlaubnis Macht hätten, dem Menschen zu schaden, namentlich ihn zum Abfall vom wahren Glauben zu bringen. Sicherlich glaubten sie auch, daß der Christ die Dämonen nicht zu fürchten brauche; aber der bloße Glaube schützte doch nicht gegen die Angriffe der Dämonen. Im Gegenteil: der Glaube setzte den Menschen sogar leichter den Angriffen der bösen Geister aus, weil diese gerade durch den Abfall eines Christen die höchste Freude und den größten Vorteil haben würden; denn dadurch würde ihr eigenes Reich verstärkt und Gottes Reich geschwächt. Ein Christ war deshalb beständig der Verfolgung ausgesetzt und mußte kräftige Waffen im Kampf gegen die Dämonen haben. Solche Waffen mußte die Kirche dem Gläubigen zur Verfügung stellen, und zu diesem Zweck wurde nun die alte verbotene Magie nach und nach von der Kirche aufgenommen und in christliche Formen umgegossen.

An Stelle der alten Zauberformeln traten Schriftstellen. Origines (am Anfang des 3. Jahrhunderts) sprach es schon aus, daß eine wunderbare Kraft in gewissen göttlichen Worten läge. So hebt er besonders den Anfang von 1. Mos., mehrere Stellen aus Ev. Joh., die 7 Worte am Kreuz, das Vaterunser 2c. hervor. Vor allem hat der Name Jesu eine magische Wirkung auf alles Teufelswesen. „Der, welcher sich davon überzeugen will," schreibt Athanasius, „braucht nur mitten unter den Gaukeleien der Dämonen, dem Betrug der Orakel und den Wundern der Magier das Kreuzeszeichen zu schlagen oder Jesu Namen auszusprechen, so wird er sehen, wie der Teufel gleich flieht, das Orakel schweigt und jede Magie und Zauberei stockt."

Wie das Kreuzeszeichen war auch Besprengung mit geweihtem Wasser, „Weihwasser“, ein äußerst kräftiges Schutzmittel, das einen vernichtenden Einfluß auf das Unwesen der Dämonen ausübte. Man hatte auch Talismane; der, welcher ein „agnus dei“, ein Gotteslamm, besaß, war gegen die meisten Widerwärtigkeiten, die einem Menschen zustoßen können, gesichert. Papst Urban sandte dem griechischen Kaiser ein „Gotteslamm“ mit folgendem Vers in lateinischen Hexametern:

„Balsam, zugleich vereint mit der reinen Welle des Salböls,
Bildet das Lamm, das ich dir als edle Gabe verleihe,
Wie aus der Quelle geboren, durch mystische Weihe geheiligt.
Blitze von oben vertreibt es, und jede verdammliche Sünde
Hebet es auf, wie das Blut unser's Heilandes selbst und erstickt sie.
Schwangere werden bewahrt, ja glücklich verläuft die Geburt auch.
Würdigen bringt es Geschenke. Die Stärke des Feuers zerstört es;
Reines Herzens bewahrt, entreißt es den Träger den Fluten.“

Eine solche Zauberkraft hat kaum eins der kräftigsten Talismane der alten Chaldäer besessen.

Die Kirche verfertigte auch Amulette; dazu dienten die Reliquien der Heiligen, die in Ringe oder andere Schmuckgegenstände gefaßt wurden und ihre Träger gegen alle möglichen Unglücksfälle sicherten. In den heidnischen Zeiten pflegte man Prozessionen rings um die Aecker und Weinberge zu veranstalten, und die Priester segneten diese, um eine glückliche Ernte zu sichern. Diese Sitte wurde aufgenommen und natürlich mit rein christlichem Gepräge ausgeführt. Ja, die Nachbildung oder Abänderung der heidnischen Ceremonien ging so weit, daß man sogar die Abzeichen der Würde für die christlichen Beamten aus dem Heidentum aufnahm. Der Krummstab der römischen Bischöfe ist das Amtszeichen der heidnischen Auguren.

Traurig erscheint diese ganze christliche Magie auf dem Gebiete der Heilkunde. Während es seit Hippokrates' Tagen wirkliche Aerzte gab, die den krankhaften Zustand als eine natürliche Störung des Organismus ansahen und deshalb mit natürlichen Mitteln zu heben suchten, so drang jetzt allmählich die Ansicht durch, daß alle Krankheit eine Wirkung von bösen Geistern sei. Damit war man auf den chaldäischen Standpunkt zurückgekommen. Die Heilmittel, welche man anwandte, entsprachen denn auch ganz der theoretischen Auffassung von der Natur der Krankheit. Man behandelte die Kranken mit Salböl, Handauflegung, Besprengung mit Weihwasser, religiösen Formeln und ähnlichem. Die Reliquien der Heiligen, ja sogar die Vorhänge von den Gräbern der Heiligen waren äußerst kräftige Mittel gegen die verschiedensten Krankheiten; schlug aber die Behandlung fehl, so war das Mittel und der als Arzt fungierende Priester oder Mönch natürlich unschuldig: der Patient hatte keinen genügend starken Glauben gehabt. Unter solchen Verhältnissen war jede wirkliche Heilkunst unmöglich; ja, es war geradezu

gefährlich, seine Zuflucht zu dieser zu nehmen. Ein einzelnes Beispiel beleuchtet diese Auffassung trefflich:

Bischof Gregor von Tours († 594) hat ein Buch über die Wunder des heiligen Martin geschrieben. Er erzählt nun in demselben, daß er 99 Wunder geschildert und sich nach No. 100 umgesehen hätte, als er plötzlich einen heftigen Schmerz an der linken Seite des Kopfes bekam, so daß er nicht weiter arbeiten konnte. 24 Stunden hielt er diese Schmerzen aus; da es jedoch nicht besser wurde, begab er sich nach der Domkirche, zum Grabe des Heiligen; er verrichtete hier sein Gebet und berührte die kranke Stelle mit dem Vorhang des Grabes; augenblicklich trat Linderung ein. 3 Tage später traten die Schmerzen wieder auf; dasselbe Mittel half wieder. Einige Zeit später wurde er zu Ader gelassen; nun gab der Böse ihm den Gedanken ein, daß der Kopfschmerz nur vom Blut gekommen sei und bei sofortigem Aderlaß hätte weggehen können. Aber während er noch so dachte, kam der alte Schmerz in furchtbarer Stärke wieder. Voll Reue eilte er nun zur Kirche, bat um Vergebung für seine sündigen Gedanken und wurde jetzt vollständig durch den Vorhang geheilt. Gregor schließt seinen Bericht mit folgenden Worten: „Jeder Mensch kann aus dieser Begebenheit die Lehre ziehen, daß man nicht zu irdischen Künsten seine Zuflucht nehmen darf, wenn man einmal die Wohlthat genossen hat, die himmlischen Heilmittel zu schmecken.“

Auch die alten Wahrsagerkünste wurden aufgenommen und in christlichen Formen angewandt. Eine sehr beliebte Methode war es, die Bibel mit geschlossenen Augen aufzuschlagen und den Finger auf die aufgeschlagene Seite zu legen. Von dem Schriftwort, das man so antraf, ließ man sich dann in seinen Handlungen leiten. Die hohen kirchlichen Obrigkeiten warnten jedoch vor Anwendung dieser Handlungsweise in unbedeutenden irdischen Angelegenheiten.

Die Kirche hatte also schon in den ersten 4—5 Jahrhunderten die alte heidnische Zauberei als schwarze Magie, als teuflische Kunst, nicht bloß verurteilt, sondern zu gleicher Zeit selbst einen großen Teil derselben aufgenommen und in christliche Formen umgewandelt. Diese Entwicklung schritt nun in der Folgezeit zum Teil durch Umbildung von Gebräuchen und magischen Operationen, welche sich bei den allmählich zum Christentum übertretenden nordeuropäischen Völkern fanden, fort. Wir müssen daher zuerst den Aberglauben und die Zauberei bei den nordeuropäischen Völkern betrachten, und um uns nicht mit zu vielen gleichartigen Einzelheiten zu beschäftigen, halten wir uns hier vorwiegend an die Nordländer, deren Anschauungen uns am besten bekannt sind.

Die Nordländer und Finnen.

Die Berührung der Nordländer mit anderen Völkern.

Unsere Kenntnis über die religiösen und abergläubischen Vorstellungen der Nordländer stammt so gut wie ausschließlich von den „Eddas“ und den isländischen „Sagas“ her. Diese sind ganz gewiß erst nach Einführung des Christentums auf Island niedergeschrieben, nämlich im 12. und in den folgenden Jahrhunderten; man könnte deshalb erwarten, daß der Verfasser an manchen Punkten seine eigenen christlichen Anschauungen in den heidnischen Gedankenkreis, den die Sagen schildern, habe einschleichen lassen. Indes scheint dieses in sehr geringem Grad stattgefunden zu haben. Die spezifisch christlichen Anschauungen treten sehr wenig in den Sagen hervor und zwar wesentlich nur dann, wenn es sich um Begebenheiten nach Einführung des Christentums handelt. So ist z. B. in der Auffassung, wie weit es erlaubt ist, Zauberkünste zu treiben, ein großer Unterschied vor und nach der Einführung des Christentums wahrzunehmen. Wenn Begebenheiten vor diesem Zeitpunkt besprochen werden, wird niemandem der Gebrauch von Runen und Zaubersprüchen übel genommen, es sei denn, daß er sie anwendet, um Böses zu stiften. Aber nur ein halbes Jahrhundert später wurde Oengal, der Mörder Grette des Starken, vom Althing für friedlos erklärt, weil er Grette „durch Zauber“ überwältigt hatte, und es wurde bei der Gelegenheit beschlossen, daß jeder, der solche verbotene Künste treibe, friedlos sein solle. An dieser Stelle hat der Verfasser also der Tradition gegenüber große Treue bewiesen, obwohl es für ihn als Christ sehr nahe lag, die heidnische Zauberei überall zu verdammen, wo er sie antraf; wir können daher ziemlich sicher sein, daß die Sagen auch an anderen Stellen uns ein im allgemeinen richtiges Bild von den Verhältnissen in den heidnischen Zeiten geben.

Es ist eine oft erörterte Frage, ob die religiösen und abergläubischen Vorstellungen in den Sagen auch ihre Heimat im Norden haben, oder ob sie von anderen Völkern entlehnt und von den Nordländern nur weiter entwickelt sind. Indes brauchen wir uns auf diese Frage hier nicht einzulassen, da uns ja nur an einem Bilde von den Verhältnissen im Norden gelegen ist und zwar zu der Zeit, als das Christentum sich dort ausbreitete und die nordischen Länder anfingen, südeuropäische Kultur anzunehmen. Die Entwicklung der alten Asalehre und der abergläubischen Vorstellungen, die wir in den Sagen antreffen, liegt natürlich weit vor diesem Zeitpunkt; ihr Ursprung verliert sich im Dunkel der Vorzeit, und wir beschäftigen uns nicht mit den daran geknüpften Problemen. Indessen dürfen wir — das

leuchtet wohl ein — auch nicht erwarten, in so spät entstandenen Werken, wie die Sagen sind, nur die ursprünglichsten primitiven Vorstellungen zu finden. Die Nordländer kamen nicht nur als Vikinger, sondern auch als friedliche Kaufleute weit umher und viele nahmen als Wäringer*) lange Zeit hindurch festen Aufenthalt in den Kulturstaaten der damaligen Zeit. Es unterliegt deshalb keinem Zweifel, daß viele von den in den Sagen hervortretenden Vorstellungen keineswegs ursprünglich nordisch, sondern rings umher entlehnt sind. Namentlich ist manches unzweifelhaft den Finnen entnommen; dieses Volk hatte im ganzen Norden den Ruf der Magie; die mächtigsten und gefürchtetsten Zauberer und Zauberinnen, die in den Sagen vorkommen, sind fast immer Finnen. Dieses ist nun deswegen besonders interessant, weil die Finnen in manchen Beziehungen den alten chaldäischen Völkern nahe verwandt sind; speziell ihre Religion, Dämonologie und Magie steht, wie wir später sehen werden, der chaldäischen nahe. Die nördlichen Länder sind also schon sehr früh von der chaldäischen Magie beeinflußt gewesen. Nichtsdestoweniger stimmt, soweit ich sehen kann, die Magie der Sagen weit mehr mit der der Griechen zu Homers Zeit überein, von der sie doch durch einen Zeitraum von ca. zwei Jahrtausenden getrennt ist, als mit der gleichzeitigen Nachlese der chaldäischen Magie in Südeuropa.

Die Uebereinstimmung zwischen der Magie in den Sagen und in den Gedichten Homers zeigt sich in 3 entscheidenden Punkten. 1) Weder die Sagen noch Homer kennen eigentliche Dämonen. 2) Die operative Magie, die Zauberei, beruht darum bei beiden auch auf der direkten Einwirkung des Wortes (und im Norden auch des geschriebenen Zeichens) auf die Natur der Dinge und hat nichts zu thun mit der Beschwörung böser Geister. 3) Die Wahrsagekunst beruht bei beiden auf einer Deutung von Zeichen, durch welche die Götter oder wohlwollenden Geister den Menschen in Bezug auf kommende Dinge warnen, und hat durchaus nicht das astrologisch-wissenschaftliche Gepräge der chaldäischen Mantik. Diese Uebereinstimmung ist offenbar von der größten Bedeutung, weil wir dann die wichtigen Aufklärungen der Sagen benützen können, um ein Bild von der eigentümlichen europäischen Magie zu entwerfen, die sich in vielen wesentlichen Punkten von der morgenländischen, chaldäischen und ägyptischen unterscheidet. Im Folgenden betrachten wir nun genauer das, was wir in den Eddas und Sagen finden.

Die Vorstellungen der Nordländer von Geistern.

Außer den eigentlichen Göttern, den Asen, erwähnen die Sagen eine Menge niedrigerer geistiger Wesen, Vättir (Wichte) und Fylgjar**). Diese waren Schutzgeister eines ganzen Landes, eines Distriktes oder einzelner Per-

*) Wäringer oder Waräger, d. h. Gefährten, Name der normannischen Vikinger in Byzanz.
**) Urspr. der dem Menschen folgende Schatten.

sonen. Jeder hatte seinen Schutzgeist, der, wie man annahm, sich anderen zuweilen im Traume zeigte; eine solche Erscheinung kündete dann stets kommende Ereignisse an. In Oervar-Odds Saga wird berichtet, wie ein Verwandter von ihm einen mächtigen Eisbären im Traume sah, der im Kreise rings um die Insel lag, auf der man sich aufhielt; dieser Traum wurde so gedeutet, daß der Eisbär Oervars Schutzgeist sei.

Aehnliche Berichte über Traumbilder finden sich häufig; einer der interessantesten, auf den wir im Folgenden öfters hinweisen werden, findet sich in der Gunlaug-Ormstunge Saga. Thorsten, ein Sohn des mächtigen Häuptlings Egil Skallegrimsön, erzählt seinem Gastfreund Baard folgenden Traum: „Es schien mir, daß ich zu Hause auf Borg war; ich saß vor der Knechtethür und sah hinauf zu den Häusern; auf der First sah ich einen holden, schönen Schwan, der, wie mir schien, mir gehörte, und den ich sehr lieb hatte. Aber von den Felsen kam ein großer Adler im Fluge herab, der dorthin flog, sich neben den Schwan setzte und mit ihm liebkoste; diesem aber gefiel es, wie mir schien; ich beobachtete, wie der Adler schwarzäugig war und eiserne Krallen hatte, und er schien mir ein flinker Vogel zu sein. Danach sah ich einen zweiten im Fluge von Süden kommen. Der flog hinab nach Borg, setzte sich auf die Dachfirst zum Schwan und wollte ebenfalls mit ihm kosen; auch das war ein großer Adler. Aber gleich darauf, so däuchte mir, begann der Adler, der zuerst gekommen war, seine Fittiche gegen den zweiten zu erheben, und sie kämpften scharf und lange, und ich sah, wie beide bluteten, aber das Ende ihres Kampfes war, daß sie beide vom Hause hinabfielen, jeder nach seiner Seite, und beide waren tot; aber der Schwan blieb alleine übrig und war sehr traurig. Und danach sah ich einen anderen Vogel von Westen her im Fluge kommen; er setzte sich neben den Schwan und that sehr freundlich gegen ihn; darauf flogen beide fort in derselben Richtung, in der er gekommen war; da wachte ich auf. Dieser Traum ist unbedeutend und hat wohl Bezug auf die Winde, daß sie von den Weltgegenden kommen, von denen ich die Adler kommen sah." Aber Baard sprach: „Das ist nicht meine Meinung; diese Vögel müssen die Schutzgeister großer Männer sein." Er legte den Traum dann aus, wie er nach seiner Meinung zu deuten sei (s. unt. S. 80).

Von den Vättir und Fylgjar nahm man weiter an, daß man sie durch Köpfe mit offenem Mund schrecken könne, und es wurde natürlich als ein großes Unglück angesehen, wenn die Schutzgeister eines Landes so verscheucht wurden. Auf dem ersten Althing, (d. h. Reichs- und Gerichtstag), im Jahre 928 wurde deshalb gesetzlich bestimmt, daß Keiner, wenn er irgendwo lande, auf seinem Schiffe am Vordersteven ein Bild mit aufgesperrtem Maule oder gähnendem Haupt haben dürfe, sondern es vorher abnehmen solle. Daher war es die schlimmste Verhöhnung und Kränkung, die man einem Manne zufügte, wenn man die „Neidstange" gegen ihn aufrichtete, d. h. wenn man einen Pferdekopf mit aufgesperrtem Maul nach seinem Hofe hingewandt aufsteckte.

Wie man dabei verfuhr, wird in mehreren Sagen (Vatnsdäla Saga, Egil Skallegrimsöns Saga) berichtet, besonders ausführlich an der Stelle, wo Egil Skallegrimsön die „Neidstange" gegen Erich Blutaxt und Königin Gunhilde aufrichtet: Als alles bereitet war, schritt Egil hinauf auf die Insel, nahm eine Haselstange in die Hand und ging auf einen Bergrücken, der sich gegen das Land wandte. Hier nahm er einen Pferdekopf und setzte ihn auf die Stange, wandte die übliche Einleitung an und sprach: „Hier errichte ich die Neidstange und wende den Neid gegen König Erich und Königin Gunhilde" (hierbei drehte er den Pferdekopf nach dem Lande hin), „ich wende ihn gegen alle Wätten des Landes, welche hier bauen

und hausen im Lande, daß sie verwirrt umherfahren und keine bleibende Statt finden, bevor sie König Erich und Gunhilde aus dem Lande getrieben haben." Und nun schob er die Stange hinab in einen Felsspalt und ließ sie da stehen, und Runen ritzte er ein, welche jenen Spruch enthielten.

Von „bösen Wesen" unterschied man mehrere Arten; indes scheinen doch keine als eigentliche Dämonen aufgefaßt werden zu können, welche die Menschen aufsuchen, um ihnen Schaden zuzufügen. Sie scheinen nicht einmal richtige Geister zu sein; sie können im Kampfe überwunden und von Menschen getötet werden. Dieses gilt von jeglichem Spuk, von Riesen, Trollen und Gespenstern. Der Kampf der Riesen mit den Asen ist von den Eddas her wohl bekannt; in den Sagas spielen jene kaum eine Rolle. Nur von einzelnen bemerkenswerten Figuren der Sagas, z. B. Stärkodder, wird erzählt, sie wären von Riesenart, aber wenn sie auch größer und stärker sind als gewöhnliche Menschen, so sind sie doch sterblich; sie können durchs Schwert gefällt werden. Dasselbe gilt von den Trollen, welche häufig in den Sagas, allerdings nur in den abenteuerlichsten, hervortreten, so in der Oervar-Odds Saga. Diese Trolle oder Riesen, wie sie auch mitunter genannt werden, wohnen in einem eigenen Lande gen Norden und mischen sich nicht unter die Menschen; nur ausnahmsweise, wie in Grettes Saga, werden sie als Bewohner von Höhlen in öden Gegenden Islands genannt. Aber Geister sind sie eigentlich nicht; so wird genau geschildert, wie Grette in seinem Kampf mit dem Troll diesem den Bauch aufschneidet; die Eingeweide fallen heraus und fließen mit dem Bergstrom hinab, so daß der, welcher unten auf Grette wartet, glaubt, dieser sei tot. Auch das ist beachtenswert, daß alle diese Trolle und Riesen stets als zauberkundig*) geschildert werden. Die Zauberei ist aber eine Macht, die größer ist als die, welche sie besitzen. Die Trolle werden darum auch nicht leicht ohne Zauber gefällt; Oervar Odd konnte das Zauberweib Gneip nur mit Hilfe der Gusepfeile, d. h. der vom Finnenkönig Guse verzauberten Pfeile, die von selbst zur Sehne zurückkehrten, blenden.

„Wiedergänger**)" und Gespenster spielen eine sehr große Rolle; die verschiedensten Beweggründe veranlassen einen Menschen zum „Umgehen". Will man die Gespenster nach den Motiven ihres Erscheinens einteilen, so kann man wenigstens 5, wahrscheinlich noch mehr Klassen aufstellen. Einige zeigen sich nur, weil die Nachlebenden sie in irgend einer Weise plagen; wenn dieses aufhört, verschwinden sie. So wird in Laxdälernes Saga berichtet:

„In einer Nacht träumte die Maid Herdis, es käme ein Weib in gewebtem Mantel und von unheimlichem Aussehn zu ihr; dasselbe sprach also: „Sage deiner Großmutter, daß ich es nicht leiden kann, daß sie sich jede Nacht so auf mich stürzt und so heiße Thränen über mich vergießt, daß ich ganz davon zu brennen anfange. Dir sage ich das, weil ich dich

---

*) In den nordischen Sprachen ist der Begriff Trold (ursprünglich = Riese) geradezu in den des „Zauberers" übergegangen und mit ihm identisch geworden. Trold heißt jetzt stets „Zauberer".

**) Vergl. S. 12 Anm.

besser leiden kann, obwohl auch an dir etwas Wunderliches ist; aber von dir könnte ich doch etwas halten, wenn Gudrun mir nicht im Wege wäre.“ Danach wachte Herdis auf und erzählte Gudrun ihren Traum; diese sah es als ein gutes Zeichen an. Am nächsten Morgen ließ sie einige Bretter vom Fußboden der Kirche, dort, wo sie beim Beten zu knieen pflegte, aufnehmen und darunter graben, da fand man denn in der Erde einige blaue, häßliche Knochen, auch Haken und einen großen Zauberstab, so daß man schließen durfte, es sei eine Vala oder heidnische Wahrsagerin dort begraben worden. Die Knochen wurden weit weggebracht, wohin, wie man erwarten durfte, ein Mensch am wenigsten kommen würde.“ Damit scheint die Vala Frieden gefunden zu haben.

In anderen Fällen zeigen die Wiedergänger sich nur als Vorzeichen, um den Lebenden ein trauriges Ereignis, ihren Tod oder ähnliches zu verkünden.

Als Gudruns Gatte Thorkel mit seinen Mannen ertrunken war, ging Gudrun, die nichts davon wußte, wie gewöhnlich abends in die Kirche. Da schien ihr, daß sie Thorkel und die anderen Männer vor der Kirche stehen sah; sie konnte sehen, wie das Wasser von den Gewändern herabfloß. Sie sprach nicht mit ihnen, sondern ging in die Kirche und blieb dort, solange es ihr behagte; dann kehrte sie ins Zimmer zurück; denn sie dachte, Thorkel wäre mit seinen Mannen dorthin gegangen; als sie aber hineinkam, befand niemand sich dort. Da wurde sie sehr nachdenklich bei diesem ganzen Ereignis. Erst am folgenden Tage erhielt sie die Gewißheit, daß sie ertrunken waren. Eine ähnliche Begebenheit, wo die Toten auch den Hinterbliebenen ihren Tod anzeigen, findet sich in Thorfin Karlsämnes Saga.

Auch solche Leute zeigten sich wieder, die versäumt hatten, eine besondere Pflicht, z. B. die Ausführung des letzten Willens eines Verstorbenen, zu erfüllen. Sie bekamen eben keine Ruhe, bevor sie die Nachlebenden durch wiederholtes Unglück gezwungen hatten, das auszuführen, was sie selber versäumt hatten.

Einen bemerkenswerten Bericht hierüber finden wir in Eyrbyggernes Saga. Derselbe ist auch interessant durch die Schilderung, wie man die Wiedergänger vertrieb; wir wollen ihn daher etwas näher betrachten.

Thorgunne, ein reiches Weib von den „Süderinseln“, hatte eine Zeit lang bei Thorod Bonde auf Frodaa gewohnt. Sie wurde krank und starb, nachdem sie ihr Hab und Gut verteilt hatte. Unter anderem bestimmte sie, daß ihr Bett nebst Zubehör verbrannt werden sollte. Dieses geschah jedoch nicht, da ihr Bett sehr kostbar war. Da begann es zu spuken; von den Leuten des Hofes verlor der eine nach dem anderen den Verstand und starb. Außerdem trat Krankheit ein, die mehreren das Leben raubte; aber bei jedem Verstorbenen wurde der Spuk ärger, denn sie alle gingen um. Von 30 Hausgenossen starben 18, und zuletzt kam es so weit, daß die Lebenden das Zimmer räumen mußten, wo die Wiedergänger jeden Abend am Feuer Platz nahmen. Thorods Sohn Kjartan zog nun zu seinem Oheim Snorre Gode*), um ihn um Rat zu fragen, was man bei all diesen wunderbaren Dingen thun solle. Er riet, Thorgunnes Bett zu verbrennen und die Wiedergänger durch ein Thürgericht (eine Gerichtssitzung, die an der Thür abgehalten wurde) zu belangen. Außerdem schickte er einen Priester mit, der Gottesdienst dort abhalten sollte. Kjartan und der Priester nahmen mehrere Leute mit sich und kamen abends zu der Zeit nach Frodaa, wo das Feuer angezündet wurde. Es heißt jetzt weiter in der Saga: „Die Hausfrau Thuride war an derselben Krankheit erkrankt, an der die anderen gestorben waren. Kjartan ging gleich hinein und sah, daß Thorod mit den anderen Gespenstern am Feuer saß, wie sie es zu thun pflegten. Er nahm Thorgunnes Bett herab, ging zum Feuer, nahm eine Kohle, ging

*) Gode = Opferpriester.

mit derselben hinaus, und das ganze Bett, das Thorgunne gehört hatte, wurde verbrannt. Danach forderte Kjartan den Thorer Widleg (einen der Wiedergänger) vor, und Thord Kause forderte Thorod Bonde vor, weil sie ohne Erlaubnis sich im Hause aufhielten und den Leuten Gesundheit und Leben raubten. Alle, die am Feuer saßen, wurden vorgefordert. Dann wurde ein Thürgericht eingesetzt und die Sache verhandelt ganz wie auf dem Thing; Zeugen wurden vorgeführt, und das Urteil wurde gesprochen. Als das Urteil über Thorer Widleg gefällt war, stand er auf und sagte: „Gesessen habe ich, so lange ich hier sitzen durfte;" danach ging er zur anderen Thür hinaus, wo das Gericht nicht saß. Nun wurde das Urteil über den Schäfer gefällt; als er es hörte, stand er auf und sagte: „Fort muß ich, obwohl es hätte früher geschehen müssen." Als Thorgunne ihr Urteil hörte, stand sie auf und sagte: „Nun bin ich hier gewesen, solange ich konnte." So wurde über den einen nach dem anderen verhandelt, und der, der verurteilt wurde, stand auf, und alle sagten sie etwas, als sie fortgingen, das darauf hinauslief, daß sie ungerne fortwollten. Endlich kam die Reihe an Thorod Bonde; er stand auf und sagte: „Hier ist jetzt kein Friede länger; laßt uns nun alle fliehen!" und damit ging er hinaus. Danach ging Kjartan mit allen anderen hinein; der Priester trug Weihwasser und Heiligtümer (Reliquien) durchs Haus und hielt sodann Messe mit aller Feierlichkeit. Von da an hörte jeder Spuk auf Frodaa auf." —

Dieser Bericht ist dadurch sehr bemerkenswert, daß die Wiedergänger die Achtung der Lebenden vor dem Gesetz bewahrt haben; sie weichen, weil das Gesetz es fordert, indes ungern, da sie sich sehr wohl am Feuer fühlen; sie sind also in jeder Beziehung menschlich. Daß die Vertreibung der Wiedergänger durchs Thürgericht eine rein heidnische Sitte ist, unterliegt keinem Zweifel. Es heißt ausdrücklich in der Saga, daß „das Heidentum nur wenig abgenommen hatte, obwohl die Leute getauft und dem Namen nach Christen waren". Es ist auch der heidnische Opferpriester Snorre, der obigen Rat giebt, und der Priester spielt offenbar keine Rolle, bevor der Spuk vertrieben ist. Es ist deshalb wohl wahrscheinlich, daß wir hier den Ursprung zu den eigentümlichen Prozessen haben, die man später in der christlichen Kirche gegen Feldmäuse, Maikäfer und ähnliches Ungeziefer führte.

Während die bisher betrachteten Gespenster als gutartig bezeichnet werden müssen, da sie eigentlich nicht darauf ausgehn, Unglück anzurichten, so finden sich auch böse Wesen unter den Gespenstern. Diese gehen zum Teil frei umher, zum Teil sind sie festgebannt. Die ersten sind die Seelen böser Menschen, die im Grabe keine Ruhe finden können, sondern stets zurückkehren, um neuen Verdruß zu bereiten. Die anderen sind geizige Seelen, die ihren Reichtum mit ins Grab genommen haben und über denselben wachen, damit niemand ihn raube. Beide Arten von Gespenstern haben jedoch mit den früher besprochenen das gemeinsam, daß sie so wunderbar lebendig und zähe sind: sie können noch einmal getötet werden, und dann muß man noch besondere Anstalten treffen, wenn man sicher sein will, sie für immer unschädlich gemacht zu haben. Berichte hierüber finden sich häufig in den Sagas; denn siegreiche Kämpfe gegen die Gespenster erforderten Mut, Kraft und Mannesstärke, und derartige Kämpfe werden daher zur Ausschmückung des Lebens der größten und gewaltigsten Helden an-

geführt. Namentlich Grette des Starken Saga ist reich an derartigen Thaten, da gerade er als einer der bravsten Männer angesehen wurde, die je auf Island gelebt hatten; aus dieser Saga nehmen wir ein Beispiel zur Beleuchtung dieses Aberglaubens.

Auf dem Hofe Thorhalsstad spukte es, und der Spuk erstreckte sich besonders aufs Vieh. Der Bauer suchte deshalb einen Hirten, der es mit dem Gespenst aufnehmen könne, und er bekam endlich auch einen Mann, Glaam, der glaubte, mit dem Spuk schon fertig werden zu können. Glaam wird als ein vierschrötiger Mann geschildert, wunderlich anzusehn, mit großen blauen Augen und wolfsgrauem Haar. Der Bauer war froh über ihn, aber den übrigen Leuten gefiel er schlecht. Er kam nie in die Kirche, er sang niemals und glaubte nicht an Gott, halsstarrig und unumgänglich war er und von allen gehaßt. Weihnachtsabend blieb er fort; den folgenden Tag fand man seine Leiche, und es war deutlich zu sehen, daß ein heftiger Kampf zwischen ihm und dem Spuk stattgefunden hatte; aber Glaam mußte gesiegt haben, denn das alte Gespenst kam nie wieder. Aber jetzt wurde die Sache erst recht schlimm, denn nun fing Glaam an, umzugehen und vernichtete nicht nur das Vieh, sondern auch Menschen. „Einige, die ihn sahen, wurden geistesschwach. Andere verloren ganz den Verstand.“ Er begann auch den Hof zu zerstören, die Häuser niederzureißen und großen Schaden anzurichten. Als Grette dieses erfuhr, zog er nach Thorhalsstad, um den Kampf mit dem Spuk aufzunehmen. Glaam kam auch nachts richtig in die Stube, wo Grette schlief, und begann, ihn zu zerren. Es entstand nun ein Ringkampf zwischen ihnen, in dem es hart herging. „Balken lösten sich, und alles zerbrach, was ihnen in den Weg kam.“ Zuletzt ging das ganze Haus entzwei; nun kämpften sie draußen; Grette fiel auf das Gespenst. Als Glaam fiel, zogen Wolken am Mond vorüber, und Glaam sah ihn fest an, und Grette hat es selbst gesagt, daß das der einzige Anblick gewesen sei, der ihm jemals Schrecken eingeflößt habe; sowohl von der Müdigkeit als auch davon, daß er Glaam so schrecklich die Augen rollen sah, wurde er so überwältigt, daß er das Schwert nicht herausziehen konnte und beinahe wie zwischen Himmel und Hölle dalag. Aber Glaams Bosheit war so viel größer als die der anderen Gespenster, daß er also sprach: „Viel Mühe hast du dir gegeben, Grette, um mit mir zusammenzutreffen; nicht wunderlich wird es erscheinen, wenn ich dir nur von geringem Gewinn bin . . . Bisher hast du Ruhm erworben ob deiner Thaten, aber jetzt sollst du nur Unfrieden und Totschlag aus ihnen gewinnen; das meiste, was du thust, soll dir zum Unheil ausschlagen. Friedlos sollst du bleiben und fast stets einsam leben; den Fluch lege ich auf dich, daß diese meine Augen stets vor dir stehn sollen; dann wird es dir unleidlich erscheinen, allein zu sein, und es wird das dein Tod werden.“ Als das Gespenst dieses gesagt hatte, kam Grette wieder zu Kräften, konnte das Schwert ziehen, hieb ihm den Kopf ab und legte diesen an sein (Glaams) Gesäß. Dann verbrannten sie Glaams Leiche ganz, thaten die Asche in einen ledernen Sack und vergruben ihn weit weg von Weide und Landstraße.

Um dem Spuk das Leben wirklich zu nehmen, muß man, wie hier erzählt ist, den Kopf abhauen, ihn hinten an das Gesäß legen und dann die Leiche ganz verbrennen. So werden auch die Draugar*) behandelt, mit denen einzelne kühne Männer mitunter den Kampf aufnehmen, um in den Besitz der Schätze in den Grabkammern zu gelangen. So wird in Romund Greipsöns Saga ein Kampf mit dem Draugar Thrain geschildert, der dem Kampfe Grettes mit Glaam sehr ähnlich ist und ebenfalls damit endet, daß Romund dem Spuk den Kopf abschlägt und ihn verbrennt.

*) Bewohner der bei den Nordländern üblichen Grabhügel.

Wir haben jetzt wenigstens die wichtigsten Gruppen übernatürlicher Wesen, an die die heidnischen Nordländer glaubten, betrachtet. Abgesehen von den Fylgjar, die wohl wirkliche Geister waren, scheinen die übrigen sich nur durch ihre Stärke und große Zauberkunst von den Menschen zu unterscheiden. Sie können durch Waffen besiegt werden; sie weichen vor dem Gesetz; ihre Macht reicht also nicht viel weiter als die der gewöhnlichen Menschen. — Vergleicht man die Schilderungen der Sagas über Trolle, Riesen und Spuk mit der Beschreibung der Dämonen bei den Chaldäern, so tritt der Unterschied zwischen diesen Wesen deutlich hervor, selbst wenn viel vom furchtbaren Charakter der chaldäischen Dämonen der lebhafteren morgenländischen Phantasie zuzuschreiben ist. Die nordischen Spukgestalten können keineswegs als Dämonen bezeichnet werden; sie kommen nur ausnahmsweise, bei besonderen Gelegenheiten, unter die Menschen und werden wiederum schnell in der einen oder anderen Weise vertrieben. Die magischen Handlungen, welche zu ihrer Vertreibung gebraucht werden, sind, wie wir gesehen haben, sehr beschränkt in der Zahl. Im Folgenden werden wir indessen sehen, daß die Nordländer eine Menge magischer Operationen gekannt und gebraucht haben, die man in den verschiedensten Lagen des Lebens anwandte; diese Zauberei steht aber in keiner Verbindung mit den Gespenstern. Da diese keine Dämonen, d. h. der Ursprung zu allem Bösen, waren, kann die Magie eine Dämonenbeschwörung auch nicht zur eigentlichen Aufgabe gehabt haben. Vielmehr wollen wir nun untersuchen, was die nordische Magie eigentlich bezweckte, und wie man sich ihre Wirksamkeit dachte.

Runen und Zaubersprüche.

Behufs Ausübung von Zauberei kannten die Nordländer vier verschiedene Methoden: Runen, d. h. eingeritzte Zauberzeichen; Zaubersprüche, d. h. Lieder oder Zauberformeln, die gesprochen wurden; Zaubertränke und ähnliche magische Kombinationen, und endlich die kräftigste und gefürchtetste, aber am wenigsten geachtete Methode: der „Seid", eine magische Handlung, bestehend in Zaubergesängen wahrscheinlich in Verbindung mit anderen unbekannten Operationen. Die gebräuchlichsten und bekanntesten Methoden sind die zwei ersten; an denselben wollen wir zunächst zu erforschen suchen, wie der Zauber wirkte.

Die Runen und Zaubersprüche (im Nordischen Galdar genannt) sind von Odin erfunden. Im Hawamal (aus der älteren Edda) heißt es:

Runen*) wirst du finden, geratene Stäbe,
Stäbe voll Stärke, Stäbe voll Heilkraft,
Von dem Fürsten der Sänger gefärbt,
Von mächtigen Göttern gemacht!

*) Nach Gering.

Wozu diese Runen benutzt werden können, wird an einer anderen Stelle in der Edda, in Sigrdrifumal, erklärt, wo Sigrdrifa den Sigurd Fafnersbane ihre Anwendung lehrt:

Siegrunen lerne, willst du Sieg erlangen,
ritze sie auf des Hiebers Heft,
in die Blutrinne auch und die blanke Spitze;
wenn du's thust, sprich zweimal: Tyr.
Bierrunen lerne, daß dein blindes Vertrauen
nicht täusche des Fremden Frau;
ritz sie ins Horn und den Rücken der Hand
und bezeichne den Nagel mit Not;
den Becher segne, zu bannen das Unheil
wirf in den Labetrunk Lauch;
dann fürchte ich nicht, daß gefährliche Dinge
ein Feind in den Met dir mischt.
Schutzrunen lerne, wenn du schwangere Frauen
von der Leibesfrucht lösen willst:
auf Hände und Gliedbinden male die Heilzeichen
und den Beistand der Disen erbitt'!
Lern' Brandungsrunen, wenn bergen du willst
die Segelrosse auf See:
den Rudern brenne die Runen ein,
schneid' sie in Stern und Steu'r,
mag schäumen die Brandung, schwarz dräuen die Woge
du kommst gesund von der See.
Astrunen lerne, willst Arzt du werden
und wissen, wie Wunden man heilt:
in die Borke schneid' sie dem Baum des Waldes,
der die Aeste nach Osten neigt.
Lern' Rederunen, daß ein rasches Wort nicht
der Gegner vergelte mit Blut;
die werden verflochten und fest verwoben
und alle zusammengesetzt
auf der Stätte des Things, wenn die Stammgenossen
sich vereinen zu rechtem Gericht.
Denkrunen lern', wenn die Degen alle
du durch Witz überwinden willst.

Es giebt also nicht viele Verhältnisse im Leben, wo man nicht sich selbst oder andern durch Anwendung dieses Zaubers helfen kann. Dasselbe gilt von den Zaubersprüchen, die ebenfalls von Odin herstammen. Von der sehr ausführlichen Schilderung derselben in Hawamal wähle ich die interessantesten und deutlichsten Verse aus:

Ich weiß die Sprüche, die kein Weib des Königs
und kein Menschenkind kennt:
Der erste heißt Hilfe, zu helfen vermag er
wider Kummer und Krankung und jegliche Not.
Einen zweiten kenn' ich, zuträglich den Menschen,
die üben des Arztes Amt.

Einen dritten kenn' ich, ist dringend der Anlaß
zu fesseln durch Zauber den Feind:
stumpf mach' ich den Stahl meiner Gegner,
es schneidet nimmer ihr Schwert.

Einen vierten kenn' ich, wenn der Feind mir legt
an die biegsamen Glieder ein Band:
ich murmle den Zauber, vermag zu schreiten,
es springt mir die Fessel vom Fuß,
und von den Händen der Haft.

Einen siebenten kenn' ich, wenn ich seh', daß der Hochsaal
Ueber den Bankgenossen brennt:
Wie breit er auch lohe, ich berge ihn dennoch,
Zu sprechen versteh' ich den Spruch.

Einen neunten kenn' ich, wenn Not mir dräut,
Im Meere zu schirmen mein Schiff.
Den Wind beschwör' ich auf wogender Flut
Und singe in Schlummer die See.

Einen zehnten kenn' ich, wenn Zauberweiber
Im Fluge durchfahren die Luft:
Bewirken kann ichs, daß sie wenden den Pfad
Nach Hause, der Hüllen beraubt.

Einen sechszehnten kenn' ich, wenn von kluger Maid
Liebeslust ich erlangen will:
Ich wandle den Sinn weißarmiger Jungfrau
Und ändere all ihr Gemüt.

Wir sehen also, was durch diese magischen Zeichen und Sprüche ausgerichtet werden kann; betrachten wir nun, was in Bezug auf ihre praktische Anwendung aus den Sagas gelernt werden kann. Das ist leider nicht viel. Es ist in den Sagas oft genug die Rede von Zauberei, aber sehr selten davon, wie sie ausgeübt wird, welche Methode gebraucht wird, und noch seltener erhält man einen genauen Bericht über die Einzelheiten. Indessen finden wir doch genug, um uns eine mutmaßliche Ansicht zu bilden.

Die Anwendung von Runen allein ist selten.

In Thorstein Vikingsöns Saga wird erzählt, wie die Königstochter Olöf dadurch zu einer Aenderung eines Beschlusses veranlaßt wird, daß ein Stück Holz, mit Runen beschrieben, im entscheidenden Augenblick ihr in den Schoß geworfen wird. Von der Inschrift selber wird aber nichts gesagt. Mehr lernen wir auch nicht aus Egil Skallegrimsöns Saga, wo die Anwendung von Runen an mehreren Stellen besprochen wird. Auf seinen Fahrten kommt Egil zu einem Bauer, dessen Tochter krank ist. Runen waren gegen die Krankheit angewandt worden; ein Bauernsohn aus der Nachbarschaft hatte sie eingeritzt; aber es war mit ihr schlimmer darnach geworden. Egil untersuchte ihr Lager und fand einen Fischknochen mit Runen, die er las. Er schabte dieselben ab, verbrannte sie und ritzte neue Runen ein, die er ihr unter das Kopfkissen legte. Da erwachte sie wie aus dem Schlaf und sagte, daß es ihr jetzt gut ginge, obwohl sie sich noch kraftlos fühlte. Egil sagte, daß falsche Runen eingeritzt wären, die die Ursache ihrer Krankheit seien. Es war also eine gefährliche Sache, sich damit abzugeben, wenn man die Kunst nicht zum Vorteil des Anderen zu benutzen verstand.

Indessen ist es wahrscheinlich, daß die Zauberrunen nur die gewöhnlichen Runen waren, die in sehr verschlungenen und verdrehten Formen gebraucht wurden. In Völsunga Saga heißt es nämlich von einem Zaubertrank:

> Im Innern des Horns waren allerlei Stäbe
> Rot eingeritzt — ich erriet nicht den Sinn;
> Ein langer Giftwurm vom Lande Haddings,
> Ungeschnittene Aehrenhalme,
> Das Geschlinge auch von verschiedenem Getier.

Häufig wandte man die Runen in Verbindung mit den Zaubersprüchen an. In Egil Skallegrimsöns Saga giebt ein Bericht sehr guten Aufschluß hierüber. Während des Gelages bei Baard, wo König Erich und Königin Gunhilde anwesend waren, mischten die Königin und Baard „Unding“ in den Trank und ließen das Horn Egil bringen. „Da ergriff Egil sein Messer, stach sich in die Hand, nahm dann das Horn, ritzte Runen darauf und beschmierte sie mit seinem Blut; dabei sang er:

> Runen ritz ich aufs Horn, in Blut gerötete Runen
> Für das Horn des rasenden Tiers*) dies Wort ich wähle:
> Von dem Getränk, das sie brauten, ich trinke, so viel mich gelüstet zu trinken,
> Nur um zu sehn, ob das Bier wohl bekömmlich mir sei**).

Das Horn zerbrach, und der Trank ergoß sich aufs Stroh.“

Dieser Bericht ist doch so bemerkenswert, daß eine nähere Betrachtung sich lohnt. Egil ritzt Runen und sagt dann im Spruch, daß zugleich einige „Worte“ über das Horn gesprochen werden sollen. Die Runen allein können die gewünschte Wirkung also nicht hervorbringen. Indes scheint ja der Zaubergesang zu fehlen: sobald er mit seinem Spruch zu Ende ist, geschieht, was er erwartet: der Trank erweist sich dadurch als gefälscht, daß das Horn zerbricht. Weshalb geschieht das nicht schon vorher, wo die Runen eingeritzt werden, wenn eine Zauberformel, die noch hinzukommen soll, sich als überflüssig erweist? Der ganze Bericht erscheint ziemlich sinnlos, wenn man nicht seinen Spruch selbst als den Zauberspruch auffaßt. Und dafür liegt, soweit mir scheint, gar kein Hindernis vor; die letzten Zeilen der Dichtung sind ja thatsächlich eine indirekte Aufforderung an das Getränk, seine wahre Natur zu verraten. In solchen praktischen Hinwendungen an die leblosen Dinge, als ob diese lebende Wesen wären, scheinen die Sprüche bestanden zu haben. Erwidert man darauf, daß doch keine Zauberkraft in solchen Worten läge, so kann man dazu nur bemerken, daß die Zauberkraft des Spruches jedenfalls ebenso groß ist, wie die rein erzählenden Schilderungen der Dämonen und Krankheiten bei den Chaldäern, und diese Schilderungen wurden doch thatsächlich als Zaubersprüche gebraucht.

---

*) wohl des Auerochsen, aus dessen Horn er trinkt.

**) Aus dem Dänischen vom Uebersetzer übertragen.

Daß die Zaubersprüche der Nordländer wirklich in einer solchen dichterischen Anrede an leblose Gegenstände bestanden, wird an einer Stelle in Ketil Höngs Saga fast mit klaren Worten ausgesprochen. Ketil ist zum Zweikampf herausgefordert vom Vikingerkönig Framar, der von Odin selbst die Gabe bekommen hat, daß kein Stahl ihn verletzt. Das Schwert, dessen Ketil sich bediente, hieß Dragvendil. Es heißt nun in der Saga:

„Dem Geforderten stand der erste Hieb zu. Ketil schlug Framar auf die Schulter; er aber stand ruhig beim Hieb; das Schwert biß nicht, aber er schwankte doch beim mächtigen Schlag. Ketil hieb Framar auf die andere Schulter; aber es biß noch nicht. Da sang Ketil:

Du träges Dragvendil! Am Leibe findst du
Sprüche von böser Kraft und vermagst nun nicht zu beißen;
Nimmer glaubt' ich, die Schneide bliebe
Eitel an giftigen Schultern, ob auch Odin sie abgestumpft.

Und weiter sang er:

Was ist dir, Dragvendil! Wie bist du schlaff geworden!
Gehauen habe ich, doch du bist träg' zu beißen;
Versagst du jetzt im Streit, da sonst du nicht gezittert
Im Schwertgeklirr, wenn Recken stritten?

Framar sang:

Des Greises Bart erbebt, das Schwert versagt dem Alten;
Zur Schlacht reizt er den Stahl, es schaudert den Vater der Maid;
Wären die Schneiden gewetzt, daß sie beißen könnten
Hehre Helden, wenn es mangelt an Mut.

Ketil sang:

Nicht brauchst du uns zu reizen; kampfesträge Kerle
Sollen zu starkem Hieb mich nie und nimmer auffordern.
Beiß du nur, Dragvendil, oder brich in Stücke!
Das Glück glänzte uns nicht, doch dreimal versagt es uns nimmer.

Und ferner sang er:

Nicht verzagt der Erzeuger der Maid, wenn heil ist Dragvendil,
Gewiß weiß und glaub' ichs, dreimal versagt es nimmer*).

Da drehte er das Schwert in der Hand und wandte die andere Schneide hervor. Framar stand ruhig, als das Schwert seine Schulter traf und erst an der Hüfte stockte und die Seite vom Körper spaltete. Da starb Framar."

Es bedarf keines näheren Hinweises, daß Ketil in seinem Sang das Schwert direkt auffordert zu beißen, und Framar sagt ja auch ausdrücklich von Ketil, daß er seinen Stahl zum Kampfe reize. Da nun diese Anrede an das Schwert wirklich zum gewünschten Resultat führt, daß es den bezauberten Framar beißt, so muß Ketils Sang wirklich als Zauberspruch aufgefaßt werden, wenn der ganze Bericht nicht völlig unverständlich bleiben soll. Es scheint demnach unzweifelhaft zu sein, daß die Zaubersprüche, die Galdar, im allgemeinen nicht in bestimmten Zauberformeln bestanden, sondern meist dichterische, von der Situation eingegebene, Anreden an leblose Gegenstände waren. Und selbst in den Fällen, wo Zaubersprüche vorliegen,

*) Aus dem Dänischen vom Uebers. übersetzt.

die mehr das Gepräge feststehender Formeln haben, sind diese deutlich an die Dinge selbst gerichtet; jedenfalls fehlt jedes Anzeichen, daß sie Beschwörungen von Geistern sind. In der Nials Saga kommt solch ein Zauberspruch vor.

Svan auf Björnsfjord will einen Mann gegen seine Feinde beschützen, die ihn suchen. Zu dem Zweck geht er mit den anderen vor das Haus, hüllt ein Ziegenfell um seinen Kopf und sagt: „Es werde Nebel und Schrecken und große Wunder für alle die, so dich suchen!“ Damit kam ein so starker Nebel und eine Finsternis, daß die Angreifer sich verirrten und unverrichteter Sache wieder abziehen mußten.

Besonders interessant sind die 2 altdeutschen, sogenannten Merseburger Zaubersprüche aus dem 9. Jahrhundert, weil sie durchaus nicht das Gepräge von Anrufungen oder Beschwörungen haben, obwohl sie mehrere Götter bei Namen nennen. Der erste wurde zur Befreiung eines Gefangenen aus den Fesseln gebraucht:

Vormals setzten sich Schlachtjungfrauen, setzten sich hierher,
einige Fessel banden, einige Feind' hemmten,
einige zerbrachen um . . . . Kniefesseln:
entspring Fesseln, entgeh Feinden!

Der andere ist offenbar zur Heilung beim Beinbruch eines Pferdes gebraucht worden:

Phol und Wodan zogen zum Walde,
da ward Balders Roß der Fuß verrenkt;
da besprach ihn Sindgund, Sunna ihre Schwester,
da besprach ihn Frua, Volla ihre Schwester,
da besprach ihn Wodan, wie er es wohl verstand,
so die Beinrenkung, wie die Blutrenkung, wie die Gliedrenkung:
Bein zu Bein, Blut zu Blut,
Glied zu Glied, wie wenn sie geleimt wären.

Der direkte Befehl, mit dem diese beiden Formeln schließen, läßt es außer Zweifel, daß man sich Runen und Zaubersprüche nicht an Geister, sondern an die Natur der Dinge selbst gerichtet dachte.

Einen weiteren Beweis dafür kann man daraus entnehmen, daß eine Trennung schwarzer und weißer Magie im Norden nicht zu existieren scheint. Die Zauberei ist gut, wenn sie zum Nutzen, ist schlecht, wenn sie zum Schaden angewandt wird; es läßt sich aber nicht nachweisen, daß eine Art von Zauberei an und für sich als gut resp. schlecht angesehen wurde. Solche Trennung muß aber notwendig eintreten, wenn eine Art von Zauberei als mit Hilfe von guten Geistern, von Göttern, eine andere aber mit Hilfe von Dämonen ausgeübt gedacht ist. Jede Zauberei ist gleich legitim; ihre Anwendung schadet dem Ansehen eines Mannes nicht, wenn er sie nicht geradezu zu Schurkenstreichen benutzt. Und auch in diesem Fall ist es nur das Resultat, nicht das Mittel, welches die Handlung zu einer ehrlosen macht. Da es also keine an sich gute oder böse Magie giebt, so hat man auch kaum angenommen, daß die magische Kraft auf einer Beschwörung von Geistern beruhte.

Hierdurch erklärt sich auch die eigentümliche Erscheinung, daß die Nordländer sich vor der Zauberei nicht gefürchtet haben. Obwohl Ketil wußte, daß Framar unverletzlich war, ging er ruhig auf ihn los. Man könnte dieses damit erklären, daß Ketil selbst der Zauberei nicht ganz unkundig war; indes wird an zahlreichen Stellen Aehnliches von Männern berichtet, die nicht die geringste Kenntnis von derartigen Künsten haben. In der Vatnsdäla Saga überwinden Ingemund und seine Söhne eine Menge Zauberer durch ihre Klugheit, und Romund Greipsöns Saga berichtet, wie Zauberei durch Mut besiegt werden kann. Alles dieses wäre undenkbar, wenn der Zauberer im Bunde mit Geistern, die dem Menschen überlegen waren, gestanden hätte, denn die Geister könnten ihn doch beschützen; dagegen ist es verständlich, wenn die Magie nur in der Einwirkung des Wortes auf die Dinge besteht, denn dann erfordert jede neue Situation auch neue Zauberei. Wenn der Zauberkundige einen Angriff mit einem Schwert erwartet, so macht er es stumpf; aber schlägt der Gegner jetzt mit einem anderen Schwert oder mit einer Keule los, so beißt er ins Gras, wenn er nicht Zeit genug hat, seine Verhaltungsmaßregeln gegenüber der neuen Waffe zu treffen. Und das thut er nach dem Berichte der Sagas nur selten. Die hier gegebene Auffassung von der Natur der Zauberei scheint so mit den thatsächlichen Verhältnissen übereinzustimmen.

Magische Operationen und der Seid.

Außer Runen und Zaubersprüchen gebrauchten die Nordländer, wie erwähnt, auch verschiedene magische Operationen und den Seid. Zauberspeisen und Zaubertränke werden in der Völsunga Saga besprochen. Guttorm wird zum Morde Sigurds durch eine Speise aufgehetzt, deren Mischung nicht gerade ansprechend ist:

Sie brieten den Fisch des Baumes*), nahmen das Aas vom Wurm,
An Guttorm gaben einige Gold,
Legten ins Bier das Fleisch vom Wolf
Und viele andre verzauberte Sachen**).

Und Gudrun vergaß ihre Sorge und Bitterkeit über Sigurds Mord durch einen Trank nach folgendem Rezept:

Viel Schädliches war geschüttet ins Bier,
Vieler Bäume Laub, verbrannte Eckern,
Der Küche Ruß, gekochte Därme,
Des Hausschweins Leber, die Haß beschwichtigt.

Eine wunderbare magische Operation wird in der Erzählung von Kormak berichtet. Diesen großen Skalden und seine Geliebte Stengerde trennte ein Seid, so daß sie nicht heiraten konnten. Stengerde heiratete darauf Thorwald Tinten; dieses führte zu großem Unfrieden zwischen Kormak und Thorwald und dessen Bruder Thorward. Es

*) Natter. — **) Vom Uebersetzer aus dem Dänischen übersetzt.

endete damit, daß Kormak und Thorward sich zum Zweikampf forderten; da wurde nun Kormak erzählt, daß es kaum ganz ehrlich zugehen werde, denn Thorward werde Zauberkünste anwenden, und wenn Kormak nicht unterliegen wolle, möge er dasselbe thun. Deshalb begab er sich zur Weissagerin Thordis, die versprach, sich seiner anzunehmen und ließ ihn die Nacht dort bleiben. Es heißt nun in der Saga: „Als er erwachte, merkte er, daß irgend etwas auf seinem Lager an seinem Kopf herumtastete. Er fragte, wer da sei. Es ging hin zur Thür; Kormak ging nach; er sah, daß es Thordis war; sie war zu der Stelle gekommen, wo sie streiten sollten und hatte eine Gans unter ihrem Mantel. Kormak fragte, was das zu bedeuten hätte. Sie setzte die Gans nieder und sprach: „Weshalb kannst du doch nicht stille sein?“ Da legte Kormak sich wieder nieder, hielt sich aber wach, um ihr Thun zu beobachten; sie kam 3 Mal und jedes Mal achtete er auf ihr Thun. Das dritte Mal, da Kormak herauskam, hatte sie 2 Gänse gestochen und das Blut in eine Schale zusammenfließen lassen; sie hatte schon die dritte ergriffen und wollte diese gerade stechen. Da sagte Kormak: „Was machst du da, Mütterchen?“ „Es scheint fast,“ erwiderte sie, „daß es unmöglich ist, dir zu helfen; jetzt war ich im Begriff, den Zauber zu vernichten, der auf dir und Stengerde lag, so daß ihr euch kriegen konntet, wenn ich diese dritte Gans gestochen hätte, ohne daß jemand es wußte.“ Kormak aber sagte, „er hätte keinen Glauben an solche Künste.“ Ob Kormaks Worte Glauben verdienen, scheint zweifelhaft, wenn man sich erinnert, weswegen er sich bei der Weissagerin aufhielt. Die ganze Schilderung hat jedoch hauptsächlich dadurch Interesse, daß sie uns eine völlig mystische magische Operation zeigt, in der einen Sinn zu finden schwierig sein dürfte.

Die vierte Art der Zauberei, der Seid, war die kräftigste von allen. Worin derselbe bestand, weiß man nicht; zu seiner Ausübung war Gesang erforderlich, ein Seidstab, welchen das Seidweib in der Hand hielt, und ein Seidgerüst, auf das es stieg. Hauptsächlich gaben Weiber sich mit demselben ab, da er, wie man annahm, „eine häßliche Schwäche“ mit sich führte, weshalb Männer die Beschäftigung damit als unwürdig ansahen. Daraus läßt sich wohl schließen, daß er auch mit verschiedenen Operationen und Ceremonien verbunden war. Dieses scheint auch daraus hervorzugehen, daß die Vorbereitungen gewöhnlich am Abend beginnen, während das Seidgerüst erst den nächsten Tag bestiegen wird. Durch den Seid werden die stärksten Wirkungen erreicht, es wird Unwetter erregt und anderes Unheil gestiftet; Laxdäla Saga berichtet so, wie Hruts Sohn Kaare durch den Sang getötet wurde, der besonders gegen ihn gerichtet war. Oft stand mit dem Seid das sogenannte „Hamlöberi“ (Doppelgängerei) in Verbindung, d. h. das Seidweib konnte, während der Leib auf dem Gerüst blieb, in einer anderen Gestalt, oft in der eines Tieres, nach entfernten Stätten gehen und sich über die Vorgänge daselbst unterrichten. Wurde der Doppelgänger bei diesem Ausflug verwundet oder getötet, so zeigte sich dieses sofort am Leibe. In Fridthjof Fräknes Saga wird so berichtet, wie zwei Seidweiber in dem Augenblick tot vom Gerüst fallen, als Fridthjof ihre Doppelgänger tötet. Die Vorstellung von Hexen und Hexenausflügen ist demnach in den heidnischen Zeiten dem Norden auch nicht unbekannt gewesen! Wenn sie aber zu viel Böses anrichteten, so bediente man sich derselben Methode, die im Gesetze Mosis befohlen ist: man steinigte sie.

Die Wahrsagekunst.

Die Wahrsagekunst der Nordländer war ebenso reich an verschiedenen Methoden wie ihre Zauberei. Bei einigen derselben läßt sich leicht nachweisen, daß sie mit dem Gottesdienst in Verbindung standen, also eine Art religiöse Mantik waren; andere erscheinen dagegen mehr oder weniger unabhängig von der Religion. So ist in den Sagas vielfach von „Blotfret“ die Rede; von Thorolf Mostrarskäg heißt es in Eyrbyggernes Saga, daß er ein großes Opfer (Blot) anrichtete und um wahrzusagen (Fret) zu seinem Freunde Thor ging, dessen Opferpriester er war. Der Sinn hiervon ist offenbar der, daß Thorolf dem Thor geopfert und bei der Gelegenheit sein Geschick wahrscheinlich durch die Eingeweide der Opfertiere zu bestimmen gesucht hat. Es ist bekannt, daß Auswanderer, welche sich in fremden Ländern niederlassen wollten, ihre in Holz geschnitzten Hausgötter über Bord warfen und sich dort ansiedelten, wo diese ans Land trieben. Diese Handlungsweise war offenbar eine Erforschung des Willens der Götter, ist also religiöser Natur gewesen.

In anderen Fällen ist es mehr zweifelhaft, wie weit man eine Mitwirkung der Götter annahm. In der Erzählung von Kormak wird berichtet, wie man beim Abmessen eines Platzes für eine neue Wohnung erfahren könnte, ob man Glück in derselben haben würde. Wenn das Maß nach wiederholter Prüfung paßte, so würde es dem Manne wohl gehen; war es aber zu kurz, so würde es ihm schlecht gehen; seine Verhältnisse richteten sich also nach dem Messen. Für die Nordländer, deren geometrische Kenntnisse gewiß nicht sehr groß gewesen sind, war es wohl eine schwierige Kunst, einen rechtwinkeligen Platz genau abzumessen, so daß die beiden Diagonalen des Vierecks genau gleich lang wurden. Man mußte Seiten und Diagonalen wiederholte Male ausmessen; paßte nun das Maß, so sah man darin ein Zeugnis dafür, daß der Erbauer Glück hatte, wenn eine so schwierige Handlung ihm sofort glückte; man schloß daraus auf ferneres Glück.

Einige Menschen hatten von Natur die Gabe, kommende Ereignisse voraussagen zu können; sie hießen Hellseher. In der Erzählung von Kormak wird so von einer Hellseherin berichtet, die diejenigen, welche in den Streit zogen, zuvor befühlte; wenn dann „keine große Knoten im Wege waren“, so würde es ihnen gut gehen.

Eine sehr hervorragende Rolle spielte die Traumdeutung. Es giebt kaum eine Sage, in der nicht wiederholt von Träumen und deren Auslegung die Rede ist. Ein jeder, Mann oder Weib, schien Träume deuten zu können, aber von einzelnen heißt es, daß sie es besonders gut verstanden; so wird in Laxdälernes Saga Gest Odleiffsen „als ein sehr großer und weiser Häuptling, hellsehend in vielen Teilen“ bezeichnet. Hieraus lernen wir, daß

die Traumdeutung nicht nach bestimmten Regeln erfolgte, also kein wissenschaftliches Gepräge hatte, sondern Sache einer augenblicklichen Inspiration war. Das geht auch daraus hervor, daß der Träumende selten mit der Auslegung zufrieden ist, sondern geradezu erklärt, daß wohl eine bessere Erklärung hätte gefunden werden können. Solche Aeußeruugen wären unmöglich, wenn die Deutung nach bestimmten Regeln erfolgte. Ein einzelnes Beispiel giebt genügenden Aufschluß.

Im Anfang dieses Abschnittes (p. 66) wurde der Traum Thorstein Egilsöns von den Adlern und dem Schwan erzählt. Hören wir jetzt Baards Erklärung des Traumes: „Diese Vögel müssen die Schutzgeister großer Männer sein; dein Weib muß schwanger sein und wird ein hübsches, anmutiges Mädchen gebären, das ihr beide sehr lieb haben werdet; um diese deine Tochter werden brave Männer werben, die dort zu Hause sind, woher die Adler kamen; sie werden große Liebe zu ihr hegen und danach um sie kämpfen und beide das Leben darüber verlieren. Danach wird ein dritter um sie werben, der dorther kommt, woher der Falke kam, und den wird sie heiraten. Nun habe ich dir den Traum gedeutet, wie es nach meiner Meinung kommen wird.“ Thorstein erwiderte: „Das ist eine schlechte und unfreundliche Auslegung meines Traumes, und das muß ich rundweg erklären, du verstehst nicht Träume zu deuten.“

Man kann also Träume mehr oder weniger freundlich deuten und macht man das nicht so, wie der Träumende es haben will, so versteht man die Kunst nicht.

Endlich fanden sich auch Frauen bei den Nordländern, welche sich damit abgaben, zukünftige Ereignisse vorauszusagen; sie hießen „Vǫlur“ (Wole). Auf Island scheinen sie recht selten gewesen zu sein, dagegen werden sie als zahlreich in Norwegen bezeichnet, sowie in Grönland, wohin sie vermutlich direkt von Norwegen gekommen sind. In Thorfinn Karlsämnes Saga, die sich gerade auf Grönland bezieht, findet sich so eine der vollständigsten Schilderungen von den Operationen der Vǫlur.

Diese Vǫlva hieß Thorbjörg; sie pflegte im Winter von Gelage zu Gelage zu ziehen; „namentlich diejenigen, welche gerne ihr Schicksal erfahren oder wissen wollten, wie das Jahr sich gestalten werde, luden sie zu sich ein.“ Indes war das nicht etwas Besonderes; denn alle Vǫlur pflegten so auf Gastmähler zu ziehen. Thorbjörg wurde nun von Thorkel, dem angesehensten Bauern der dortigen Gegend, eingeladen; und sie kam. „Sie hatte einen blauen Mantel an mit Bändern, um ihn vorne zu binden, mit Steinen ganz bis zum Schoß hinab besetzt, Glasperlen um den Hals, auf dem Kopfe eine schwarze Kappe von Lammsfell, gefüttert mit weißem Katzenfell; in der Hand führte sie einen Stab mit einem Knopf aus Messing und mit Steinen besetzt; um den Leib hatte sie einen Gürtel nebst einem Beutel mit Zunder und anderem Feuerzeug; daneben hing ein Sack von Fell, in dem sie ihre Zaubermittel zur Ausübung ihrer Kunst aufbewahrte; an den Füßen trug sie Pelzschuhe von Kalbsleder mit langen Riemen, an deren Enden große Zinnknöpfe saßen; an den Händen hatte sie weiße Pelzhandschuhe von Katzenfell. Als sie eintrat, sahen alle es als ihre Pflicht an, sie mit Ehrfurcht zu grüßen, sie nahm eines jeden Gruß an, wie er ihr gefiel.“ Sie wurde nun gut bewirtet; dann frug Thorkel, ob sie etwas über das sagen könne, worüber alle am liebsten Auskunft hätten. Sie erwiderte, das könnte sie nur sagen, wenn sie nachts dort geschlafen hätte.

Im Verlauf des folgenden Tages wurden die Vorbereitungen getroffen, die nach ihrer Angabe notwendig waren, um ihren Zauber auszuführen. Sie bat auch, einige Weiber herbeizuschaffen, die den Spruch kannten, der zum Zauber gehörte; derselbe hieß Vardlokka. Niemand kannte ihn, bis man, auf dem Hofe umhersuchend, zu Gudrid kam; diese sagte: „Weder habe ich Kenntnis von Zauberei, noch bin ich eine Wahrsagerin; indes lehrte meine Pflegemutter Haldis auf Island mich einen Spruch, den sie Vardlokka nannte.“ „Du bist glücklich, daß du so weise bist,“ sprach Thorkel. „Das ist ein Unternehmen, das, wie ich achte, nicht Gewinn bringt,“ sagte Gudrid, „denn ich bin eine Christin.“ Thorbjörg erwiderte: „Vielleicht, daß du in dieser Sache den Leuten helfen könntest ohne Schaden, ich halte mich an Thorkel, um zu erhalten, was ich nötig habe.“ Thorkel drang nun in Gudrid; endlich versprach sie zu thun, was er wünschte. Die Weiber bildeten einen Kreis um das Seidgerüst, wo Thorbjörg saß, und Gudrid sang den Spruch so lieblich und schön, daß jeder der Anwesenden meinte, noch nie eine lieblichere Stimme vernommen zu haben. Das Zauberweib dankte ihr für den Spruch und sagte, nun seien viele von den Geistern, die sich von ihr hätten trennen und ihr nicht hätten gehorchen wollen, gekommen; sie meinten, es wäre lieblich, anzuhören, wie schön der Spruch gesungen sei; „jetzt sehe ich deutlich viele Dinge, die vorher mir und vielen anderen verborgen waren.“

In dieser Schilderung sind verschiedene Punkte von Interesse. Die Volva wendet Zauberei an, um wahrsagen zu können, aber diese Zauberei erfordert einen besonderen Spruch, „Vardlokka“, den die Volva selbst nicht zu kennen scheint. Derselbe kann aber nicht alle zu dem Zauber notwendigen Operationen enthalten, denn sonst wäre die Volva, die den Spruch selber nicht kennt, überflüssig. Außerdem erfahren wir, daß Thorbjörg einen Lederbeutel mit Zaubermitteln mit sich führt, also geradezu einen „Medizinsack“. Ferner kann sie nichts vor dem nächsten Tage aussagen; sie bedarf also der Nacht zu ihren Operationen. Endlich wird erwähnt, daß sie ihre Kenntnis von den Geistern erhält. Welcher Art diese Geister sind, ist schwer zu sagen. Da die Begebenheit in die christliche Zeit fällt, ist es nicht unmöglich, daß sich hier eine dunkle Spur von christlicher Dämonologie findet*), wahrscheinlicher ist es jedoch, daß dieser Geisterglaube finnischen Ursprungs ist. Die meisten Volur waren Finnen; und die, welche es nicht waren, sind wohl immer bei den Finnen in die Lehre gegangen. Aber die finnische Magie war, wie wir jetzt sehen werden, zum großen Teil Geisterbeschwörung.

Die Magie der Finnen.

Unsere Kenntnis von dem Aberglauben und der Zauberei der Finnen in den heidnischen Zeiten stammt aus dem großen Heldengedicht „Kalevala“, das wohl erst in diesem Jahrhundert gesammelt und niedergeschrieben ist, aber trotzdem ein solch heidnisches Gepräge hat, daß seine Lieder ohne Zweifel

*) In Sagas, deren Handlungen viel später in der christlichen Zeit spielten, wird der Teufel geradezu als Mithelfer beim Wahrsagen erwähnt (Flateyjarbok II, 452); das ist aber natürlich ohne Bedeutung für die Auffassung der älteren Zeiten. Anm. d. Verf.

trotz der mündlichen Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht Jahrhunderte hindurch sehr treu erhalten sind. Die religiösen und abergläubischen Vorstellungen, die uns hier entgegentreten, verraten, wie oben angedeutet, an vielen Punkten eine Verwandtschaft mit den alten chaldäischen Vorstellungen, zeigen aber doch eine bedeutend höhere Entwicklungsstufe: der chaldäische Grundgedanke ist weiter ausgeführt, so daß die Macht des finnischen Zauberers eine völlig unbegrenzte geworden ist. Die wesentlichsten magischen Operationen bestehen in der Beschwörung von Geistern, und zwar nicht bloß von bösen, sondern auch von guten; ja selbst der oberste Gott, Ukko oder Jumala, scheint nicht über der Macht der Beschwörer erhaben zu sein; denn er muß sofort den vom Zauberer ausgesprochenen Wunsch erfüllen. Alles wird als beseelt gedacht, hinter allem steckt ein Geist, gegen den die Beschwörungen sich richten. Leidet ein Mensch an Kälte, so werden die Geister der Kälte durch Panu, den Geist des Feuers, beschworen; hat sich dagegen jemand verbrannt, so wird Panu durch die Geister der Kälte beschworen.

Ein solches Rezept gegen Brandschaden findet sich im 48sten Gesang des Kalevala, V. 301 bis 372. Hier folge ein Bruchstück daraus:

„Feuer, von Jumala stammend,
Panu, du der Sohn der Sonne,
Sag mir, wer hat dich erzürnet,
Daß du angriffst meine Wangen,
Mir sogar den Leib verbranntest
Und mir beide Seiten sengtest?

Wie soll ich das Feuer dämpfen
Und die helle Glut ersticken,
Wie die Macht der Flamme nehmen,
Oder ihre Kraft vermindern,
Daß sie mir nicht mehr kann schaden
Und nicht länger mich hier quälet?

Komm doch, Jungfrau, fern von Turja,
Komm von Lappland her mit Eisschuh'n,
Und mit reifbedeckten Strümpfen
Und von Kälte starren Kleidern,
Die du stets trägst Reifgewänder,
In der Hand den eis'gen Eimer:
Gieß' vom Eimer kühles Wasser,
Schütte kaltes Eis darunter
Ueber die gebrannten Stellen,
Die vom Feuer Schaden litten."

So wird das Feuer viele Verse hindurch mit allen Geistern der Kälte beschworen. Zum Schluß heißt es dann:

„So gelang es Ilmarinen,
Dem verbrannten Schmied, zu löschen
Seiner Wunden wildes Feuer;

Denn er ward gesund wie vordem,
Frisch und fröhlich statt des Bösen,
Das das Feuer ihm verursacht'."

Aber nicht nur solch untergeordnete Geister, wie die der Kälte und des Feuers, fügen sich den Beschwörungen, sondern Ukko selbst steht sofort mit allem, was der Zauberer wünscht, zu Diensten.

Als „der muntere Lemminkäinen" auf einem Ausfluge von einem Feuerstrom, der über glühende Steinplatten fließt, aufgehalten wird, singt er:

„Ukko, höchster aller Götter,
Vater in dem Himmelsraume,
Send' von Nordwest eine Wolke,
Eine zweite send' von Westen,
Es entsteh' im Ost die dritte
Und erhebe sich von Nordost!
Blas' zusammen diese Wolken,
Daß mit Donner sie sich treffen!
Laß dann tiefen Schnee sich senken,
Und so hoch wie Speerschaft fallen
Ueber diese heißen Steine,
Diese gluterfüllten Platten!"

Ukko, höchster aller Götter,
Alter Vater in dem Himmel,
Sandte eine Wolk' von Nordwest,
Eine zweite dann von Westen,
Es entstand im Ost' die dritte
Und erhob sich auch von Nordost;
Blies zusammen diese Wolken,
Daß mit Donner sie sich trafen;
Ließ dann tiefen Schnee sich senken
Und so hoch wie Speerschaft fallen
Auf die Felsen in der Tiefe,
Auf die gluterfüllten Platten;
Und vom Schnee, der schmolz, entstand ein
Teich, gefüllt von schmutz'gem Wasser.

Die Finnen gehen bei ihren Beschwörungen oft sehr gründlich zu Werke. Sie begnügen sich nicht, wie die Chaldäer, damit, die Dämonen nur zu beschreiben, sondern geben gewöhnlich ihre ganze Entstehung an; dadurch werden solche Beschwörungen sehr weitläufig. Der Leser, der sie kennen zu lernen wünscht, möge sie deshalb in dem Kalevala selbst aufsuchen; es würde hier zu weit führen, einen auch nur kurzen Auszug davon zu geben.

Dem finnischen Zauberer ist jedoch mehr als bloße Geisterbeschwörung möglich; seine Worte haben geradezu Schöpferkraft. Dieses beweisen zahlreiche Stellen; doch genügt ein Beispiel.

Als Lemminkäinen nach Pohja kommt und nicht gastfreundlich aufgenommen wird, bittet er um Bier gegen Bezahlung. Nun heißt es im Liede:

„Und der Wirt im Pohjahofe
Wird erregt von wildem Zorne,
Bringt durch Zauberspruch hervor dann
Einen See mitt' auf der Diele
Grad' vor Lemminkäinens Füßen
Und ruft aus in seinem Grimme:
„Wasser hast du hier zum Trinken,
Lösch' den Durst aus diesem Teiche!"
Lemmingkäinen aber war nicht
Furchtsam, sondern sprach erwidernd:
„Ich bin doch kein Kalb des Hofes,
Auch kein Stier, mit Schwanz versehen,
Die aus einem Bache trinken,
Und aus einem Teiche saufen."
Er begann darauf zu sprechen
Und die Zauberkunst zu üben,
Zauberte hervor durch Sprüche
Einen Stier mit gold'nen Hörnern;
Dieser trank den Teich der Diele,
Schlürft' den Bach mit großer Gier aus."

Das übertrifft gewiß alles, was ein anderes Volk hat ausüben können; und der Ruf der finnischen Zauberer im Norden ist daher leicht erklärlich. Im Vergleich mit solchen Schöpfungen sind die zahlreichen magischen Verwandlungen, welche in dem Kalevala vorkommen, nur Kleinigkeiten.

Als Lemmingkäinen z. B. einiger Schafe bedarf, geht er folgendermaßen zu Werke:

„Schnell griff er in seine Tasche,
Suchte in dem kleinen Beutel
Und nahm Wolle aus der Tasche,
Bildete daraus dann Büschel,
Alle in den Händen reibend,
Ein Gebilde seiner Finger.
Auf die Hand dann blies er einmal
Und schuf eine Schar von Schafen,
Ließ hervorgehen eine Herde
Lämmer in sehr großer Menge."

Das Mittelalter bis zum Beginn der Hexenprozesse.

Wie mächtig das Christentum auch in den Gedankengang des Altertums eingriff, so konnte es natürlich doch nicht mit einem Schlage die Gesellschaft umformen und die Resultate einer Jahrhunderte alten Entwicklung vernichten. Nur allmählich drangen die religiösen Grundgedanken in das Bewußtsein der Völker ein und führten dadurch eine Umwandlung der bestehenden sozialen Verhältnisse herbei. Aber viele alte Vorstellungen, Sitten

und Gebräuche, die sich einigermaßen mit dem Christentum vereinigen ließen, blieben bestehen und erhielten nur eine neue, christliche Begründung. Wir haben schon in einem früheren Abschnitte gesehen, wie die alte Kirche den Aberglauben der damaligen Zeit aufnahm und eine auf christlicher Grundlage beruhende Magie zur Bekämpfung der Dämonen entwickelte. Aber auch Sitten und Gebräuche, welche sich nach den Grundsätzen des Christentums rechtfertigen ließen, wurden beibehalten und unter besonderen Verhältnissen angewandt. So wurden namentlich alte Gerichtsgebräuche aufgenommen und erhielten durch ihre Auslegung nun ein gewisses magisches Gepräge. Auf solche Weise entstanden die sogenannten Gottesurteile, die Ordalien.

Einer der üblichsten und daher bekanntesten Gebräuche war die Eisenprobe, unzweifelhaft eine alte heidnische Sitte, da sie schon in Sophokles' Tragödien erwähnt wird. Im Mittelalter wandte man sie ganz allgemein an, um sich von einer gravierenden Anklage, wie z. B. von der der Hexerei, zu reinigen.

Bekker beschreibt diesen Gebrauch in seinem berühmten Werke „Die bezauberte Welt". „Der Priester in vollem Ornate legte einen eisernen Bolzen, welcher wiederholt mit Weihwasser besprengt war, auf den Altar auf glühende Kohlen, sang darauf den Gesang der drei Männer im feurigen Ofen, steckte dem Angeklagten die Hostie in den Mund, beschwor ihn und bat, daß Gott seine Schuld dadurch offenbaren möge, daß der glühende Bolzen, welcher in seine Hand gelegt werde, ihn verbrenne, oder seine Unschuld dadurch, daß er nicht verletzt werde. Der Angeklagte mußte den glühenden Bolzen neun Schritte weit tragen; dann verband der Priester die verletzte Hand und versiegelte den Verband. Drei Tage nachher besah man die Hand, ob sie gesund und unbeschädigt sei. War dies nicht der Fall, so war der Angeklagte seiner Schuld überführt."

Man rechnete mithin auf ein direktes Eingreifen Gottes zu Gunsten des Unschuldigen. Derselbe Gedanke lag auch den anderen Ordalien zu Grunde. Bei den kriegerischen nordeuropäischen Völkern war in heidnischer Zeit der Zweikampf bekanntlich das gewöhnliche Mittel, einen Streit beizulegen. Das Recht des Stärkeren war unbestritten: derjenige, welcher seinen Gegner erlegte, hatte recht. Diese Art, manchen Rechtsstreit zu schlichten, wurde während der Ritterzeit für alle Adelige beibehalten, nur mit einer anderen Motivierung der Sitte, man ging nämlich von der Annahme aus, daß Gott dem Schwachen den Sieg verleihen würde, falls er recht hätte.

Eine dritte Form des Gottesgerichtes war die Wasserprobe, welche jedoch, wie es scheint, nur bei den Hexenprozessen angewandt wurde. So pflegten die alten Kelten am Rheine Kinder, von denen sie nicht wußten, ob sie ehelich oder unehelich waren, nackend auf einen Schild in den Fluß zu setzen. Blieb das Kind an der Oberfläche, so war es ehelich, ging es aber unter, so sah man seine Mutter als ein leichtsinniges Weib an.

Dies Verfahren wurde zur Zeit der Hexenprozesse so umgestaltet: derjenigen Person, welche der Hexerei angeklagt war, wurden Hände und Füße

kreuzweise gebunden, so daß der rechte Daumen die linke große Zehe und der linke Daumen die rechte große Zehe berührte; dann wurde sie nackt ins Wasser geworfen. Ging sie unter, so wurde sie für unschuldig erklärt; man nahm nämlich an, daß das Wasser, das vorher durch heilige Ceremonien geweiht war, die schuldige Person nicht aufnehmen würde.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie alte heidnische Gebräuche in christliche umgeändert werden und so allgemeine Anwendung finden. Es könnten natürlich noch zahlreiche Beispiele dieser Art angeführt werden; so ist schon früher (S. 69) erwähnt worden, wie die Prozesse wider die Gespenster im heidnischen Island das Vorbild für die Prozesse des christlichen Mittelalters gegen schädliche Tiere und dergleichen sind; doch kann von einer erschöpfenden Schilderung dieser Verhältnisse hier nicht die Rede sein.

Wir beschränken uns darauf, den Gang der Entwicklung durch einige Beispiele zu erläutern. Da es aus dem Angeführten nun deutlich genug hervorgeht, wie die kirchlichen Autoritäten kein Bedenken trugen, alte heidnische Sitten in christliche Formen zu prägen, so kann es uns auch nicht wundern, daß die breite Schicht des Volkes dieses Verfahren auch fleißig benutzte. Die heidnischen Zauberformeln erhielten ein christliches Gepräge und wurden dann ganz wie früher angewandt. Aus Norwegen stammt so z. B. ein alter Zauberspruch gegen Beinbruch bei Pferden; daß derselbe die Umgestaltung eines heidnischen Zauberspruches ist, unterliegt keinem Zweifel, dazu ist die Aehnlichkeit mit der entsprechenden, früher erwähnten Merseburger Formel (S. 76) viel zu groß.

Jesus ritt sich einst sehr heiß
Und zerbrach das Bein des Füllens.
Jesus stieg ab und heilte es:
Jesus legte Mark zu Mark,
Bein zu Bein, Fleisch zu Fleisch,
Jesus legte darauf ein Blatt.
So kam alles dann in Ordnung.

In ähnlicher Weise haben sich die alten Zauberkünste, sowohl europäischen als asiatischen Ursprungs, in den niederen Volksklassen das ganze Mittelalter hindurch bis heute erhalten, und die Zauberkunst konnte auch nur auf diese Weise erhalten werden; denn die Kirche hatte, wie wir früher sahen, die heidnische Magie schon längst als Teufelsmagie bezeichnet und verfolgte sie als Ketzerei und Götzendienst.

Während der Glaube an die Macht der Zauberei sich beim Volke und bei der niederen, unwissenden Geistlichkeit erhielt, kamen die kirchlichen Behörden im Laufe der Zeit zu einem anderen Resultate. Auf der Synode zu Paderborn 785 stellte man folgenden Satz auf: „Derjenige, welcher, durch den Teufel verblendet, nach Art der Heiden glaubt, daß jemand eine Hexe sein kann und deshalb dieselbe verbrennt, wird mit dem Tode bestraft.“ Zu dieser Zeit wird also nicht die Hexerei, sondern der Glaube an dieselbe als straf-

bar betrachtet. Diese Bestimmung wurde von Karl dem Großen bestätigt und war in den folgenden Jahrhunderten die Richtschnur für die Stellung der fränkischen Kirche gegenüber allen Anklagen wegen Hexerei. Noch deutlicher tritt die Auffassung der Kirche von Hexerei im sogenannten Ancyranischen Kanon Episcopi hervor, welcher um das Jahr 900 entstand. In diesem Kanon wird den Bischöfen befohlen, in ihren Gemeinden den Glauben an die Möglichkeit dämonischer Zauberei und nächtlicher Fahrten zu und mit Dämonen als reine Illusionen energisch zu bekämpfen und alle diejenigen, welche einem solchen Glauben huldigen, aus der kirchlichen Gemeinschaft auszustoßen. Diese Bestimmung blieb bis zum Schlusse des 13. Jahrhunderts in Kraft; solange sie existierte, konnte eine Anklage wegen Hexerei natürlich nicht leicht erhoben werden, jedenfalls wurde sie am gefährlichsten für den, welcher sie vorbrachte. Daß aber die unwissende Menge infolge solcher Bestimmungen den Glauben an Zauberei nicht aufgab, das beweisen die zahlreichen volkstümlichen Zauberformeln, welche hauptsächlich auf dem Wege der mündlichen Ueberlieferung bis zur Gegenwart erhalten geblieben sind. Aber der Glaube an die alte heidnische Zauberei, welche von der Kirche als teuflisch bezeichnet war, sowie die Kenntnis derselben mußten natürlich im Laufe der Zeit verschwinden. Trotzdem hielt die Kirche es später für notwendig, auf ihre Ausübung die Strafe des Feuertodes zu setzen. Dies hatte jedoch keineswegs seinen Grund darin, daß die schwarze Magie zu jener Zeit besonders üppig geblüht hätte — man hat im Gegenteil Anzeichen dafür, daß sie so gut wie ausgestorben war —; es lag vielmehr eine andere Ursache vor. Um diese nachzuweisen, müssen wir auf eine frühere Epoche zurückblicken.

In den ersten christlichen Zeiten, als die Gemeinden noch klein waren und ihre Andachten und Liebesmahle im Verborgenen abhalten mußten, wurden seitens der Heiden immer wieder Anklagen gegen sie erhoben. Die Christen wurden als ein verzweifeltes, lichtscheues Volk geschildert, das aus dem niedrigsten Pöbel und leichtgläubigen Weibern bestehe, das Heilige verspotte und sich gegen seine Mitmenschen verschwöre. Man behauptete, daß sie bei ihren nächtlichen Zusammenkünften unmenschliche Nahrung zu sich nähmen, alle heiligen Sitten verachteten, und daß ihr Gottesdienst kein Kultus, sondern geradezu Ruchlosigkeit sei. Sie nannten sich Brüder und Schwestern, schändeten aber diese heiligen Namen durch die widerlichste Unzucht. Sie beteten einen Eselskopf und noch schlechtere Dinge an. Besonders grauenhaft wurden Ceremonien geschildert, unter denen neue Mitglieder aufgenommen wurden. Dieselben wurden vor ein Gefäß gestellt, in dem ein mit Mehl bedecktes Kind lag; sie mußten dann mit einer scharfen Waffe wiederholt ins Mehl stoßen, um das Kind zu töten. Das Blut wurde getrunken und die Leiche vernichtet, und durch solche Menschenopfer, deren jedes neue Mitglied sich schuldig gemacht hatte, waren sie alle zur Verschwiegenheit gezwungen.

Alle diese Beschuldigungen waren natürlich völlig aus der Luft gegriffen.

Niemand konnte dies besser wissen, als die Christen selbst. Sobald aber das Christentum durchdrang und allgemein angenommen wurde, begannen die Christen selbst, derartige Beschuldigungen gegen andere Christen zu schleudern. Wenn sich eine Sekte bildete, die von der allgemeinen Lehre der Kirche vielleicht in einem ganz unwesentlichen Punkte abwich, ja, vielleicht nur darin, daß sie eine strengere Kirchenzucht beobachtete und von ihren Mitgliedern einen reineren Wandel forderte, als unter den Christen sonst üblich war, so wurde eine solche Sekte gleich verketzert, und die erwähnten Anklagen wurden gegen sie erhoben. Hierzu kam in der ältesten Zeit dann noch die Beschuldigung, teuflische Magie zu treiben. Verschiedene Sekten, die Markosier, Montanisten, Manichäer und Priscillianisten tauchten allmählich auf und verschwanden wieder, aber jedesmal wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Indes scheinen diese Anklagen doch nur einmal ernstere Folgen nach sich gezogen zu haben, nämlich die Hinrichtung Priscillians im Jahre 385. Im Großen und Ganzen traten die sektiererischen Bestrebungen im ersten Jahrtausend so selten auf und fanden so geringe Verbreitung, daß die Kirche ihrer leicht Herr wurde, ohne zu ernsten Maßregeln greifen zu müssen.

Anders dagegen gestaltete sich die Sache in der folgenden Zeit. Man nahm allgemein in der ganzen Christenheit an, daß dasjenige, was in der Offenbarung des Johannes vom tausendjährigen Reiche Christi auf Erden verkündet war, von der bestehenden Kirche gelte. Man erwartete daher den Untergang der Welt ungefähr ums Jahr 1000, und da derselbe nicht eintraf, wurde der Glaube an die Autorität der Kirche mächtig erschüttert. Da man nicht blind war für verschiedene Mißbräuche in der katholischen Kirche, so entstanden am Anfange des elften Jahrhunderts in verschiedenen Gegenden Sekten, die mit der Kirche und ihrer unreinen Lehre nichts zu thun haben wollten, und die sich deshalb selbst „die Reinen“, Katharer, nannten. Diese Sekten gewannen überall in Italien, Frankreich und Deutschland großen Anhang; sie hatten ihre eignen Bischöfe und drohten so der katholischen Kirche äußerst gefährlich zu werden. Da die Katharer dem Teufel große Macht beilegten und glaubten, daß die reine christliche Lehre durch seinen Einfluß gefälscht sei, so beschuldigte man sie geradezu der Anbetung des Teufels und erhob natürlich auch gegen sie die alten Ketzer-Anklagen. Es begann daher in mehreren Ländern ungefähr zur selbigen Zeit eine heftige Verfolgung der Katharer, und viele derselben fanden ihren Tod auf dem Scheiterhaufen („Ketzer“ = Katharer).

Nicht besser erging es den Albigensern und Waldensern im zwölften Jahrhundert. Diese Sekten, welche man als die Vorläufer des Protestantismus ansehen muß, da sie die Schrift über die Autorität der Kirche stellten, fanden in Frankreich und Deutschland nicht allein beim Volke, sondern auch bei den Fürsten, dem Adel und den Bischöfen der katholischen Kirche solchen Anhang, daß man in diesen Gegenden die Kirche als eine veraltete und lächerliche Institution betrachtete. Die Päpste Innocens III. und Gregor IX.

predigten daher den Kreuzzug gegen diese Sekten und errichteten ein Inquisitionstribunal, vor welches ein jeder geladen wurde, der nur im Verdachte einer Verbindung mit den Ketzern stand. Die päpstliche Bulle, welche 1233 gegen die Ketzer in Deutschland erlassen wurde, zeigt uns, worauf die Ankläger eigentlich hinaus wollten. Die Ketzer werden darin der Verehrung des Teufels beschuldigt, welcher sich ihnen persönlich in Gestalt eines Frosches, einer schwarzen Katze oder eines sehr bleichen Mannes zeige. Er giebt dem Novizen, der aufgenommen werden soll, einen eiskalten Kuß, und damit verschwindet bei dem Betreffenden jede Erinnerung an den katholischen Glauben. Es wird ihm dann auferlegt, die Sakramente auf jede Weise zu verhöhnen und zu verspotten und alles das zu thun, was man nach der Lehre der Kirche nicht thun durfte. Auf solchen Verbrechen stand natürlich der Tod als Strafe, diese Sekten wurden deshalb durch eine zum Teil äußerst blutige, mehr als zwanzigjährige Verfolgung ausgerottet.

Bei allen diesen Ketzerverfolgungen ist offiziell jedenfalls niemals die Anklage wegen Hexerei erhoben worden; dies konnte nicht geschehen, solange die Kirche den Glauben an die Möglichkeit der Zauberei verurteilte und der Kanon Episcopi in Kraft stand. In der Mitte des 13. Jahrhunderts erfolgte jedoch ein völliger Umschwung in der Stellung der Kirche zu dieser Frage, indem Thomas von Aquino, der hervorragendste Kirchenlehrer seiner Zeit, eine Anschauung vertrat, die in bestimmtem Gegensatze zu der in den früheren Jahrhunderten und von der Kirche bis dahin befolgten Praxis stand.

Diese neue Auffassung der Sache ist kurz und bündig in folgenden Sätzen gegeben: „Von den Hexen wissen wir, daß einige glauben, Hexerei existiere gar nicht, und daß sie aus Unglauben entspringe; sie glauben auch, daß die Dämonen nur unter menschlichen Einbildungen existieren, indem die Menschen sie sozusagen nur aus ihrem Innern hervorbringen und durch diese Einbildungen erschreckt werden. Aber der katholische Glaube behauptet, daß die Dämonen existieren, daß sie durch ihre Handlungen schaden und die Fruchtbarkeit in der Ehe hindern können." Und weiter heißt es: „Es ist zu bedenken, daß man notwendig einräumen muß, die Dämonen können mit Gottes Erlaubnis Störungen in der Luft hervorrufen, Winde erregen, auch bewirken, daß Feuer vom Himmel falle. Denn wenn auch der leibliche Stoff in Bezug auf die Annahme der Form weder den guten noch den bösen Engeln, sondern allein dem schaffenden Gott gehorcht, so ist doch in Bezug auf die örtliche Bewegung die leibliche Natur dazu geschaffen, der geistigen zu gehorchen. Als Beispiel hierfür dient der Mensch, dessen Glieder sich nur nach der Herrschaft des Willens bewegen. Also alles, was nur durch lokale Bewegungen erreicht werden kann, können nicht nur die guten, sondern auch die bösen Geister durch eigne Macht erreichen, falls Gott es nicht verhindert. So können sie Wind und Regen und ähnliche Störungen in der Luft alleine durch die Bewegung der Dämpfe, die der Erde und dem Meere entsteigen, bewirken."

Wenn Thomas von Aquino sich so in einen Gegensatz zu den bis dahin geltenden Anschauungen der Kirche stellen und mit seiner Meinung durchdringen konnte, so lag der Grund natürlich darin, daß er in Wirklichkeit

nicht nur seine eignen Anschauungen, sondern die der damaligen Zeit aussprach. Es ist also eine vollständige Umwälzung in der allgemeinen Auffassung von der Möglichkeit der Zauberei eingetreten. Dieser Umstand ist hauptsächlich dem Einfluß der maurischen Magie auf Europa zuzuschreiben. Durch die Kreuzzüge und durch die maurischen Universitäten in Spanien waren die Europäer mit den Arabern in Berührung gekommen, hatten das Studium der Naturwissenschaften und der magischen Wissenschaften, welche die Mauren eifrig kultivierten, aufgenommen und weiter entwickelt. Albert von Bollstädt, Albertus Magnus genannt (geb. 1193), Roger Bacon (geb. 1214) und Arnold von Villanova (geb. um 1240) standen in ganz Europa durch ihre naturwissenschaftlichen Kenntnisse, welche sie befähigten, manche dem Volke unerklärliche Kunststücke auszuführen, im Rufe der Zauberei. Thomas von Aquino war selbst ein Schüler von Albertus Magnus, aber er hat wohl kaum die Kunst richtig gelernt.

Die Sage erzählt nämlich, daß er eines Tages in der geheimen Werkstatt des Albertus eine wunderbar schöne weibliche Gestalt getroffen habe, die ihn mit menschlicher Stimme bewillkommte. Um sich gegen diese teuflische Versuchung zu wehren, schlug er mit einem Stocke auf sie los, worauf die Figur unter Rasseln und eigentümlichen Lauten zusammenfiel. Albert kam gerade darüber hinzu und rief zornig: „Thomas, Thomas, was was hast du gethan? Eine Arbeit von 30 Jahren hast du mir zerstört.“ Mag dieser Bericht auch etwas ausgeschmückt sein, so unterliegt es doch kaum einem Zweifel, daß Albert einen künstlichen Automaten verfertigt hatte, eine Arbeit, mit der die alten Magier sich oft beschäftigten. Und liegt der Sache auch nur etwas Wahrheit zu Grunde, so ist es sehr natürlich, daß Thomas, welcher den rechten Zusammenhang der Sache kaum verstanden hat, der eifrigste Vorkämpfer für den Glauben an die Zauberei wurde.

Es wurde der Kirche wohl schwer, den Kanon Episcopi aus der Welt zu schaffen, aber mit etwas gutem Willen glückte es doch, und schon im Todesjahre des Thomas von Aquino, 1264, fand der erste Hexenprozeß in Languedoc statt. Bei dieser Gelegenheit und auch in der nächsten Zeit konnte sich die Anklage wegen Hexerei natürlich nicht gegen mehr als eine oder einige wenige Personen richten. Als man jedoch erst mit solchen Beschuldigungen angefangen hatte, da lag es ja nahe, den Anklagen, welche man gegen die stets vorkommenden Ketzersekten richtete, diejenige wegen Hexerei anzureihen. So entstand im Laufe eines halben Jahrhunderts der Begriff „Ketzer- und Hexensekten“, und damit war im wesentlichen der Grund zu den Vorstellungen von der schwarzen oder teuflischen Magie gelegt, welche sowohl das Volk als auch die gebildeten Kreise Europas bis zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts beherrschten. Diese wilden Phantasien kosteten Europa mehr unschuldiges Blut als alle gleichzeitigen Kriege. Im folgenden Abschnitt werden wir sehen, wie man sich diese Hexengesellschaften organisiert dachte und was man ihnen als Ziel und Aufgabe vorwarf.

Das Teufelsbündnis und die Hexensabbate.

Efficiens primaria, d. h. die erste und eigentliche Ursache, daß der Mensch eine Hexe wird und dem Teufel huldigt, ist der Teufel selbst. Dieser kann jedoch nichts ausrichten, wenn ihm der Mensch nicht durch seine Laster eine Veranlassung sich einzumischen giebt. Der Ungläubige oder Schwachgläubige, der, welcher leichtsinnig schwört, rachsüchtig oder unversöhnlich ist, der, welcher unzüchtige Gelüste hat, unmäßig ißt und trinkt, endlich der Neugierige, welcher mehr zu wissen wünscht, als andere wissen, wird immer der Versuchung ausgesetzt sein, beim Teufel Hilfe zu suchen. Eine solche Einflüsterung aber wird er entweder persönlich vom Teufel oder von dessen Gehilfen, den Hexen, erhalten. Wenn ein Mensch sich nun vorgenommen hat, Hilfe beim Teufel zu suchen, was muß er dann behufs Aufnahme in die Hexengesellschaft thun?

Hierauf antwortet der ehrwürdige Pastor David Mederus in seiner dritten Hexenpredigt, wie folgt:

„Es bekennen die verblendeten Menschen alle selbst, daß sie erstlich müssen der H. Dreyfaltigkeit, Christo, dem Christl. Glauben und der H. Tauff absagen, dieselben verleugnen, verschweren, und sonderlich in den Kirchen, wann der Pfarherr den Text des Evangelii lieset, alle Wort bey sich selbst lügen straffen, und sich also zu GOttes und Christi Feinden erklären: Denn so lang sie noch bey dem Christl. Glauben verharren, so lang kann sie der Teuffel zu Werkzeugen, allen seinen letzten Willen zu thun, nicht gebrauchen; der Christliche Glaub thut ihme alles Hertzeleid an. Zum Andern müssen sie auch zusagen, daß sie allen H. GOttes, wie auch allen Creaturen, so den Kindern GOttes zu gute kommen sollen, feind seyn, und sie beschedigen, und verderben wollen, wie sie mögen. Drittens müssen sie zusagen, allein den Teuffel für ihren GOtt, Herren und König zu erkennen, und verehren, und in allen Dingen ihme gehorsam zu seyn. Viertens werden sie anders, und nemlich in deß Teuffels, etliche in aller Teuffel Namen getaufft, darbey die andern Hexen siedend Wasser und Becken zutragen; und verrichtet solche Tauff entweder der Satan selbst, oder eine Hexe; geschieht auch nicht allezeit mit besondern Gepreng, sondern nur offt auß einer Fahrgleise oder Mistpfützen, da dann der newgetaufften Hexin ein anderer Name gegeben wird. Fünfftens wird einer solchen, des Teuffels Reich einverleibten Person, alsobald ein eigener und besonderer Huren- oder Buhl-Teuffel gegegeben; der helt mit ihr Hochzeit und Beylager, und sind die andern Hexen darbey fröhlich. Sechstens, solcher ihr Teuffel führet sie hernach hin und wieder, kömt offt zu ihr, treibet Unzucht mit ihr, befiehlet ihr auch dieses oder jenes Uebel zu thun, samt andern die davon auch Befehl haben. Siebendes, und dann thut er ihnen große Verheißung, sie nit allein zu versorgen, sondern auch, da sie schon deß Hexenwercks halber sollten eingezogen werden, auß der Gefängniß davon zu helfen; doch daß sie fest halte, nicht bekenne, oder da sie schon etwas bekennet, doch bald wieder verläugne."*)

*) Zum Trost für die erschreckte Gemeinde fügt der Pastor hinzu: „Ist aber alles erlogen, und GOtt selbst stehet der Obrigkeit in ihrem Ampt bey, daß die Hexen, so gefangen werden, vom Teuffel nit können wieder ledig gemacht werden, ungeacht daß er sie vertröstet, ein solches zu thun, biß man das Feuer unter ihnen anzündet."

Wenn eine Person auf solche Weise mit allen Formalitäten in den Hexenbund aufgenommen ist, besitzt sie eine große Macht, den Leuten zu schaden. Sie kann allerlei unverdauliche Sachen, wie Haare, Bürsten, Glas, Nadeln, Messer, Nägel, Holzstücke, Fischgräten, Würmer, Skorpionen und dergleichen in den Menschen hineinzaubern. Außerdem kann sie den Leuten schaden und sie bezaubern, wenn sie sie ansieht oder anhaucht.

„Doch ist zu merken, daß sie gleichwohl nicht alle Leute und Creaturen verletzen können, ob sie schon gerne wolten. Frey sind von denselben die Frommen und Gottesfürchtigen, Prediger und Geistliche Personen, Obrigkeiten und Scharfrichter und Hencker, Stock- und Kerckermeister, Büttel und Hescher, Schergen und Stadknechte, und alle diejenigen, welche solche Hexen und Zauberer gefänglich halten und verwahren, dieselben verurtheilen und die Gerichtliche execution an ihnen vollführen."

Durch vielfache Erfahrungen ist zugleich bewiesen, daß die Hexen Leuten allerlei Gut, hauptsächlich Lebensmittel und Korn, rauben können.

„Selbig darff nicht weitläufftig außgeführet, oder viel Historien und Exempel beygebracht werden," sagt Prätorius, „sintemal die tägliche Erfahrung leider mit manches seinem großen Schaden es überflüssig bezeuget."

Durch Hinlegen von Kräutern unter das Bett oder durch Knoten eines Riemens oder einer Binde konnten die Hexen eine Ehe unfruchtbar machen, aus der Zahl der Knoten kann man dann sehen, wie viele Kinder die Eheleute hätten bekommen können. Die Hexen vermögen durch ihre Künste auch das Geschlecht eines Menschen zu verändern, ein Mädchen zu einem Mann zu machen und umgekehrt, um dadurch großen Verdruß zu erregen. Daß sie Unwetter, Wind, Regen, Kälte, Donner, Blitz, Schnee und Eis hervorrufen können, ist schon früher erwähnt. Bisweilen wird auch erzählt, daß die Hexen imstande seien, sich große Schönheit, Ehre und Reichtum beizulegen; indes sind die meisten Autoren sich doch darin einig, daß man nur selten gehört hat, eine Hexe habe durch ihre Künste etwas gewonnen.

Eine viel verhandelte Frage ist die, ob die Hexe überhaupt etwas Gutes auszurichten vermag, ob sie z. B. gefährliche Krankheiten heilen kann. Die meisten meinen, sie könne es wohl, wenn der Teufel es erlaube, dieser gebe aber selten die Erlaubnis dazu.

Mit Hilfe ihres Privatteufels konnten die Hexen äußerst rasch durch die Luft getragen werden und in unglaublich kurzer Zeit lange Reisen machen.

Vom Prediger Johannes Teutonicus in Halberstadt, seiner Zeit einer der bekanntesten Zauberer, wird berichtet, daß er im Jahre 1221 in einer Nacht gleichzeitig drei Messen gesungen habe, die eine in Halberstadt, die andere in Mainz und die dritte in Köln. Indem die Hexen sich mit einer Salbe einreiben, welche aus dem Fette neugeborener Kinder und aus verschiedenen Kräutern, wie Mohn, Nachtschatten, Sonnenblume, Schierling und Bilsenkraut bereitet wird, können sie auch durch die Luft fahren und zwar auf allerlei Gerätschaften, Bürsten, Feuerzangen und Heugabeln. Diese Beförderungsmittel wenden sie im allgemeinen bei dem großen Jahresfeste, dem Hexensabbat, an, das gewöhnlich auf einem hohen Berge, in einigen Ländern auch in einem großen Walde, auf

einem freien Platze abgehalten wird. Die dänischen und deutschen Hexen ziehen bekanntlich zum Blocksberg (die dänischen bisweilen auch zum Hekkenfeldt, Hekla auf Island), die schwedischen ziehen Blaakulla auf Oeland, die norwegischen Lyderhorn bei Bergen vor, und so haben die Hexen eines jeden Landes ihren besonderen Platz. Das Fest wird entweder in der Walpurgisnacht, am ersten Mai, oder in der Johannisnacht abgehalten. An diesen

Fig. 3.

Bloks-Bergs Verrichtung.

Festen müssen alle Hexen teilnehmen; diejenige, welche ohne triftigen Grund fortbleibt, wird die ganze Nacht so von ihrem Teufel gepeinigt, daß sie nicht schlafen kann.

Wenn die Zeit der Abreise gekommen ist, salbt die Hexe sich, nimmt den Gegenstand, worauf sie reiten will, und spricht leise die Worte: „Oben auß und nirgends an." So fährt sie gewöhnlich durch den Schornstein hinaus. Andere reiten auf ihrem Teufel, welcher in Gestalt eines Bockes vor der Thür steht. Während der Reise müssen sie

sich wohl hüten, ängstlich zu sein oder sich umzusehen; denn dann fallen sie herab und können sich bös beschädigen, da sie oft hoch in der Luft fliegen. Einige fliegen ganz nackend, andere haben Kleider an.

Nachdem sie am Festplatze angelangt sind, wird alles zum Schmause fertig gemacht, Tische und Bänke werden herangerückt, und kostbare Silber- und Goldsachen werden aufgesetzt. Das Essen ist oft vorzüglich, aber ab und zu hat der Teufel sein Vergnügen daran, seine Gäste anzuführen, und traktiert sie mit Aas und andern unreinen Dingen; Salz jedoch fehlt stets dem Essen, wie es auch immer sein mag. Nach dem Essen erzählen die Hexen ihre Neuigkeiten, jede berichtet, was in ihrer Gegend passiert ist; denn sie achten auf alles, was sich bei den Menschen ereignet. „Welches dann den Hexenmeistern und Zauberern für ein Mittel dient, daß sie muß solchen neuen Zeitungen offtmals vorsagen können.“ Darauf giebt der Teufel seinen Dienern neues Gift, um neues Unglück anzurichten. Dieses Gift wird, wie mehrere Autoren erzählen, dadurch gewonnen, daß der Teufel sich in Gestalt eines Bockes verbrennen läßt, worauf die Hexen sorgfältig die Asche sammeln, die für Menschen und Vieh sehr gefährlich ist. Bald darauf ist der Bock jedoch wieder mitten unter ihnen und ruft mit furchtbarer Stimme: „Rächet euch, oder ihr müßt sterben.“

Darauf erweist man dem Teufel die gebührende Huldigung, was dadurch geschieht, daß der Bock der Versammlung das Hinterteil zukehrt, und jedes Mitglied derselben ihn an dieser Stelle küßt. Er zeigt sich jedoch nicht allen in dieser Gestalt, die Neuangekommenen, auf die man sich noch nicht recht verlassen kann, werden geblendet und meinen dann einen großen Fürsten zu sehen, dessen Hände sie küssen, doch ist dies bloß Einbildung. Dann beginnt die Lustbarkeit, die Hexen stellen sich im Kreise auf mit dem Rücken nach innen, damit die eine die andere nicht sehe. und beim Schall der Pfeifen wird ein Rundtanz aufgeführt. Während des Tanzens singen die Hexen und Teufel im Chor: „Herr, Herr, Teuffel, Teuffel, spring hie, spring da, hupffe hier, hupffe dort, spiel hie, spiel da.“ Zum Schlusse ergreift jeder Teufel seine Hexe, und wenn sie ihre Gelüste befriedigt haben, wird die Zeit damit zugebracht, daß jede Hexe erzählt, welches Unglück sie seit der letzten Zusammenkunft angerichtet hat. Diejenige, welche nicht hinreichend boshafte Schurkenstreiche zu erzählen weiß, erhält von den ältesten Teufeln Peitschenhiebe.

Wenn die neuen Mitglieder auf solche Weise alles gesehen haben, was sie Gutes und Böses zu erwarten haben, werden sie feierlich in den Bund aufgenommen, indem sie ihren Namen mit ihrem eignen Blute in ein großes Buch schreiben. Bisweilen wird ein förmlicher Kontrakt zwischen dem Teufel und dem Betreffenden gemacht, worin dieser sich gewisse irdische Vorteile ausbedingt und dafür nach Verlauf einer bestimmten Zeit dem Teufel angehört. Ein solcher Kontrakt wird jedoch nicht allein beim Feste ausgefertigt, sondern kann wahrscheinlich zu jeder Zeit zustande kommen. Dies scheint aus folgendem alten Aktenstück hervorzugehen:

„Ich Endesunterzeichnete Magdalene de la Palud u. s. w. beurkunde und bezeuge hiermit, daß ich in Gegenwart der allhier Gegenwärtigen, nämlich des Herrn Louis Godfridy und des Teufels Beelzebub meinem Teile an Gott und den himmlischen Heerscharen entsage. Ich entsage gänzlich und von ganzem Herzen und mit aller Kraft und Macht, Gott dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste, der allerhöchsten Mutter Gottes, allen Heiligen und Engeln und insonderheit meinem guten Engel“ u. s. w.

Nachdem die Namen ins Buch eingetragen und der Kontrakt mit denjenigen, die es wünschen, abgeschlossen ist, findet die Taufe der neuen Mitglieder statt. „Welches dann die Ursach ist, warum die Zauberer und Hexenmeister gemeiniglich zween Namen haben.“ Schließlich drückt ihnen der Teufel sein Mal auf, damit er sie wieder kennen kann, doch am liebsten an einer verborgenen Stelle des Körpers, wo es nicht leicht von anderen entdeckt wird. Denn wo der Teufel seine Finger hingelegt hat, fühlt man keine

Schmerzen; an solchen gefühllosen Stellen sind deshalb die richtigen Zauberhexen zu erkennen.

Es war eine viel umstrittene Frage der alten Autoren, ob aus dem Verkehre der Hexen mit den Teufeln lebende Wesen entstehen könnten. Bodinus schreibt hierüber:

„Haec quaestio, an isti coitus fieri possint, coram Sigismundo caesare fuit agitata et an ex iis aliquid nasci: tandemque fuit constitutum posse copulationem istam et generationem existere . . . Sed neque hac in re inter Doctores convenit: ex quibus nonnulli putant Daemonas Hyphialtas sive Succubos virorum semen accipere et Ephialtas sive Incubos eodem in mulieres abuti. De hac autem copulatione Hieronymus et Augustinus asserunt nihil ex ea procreati: si fiat, diabolum in carne, non hominem fore.“

Die Verfasser sind sich jedoch alle darin einig, daß dasjenige, was geboren wird, niemals menschliche Gestalt hat, sondern nur kleine häßliche tierähnliche Wesen sind.

Es bedarf wohl kaum des Beweises, daß alles, was mit dem Hexenwesen in Verbindung steht: die Taufe der Hexen, die jährlichen großen Feste, das Verbrennen des Teufels und sein Wiederaufleben u. s. w. Parodien auf die heiligen Handlungen der christlichen Kirche resp. auf Ereignisse, welche bei ihrer Gründung stattgefunden hatten, waren. Was sollte der Teufelskult anders wohl sein als eine Karikatur der Gottesverehrung?

Die Blüte und der Verfall der Magie.

Die Blüteperiode.

Der Mensch ist kaum jemals, weder früher, noch später, den dämonischen Mächten in einem so hohen Grade preisgegeben gewesen, als während der Blütezeit des Hexenwesens. Nicht nur waren zahlreiche Scharen von Dämonen darauf bedacht, Schaden an Gesundheit, Leben und Gut anzurichten, sondern dieselben hatten auch unter den Menschen viele willige Diener, deren Hauptaufgabe es war, ihre Mitmenschen zu plagen. Diesen zerstörenden und verderbenbringenden Wesen gegenüber war der Mensch ohnmächtig, weil die Dämonen, sowie ihre Gehilfinnen, die Hexen, das vermochten, was kein Mensch sonst auszuführen oder zu verhindern imstande war. Wenn die Menschen so aber wirklich ganz hilflos dastanden, solange sie auf ihre natürlichen Hilfsmittel angewiesen waren, was Wunder, wenn sie zu übernatürlichen Mitteln griffen, um überhaupt auf der Welt nur existieren zu können. Da die Zahl und die Stärke dieser Mittel aber notwendigerweise in einem entsprechenden Verhältnis zu den Gefahren stehen mußten, die sie ab-

wehren sollten, so ist es leicht begreiflich, daß die Magie nie zuvor eine solche Rolle in allen menschlichen Verhältnissen gespielt hat, aus dem einfachen Grunde, weil das Eingreifen der Dämonen in das menschliche Leben früher nie solchen Umfang erreicht hatte. In erster Linie war natürlich die Kirche dazu berufen, sich der Frommen anzunehmen und ihnen gegen den Teufel und seine Diener beizustehen. Daher entwickelte die kirchliche Magie sich jetzt zu einer bis dahin unbekannten Höhe. Indes genügte dies offenbar nicht. Der Mensch konnte ja jeden Augenblick einem hinterlistigen Angriffe einer Hexe ausgesetzt sein, der Priester oder ein anderer Diener der Kirche war jedoch nicht immer bei der Hand, um den Angriff abzuwehren, folglich mußte das Volk selbst über magische Mittel verfügen können, um das Böse abzuwehren. So erreichte auch die Magie des Volkes zu jener Zeit eine schwindelnde Höhe. Wir wollen nun die Magie des Volkes und die der Kirche nacheinander betrachten und mit der ersteren beginnen.

Die Magie des Volkes hatte der Natur der Sache nach eine dreifache Aufgabe: die Hexen zu entdecken, um sie dem Gerichte zu überliefern, dem Unglück vorzubeugen, das sie anzurichten vermochten, und endlich etwaige Schäden zu heilen. Dazu gab es zahlreiche Mittel; doch ist es nicht möglich, alle diese verschiedenen magischen Operationen bis zu ihrem Ursprunge hin zu verfolgen. Dieselben sind der Mehrzahl nach auch so sinnlos, daß sie vielmehr die Frucht eines kranken Gehirnes, als das Resultat einer geschichtlichen Entwicklung zu sein scheinen. Ich beschränke mich deshalb darauf, nur charakteristische Beispiele anzuführen — eine erschöpfende Wiedergabe würde Foliobände erfordern.

Woran erkennt man eine Hexe? Wirft man ein Messer, das ein Kreuz trägt, über sie, dann muß sie sich offenbaren. Derjenige, welcher den Zahn einer Egge, den er gefunden hat, oder Korn, das im Brote gewesen ist, bei sich trägt, sieht die Hexen mit Milcheimern auf dem Kopfe in der Kirche. Nimmt man am Ostersonntagmorgen ein Ei mit sich in die Kirche, dann kann man alle die Weiber, welche dem Teufel angehören, erkennen; indes wissen diese es und suchen das Ei in der Tasche zu zerdrücken, glückt ihnen dies, dann bricht auch das Herz dessen, dem das Ei gehört. Wenn man die Schuhe der Kinder mit Schweineschmalz bestreicht, so können die Hexen nicht aus der Kirche hinauskommen, solange die Kinder darin sind. Wer sich bei der Weihnachtsmesse auf einen Schemel, aus neunerlei Holz gefertigt, stellt, kann alle Hexen der Gemeinde erkennen, denn sie kehren dem Hochaltar den Rücken zu; aber die Hexen sehen ihn, und er ist des Todes, wenn sie ihn nach dem Gottesdienste ergreifen können, bevor er zu Hause angekommen ist. Eine Hexe erkennt man auch daran, daß das Bild, das man in ihrem Auge sieht, umgekehrt steht. (Sieht man einem anderen Menschen ins Auge, erkennt man sein eignes aufrechtes Bild.) Kocht man verschiedene Dinge in einem Topfe, so kann man einer Hexe solche Schmerzen verursachen, daß sie von selbst kommt und bittet, das Kochen möge aufhören u. s. w.

Um das Unglück, welches die Hexen anrichten konnten, zu verhüten, gab es ebenfalls zahlreiche Mittel.

Mehrere derselben scheinen geradezu Nachbildungen von Handlungen zu sein, welche die heilige Schrift bei besonderen Gelegenheiten erwähnt, und welche man deshalb auch bei anderen Verhältnissen als nützlich ansah. Hierhin gehören die Ceremonien, welche den Juden

beim Osterfest verordnet waren: sie sollten die Thürpfosten und den obersten Balken mit dem Blut des Lammes bestreichen und nichts von dem Fleische bis zum nächsten Tage aufbewahren; was übrig blieb, mußte verbrannt werden. Da das Bestreichen der Thürpfosten hauptsächlich dazu dienen sollte, den Todesengel am Eintreten zu hindern, so ist es ganz natürlich, daß man sich dachte, diese Ceremonie könnte auch anderes Unglück abhalten; man zeichnete deshalb mit Kreide oder Kohle Kreuze auf den Thürrahmen. Außerdem bestrebte man sich, täglich das, was an Eßwaren im Hause war, zu verzehren, und was an Wasser oder Milch übrig blieb, wurde fortgeschüttet. Bei anderen Sitten kommen andere Gesichtspunkte in Betracht. Besonders gefährlich war es natürlich, einer Hexe etwas zu leihen, da sie dadurch leicht allerlei Unglück ins Haus bringen konnte, wenn sie das Geliehene wiederbrachte. Namentlich vermied man es, etwas fortzuleihen an den Tagen, an welchen, wie man annahm, die Hexenfahrten stattfanden. Im Laufe der Zeit entwickelte sich daraus — so giebt Prätorius an — die Ansicht, daß man am Morgen nichts ausleihen solle; für Handelsleute war es daher wichtig, so schnell als möglich etwas zu verkaufen. Der erste Käufer erhielt deshalb die Ware etwas billiger, damit der Kauf desto leichter zustande käme und der Verkäufer bald „Handgeld" erhielte. Die Entstehung anderer Sitten ist kaum mehr nachweisbar. Man steckte Holunder und wilde Kirschen in alle Ecken der Zimmer und oft auch an die Außenwände des Hauses, dann konnten die Hexen nicht ins Haus kommen. Wenn eine Person, die im Verdacht der Hexerei stand, aus dem Hause ging, nahm die Hausmutter heiße Asche vom Ofen und warf sie ihr nach. Zu Johanni sammelte man gewöhnlich neunerlei Kräuter, bewahrte sie sorgfältig im Hause auf und räucherte mit ihnen, wenn die Gefahr, behext zu werden, vorlag. In einigen Gegenden, sah man es auch für gefährlich an, des Abends zu spinnen, und jedenfalls durfte man das Gesponnene nicht die Nacht über auf der Spindel sitzen lassen, denn sonst würden die Hexen kommen und es nebst anderem verderben. Auch fehlte es nicht an Volksbeschwörungen, um der Hexerei vorzubeugen: in Westfalen pflegten die Bauernknechte am 22. Februar vor Sonnenaufgang mit einem Beile an die Thüre zu klopfen und zu singen:

„Heraus, heraus, du Schwellenvogel!
St. Peters Stulfeir ist kommen,
Verbaut dir Haus und Hof und Stall,
Haurschoppen, Scheuren und anders all
Bis auf diesen Tag übers Jahr,
Daß hie kein Schade widerfahr."

„Schwellenvogel" bedeutet alles, was sich unter der Schwelle aufhält: Unrat, Ungeziefer, Hexerei u. s. w. Nach dieser Beschwörung blieb das Haus ein Jahr lang frei von Schaden, und man beschenkte deshalb denjenigen, der diese Handlung verrichtete.

Natürlich existierten zahlreiche Mittel, um dem Schaden abzuhelfen, der durch Hexerei verursacht war. Sie liefen fast alle darauf hinaus, durch diese oder jene mystische Operation der Hexe solchen Verdruß zu bereiten, daß sie sich gezwungen sah, den Zauber wieder aufzuheben.

Eine Methode bestand darin, daß man sich Sonntags vor Sonnenaufgang einen Haselstock im Namen des Teufels schnitt; dann fegte man den Staub aus allen vier Ecken des Hauses oder Stalles, that ihn in einen Sack, band diesen zu und legte ihn auf die Thürschwelle, wo man dann mit dem Stock auf den Sack in des Teufels Namen loshieb. Jeder Schlag auf den Sack wurde von der Hexe gefühlt, und diese wurde so gezwungen, die Hexerei aufzuheben. War ein Mensch durch Hexerei krank geworden, so machte man ein Bild von Wachs und ließ einen Priester an einem Freitage drei Messen darüber lesen. Man stach dann an der Stelle in das Bild*), wo der Kranke sein Leiden hatte; die Hexe

*) Erinnert an die Schilderung von den wilden Völkern S. 19 und von den Chaldäern S. 29.

war dann gezwungen, die Krankheit fortzunehmen. Gaben die Kühe nicht genug Milch, so war selbstverständlich eine Hexe schuld daran; man sammelte daher die geringe Menge Milch, die man bekommen konnte, kochte sie und stach während des Kochens mit Messern hinein; das that der Hexe so weh, daß sie gezwungen war, die Milch wiederkommen zu lassen u. s. f.

Die Magie der Kirche stand in jeder Beziehung auf derselben Höhe wie die des Volkes: namentlich war sie ebenso reich an Sinnlosigkeiten. Priester und Mönche verschafften sich bedeutende Einnahmen durch allerlei magische Operationen, sie lasen Messen über allem Möglichen und Unmöglichen, fertigten Amulette an, so z. B. Agnus Dei, Konzeptionszettel u. s. w.

Es giebt eine Menge von Beispielen für diese kirchliche Zauberei; einige mögen zur Illustration derselben genügen.

„Wenn der Priester zwischen der Messe die Worte spricht: „Ihr sollt ihm kein Bein zerbrechen" und dabei die Zähne anrühret, so ist das ein Mittel gegen Zahnweh. — Beim Fieber wäscht der Priester dem Fieberkranken mit Weihwasser die Hände und murmelt dabei den 144. Psalm, oder aber er fasset den Kranken bei der Hand und sagt: „Es sei dir das Fieber so leicht wie der Jungfrau Maria unseres Herrn Jesu Christi Geburt." Hilft das nicht, so nimmt er drei Hostien, darüber Messe gelesen ist, schreibt auf die eine: Wie der Vater, also ist auch das Leben; auf die zweite: wie da ist der Sohn, also ist auch der heilige Geist; auf die dritte: wie der Geist ist, also ist auch die Arzenei, giebt sie dem Kranken drei Tage hintereinander zu essen, doch so, daß er den Tag nichts mehr genießt und abends 15 Vaterunser und 15 Ave Maria's spricht."

Besonders reich an Geschmacklosigkeiten sind die verschiedenen Beschwörungen.

Folgende Beispiele sind dem Benedictionale der Kapuziner entnommen: Ein Haus wird durch folgende Ueberschrift vor Feuer bewahrt:

„Heli, Heloim, Sothar, Emanuel, Sabaoth, Agla, Tetragrammaton, Hagios, Othnos, Ischyros, Athanatos, Jehova, Adonai, Saday, Messias. Der unerschaffene Vater †, der unerschaffene Sohn †, der unerschaffene heil. Geist †, Jesus Christus der König der Herrlichkeit kömmt im Frieden. Das Wort ist Fleisch geworden, † und Gott Mensch. Christus † überwindet. Christus † herrscht. Christus † befiehlt. Christus behüte und bewahre dieses Haus vor Blitz und Feuer."

Dieser Zettel wurde mit Weihwasser besprengt und über der Haus- oder Stallthüre festgenagelt.

Um sich gegen die Verfolgungen der Teufel und der Hexen zu schützen, pflegte man geweihte Münzen, „Benedictionsgeld", und geweihte Zettel, „Konzeptionszettel", bei sich zu tragen, gewöhnlich an einem Bande am Halse. Es waren also geradezu Amulette, die unter großer Feierlichkeit meist am Altare nach der Messe geweiht wurden. Die Weihe bestand in einem Gebete und einer Beschwörung; die Beschwörung, welche über die Münzen gelesen wurde, lautete so:

„Ihr verfluchten und verdammten Teufel, in Kraft der Worte: Messias, Emanuel, Sabaoth, Adonai, Athanatos, Ischyros und Tetragrammaton fesseln, entkräftigen und vertreiben wir euch von jedem Platze und Hause, wo dieser Pfenning hingelegt wird. Und ferners befehlen wir euch, daß ihr keine Macht habet, den Leibern der Einwohner durch die Pest zu schaden. Geht, ihr Verfluchten, in den Pfuhl des Feuers; weichet in euern bestimmten Abgrund, und erfrechet euch nicht mehr, hieher zu kommen. So befiehlt euch Gott der Vater †, Gott der Sohn † und Gott der heil. Geist †. Weichet also, ihr verdammten Teufel, im Namen unseres Herrn Jesu Christi, der da kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten und die Welt durch Feuer. Amen."

Darauf wurde die Benedictionsmünze mit Weihwasser besprengt.

Ebenso wurden die Konzeptionszettel geweiht; eine Wiederholung der Ceremonie ist also überflüssig.

Aber so sinnlos diese Verwünschungen auch sind, so ist doch soweit Sinn darin, daß man hier ja geistige Wesen, die Teufel, mit geistigen Mitteln bekämpft. Der Gipfel der Absurdität wird jedoch erreicht, wenn man diese Art von Beschwörungen gegen Mäuse, Heuschrecken und ähnliche „stumme Bestien" richtet, und selbst hiervor ist man nicht zurückgeschreckt!

In dem alten Benedictionale, aus dem diese Beispiele genommen sind, werden folgende angeführt: „Benediction gegen Mäuse, Heuschrecken, Maikäfer, Würmer, Schlangen, Käfer, Larven und andere schädliche Tiere, welche approbieret von den Päpsten und häufig von den Kapuzinern benutzt." Die Behandlung der Mäuse ist ungefähr dieselbe wie die der Teufel; der Mönch spricht erst ein langes Gebet und dann beschwört er sie:

„Ich beschwöre euch, ihr schädlichen Mäuse (oder Heuschrecken oder Würmer rc.) durch Gott den allmächtigen Vater † und Jesus Christus seinen einzigen Sohn † und durch den heiligen Geist, der von Beiden ausgeht †, damit ihr sogleich von den Feldern und unseren Aeckern zurückweichet und nicht mehr in ihnen wohnet, sondern in jene Plätze euch verfüget, wo ihr niemanden schaden könnet u. s. w."

Am gefährlichsten und schwierigsten war die Sache, wenn ein Mensch von einem Teufel besessen war. Dieser konnte wohl ausgetrieben werden, aber nur durch eine sehr weitläufige Ceremonie, bei welcher Gebet, Beschwörungen, Besprengung mit Weihwasser und andere heilige Handlungen abwechselten. Natürlich wurde dieser Exorcismus immer von einem Diener der Kirche ausgeführt; jeder Priester war jedoch nicht dazu geeignet; denn das alte Benedictionale sagt ausdrücklich:

„Wer den Teufel austreiben soll, muß ein sehr reines Herz haben und höchst klug und vorsichtig zu Werke gehen. Wenn es die Umstände erlauben, soll er vorher das heilige Abendmahl empfangen" u. s. w.

Es folgt dann eine lange Beschreibung, wie er sich im Ornate dem Besessenen nähern und ihm einen Zipfel des Ornats um seinen Hals schlingen soll; dann folgen Gebete rc. Der Geist aller dieser Beschwörungen ist immer derselbe, wie wir ihn schon oben kennen gelernt haben.

Außer diesen übernatürlichen, geistigen Mitteln zur Bekämpfung der Teufel und Hexen besaß die Kirche ein anderes, mehr irdisches und materielles Mittel, welches nicht allein dazu dienen sollte, dem Schaden vorzubeugen, sondern auch das Uebel mit der Wurzel auszurotten. Dieses Mittel war der Hexenprozeß. Jeder, welcher in dem Verdachte stand, Hexerei zu treiben, wurde gewöhnlich vor ein Inquisitionsgericht geladen, und wenn der Verdächtige nicht unter den Qualen starb, die man ihn erleiden ließ, um ihn zum Bekenntnis zu zwingen, so endete er unzweifelhaft auf dem Scheiterhaufen. Ein anderer Ausgang eines Hexenprozesses war selten. Man sollte nun erwarten, daß solch ein kräftiges und radikales Verfahren dem Hexenwesen ein Ende gemacht habe; das Resultat war jedoch gerade das entgegengesetzte. Je heller die Scheiterhaufen brannten, desto zahlreicher wurden die Hexen. Wäre es eine wirkliche Ketzersekte gewesen, die man so verfolgte, so

wäre sie wahrscheinlich bald untergegangen; selbst die zahlreichen Albigenser und Waldenser wurden ja, wie wir gesehen haben, in kurzer Zeit ausgerottet. Da die Hexerei jedoch nur ein eingebildetes Verbrechen war, das keiner kannte, so bewirkte die Verfolgung natürlich nur, daß ein Schrecken sich aller Völker bemächtigte. Um sich selbst zu schützen, klagte man seinen Nachbar an. Je mehr verurteilt wurden, desto größer wurde die Angst, desto mehr wurden angeklagt. So befestigten gerade die Hexenprozesse selber den Glauben des Volkes an Hexerei.

Ein kurzer historischer Ueberblick über die Entwicklung der Hexenprozesse wird genügen, um die Richtigkeit dieser Behauptung zu beweisen. Wir haben in einem früheren Abschnitte gesehen, wie der große Kirchenlehrer, Thomas von Aquino, in der Mitte des 13. Jahrhunderts feststellte, daß teuflische Magie möglich sei. Die Inquisition in Frankreich, die eben im Begriff war, die letzten Reste der Ketzersekten auszurotten, nahm diesen Gedanken auf, und nun lauteten die Anklagen gegen die Ketzer sowohl auf Ketzerei als auf Hexerei. Als man dann mit den Ketzern fertig geworden war, setzte man die Verfolgung der Hexen allein fort, so daß die Hexenprozesse in Frankreich bis 1390 blühten. In diesem Jahre beschloß das französische Parlament, daß die Anklagen wegen Hexerei vor dem weltlichen und nicht, wie bisher, vor dem geistlichen Richterstuhl verhandelt werden sollten. Da nun die weltlichen Richter sich nicht weiter um die Hexerei an und für sich kümmerten und hauptsächlich nur den Schaden betrachteten, der dadurch entstand, so wurden die Hinrichtungen immer seltener und hörten schließlich ganz auf. Dieser Lauf der Dinge war den Inquisitoren allerdings recht unangenehm, da sie bedeutende Einnahmen durch die konfiszierten Güter der Verurteilten gehabt hatten. Sie sahen sich deshalb nach einem neuen Wirkungskreise um. Solange die Hexenprozesse in Frankreich blühten, waren die angrenzenden Länder verschont geblieben; nur ausnahmsweise hatten hier ähnliche Prozesse stattgefunden.

In Deutschland fingen ernstliche Verfolgungen der Hexen erst nach dem Jahre 1448 an, wo die beiden Dominikaner Jakob Sprenger und Heinrich Institor durch die bekannte Bulle „summis desiderantes“ von Innocens VIII die Vollmacht erhielten, die Hexen zu verfolgen und auszurotten. Dieses päpstliche Aktenstück beschreibt die Hexen- und Teufelsbündnisse und alle schauerlichen Thaten der Hexen als Fakta und fordert die ganze Geistlichkeit auf, den Inquisitoren beizustehen. Trotzdem konnten die Hexenprozesse nicht recht in Fluß kommen, weil man den Fabeln nicht glaubte, welche das Oberhaupt der Kirche nun zum Dogma erhob. Das Volk glaubte natürlich an Zauberei und übte sie auch wohl aus, aber in den vielen Jahrhunderten, in denen die Kirche den Glauben an die Möglichkeit der teuflischen Magie verurteilt hatte, war dieser Glaube allmählich auch eingeschlafen; er mußte also erst aufs neue wieder geweckt werden. Diese Arbeit übernahm Jakob Sprenger; er verfaßte zu diesem Zweck 1487 sein berüchtigtes Werk: Malleus maleficarum (der Hexenhammer), so genannt, weil es dazu dienen sollte, die Hexen zu zermalmen. Hierin werden die Hexen, der Bund mit dem Teufel und alle die übrigen Verbrechen ausführlich beschrieben. Im letzten Abschnitt wird die Anweisung gegeben, wie der Prozeß geführt werden soll. Bei dieser gerichtlichen Seite der Sache sind besonders zwei Punkte von Wichtigkeit. Damit eine Hexe belangt werden konnte, wurde keine auf Beweisen beruhende Anklage gefordert, sondern nur eine Anzeige (Denunciation). Dadurch war der Kläger also sicher, nicht verantwortlich gemacht werden zu können, falls die Anklage sich als falsch erwies, aber das war fast nie der Fall; denn man erhielt den eigentlichen Beweis des Verbrechens einfach durch das Geständnis der Hexe, und dies wurde durch die Tortur erzwungen. Bekannte eine Hexe aber nicht trotz aller Tortur, so war ihre

Schuld erst recht einleuchtend, da sie natürlich nur mit Hilfe des Teufels sich so verstockt zeigen konnte. Es bedarf nicht des Beweises, daß diese zwei Momente besonders geeignet waren, die Hexenprozesse in Gang zu bringen, und daß nur wenige Angeklagte dem Tode entgingen.

Als der Hexenhammer das Volk erst recht gelehrt hatte, was es glauben sollte, und die beginnenden Prozesse die nötige Furcht hervorgerufen hatten, wurden die Anklagen immer zahlreicher. Wie viele im Laufe der Jahrhunderte ihr Leben als Hexen eingebüßt haben, ist unmöglich zu sagen, aber man hat es während eines Jahres in einer einzelnen Stadt so weit getrieben, daß man tausend Menschen mordete, und als man die Verfolgungen einstellte, gab es in Deutschland ganze Landstriche, in denen nur noch zwei Weiber am Leben waren; dabei waren die Männer aber lange nicht immer frei ausgegangen. Alle Sachverständige sind sich deshalb darin einig, daß die Anzahl der verbrannten Hexen Millionen betragen hat.

Eine nähere Schilderung der Hexenprozesse liegt außerhalb des Rahmens dieses Buches. Hier sollte nur die Bedeutung der Prozesse als Mittel, den Glauben an Hexerei hervorzurufen, nachgewiesen werden; dies geht auch mit genügender Deutlichkeit aus den angeführten historischen Thatsachen hervor. Die psychologische Untersuchung, wie der Glaube unter den gegebenen Verhältnissen allmählich Boden gewann, müssen wir auf einen späteren Zeitpunkt verschieben; aber als Beweis, daß nicht allein die breiten Schichten des Volkes, sondern auch die gebildeteren Stände, die Geistlichkeit und die Richter, an die Rechtmäßigkeit derartiger Anklagen glaubten, möge hier ein Ereignis aus einem Hexenprozeß erwähnt werden. Sechs Weiber in der Stadt Lindheim wurden der Tortur unterworfen, um zu dem Bekenntnis gezwungen zu werden, daß sie auf dem Kirchhofe die Leiche eines neugeborenen Kindes aufgegraben hätten, um sie zu ihren Hexensalben zu gebrauchen. Sie gestanden es ein. Der Mann des einen Weibes setzte es jedoch durch, daß das Grab im Beisein aller Behörden geöffnet wurde, und man fand natürlich das Kind unberührt im Sarge. Doch der Inquisitor behauptete, daß die unberührte Leiche eine teuflische Sinnesblendung sei; denn da die Weiber alle die That eingestanden hätten, müßte man auf dies Geständnis mehr Gewicht legen als auf seine Sinne. Und so wurden die Weiber alle verbrannt. Von dergleichen Ereignissen strotzen die Aktenstücke der Hexenprozesse, und man bekommt unleugbar den Eindruck, daß, wenn eine der Parteien in den Banden des Teufels gewesen ist, es jedenfalls nicht die angeklagten Hexen, sondern die hohen Inquisitoren gewesen sind.

Die Verfallsperiode der Magie.

Die kirchlichen Reformatoren, Luther und Calvin, gaben der Magie den ersten gewichtigen Stoß. Es war jedoch keineswegs die Zauberei als Ganzes, auch nicht speziell die Möglichkeit der teuflischen Magie, gegen die sie auftraten; ihr Kampf gegen die Magie war überhaupt mehr ein indirekter als direkter. Da sie die Religion in genauere Uebereinstimmung mit der Schrift

zu bringen suchten, indem sie alles entfernten, was nicht in der Bibel stand, so bekämpften sie natürlich auch den ganzen magischen Apparat mit Bibelstellen und Beschwörungen, geweihten Bildern, Weihwasser, Brot, Salz, Oel, Zetteln und Münzen, wie er sich im Laufe der Zeit entwickelt hatte und stillschweigend vom Oberhaupte der Kirche sanktioniert worden war. Es war speziell die kirchliche Magie, gegen welche die Reformatoren Protest erhoben. Bezüglich der Frage nach der Möglichkeit der Zauberei standen sie — Luther jedenfalls — wohl auf dem allgemeinen Standpunkt ihrer Zeit. Luther hat sich zwar nirgends ausführlich über Zauberei ausgesprochen, aber aus gelegentlichen Bemerkungen geht hervor, daß er die Möglichkeit, der Teufel könne menschliche Gestalt annehmen und in dieser fleischlichen Umgang mit Menschen pflegen, nicht leugnete. Daß Luther an das persönliche Auftreten des Teufels glaubte, zeigt sich ja deutlich in der bekannten Geschichte, welche mit dem Tintenfleck an der Wand auf der Wartburg endete. Aber sonst ist nach Luthers Auffassung das Verhältnis des Teufels zu den Menschen viel weniger äußerlich, als man es bisher betrachtete. Er legt dem Teufel entschieden eine große Gewalt als Werkzeug des göttlichen Zornes bei, aber er verlegt doch den Kampf gegen den Teufel, den die katholische Kirche mit äußerlichen magischen Mitteln führte, in das Innere des Menschen. Der Christ wird vom Teufel versucht, kann ihn aber nur bekämpfen, wenn er beständig im Glauben wächst.

Da die Reformation so keinen wesentlichen Eingriff in die Macht des Teufels that, bestand der Glaube an die schwarze Magie fort, und die Hexenprozesse blühten wie vordem. Im ersten Augenblick schien dies Uebel noch schlimmer zu werden, indem die Hexenprozesse in Länder eingeführt wurden, welche bis jetzt verschont geblieben waren. Dies war z. B. in Dänemark der Fall, wo vor Einführung der Reformation keine Hexenverfolgungen bekannt sind. Der Grund, warum das Hexenwesen hier und anderswo erst mit der Reformation begann, war wahrscheinlich teils der wachsende Glaubenseifer, welcher mit dem neuen kirchlichen Leben verbunden war, teils die nähere Berührung mit Deutschland, dem Hauptsitze der Reformation. Daß der letzte Punkt nicht unwesentlich war, erhellt daraus, daß das abseitsliegende Schweden die Hexenprozesse erst erhielt, als es bei seiner Teilnahme am dreißigjährigen Kriege, also ein Jahrhundert später, die Mannigfaltigkeit des Hexenwesens kennen lernte. Es ist natürlich anzunehmen, daß solche äußere Verhältnisse eine Hauptrolle gespielt haben; denn die Auffassung der Reformatoren von der Macht des Teufels als einer mehr geistigen mußte zunächst zerstörend auf den Glauben an die schwarze Magie wirken. Im Laufe der Zeit geschah dies auch; spätere katholische Verfasser, welche gegen die Hexenverfolgungen auftraten, wie z. B. der Jesuit Friedrich Spee, beklagten, daß die Verfolgungen in den katholischen Ländern viel häufiger und grausamer wären als in den protestantischen.

Während also der Glaube an Hexen und deren Treiben in den protestantischen Ländern fortbestand, bekämpfte man hier die Anwendung aller magischen Mittel gegen die Hexerei. Protestantische Verfasser, welche die Hexerei schilderten, zogen mit allen Waffen der Vernunft und der Ironie zu Felde gegen die Magie der Kirche und des Volkes, die sich gegen die Hexen richtete.

In seinem früher zitierten Werke sagt Prätorius, nachdem er die verschiedenen Schutzmittel gegen die Hexen erwähnt hat:

„Wunder ist's, daß sie auch nicht Harffenschläger halten, weil David mit der Harffen den bösen Geist von Saul getrieben." Und später heißt es:

„Gott hat Creutz und Zeichen nicht befohlen zur Artzney, Saltz und Brod hat er gegeben, zu essen, sein Wort zu hören, und ins Hertz zu fassen, nicht am Halsz zu hengen. Und was sol solches dem Vieh, das keinen Verstand hat? Hat ihnen Gott sein Wort auch gegeben? Und wenn gleich diese Mittel noch besser weren, so ist doch darum nicht alle Handlungen gut, dazu sie genommen, oder dabey getrieben wird. Ist nicht der Mensch eine edle Creatur Gottes? Ist nicht der Mann nach Gottes Bilde geschaffen? Und ein Weib, das schweigen kan, eine Gabe Gottes? Wenn sie nun Hurerey zusammen treiben, und verschweigen, ist das auch ein edel Ding und Gabe Gottes? . . . Also ist auch das Wort Gottes gut und ein Mittel zum Leben. Aber allen denen, die es miszbrauchen, ist's zum Tod."

Der Standpunkt ist also wesentlich der der alten Kirche, nämlich: die Dämonen existieren und haben die Macht zu schaden; aber der Christ ist durch seinen Glauben und nur durch diesen gegen ihren Angriff geschützt.

Die kirchliche Reformation bekämpfte also hauptsächlich die religiöse Magie, wie sie sich in der katholischen Kirche entwickelt hatte, und in den Ländern, welche sich der Reformation anschlossen, verschwand denn auch diese Form der Magie nach und nach. Aber der eigentliche Hauptangriff gegen die Zauberei als Ganzes wurde doch von der Wissenschaft ausgeführt. Die Wissenschaft des Mittelalters war, wie früher erwähnt, eine wunderliche Mischung von naturwissenschaftlichen Studien und magischen Künsten, welche sich auf der von den Mauren erhaltenen Grundlage entwickelt hatte. Die Entwicklung dieser „heimlichen Wissenschaft" oder „okkulten Philosophie" hat so großes Interesse und so große Bedeutung, daß sie in einem speziellen Abschnitt dieser Arbeit behandelt werden muß; wir wollen uns deshalb hier auf einige der Hauptpunkte beschränken. Wir haben schon früher gesehen, daß die Anhänger derselben, wenn auch unfreiwillig, die Ursache dazu wurden, daß der Glaube an Zauberei und damit auch der Glaube an die schwarze Magie einen so mächtigen Aufschwung in Europa nahm, daß die Hexenprozesse seine natürliche Folge waren. Hatte aber die gelehrte Magie diese entsetzliche Landplage so wenigstens indirekt auf dem Gewissen, so machte sie diese Schuld später dadurch wieder gut, daß sie offen dagegen auftrat und den Wahnsinn bekämpfte. Die europäischen Schüler der Mauren blieben nämlich nicht kritiklos auf der gegebenen Grundlage stehen; im Laufe der Zeit erkannten sie, daß von allen magischen Künsten nur das brauchbar

war, was auf der Anwendung der Naturkräfte, dem natürlichen Einwirken der Dinge aufeinander, beruhte.

Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim war wohl der erste, welcher öffentlich einzugestehen wagte, daß manche Lehren der okkulten Philosophie Irrtümer seien. In seiner Jugend schrieb er selbst ein Werk „De occulta philosophia“ 1510 (in Köln gedruckt 1533), in welchem er die ganze magische Weisheit der damaligen Zeit sammelte; 1529 gab er aber ein Buch heraus: „De vanitate scientiarum“, worin er erklärte, daß vieles von dem, was er früher dargelegt habe, „Nichtigkeiten seien, an denen er allzuviel Geld und Zeit verloren habe“. 1553 gab der Italiener Giambettista della Porta eine kleine Arbeit heraus: „Magia naturalis“, welche großes Aufsehen erregte und viele Ausgaben in verschiedenen Sprachen erlebte. Das Buch war zunächst eine Art praktische Physik, die zeigte, wie man durch natürliche Mittel eine Menge merkwürdiger Kunststücke ausführen könne. Außer einigen wirklich guten Abschnitten enthält es auch eine Anzahl Versuche, die sich gar nicht ausführen lassen; es wirkte jedoch dadurch, daß es zeigte, wie scheinbare Zauberkünste bei genügender Kenntnis der Naturgesetze ausgeführt werden können. Direkte Angriffe auf den Glauben an Hexen folgten nun Schlag auf Schlag. Agrippas Schüler, der Arzt Johann Weier, schrieb 1564: „De praestigiis daemonum“, ein Buch, in welchem er die Möglichkeit der Hexerei zwar nicht vollständig leugnet, aber doch behauptet, daß das meiste von dem, was man den Hexen zuschreibe, reine Einbildung sei, daß es niemals vorgekommen sei, auch nicht stattfinden könne. Noch bestimmter trat Reginald Scott in England 1584 in seinem Werke: „Discovery of witchcraft“ auf. Diese Angriffe blieben natürlich nicht unbeantwortet; Bodinus und Delrio verteidigten mit großer Gelehrsamkeit und großem Scharfsinne den alten Hexenglauben, und die Prozesse wurden fortgesetzt; indes hatte die Gärung, welche schließlich den Aberglauben sprengen sollte, doch angefangen.

Gleichzeitig mit diesen Streitigkeiten, resp. in die nächsten Jahre danach, fallen die großen astronomischen und physikalischen Entdeckungen von Galilei, Kepler, Otto von Guericke und Huygens. In doppelter Weise übten dieselben einen Einfluß auf den Aberglauben der Zeit aus. Erstens trugen sie in hohem Grade dazu bei, den Gebildeten die Augen darüber zu öffnen, daß alles, was in der Welt geschieht, nach bestimmten Gesetzen und nicht nach den Launen der Dämonen und Hexen erfolgt. Sodann bereicherten sie ihre Zeit mit neuen Kenntnissen der Naturgesetze, so daß man jetzt in weit größerem Umfange als früher die merkwürdigsten Kunststücke, die man früher für Zauberkünste gehalten haben würde, auf natürliche Weise ausführen konnte. In einer Reihe von Büchern, welche in den Jahren 1631—60 erschienen, gab Athanius Kircher ausführliche und zum Teil sehr gute Beschreibungen solcher Kunststücke mit Magneten, Laterna magica und Blasinstrumenten heraus, und das große dreibändige Werk von Caspar

Schott: „Magia universalis naturae et artis“, von 1657 enthält neben rein physikalischen Untersuchungen eine Menge praktischer Anwendungen der gefundenen Resultate. Solche Darstellungen mußten den Glauben an die Möglichkeit der Zauberei in den gebildeten Kreisen sehr schwächen.

Daß überhaupt eine neue Auffassung der Sache anfing, sich Bahn zu brechen, sieht man daraus, daß drei Jesuiten, Tanner, Spee und Leymann, in den Jahren 1625—31 die Willkürlichkeit der Hexenprozesse in verschiedenen Werken angriffen und mehr oder weniger offen an dem Hexenglauben rüttelten. Man begann sogar auf diesem Gebiete experimentell zu Werke zu gehen, indem man in Gegenwart von Zeugen die Hexen sich salben ließ, um zu sehen, ob sie wirklich fortfliegen könnten. Durch wiederholte Versuche dieser Art erkannte man, daß die Hexenausflüge gar nicht stattfanden. Es geschah im allgemeinen gar nichts anderes, als daß die Hexe in einen tiefen Schlaf fiel, in welchem sie von all' den Begebenheiten träumte, welche nach der Annahme des Volksglaubens einer Hexe auf ihren nächtlichen Ausflügen nun einmal passierten. Derartige Beobachtungen verfehlten ihre Wirkung nicht, und im 17. Jahrhundert ist die gelehrte Welt voll Streits über die Wirklichkeit der Hexerei. Bis zum Schluß des 17. Jahrhunderts drehte der Streit sich hauptsächlich um die Wirklichkeit der einzelnen Phänomene; an der Grundlage, dem Glauben an Dämonen und deren Macht, hatte man noch nicht zu rütteln gewagt. Aber der Zeitpunkt näherte sich, wo das Uebel an der Wurzel gefaßt werden konnte. Der Mann, welcher den letzten entscheidenden Kampf einleitete, war der reformierte Prediger in Amsterdam, Dr. theol. Balthasar Bekker. In den Jahren 1691—93 erschien sein großes Werk: „De betoverde Wereld“ in vier Bänden und 1693 auf Deutsch unter dem Titel „Die bezauberte Welt“.

Es ist ein äußerst gründliches und ausführliches Werk, vielleicht das größte, das jemals über Magie geschrieben worden ist. Die deutsche Originalausgabe umfaßt nicht weniger als 1000 dichtgedruckte Quartseiten. Bekker geht hier dem Glauben an den Teufel mit allen Waffen der Theologie und der Vernunft zu Leibe. Im ersten Teile behandelt er die Vorstellungen der Heiden und noch lebender wilder Völker von bösen Geistern; speziell weist er nach, daß die Juden zu Christi Zeit auch diesen Glauben hatten, welcher deshalb beibehalten und weiter entwickelt wurde, als das Christentum allmählich Verbreitung fand. Der zweite und der dritte Teil ist der eigentliche polemische Teil des Werkes. Im zweiten Teile greift er den Glauben an ein Dämonenreich an, indem er zunächst nachweist, daß dieser Glaube für den gesunden Menschenverstand, ganz abgesehen von allen religiösen Voraussetzungen, dem Glauben an einen allmächtigen Gott widerstreitet; darauf weist er nach, daß der Glaube an das Dämonenreich keine wahre Begründung, weder im alten noch im neuen Testamente, hat. Im dritten Teile, der den Verkehr der Menschen mit den Teufeln behandelt, geht er denselben Weg und zeigt, daß eine solche Annahme gegen die Vernunft streitet und keine Stütze in der Bibel hat. Endlich nimmt er im vierten Teile die bekanntesten Hexengeschichten vor und zeigt, daß diese alle bei näherer Betrachtung nur auf reiner Einbildung beruhen; bei keiner einzigen läßt sich nachweisen, daß ein wirklicher Verkehr zwischen Menschen und Teufeln stattgefunden hat.

Bekkers Buch erregte gewaltiges Aufsehen und erschien in einer Reihe von Ausgaben in verschiedenen Sprachen. Es wurde natürlich von vielen Seiten angegriffen, und ganz unanfechtbar ist es auch nicht, besonders in den Punkten, in welchen der Verfasser bestimmte Stellen der Schrift durch seine Erklärung fortzuschaffen sucht. Aber es hatte doch die beabsichtigte Wirkung; es brachte die Leute allmählich zur Vernunft. Unter anderen wurde der hervorragende deutsche Jurist Thomasius durch Bekkers Werk dahin gebracht, seine Auffassung vom Hexenwesen vollständig zu ändern; seiner Wirksamkeit, die sowohl eine praktische als theoretische war, hat man es hauptsächlich zu danken, daß die Weiber, wie Friedrich II von Preußen sagte, in Zukunft alt werden und in Sicherheit sterben konnten. Die Hexenprozesse hörten allmählich auf; in Dänemark um 1700. In Deutschland fand der letzte 1711 statt, in Oestreich 1740; in den weniger aufgeklärten Gegenden Europas kamen sie vereinzelt bis zum Schluß des Jahrhunderts noch vor. Mit den Hexenprozessen erstarb der Glaube an Hexerei, und er verschwand endgültig in den gebildeten Kreisen, als die naturwissenschaftliche Erkenntnis immer mehr wuchs.

In unserer Zeit führt die Zauberei in abseits gelegenen und deshalb weniger aufgeklärten Gegenden der verschiedenen Länder nur noch ein lichtscheues Dasein. Aber sie ist nur zum Teil der Rest von der mittelalterlichen Magie des Volkes. Der größte Teil stammt von der gelehrten Magie, der okkultiven Philosophie her, welche im 16. und 17. Jahrhundert populär und im Volke verbreitet wurde, als die Gelehrten selbst nicht länger daran glaubten. Der Volksaberglauben unserer Zeit ist deshalb erst nach einer Darlegung der gelehrten Magie verständlich: wir verschieben daher die nähere Betrachtung desselben auf den folgenden Abschnitt unserer Untersuchungen.

II. Abschnitt.

Die Geheimwissenschaften.

Das Verhältnis der gelehrten Magie zur Zauberei des Volkes.

Die gelehrte Magie ruhte im wesentlichen auf derselben Grundlage wie die Zauberei des Volkes. Als letztere zur Zeit des Mittelalters die höchste Entwicklung in Europa erreicht hatte, bestand sie aus einem bunten Gemisch von ursprünglich europäischer und morgenländischer, besonders chaldäischer und ägyptischer, Magie. Dieselben Elemente können aber auch in den Geheimwissenschaften nachgewiesen werden; nur tritt der Beitrag des Morgenlandes hier stärker hervor. Von neuen Elementen, die sich in der europäischen volkstümlichen Magie nicht finden, läßt sich eigentlich nur eins nachweisen, die Alchemie; diese hat aber niemals eine größere Bedeutung als Glied im Systeme gehabt. Sie ist vielmehr nur als architektonischer Schmuck am stolzen Gebäude der Geheimwissenschaften anzusehen; als Grundstein oder als Stütze des Gebäudes hat sie nie gedient. Da so kein wesentlicher Unterschied zwischen der gelehrten und der volkstümlichen Magie hinsichtlich des Baumaterials vorhanden ist, kann der Unterschied zwischen ihnen nur in der Art liegen, wie das Material benutzt ist, d. h. in der Form des Gebäudes. Das ist auch wirklich der Fall.

Während die volkstümliche Magie, um bei dem Bilde zu bleiben, wie eine rohe Mauer erscheint, wo die einzelnen Steine ohne weitere Bearbeitung ungeordnet aufeinander gehäuft sind, zeigen die Geheimwissenschaften sich wie ein architektonisches Prachtwerk, wo jedes einzelne Element mit Kunst bearbeitet und am richtigen Ort eingefügt ist. Das ist auch ganz natürlich. Das Material der volkstümlichen Magie ist aus zufälligen Berührungen der Völker und durch jahrhundertelange mündliche

Ueberlieferung zusammengetragen. Bei einer solchen Entstehung läßt sich kaum mehr erreichen, als daß die oft widerstreitenden Elemente sich roh zusammenfügen. Ganz anders verhält es sich dagegen mit den Geheimwissenschaften. Diese sind am Schlusse des Altertums und bei den Arabern von den größten Denkern der damaligen Zeit entwickelt, von Männern, die nicht nur mit den bedeutendsten Systemen der Griechen, sondern auch mit den tiefsinnigsten Phantasiegebilden des Morgenlandes vertraut waren. Diese verschiedenen Grundgedanken wurden benutzt, um in zahlreichen Schriften die Fähigkeit des Menschen, magische Wirkungen auszuüben, zu begründen. Jeder Forscher konnte so auf den Resultaten weiterbauen, zu denen seine Vorgänger gelangt waren, und die sie in ihren Schriften niedergelegt hatten. Kein Wunder daher, daß die magischen Wissenschaften im 13. Jahrh. bei den Mauren eine Vollkommenheit erreichten, die den Europäern, welche ca. ein Jahrtausend hindurch keinen Anteil an der Entwicklung der Wissenschaft genommen hatten, imponieren mußte. Die Begeisterung, mit der die Europäer die Arbeit aufnahmen, bewirkte, daß gerade sie der Arbeit die Krone aufsetzten.

In Alexandrien, dem Mittelpunkte für das geistige Leben der civilisierten Welt am Schlusse des Altertums, begann die Entwicklung der Geheimwissenschaften. Im alexandrinischen Museum strömten die bedeutendsten Geister mehr als ein halbes Jahrtausend hindurch von allen Seiten zusammen. Griechische Philosophen trafen sich hier mit morgenländischen Mystikern; hier fand ein Austausch aller geistigen Schätze in solchem Umfange statt, daß sich in der Geschichte des Menschengeschlechts, sei es aus früherer oder späterer Zeit, kein Seitenstück dazu findet. Viele von den Gedanken, um die sich das geistige Leben Europas bis in die neuere Zeit gedreht hat, haben in Alexandrien ihre Gestalt erhalten. Hier entnahmen, um nur ein Beispiel anzuführen, die christlichen Kirchenväter der griechischen Philosophie und dem morgenländischen Gnosticismus viele von den Elementen, aus denen die Dogmatik der christlichen Kirche sich aufbaute. (cfr. oben S. 58—60.)

Da Europa in den letzten Jahrhunderten der alten Zeit durch seine unaufhörlichen Kriege und religiösen Streitigkeiten fortwährend beschäftigt war, ließ die Wechselwirkung mit Alexandrien allmählich nach. Wie die Magie sich nun in Europa weiter entwickelte, teils im Volke, teils unter dem Schutze der Kirche, ist im ersten Abschnitt dieses Werkes (S. 85 ff.) geschildert. In Alexandrien dagegen, das noch lange Zeit hindurch der Mittelpunkt des geistigen Lebens blieb, ging die Entwicklung ihre eignen Wege in mehr wissenschaftlicher Richtung. Die Resultate dieser Forschung nahmen zuletzt die Araber nach der Eroberung Aegyptens (641 n. Chr.) auf und wurden so die Träger der Wissenschaft, bis Europa am Schlusse des 12. Jahrh. einigermaßen ruhig und nunmehr reif geworden war, das Erbe des Altertums anzutreten. Dem kritischen europäischen Geiste war es vorbehalten, das Werk erst zu vollenden,

danach aber es niederzureißen und ein größeres und bedeutenderes Gebäude auf den Ruinen zu errichten: die moderne Naturwissenschaft.

Diese Entwicklung wollen wir nun im Folgenden näher nachweisen. Der Gang der Untersuchung ist aus dem bisher Angedeuteten in den Grundzügen gegeben. Wir beginnen mit einer Darstellung der Form, welche die wichtigsten magischen Wissenschaften in den ersten Jahunderten unserer Zeitrechnung in Alexandrien erhalten hatten. Dabei kommt vor allem die ägyptische Magie in Betracht. Diese spielt zwar auch eine große Rolle als Glied in der europäischen volkstümlichen Magie und hätte deshalb eigentlich früher behandelt werden sollen. Aber da es sehr schwierig, wenn nicht unmöglich ist, in der volkstümlichen Magie die ägyptischen Elemente von den chaldäischen zu trennen, so haben wir die Behandlung der ägyptischen Magie nicht früher in Angriff genommen, sondern bis jetzt aufgespart. Für die Geheimwissenschaften hat sie nämlich eine viel größere Bedeutung — ganz begreiflich, da die gelehrte Magie auf ägyptischem Boden aufgewachsen ist. Danach müssen wir die Astrologie betrachten, die unter dem Einflusse der Griechen in Aegypten eine ganz andere Form erhielt als die alte chaldäische. Endlich kommt die Alchemie hinzu als ein völlig neues, spezifisch ägyptisches Element.

Es lohnt sich, auf den Ursprung dieser Wissenschaften näher einzugehen und besonders bei ihren Quellen, den ältesten ägyptischen Schriften, zu verweilen. In den ältesten europäischen Schriften vom 15. und 16. Jahrh. findet man nämlich wohl eine detailliertere und vollständigere Darstellung der Wissenschaften als in den Werken des Altertums, aber man forscht vergebens nach irgend welcher Begründung der vielen wunderlichen Regeln und Vorschriften. Die Magier des Mittelalters stehen vollständig auf dem Autoritätsprinzip. Jede neue Behauptung wird gerne mit der Bemerkung eingeleitet: „Die Alten berichten übereinstimmend", oder „Ptolemäus schreibt" u. s. w. Aber man erfährt nicht, woher „die Alten" ihre Weisheit haben; das findet man aber nur in den eignen Werken der alten alexandrinischen Magier. Und da wir hauptsächlich die Ursachen zu den verschiedenen Formen des Aberglaubens und der Zauberei aufsuchen wollen, so müssen wir uns natürlich vorzugsweise zu den Schriften halten, in denen die Ursachen hervortreten. Im Vergleich mit diesen haben die europäischen Schriften mit ihrem Reichtum an Einzelheiten nur untergeordnete Bedeutung.

Außer den drei erwähnten Wissenschaften müssen wir notwendig noch auf eine vierte näher eingehen, obwohl sie ihrer Natur und ihrem Ursprung nach außerhalb des Rahmens unserer Arbeit liegt; denn sie ist ursprünglich weder Aberglaube noch Zauberei, weder theoretische noch praktische Magie; wohl aber enthält sie die Keime zu beidem. Es ist dieses die mystische Religionsphilosophie, die in den jüdischen, kabbalistischen Schriften niedergelegt ist, in der „heiligen Kabbala", wie man sie gern in unseren Tagen

nennt. Und zwar müssen wir dieselbe ziemlich ausführlich behandeln, weil sie mehr als irgend eine andere Geistesrichtung den europäischen magischen Wissenschaften des 16. Jahrh. das Gepräge gegeben hat. Daß sie das konnte, liegt wahrlich nicht an ihrem Gedankenreichtum oder an ihrer Klarheit. Es ist mit ihr gegangen, wie es so oft, selbst in der modernen Wissenschaft, geht: nicht die klaren und inhaltsreichen Schriften gelangen dahin, daß sie eine Rolle spielen, sondern die dunklen und unverständlichen, in die ein jeder den Sinn hineinlegen kann, der ihm am besten paßt. Den Europäern imponierten geradezu die grenzenlose Unklarheit und die mystischen Methoden der kabbalistischen Werke. Dazu kommt noch, daß diese sehr alten Schriften, die im 13. Jahrh. plötzlich in Europa auftauchten, sich genau an das alte Testament anlehnen, hinter dessen Buchstaben sie eine verborgene und tiefere Bedeutung suchen. Diese verschiedenen Momente machen es verständlich, wie die dunkle Rede der Kabbala ein Grundstein in den Phantasiegebäuden der europäischen Magier werden konnte. Daher ist eine richtige Auffassung von der gelehrten Magie des Mittelalters ohne Kenntnis der Kabbala nicht möglich; und da diese eins der ältesten Stücke ist, behandeln wir sie zuerst.

Die heilige Kabbala.

Die Kabbalisten und ihre Werke.

Ueber allem, was die Kabbala betrifft, über Ursprung, Alter und Bedeutung, ruht ein dichter, geheimnisvoller Schleier. Wohl ist es der modernen Kritik gelungen, denselben an verschiedenen Punkten zu heben; aber noch sind nicht alle Rätsel gelöst, was sich unter anderem auch darin zeigt, daß nur über wenige Punkte völlige Einigkeit unter den Forschern herrscht. Für uns hat es natürlich nur Wert, die wahrscheinlichsten und am besten begründeten Resultate der Kabbalaforschung kennen zu lernen. Da jedoch die eigenen Anschauungen der Kabbalisten über den Ursprung ihrer Wissenschaft auch nicht ohne Interesse sind, wollen wir diese zunächst betrachten. Im Buche Henoch, einer der inhaltsreichsten und bedeutendsten pseudoepigraphischen Schriften des alten Testamentes, findet sich im 7. und 8. Kapitel eine ausführliche Darstellung vom Fall der Engel, wie er Mos. VI, 1—4 kurz berührt ist. Ueber diese wunderliche Begebenheit berichtet das Buch Henoch folgendes:

„Es ergab sich in diesen Tagen, als die Menschen sich vermehrt hatten, daß herrliche und schöne Töchter ihnen geboren wurden. Und da die Engel, die Söhne des Himmels, diese sahen, entbrannten sie in Liebe zu ihnen und sagten: „Kommt, laßt uns Weiber wählen unter den Nachkommen der Menschen und mit ihnen Kinder zeugen. Da sprach Samjaza, ihr Anführer: „Ich befürchte, daß ihr euch von diesem Unternehmen ab-

schrecken laßt und ich alleine für ein so schweres Verbrechen leiden muß. Aber sie erwiderten und sprachen: „Wir schwören alle und verpflichten uns durch gegenseitige Eide, unseren Vorsatz nicht zu ändern, sondern unser Vorhaben auszuführen.“ Da schworen sie alle unter einander und verpflichteten sich durch gegenseitige Eide. Ihre Zahl betrug 200, die hinabstiegen auf Ardis, dem Gipfel des Berges Armon . . . Da nahmen sie Weiber, ein jeder wählte für sich; sie näherten sich ihnen und wohnten bei ihnen und lehrten sie Zauberei, Beschwörungen und Anwendung von Wurzeln und Bäumen. . . . Außerdem lehrte Azaziel*) die Menschen, Schwerter und Messer, Schilde und Brustharnische zu machen, die Anfertigung von Spiegeln, Armbändern und Schmuck, den Gebrauch von Schminke, die Verschönerung der Augenbrauen, den Gebrauch von Steinen jeder kostbaren und auserwählten Art und Farbe, so daß die Welt ganz verändert wurde. Gottlosigkeit nahm zu, Hurerei breitete sich aus, und sie sündigten und verdarben alle auf ihrem Wege. Amazarak lehrte alle Zauberei und den Gebrauch von Wurzeln; Armers lehrte das Lösen des Zaubers; Barkajal die Beobachtung der Sterne; Akibeel die Zeichen; Tamiel lehrte Astronomie und Asaradel lehrte die Bewegung des Mondes.“

Nach diesem alten Bericht stammen also alle Geheimwissenschaften von den Engeln. Als geistige Wesen von höherer Art denn die Menschen besaßen sie Kenntnisse, die ihnen ursprünglich vorbehalten und darum an und für sich wohl gut waren. Als aber die Menschen durch den Fall der Engel derselben teilhaftig wurden, führte ihr Mißbrauch zur Gottlosigkeit und zum Untergang des Menschengeschlechts. Nach der Anschauung verschiedener Kabbalisten stammt nun die Kabbala auch von den gefallenen Engeln her; sie enthält gerade die Kenntnisse von den göttlichen Dingen, welche von den Engeln mitgeteilt und in verblümter Weise in den Schriften des alten Testaments niedergelegt sind. Das Bestreben der Kabbalisten geht also darauf aus, Mittel zu finden, um diese Kenntnisse aus den Schriften wieder zu gewinnen.

Eine andere Mythe über den Ursprung der Kabbala findet sich im babylonischen Talmud. Es wird hier erzählt, daß der Herr am Sinai außer den Gesetzen dem Moses vieles mitgeteilt habe, das nur wenigen Eingeweihten bekannt sein durfte. Zu diesen gehörten die 70 Aeltesten, die Moses auswählte, um an der Spitze des Volkes zu stehen. Durch mündliche Tradition wurden die göttlichen Worte innerhalb eines engen Kreises aufbewahrt. In den fünf Büchern Mose liegt aber diese von Gott geoffenbarte Lehre über die göttlichen Dinge in den Worten verborgen.

Beide Berichte kann man natürlich in das Gebiet der Sage verweisen. Sie sind in einer sehr späten Zeit erfunden, um den kabbalistischen Lehren den Charakter des hohen Alters und der übernatürlichen Abstammung zu geben. In Bezug auf den letzten Bericht findet sich im ganzen alten Testament kein einziges Wort, welches darauf hinwiese, daß es eine von Gott geoffenbarte, nur einzelnen Eingeweihten vorbehaltene Lehre gäbe. Außerdem

*) Dieser und die folgenden sind die Namen der Anführer der gefallenen Engel. Der Text giebt ein vollständiges Verzeichnis der 18 Anführer. Sie sind ohne Interesse für uns und deshalb fortgelassen.

würde es nur wenig der Würde einer göttlichen Offenbarung entsprechen, durch solche willkürliche Wortverdrehungen und Erklärungen hervorgeholt werden zu müssen, wie „die Eingeweihten" (Mekubalin) sie anwandten. Wir müssen deshalb nach zuverlässigeren Anhaltspunkten für den geschichtlichen Ursprung suchen.

Wenn vom Ursprung der Kabbala die Rede ist, muß man genau zwischen den kabbalistischen Lehren selbst und den Schriften, in denen sie aufgezeichnet sind, unterscheiden. Kabbala bedeutet nämlich „das Ueberlieferte", und es unterliegt keinem Zweifel, daß der eigentümliche Gedankengang der ältesten kabbalistischen Schriften lange Zeit hindurch von Geschlecht zu Geschlecht mündlich überliefert und innerhalb eines kleinen Kreises von Eingeweihten weiter entwickelt ist, bis die ganze Lehre schließlich gesammelt und von wenigen Männern niedergeschrieben wurde. Von diesen ältesten Schriften existieren aber nur noch zwei, Sepher Jezirah, d. h. „das Buch von der Schöpfung" oder dem „Ursprung", und Sohar, das „Licht" oder „Glanz" bedeutet. Aber außer diesen hat es noch viele andere gegeben, von denen man nur die Namen oder auch Bruchstücke als Zitate bei späteren kabbalistischen Verfassern kennt. Für uns sind jene zwei Werke unbedingt die wichtigsten; es wird darum im folgenden nur von ihnen die Rede sein.

Die Bestimmung des Zeitpunktes, wann Sepher Jezirah und Sohar aufgezeichnet sind, ist schwierig. Namentlich in Bezug auf das Hauptwerk Sohar hat lange Streit geherrscht. Die Gedanken desselben sind so dunkel und unklar, daß man mit etwas gutem Willen zwischen ihm und allen möglichen griechischen und morgenländischen, philosophischen und religiösen Systemen eine Uebereinstimmung finden kann. Außerdem ist so wenig Ordnung in der Darstellung, daß es fast unglaublich erscheint, ein solches Werk sollte dazu verfaßt sein, um späteren Geschlechtern bestimmte Lehren zu überliefern. Da Sohar endlich erst im 13. Jahrh. in Europa bekannt geworden ist, wo ein armer Jude, Moses von Leon, die Schrift nach Spanien brachte, so haben einige moderne Kritiker gemeint, dieser Moses habe selber das Werk verfaßt und ihm absichtlich ein mystisches Gepräge gegeben, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Es führt uns zu weit, auf den gelehrten Streit über diese Auffassung näher einzugehen; jetzt sieht man dieselbe als unhaltbar an. Aber schon der Umstand, daß eine solche Auffassung von ernsten Forschern geteilt worden ist, genügt, um zu zeigen, wie schwierig die Zeitbestimmung für die Abfassung der Schriften ist. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß Sepher Jezirah und Sohar im 2. Jahrh. nach unserer Zeitrechnung niedergeschrieben sind. In Sohar wird nämlich das Buch Henoch genannt; dieses muß also älter sein, und zwar ist es, wie man ziemlich sicher nachweisen kann, unter den ersten Makkabäern abgefaßt, kurz nach dem Buche Daniel, welches ca. 168 vor unserer Zeitrechnung geschrieben ist. Wir haben hiermit eine feste Zeitbestimmung: früher als 200 Jahre v. Chr. können die kabbalistischen

Werke nicht verfaßt sein. Andererseits wird Sohar in der Mischna, dem ältesten Teil des Talmuds, der die ältesten jüdischen Traditionen enthält, genannt. Mischna ist ungefähr 189 n. Chr. von Judas dem Heiligen gesammelt, und wenn Sohar hier erwähnt wird, so erscheint ja zunächst unzweifelhaft, daß es damals existiert hat. Aber weil es existiert hat, braucht es noch nicht niedergeschrieben gewesen zu sein. Das Werk kann ganz gut im wesentlichen schon so, wie es später thatsächlich niedergeschrieben wurde, bestanden haben, und in dieser Gestalt lange mündlich überliefert worden sein. Doch ist es wohl wahrscheinlich, daß die mündliche Ueberlieferung kurz vor der Abfassung der Mischna der schriftlichen hat weichen müssen. Zwar kann das nicht sicher bewiesen werden; aber die Wahrscheinlichkeit hierfür leuchtet ein, wenn wir die Frage nun von einer anderen Seite betrachten, nämlich vom geschichtlichen Ursprung und von der Entwicklung der in den kabbalistischen Schriften niedergelegten Gedanken aus. Daß die Kabbalisten einen verborgenen Sinn in den Werken der jüdischen Schriften, namentlich in den 5 Büchern Mose, suchten, ist im Sohar deutlich ausgesprochen; das Werk kommt in vielen sinnreichen Bildern oft darauf zurück:

„Wehe dem Menschen, der im Gesetze nichts anderes sieht als einfache Erzählungen und gewöhnliche Worte! Wenn es wirklich weiter nichts enthielte, so könnten wir auch in unsern Tagen ebenso gut ein Gesetz schreiben, das der Bewunderung würdig wäre. Um gewöhnliche Worte zu finden, brauchen wir uns nur an die irdischen Gesetzgeber zu wenden, bei denen man oft mehr findet. Es würde dann genügen, ihnen nachzuahmen und ein Gesetz nach ihren Worten und ihrem Beispiel zu machen. Aber so ist es nicht: Jedes Wort im Gesetz enthält einen tieferen Sinn und ein verborgenes Mysterium. Die Erzählungen des Gesetzes sind nur das Gewand des Gesetzes. Wehe dem, der das Gewand des Gesetzes für das Gesetz selber hält! In dieser Beziehung sagt David: „Herr, öffne mir die Augen, daß ich sehe die Wunder an deinem Gesetz!" David redet hier von dem, was unter dem Gewande des Gesetzes verborgen ist. Es giebt Thoren, welche, wenn sie einen Menschen in einem schönen Kleide sehen, ihn nach diesem beurteilen, und doch giebt der Leib dem Kleide erst den Wert; noch wertvoller aber ist die Seele. Das Gesetz hat auch seinen Leib. Das sind die Vorschriften, die man den Leib des Gesetzes nennen könnte. Die einfachen Erzählungen, welche dazwischen eingemischt sind, sind das Kleid, mit denen der Leib bedeckt ist. Der große Haufen achtet nur auf das Kleid oder auf die Erzählungen des Gesetzes; sie kennen nichts anderes; sie sehen nicht, was unter dem Kleide verborgen ist. Die Aufgeklärteren dagegen beachten das Gewand nicht weiter, sondern sehen auf den Leib, den es verhüllt. Die Weisen endlich, die Diener des höchsten Königs, die, welche die Höhen Sinais bewohnen, beschäftigen sich nur mit der Seele, die die Grundlage für alles übrige und das Gesetz selber ist; in zukünftigen Zeiten werden diese Weisen vorbereitet sein, die Seele der Seele, welche im Gesetze atmet, zu schauen."

Im folgenden werden wir nun sowohl auf die wunderlichen Methoden näher eingehen, welche die Kabbalisten gebrauchten, um diesen verborgenen Sinn, die Seele, aus den einfachen Worten des Gesetzes herauszufinden, als auch die Hauptpunkte der kabbalistischen Lehre darlegen, die für unsere Untersuchungen von Bedeutung sind. Dabei werden wir finden, daß die Gedanken, welche die Kabbalisten unter den Worten der Schrift verborgen

fanden, keineswegs neu, sondern Ideen waren, welche in den verschiedenen heidnischen Religionen, besonders in der chaldäischen und persischen, eine hervorragende Rolle spielten. Dieses ist deshalb interessant, weil es uns zeigt, daß die Heimat der kabbalistischen Gedanken offenbar Babylon ist. Die Juden hatten während der babylonischen Gefangenschaft reichliche Gelegenheit, mit der Weisheit der Chaldäer vertraut zu werden; während der Herrschaft des Cyrus aber, d. h. in den letzten Jahren der Gefangenschaft, konnten sie es auch nicht vermeiden, die religiösen Vorstellungen der Perser kennen zu lernen. Und was sie so gelernt hatten, suchten die Kabbalisten, so weit als möglich, mit der Jehovahlehre zu vereinigen. Freilich muß man sagen, daß sie dabei nicht sehr strenge waren; denn vieles von dem, was sie aus den Worten der Schrift herauslasen, steht bei einer kritischen Betrachtung doch in ziemlichem Widerspruch mit der reinen Jehovahlehre.

Indes würde es unrichtig sein, hieraus den Schluß zu ziehen, daß die Kabbalisten absichtlich gesucht hätten, die Jehovahlehre zu verdrehen. Die Kabbala ist eine Religionsphilosophie. Die Kabbalisten suchen in ihrer Weise eine Antwort auf die großen Fragen, welche zu allen Zeiten die Menschen interessiert haben: die Probleme über das Wesen der Gottheit und ihr Verhältnis zur Welt, über die Natur des Menschen, die Bestimmung der Menschenseele und ähnliches. Hierüber findet man nur sehr wenig in den heiligen Schriften der Juden, und das Wenige, was man findet, stimmt nicht immer ganz überein. Es scheint, als ob das Interesse für diese Fragen bei den Juden erst dadurch erwacht wäre, daß sie während der babylonischen Gefangenschaft Kenntnis von anderen Religionen erhielten, bei denen die philosophischen Spekulationen einen hervorragenden Platz einnahmen. Als aber die jüdischen Denker selbst anfingen, sich mit diesen Problemen zu beschäftigen, gingen sie den ganz natürlichen Weg: den ihnen bekannten Religionen entnahmen sie dasjenige, was ihnen brauchbar schien. Ihre Achtung vor der Autorität der heiligen Schriften war jedoch so groß, daß sie keinen Augenblick sich auf ihre eigene Kraft und Fähigkeit, die Probleme zu lösen, verlassen wollten. Deshalb mußte sich alles, was sie von den großen Rätseln sagen zu können glaubten, in der Schrift finden. Da es nun aber thatsächlich nicht darin stand, erfanden sie eine Reihe mystischer Methoden, welche hauptsächlich darauf ausgingen, durch Verschieben und Umsetzen der Buchstaben in der Schrift ganz neue Sätze zu bilden. Es ist offenbar nicht schwer, auf solche Weise das Schwarze weiß zu machen oder aus einem Satze einen anderen zu bilden, der ungefähr gerade das Entgegengesetzte sagt. Deshalb kamen sie zu Resultaten, die dem wirklichen Sinn der Jehovahlehre fast vollständig widersprachen. Jedoch waren diese Verdrehungen keineswegs absichtlich und vorsätzlich, sondern die Folge der sonderbaren Auslegekunst, die man anwandte. Die Kabbalisten meinten selbst, daß sie auf dem Boden des Gesetzes ständen und sich mit dem „wahren“ Gesetze in Uebereinstimmung

befänden, das in dem Worte verborgen sei, mit „der Seele des Gesetzes, die im Gesetze atmet“. Es leuchtet indes ein, daß die kabbalistischen Spekulationen, die so leicht zum Widerspruch mit dem wahren Glauben führten, sehr geheim gehalten werden mußten. Der großen Masse des Volkes waren sie vollständig unbekannt, nur weise Männer, auf die man, wie man meinte, sich verlassen konnte, wurden in den kleinen Kreis der Eingeweihten aufgenommen. Dafür giebt es viele Zeugnisse.

So findet sich in Mischna der merkwürdige Satz: „Es ist verboten, die Geschichte der Schöpfung zwei Personen zu erklären und Merkaba oder der himmlische Wagen darf nicht einmal einer erklärt werden, es sei denn ein weiser Mann, der ihn von selbst verstehen wird. Mit der „Geschichte der Schöpfung“ kann hier unmöglich die Genesis, das erste Buch Mose, gemeint sein, denn Moses Gesetz befand sich in Händen des ganzen Volkes, und es war die Pflicht eines jeden, dasselbe fleißig zu lesen. Die Worte „Braschit Metzschah“, „die Geschichte der Schöpfung“, müssen sich deshalb auf Sepher Jezirah, das „Buch des Ursprungs“, beziehen und sind also nur eine zweite Bezeichnung für dasselbe Werk, ebenso wie Metzschah Merkaba, „die Geschichte vom Wagen“, ein anderer Name für Sohar ist.

Die zitierten Zeilen des Talmud zeigen uns also, wie streng man darüber wachte, daß nur würdige Leute in die Geheimnisse eingeweiht wurden.

Der Talmud enthält übrigens auch manche andere Berichte, aus denen hervorgeht, daß es als sehr gefährlich angesehen wurde, unter die Eingeweihten aufgenommen zu werden; deshalb verzichteten viele weise Männer auf diese Ehre.

So wird unter anderem erzählt: „Rabbi Jochanan sagte eines Tages zu Rabbi Eliezer: Komm, ich werde dich in Merkaba einweihen. Aber Eliezer antwortete ihm: Ich bin noch nicht alt genug dazu. Als Eliezer alt geworden war, starb Rabbi Jochanan, und einige Zeit darauf kam Rabbi Assi zu Rabbi Eliezer und sagte zu ihm: Nun werde ich dich in Merkaba einweihen. Aber Eliezer antwortete: Falls ich mich für würdig dazu gehalten hätte, würde ich es schon von deinem Meister Jochanan gelernt haben.“

Der Talmud berichtet auch, daß verschiedene weise Männer über den kabbalistischen Spekulationen entweder den Verstand oder den Glauben verloren hätten.

Es ist daher leicht zu verstehen, daß die Kabbalisten zu jeder Zeit einen sehr kleinen Kreis gebildet haben, der so seine Sitzungen hielt, daß kein Fremder über das Verhandelte etwas erfahren konnte.

Ueber den Hergang bei diesen Verhandlungen erhalten wir eine klare Vorstellung aus dem 2. und 3. Buche des Sohar, Idra Rabba Qadisha, d. i. „die große heilige Versammlung“, und Idra Zuta Qadisha, d. i. „die kleinere heilige Versammlung“. Hier sind Rabbi Simeon ben Jochai's Zusammenkünfte mit seinen Schülern geschildert; bei der großen Versammlung sind 10, bei der kleinen 7 Personen anwesend. Beide Versammlungen leitete man durch eine Reihe von Ceremonien ein, wobei Rabbi Simeon seine Schüler schwören ließ, darüber zu wachen, daß die Mysterien nicht profaniert und mißbraucht würden. Wie großes Gewicht man auf Rabbi Simeons Worte legte, geht aus folgendem Auszug vom 1. Kapitel aus Idra Rabba hervor.

„Rabbi Simeon sprach zu seinen Begleitern: Versammelt euch, meine Begleiter, an einem offenen Platz; seid fertig mit euren Vorbereitungen, in Rat, in Weisheit, in Verständnis, in Wissen, in Sorgfalt, mit Hand und Fuß. Haltet fest am Herrn über euch, in dessen Macht Leben und Tod steht, auf daß ihr empfangen möget die Worte seiner Wahrheit. Und Rabbi Simeon setzte sich nieder und weinte; darnach sprach er: Wehe mir! Ob ich es wohl offenbaren darf? Wehe mir! ob ich es nicht offenbaren darf? Aber alle seine Begleiter schwiegen still."

Da erhob sich Rabbi Abba und sprach zu ihm: Durch die Gnade des Herrn steht da geschrieben: „Das Geheimnis des Herrn ist unter denen, die ihn fürchten" *). Und sicherlich fürchten diese deine Begleiter den heiligen und gelobten Einen, und jetzt sind sie zusammengekommen zu einer Versammlung gleichwie in Seinem Hause. Dann gaben sie alle Rabbi Simeon die Hand und erhoben die Finger, gingen auf das Feld unter die Bäume und setzten sich nieder. Und Rabbi Simeon erhob sich und sprach ein Gebet; er setzte sich mitten unter sie und sagte: Wer da will, lege seine Hand auf meine Brust. Und alle legten sie ihre Hände dorthin. Sie schwiegen lange und hörten eine Stimme; die Kniee schlugen zusammen, das eine gegen das andere, aus Furcht. Was war das für eine Stimme? Es war die Stimme der himmlischen Heerscharen, die sich versammelten, um zu lauschen. Da sprach Rabbi Simeon voll Freude die Worte: Herr, nicht sage ich, wie einer deiner Propheten, daß ich von Furcht ergriffen sei, deine Stimme zu hören. Jetzt ist es nicht mehr Zeit zur Furcht, sondern zur Liebe, wie geschrieben stehet: „Du sollst lieben den Ewigen, deinen Gott." Aber wenn Rabbi Simeon seinen Mund aufthat zu reden, so erbebte das Feld, und alle seine Zuhörer erzitterten.

Dieser Rabbi Simeon, dessen Worte die Erde erbeben machte und die Engel bewog, sich um ihn zu versammeln, ist eine historische Persönlichkeit. Wie seine Reden den Inhalt für zwei der größten Bücher des Sohar lieferten, so sind auch manche seiner weisen Worte in Mischna, dem ältesten Teil des Talmud, aufbewahrt. Man nimmt gewöhnlich an, daß er 100 Jahre n. Chr. gelebt hat. In Idra Zuta Qadisha, der „kleineren heiligen Versammlung", ist sein Tod geschildert. In der Einleitung des Buches wird beschrieben, wie seine Begleiter sich um sein Sterbebett versammeln, und ehe er seine letzte Rede an sie hält, giebt er ausdrücklich Rabbi Abba den Befehl, alles niederzuschreiben, was er ihnen gesagt hat. Diese ausdrückliche Bestimmung neben dem Umstande, daß zwei von Sohars Büchern ihn zu seinen Begleitern redend darstellen, macht es wahrscheinlich, daß wenigstens diese Teile des Sohar kurz nach Rabbi Simeons Tod durch gemeinschaftliche Arbeit seiner Schüler entstanden sind; der erste Teil von Sohar, Sepher Dtzniouth a, d. i. „das Buch der verborgenen Geheimnisse", hängt so genau mit dem 2. und 3. Teil zusammen, daß er von denselben Männern verfaßt zu sein scheint.

---

*) Ps. 25, 14.

Von den folgenden, weniger bedeutenden Teilen des Sohar kann dagegen nichts Sicheres gesagt werden, wie man auch nicht weiß, wer der Verfasser des zweiten kabbalistischen Hauptwerkes, Sepher Jezirah, ist. Nur meint man, nach der Sprache und dem Inhalte zu urteilen, daß dies älter als Sohar sein muß.

Die kabbalistischen Methoden.

Die kabbalistischen Methoden beruhen hauptsächlich auf den Eigentümlichkeiten des hebräischen Alphabetes; um sie zu verstehen, müssen wir daher zunächst mit einigen Bemerkungen über die hebräischen Buchstaben beginnen. Das hebräische Alphabet hat 22 Buchstaben, welche eigentlich alle Konsonanten sind; die Vokale werden nur durch Punkte unter den Buchstaben bezeichnet. Aber in den alten Schriften fehlen diese Vokalpunkte; daraus folgt, daß verschiedene Wörter oft mit denselben Buchstaben (Konsonanten) bezeichnet werden, indem der Laut und der Sinn des Wortes davon abhängig wird, welche Vokale hinzugefügt werden. Diese Eigentümlichkeit hat das Streben der Kabbalisten, einen neuen Sinn in den Wörtern zu finden, natürlich sehr erleichtert. Ein anderer wesentlicher Umstand ist der, daß man keine besonderen Zeichen für die Zahlen hat. Das hat die hebräische Sprache übrigens mit den meisten Sprachen des Altertums gemeinsam; die Zahlen der Römer sind ja auch nur Buchstaben, die zugleich einen bestimmten Zahlenwert haben. Auf ähnliche Weise werden die Zahlen in der hebräischen Sprache geschrieben; jeder einzelne Buchstabe hat seinen bestimmten Zahlenwert, und daraus folgt das große kabbalistische Hauptgesetz: jedes Wort ist eine Zahl, und jede Zahl ist ein Wort. Bei den kabbalistischen Umsetzungen mußte dieses auch große Bedeutung erlangen, weil verschiedene Wörter denselben Zahlenwert haben können; setzt man nun das eine von zwei solchen Wörtern anstatt des anderen, so ist eigentlich keine Veränderung geschehen; denn die Zahl ist dieselbe — aber der Sinn ist ein ganz anderer geworden.

Diese Methode ist in der Offenbarung Joh. 13, 18 gebraucht worden, in welcher es heißt:

„Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Tiers; denn es ist eines Menschen Zahl und seine Zahl ist 666.“ Die Zahl 666 steht statt eines Namens, der nicht genannt werden darf, aber der gefunden werden kann, wenn man andere Buchstaben einsetzt, die addiert denselben Wert geben. Man nimmt an, es sei Kaiser Nero damit gemeint.

Endlich ist noch zu bemerken, daß derselbe Buchstabe nicht immer mit demselben Zeichen geschrieben wird; so werden die Buchstaben K, M, N, P und Tz am Schluß des Wortes anders geschrieben als am Anfang oder in der Mitte.

Um die Uebersicht zu erleichtern, führe ich hier das hebräische Alphabet nebst Zahlenwert und unseren entsprechenden Buchstaben an. Die Zeichen, die am Schluß der Wörter angewandt werden, sind mit einem Stern versehen. Außerdem sind die hebräischen Namen der Buchstaben hinzugefügt.

א	A	Aleph	1	ה	H	He	5	ט	T	Teth	9
ב	B	Beth	2	ו	V	Vav	6	י	J	Jod	10
ג	C	Gimel	3	ז	Z	Zain	7	כ	K	Kaph	20
ד	D	Daleth	4	ח	Ch	Cheth	8	ך*			500

ל	L	Lamed	30	ס	S	Samech	60	צ	Tz	Tzade	90
מ	M	Mem	40	ע	O	Ajin	70	ץ*			900
ם*			600	פ	P	Pe	80	ק	Q	Qoph	100
נ	N	Nun	50	ף*			800	ר	R	Resch	200
ן*			700					ש	Sh	Schin	300
								ת	Th	Taw	400

Die kabbalistischen Methoden, welche wir jetzt näher betrachten wollen, werden in drei Teile eingeteilt: GMTRJA, Gematria; NVTRJQVN, Notariqon, und ThMVRH, Temura.

Gematria beruht auf dem schon erwähnten Zahlenwert, den jedes Wort besitzt; sie geht darauf hinaus, ein Wort durch ein anderes von gleichem Zahlenwert zu ersetzen. Dieses Verfahren wird auch auf ganze Sätze ausgedehnt.

So hat der Buchstabe Schin, Sh, den Wert 300; dieselbe Zahl erhält man, wenn man die Werte der Buchstaben in den Worten RVCh ALHJM, Ruach Elohim, d. i. „der Geist des Herrn“, zusammenlegt. Deshalb wird der Buchstabe Sh als Symbol für „den Geist des Herrn“ angenommen. Das Rechenexempel läßt sich leicht mit Hilfe der Tabelle ausführen: R = 200, V = 6, Ch = 8, A = 1, L = 30, H = 5, J = 10, M = 40, zusammen = 300. In derselben Weise sind die Worte AChD, Achad, d. i. Einheit, und AHBH, Ahebah, d. i. Liebe, jedes für sich = 13, und das eine dieser Wörter wird deshalb statt des anderen gebraucht. Als weiteres Beispiel diene der Versuch, durch die Gematria die Namen der drei Engel, welche Abraham im Hain Mamre besuchten, zu finden. Es steht eigentlich im ersten Buch Mosis 18, 2: VHNH ShLShH, Vehenna Shalisha, d. i. „Und siehe, drei Männer“. Der Zahlenwert dieser 2 Wörter beträgt 701, aber dieselbe Zahl erhält man durch Addition der Buchstaben ALV MJKAL GBRJAL VRPAL, Elo Michael Gabriel Ve-Raphael welches bedeutet: „Diese sind Michael, Gabriel und Raphael“. Wir haben hier ein Beispiel dafür, daß tiefe Geheimnisse, wie hier die Namen der Engel, unter anscheinend ganz einfachen Wörtern versteckt sein können. Diese Beispiele mögen genügen, um die Natur und Bedeutung der Gematria zu zeigen.

Von der anderen Methode, Notariqon, giebt es zwei Formen. Nach der ersten wird jeder Buchstabe eines Wortes als Anfangsbuchstabe eines neuen Wortes genommen. So entfaltet sich ein einzelnes Wort zu einem ganzen Satze.

Als Beispiel diene eine der vielen Spekulationen, welche über das erste Wort des alten Testamentes: BRAShJTh, Berashit, „Im Anfang“ gemacht worden sind. Nimmt man die Buchstaben dieses Wortes als Anfangsbuchstaben von neuen Wörtern, so erhält man unter vielen anderen auch folgenden Satz: Berashit Rahi Elohim Shejequebelo

Israel Thorah d. i. „Am Anfange sah der Herr, daß Israel das Gesetz annehmen würde". So liegt also das Verhältnis Israels zu Jehovah als verborgene Weissagung im ersten Wort des alten Bundes. — Die zweite Form von Notariqon ist der ersten gerade entgegengesetzt. Während diese darauf ausging, aus einem einzelnen Worte einen ganzen Satz zu entwickeln, hat die 2. Methode das Ziel, aus gegebenen Sätzen einzelne Wörter abzuleiten. Und dies geschieht dadurch, daß man die Anfangs- oder Schlußbuchstaben der einzelnen Wörter des Satzes zu neuen Wörtern zusammenstellt. So wird die Kabbala auch Chokmah Nesethrah, d. h. „heimliche Weisheit", genannt, und aus den Anfangsbuchstaben dieser beiden Wörter wird das Wort ChN, Chen, d. i. „Gnade", gebildet. — Im 5. Buch Mos. 30, 12 steht: Mi, Jaulah Leno Ha-Shamajimah, „Wer will uns in den Himmel fahren?" Aus den Anfangsbuchstaben entsteht das Wort MJLH, Milah, das „Beschneidung" bedeutet, und aus den Schlußbuchstaben JHVH, Jahve, „Jehovah". Die Kabbalisten entnahmen daher aus diesem Satze, daß Gott selbst die Beschneidung als Zeichen für das auserwählte Volk angeordnet habe.

Als eine besondere Form von Notariqon kann das Verfahren bezeichnet werden, durch welches man die Namen der 72 Engel, Schemhamphorasch, „der geteilte Name", benannt, gefunden hat. Jeder der drei Verse 2. Mos. 14, v. 19, 20 und 21 hat im Urtext 72 Buchstaben. Das mußte notwendigerweise eine geheimnisvolle Bedeutung haben; umsomehr, da v. 19 von „dem Engel Gottes, welcher dem Heere Israels voranzog", redet; denn überall, wo von einem Engel die Rede ist, kann man vermuten, daß der Name des Engels in den Worten verborgen liegt. Schreibt man nun einen jeden dieser drei Verse in einer geraden Linie, den einen über den anderen, und zwar den ersten Vers von rechts nach links, den zweiten von links nach rechts und den dritten wieder von rechts nach links, so erhält man offenbar 72 senkrechte Reihen von je drei Buchstaben. Jede der 72 Reihen bildet ein Wort von drei Buchstaben, und fügt man dann die Endung AL, JH, El oder JAH jedem dieser Wörter hinzu, so hat man die Namen der 72 Engel. Da Schemhamphorasch nun in der sogen. praktischen Kabbala eine große Rolle spielt, so werden wir die Tafel später gebrauchen und führen sie deshalb hier an:

Schemhamphorasch.

M	J	H	L	A	H	K	A	L	M	O	S	J	V
B	Z	H	A	L	Z	H	K	L	H	L	J	L	H
H	L	O	V	D	J	Th	A	H	Sh	M	T	J	V
14	13	12	11	10	9	8	7	6	5	4	3	2	1

Sh	J	H	N	Ch	M	J	N	P	L	K	L	H	H
A	R	A	Th	H	L	J	L	H	V	L	A	Q	R
H	Th	A	H	V	H	J	K	L	V	J	V	M	J
28	27	26	25	24	23	22	21	20	19	18	17	16	15

M	H	J	R	Ch	A	M	K	L	J	V	L	A	R
J	H	J	H	O	N	N	V	H	Ch	Sh	K	V	J
K	H	Z	O	M	J	D	Q	Ch	V	R	B	M	J
42	41	40	39	38	37	36	35	34	33	32	31	30	29

N	P	M	N	N	O	H	D	V	M	O	O	S	J	V
M	V	B	J	N	M	Ch	N	H	J	Sh	R	A	L	V
M	J	H	Th	A	M	Sh	J	V	H	L	J	L	H	L
57	56	55	54	53	52	51	50	49	48	47	46	45	44	43

M	H	J	R	Ch	A	M	D	M	O	J	V	M	H	J
V	J	B	A	B	J	N	M	Ch	N	H	M	Tz	R	J
M	J	M	H	V	O	Q	B	J	V	H	B	R	Ch	L
72	71	70	69	68	67	66	65	64	63	62	61	60	59	58

Temura, die dritte kabbalistische Methode, beruht auf der Permutation, dem Versetzen der Buchstaben. Für letzteres giebt es eine Menge verschiedener, z. T. sehr verwickelter Regeln.

Eine der einfachsten ist die sogen. Kombinationstafel von Tziruph: Man schreibt die 22 Buchstaben des Alphabets in zwei Reihen untereinander, die erste Reihe von rechts nach links, die zweite von links nach rechts:

K	J	T	Ch	Z	V	H	D	G	B	A
L	M	N	S	O	P	Tz	Q	R	Sh	Th

Hierauf wird jeder Buchstabe der einen Reihe durch den entsprechenden der zweiten Reihe ersetzt, z. B. A durch Th, B durch Sh, und ebenso umgekehrt Th durch A u. s. w. Ersetzt man nun den letzten oder die zwei letzten Buchstaben der untersten Reihe durch andere, läßt aber sonst die Reihenfolge unverändert, so entstehen schon 21 andere Kombinationen. Setzt man z. B. Z und V an die letzten Stellen, so erhält man:

M	L	K	J	T	Ch	H	D	G	B	A
N	S	O	P	Tz	Q	R	Sh	Th	V	Z

Da die Reihenfolge der Buchstaben hier beibehalten ist und nur die beiden letzten Buchstaben der untersten Reihe verändert sind, so ist die ganze Kombination bekannt, wenn man nur die beiden letzten Buchstaben ansieht. Die verschiedenen Kombinationen in Tziruph's Tafel werden daher nach den vier letzten Buchstaben rechts genannt; so heißt die zuerst angeführte Kombination A Th B Sh, die letzte A Z B V. Bei Befolgung dieser Regeln kann man sich die übrigen leicht selber bilden. Man sagt, daß die Kabbalisten 22 dieser Kombinationen gebraucht hätten; es liegt jedoch auf der Hand, daß viel mehr möglich sind.

Außer diesen Tafeln finden sich noch drei andere, welche „die richtige“, „die umgekehrte“ und „die unregelmäßige“ heißen. Um eine von ihnen darzustellen, muß man ein Quadrat mit 22 × 22 Feldern zeichnen, so daß jeder der 22 Buchstaben 22mal vorkommt. Bei der „richtigen“ Tafel schreibt man dann die Buchstaben von rechts nach links in der obersten Reihe. In der nächsten Reihe macht man es ebenso, nur beginnt man hier mit B und endet mit A. In der dritten Reihe fängt man mit G an und endet mit B u. s. f. Die „umgekehrte“ Tafel wird ebenso gebildet, nur schreibt man hier die Buchstaben in umgekehrter Reihenfolge, von links nach rechts. Die Beschreibung der „unregelmäßigen“ Tafel ist zu weitläufig.

Dagegen hat noch eine Methode Interesse für uns, weil sie noch in unseren Tagen als ein beliebtes, populäres Zauberalphabet bekannt ist. Das ist Aiq Bekar, „die Kabbala der neun Kammern“: Man schreibt alle 27 Buchstaben (also die 5 Schlußzeichen mit) in 3 mal 3 nebeneinander liegende Felder, zunächst die ersten neun Buchstaben und zwar von rechts beginnend, in jeden Raum einen. Dann folgen die nächsten neun, und wenn alle Buchstaben geschrieben sind, befinden sich natürlich in jedem Raume drei. Das Ganze sieht nun so aus:

300 . . . Sh	30 . . L	3 . G	200 . . . R	20 . . K	2 . B	100 . . . Q	10 . . J	1 . A
600 . . . M*	60 . . S	6 . V	500 . . . K*	50 . . N	5 . H	400 . . . Th	40 . . M	4 . D
900 . . . Tz*	90 . . Tz	9 . T	800 . . . P*	80 . . P	8 . Ch	700 . . . N*	70 . . O	7 . Z

Ueber jedem Buchstaben ist sein Zahlenwert angegeben, die Schlußbuchstaben sind mit einem * versehen. Die Punkte, die über drei einzelnen Buchstaben stehen, haben die besondere Bedeutung, daß man das ganze System mit ihrer Hilfe als heimliches Alphabet benutzen kann. Zeichnet man nur die Form einer Kammer und schreibt einen Punkt in dieselbe, so bedeutet diese Figur den ersten Buchstaben in der Kammer; zwei Punkte bezeichnen den zweiten Buchstaben, drei Punkte den dritten. So bedeutet z. B. |· A; |· · ·| R und |· ·| P. Auf solche Weise soll die Kabbala der neun Kammern schon von den Kabbalisten des Altertums zu heimlichen Mitteilungen benutzt worden sein. Natürlich kann dieses System auch in mannigfacher Weise zum Versetzen der Buchstaben benutzt werden.

Außer den hier besprochenen giebt es zahlreiche mehr oder weniger willkürliche Methoden, mit deren Hilfe man von gegebenen Wörtern oder Sätzen neue ableitete. Die meisten derselben scheinen jedoch einer späteren Zeit anzugehören, da sie vor allem von den christlichen Kabbalisten im Mittelalter benutzt worden sind, um die Hauptsätze der christlichen Dogmatik aus den Worten des alten Testamentes abzuleiten. Als Beispiel dieser Künste werden wir in folgendem einige derselben erwähnen.

Die Lehren der Kabbala.

Es ist mir nicht möglich, ein einigermaßen klares Bild von dem Inhalte der kabbalistischen Schriften zu geben. Eine solche kurze Beschreibung müßte ein Referat des Gedankenganges, des leitenden Fadens in den Werken, sein. Aber ein solcher Faden ist überhaupt nicht vorhanden in der Kabbala. Von einem Werke, das in unserer Zeit die großen Rätsel, mit denen die Kabbala sich beschäftigt, behandeln wollte, würden wir vor allem eine übersichtliche Anordnung des Stoffes und eine strenge Logik verlangen. Aber von Logik findet man nicht die geringste Spur in der Kabbala; man liest vergebens diese umfangreichen Werke durch, um etwas zu finden, was einer modernen Beweisführung nur entfernt gleichen könnte. Der Kabbalist kommt nicht auf dem Wege der Schlußfolgerung, sondern auf dem der Phantasie zu seinen Resultaten. Ein jeder Gedanke wird ohne den geringsten Zusammenhang mit dem vorhergehenden einfach als eine Behauptung hingestellt, die überhaupt nicht bezweifelt werden kann, und seine Richtigkeit wird nur dadurch bestätigt, daß mittelst der mystischen Methoden bewiesen wird, daß er in dieser oder jener Schriftstelle verborgen liegt. In der Kabbala feiert die morgenländische Phantasie ihre wildesten Triumphe; wo aber die Phantasie Alleinherrscherin ist, kann von einer Ordnung nicht die Rede sein. Es ist begreiflich, daß es unter solchen Verhältnissen unmöglich ist, über den Inhalt der Werke zu referieren. Ich muß mich deshalb darauf beschränken, kurz klarzulegen, um was es sich handelt, und die wichtigsten der Begriffe zu beleuchten, die später so hohe Bedeutung gewannen. Dabei dürfte aber diese Darstellung vielleicht in manchen Punkten noch recht mangelhaft werden; denn es ist ein großer Unterschied zwischen der freien Phan-

tasie eines Kabbalisten und dem logischen Gedankengange eines modernen Europäers, so daß der eine den anderen kaum jemals völlig verstehen wird. Mit diesem Vorbehalt werde ich nun versuchen, den Inhalt der Kabbala wiederzugeben.

Wir beginnen mit Sepher Jezirah, welches eine Art Einleitung zum Sohar ist. Sepher Jezirah, „das Buch des Ursprungs", ist dem Patriarchen Abraham in den Mund gelegt; das Werk stellt sich dar als seine Betrachtungen über das Dasein. Der Anfang desselben ist unserer Zeit leicht verständlich; durch Betrachtung der Welt, ihrer Ordnung und der Einheit des Ganzen wird der Patriarch zum Glauben an einen schaffenden Gott, der alles hervorgebracht hat, geführt. Aber nun ist es auch mit dem Verständnis des Buches, jedenfalls für uns, zu Ende. Der Verfasser geht allerdings auf dem eingeschlagenen Wege weiter; er sucht die Gesetze des Daseins im Einzelnen zu erforschen, um dadurch zu dem Verständnis der göttlichen Weisheit zu gelangen, aber dies geschieht in einer uns ganz unverständlichen Weise. Die natürlichen Mittel des Menschen für den Gedankenaustausch, d. h. die Wörter, unsere Namen für die Dinge, verschmelzen mit den Dingen selbst und treten an ihre Stelle. Im Worte liegt alles, aus dem Worte geht alles hervor, „das Wort ist Gott", sagt Sepher Jezirah. Löst man die Wörter in ihre Bestandteile auf, so zeigt es sich, daß sie aus 22 (hebräischen) Buchstaben und den ersten zehn Zahlen, aus denen alle andere Zahlen hergeleitet werden können, bestehen. Diese 32 Zeichen werden „die 32 wunderbaren Wege der Weisheit" genannt. Auf ihnen beruht alle Weisheit, nur durch sie gelangen wir zur Weisheit.

Mit diesen „wunderbaren Wegen der Weisheit" beschäftigt das Buch sich nun weiter, vor allem mit den zehn Zahlen, den „zehn Sephiroth". Die einfache Thatsache, daß wir mit zehn Zahlen neue bilden können, daß die Zahlenreihe eine unendliche ist, hat den Kabbalisten sehr imponiert. „Für die zehn Sephiroth giebt es kein Ende, weder in der Zukunft noch in der Vergangenheit." Aber die zehn Sephiroth sind nicht bloß Zahlen; da die Zahlen alles umfassen, da alles in der Welt mit Zahlen gemessen werden kann, so werden die Zahlen für die Kabbalisten das Wesen der Dinge selbst.

Einige Beispiele werden dies klar machen. Da die Vorstellung von einem allmächtigen Gott die Möglichkeit ausschließt, daß es mehr als einen Gott giebt, so wird die erste Sephira, die Zahl eins, zum Wesen Gottes selbst. „Die erste Sephira, eins, das ist der Geist des lebendigen Gottes, gesegnet sei sein Name." Die zweite Sephira, die Zahl zwei, ist das Wort. Das Wort ist ein Hauch, der Träger der Gedanken des Menschen; „Hauch" und „Gedanke" sind zwei Dinge, und doch eins, weil sie unzertrennlich sind, und obgleich die Wörter nur ein Hauch sind, verlangen sie doch 22 Buchstaben, um ausgedrückt werden zu können. Dies große Geheimnis liegt in der zweiten Sephira: „Zwei ist ein Hauch, der vom Geiste kommt; in demselben sind die 22 Buchstaben, die doch nur einen Hauch ausmachen, geformt und gebildet."

Der Kern dieser ganzen Lehre von den zehn Sephiroth besteht, wie die angeführten Beispiele zeigen, geradezu in Zahlspekulationen, in Versuchen, das Wesen der Dinge, in Zahlen ausgedrückt oder symbolisiert, durch diese zu finden. Dasselbe gilt auch für die übrigen 22 Weisheitswege, die 22 Buchstaben. Diese werden in drei Gruppen geteilt, welche „die drei Mütter", „die sieben doppelten" und „die zwölf einfachen" heißen. Diese Einteilung scheint nur gemacht zu sein, um die Bedeutung der Zahlen drei, sieben und zwölf im Dasein zu beweisen. Im Weltbau sind so die drei Elemente, Feuer, Wasser und Luft, die drei Mütter. Das Feuer ist die Substanz des Himmels, aus dem Wasser ist die Erde hervorgegangen, und zwischen diesen zwei entgegengesetzten Elementen ist die Luft, die sie trennt. Die Einteilung des Jahres wird auch von den drei Müttern beherrscht, denn es giebt drei Jahreszeiten. (Im Orient folgt dem heißen Sommer die Regenzeit, welche dann von einer gemäßigteren Periode abgelöst wird.) Im menschlichen Körper herrschen auch die drei Mütter, denn der Körper besteht aus dem Kopfe, der Brust und dem Bauche. „Die sieben doppelten" entsprechen den Gegensätzen, den Dingen, die sowohl zum Guten als zum Bösen dienen können. So giebt es sieben Planeten, die einen guten oder schlechten Einfluß auf die Erde ausüben. Es giebt sieben Tage und sieben Nächte in der Woche; der menschliche Kopf hat sieben Thore, die sich sowohl für das Gute wie für das Schlechte öffnen. „Die zwölf einzelnen" finden wir endlich in den zwölf Monaten des Jahres, in den zwölf Sternbildern im Tierkreise und den zwölf Thätigkeiten des Menschen. Diese sind nach Sepher Jezirah: Das Gesicht, das Gehör, der Geruch, die Berührung, das Wort, die Ernährung, die Fortpflanzung, die Bewegung, der Zorn, das Lachen, der Gedanke und der Schlaf.

Faßt man nun alles dieses zusammen, so muß man Sepher Jezirah zunächst als einen äußerst primitiven und unvollkommenen Versuch ansehen, durch Erforschung der Natur die göttliche Weisheit, welche sich in der Gesetzmäßigkeit des Daseins offenbart, zu erkennen. Sepher Jezirah sucht uns „den Geist der Natur" zu offenbaren, wie ein moderner Forscher sagen würde. Aber da eine wirkliche Naturforschung den Kabbalisten völlig fern gelegen hat, haben sie versucht, die Mittel, welche der menschliche Geist zum Austausch der Gedanken besitzt, nämlich Buchstaben und Zahlen, in der Natur selbst wiederzufinden, und da solche willkürlichen Phantasieen bis zu einem gewissen Grade sich stets durchführen lassen, so sind Zahlen und Buchstaben für sie mit dem Wesen der Dinge eins geworden.

Sohar scheint schon einen etwas höheren Standpunkt darzustellen, wesentlich wohl aus dem Grunde, weil es sich mehr mit Gott und der menschlichen Seele als mit der Natur beschäftigt. Das, was außer uns ist, d. h. die Natur, liegt uns auch ferner; die Geschichte der Wissenschaft zeigt, daß ein wirkliches Verständnis für die Natur erst sehr spät erreicht worden ist. Aber durch das Bestreben, sich selbst zu erforschen, hat der Mensch schon früh einen Einblick in die seelischen Vorgänge bekommen und hat sich stets seine Götter sich selber ähnlich, nur größer und mächtiger, gedacht. Sohars Betrachtungen über Gott und Menschen müssen unserer Zeit deswegen auch weniger kindlich und verfehlt erscheinen, als die Spekulationen Sepher Jezirahs über die Natur.

Sohar fängt übrigens da an, wo „das Buch des Ursprungs" schließt; es geht von Gott und der göttlichen Weisheit als etwas Gegebenem aus.

Gleich am Anfange von Idra Rabba beschreibt Simeon ben Jochai seinen Begleitern Gott so: „Er ist der Aelteste der Aeltesten, das Geheimnis der Geheimnisse, der Unbekannte unter den Unbekannten. Er hat eine Gestalt, die ihm gehört, da er uns als der sehr ehrwürdige Greis, als der Aelteste unter den Aeltesten erscheint. Aber in der Gestalt bleibt er doch unbekannt. Seine Kleidung leuchtet weiß, sein Angesicht ist leuchtend. Er sitzt auf einem Throne von Funken, die seinem Willen unterstellt sind. Das weiße Licht seines Hauptes erleuchtet 400 000 Welten. 400 000 Welten, von diesem weißen Licht geboren, werden das Erbe der Gerechten im kommenden Leben sein. Jeden Tag gehen von seinem Gehirne 13 000 Myriaden Welten aus, die er erhält und deren Gewicht er alleine trägt. Von seinem Haupte schüttelt er einen Tau, der die Toten zu neuem Leben erweckt, deshalb steht geschrieben: „Dein Tau ist ein Tau des Lichtes.“ Derselbe ist die Nahrung der Heiligsten, ist das Manna, welches den Heiligen im kommenden Leben bereitet wird. Dieser Tau ist weiß wie der Diamant, dessen Farbe alle Farben enthält. — Die Länge seines Gesichtes, vom Scheitel bis zum Kinn, ist 370 × 10 000 Welten. Man nennt ihn „das lange Gesicht“; denn so ist der Name des Aeltesten unter den Aeltesten.“

Aber in dieser Form ist Gott nicht immer hervorgetreten; es gab eine Zeit, wo er nur „negativ existierte“, d. h. wo seine Form nur als Möglichkeit existierte. Damit aber die Welt und die Menschen geschaffen werden konnten, und damit Gott von den Menschen erkannt werden konnte, mußte er sich selbst entwickeln und seine verschiedenen Formen annehmen, welche sich gegenseitig ergänzen. Von diesem Vorgange, wie Gott sich entfaltet und dadurch die Welt schafft, handelt der erste Teil des Buches Sohar: „das Buch der verborgenen Geheimnisse“. Es beginnt mit dem Bericht, wie Gott zuerst Ain Soph war, der grenzenlose und unendliche Eine, in dem alle göttlichen Formen als Möglichkeiten existierten. Diese Formen, welche sich gegenseitig erfüllen und sich damit das Gleichgewicht halten, ruhten damals in der Gegend, die negativ in dem „ältesten Einen“ existierte. Nun aber entfaltet sich die Gottheit, indem sie nach und nach ihre verschiedenen Formen, die zehn Sephiroth, annimmt (vrgl. S. 127).

Es erscheint sonderbar, daß die zehn Sephiroth, welche in Sepher Jezirah nur die zehn ersten, als das Wesen der Dinge aufgefaßten Zahlen sind, hier als Formen Gottes hervortreten. Dieser Unterschied ist jedoch nur scheinbar; er beruht nur auf einer stärkeren Betonung eines Gedankens, welcher schon im „Buch des Ursprungs“ angedeutet ist. Es wurde bei der Behandlung dieses Werkes erwähnt, wie die erste Sephira, Eins, Ruach Elohim, der Geist Gottes, ist. Die zweite Sephira, Zwei, ist das Wort; aber „das Wort ist Gott“, daher ist die zweite Sephira nur eine neue Form der Gottheit. Aehnlich geht es nun mit den übrigen; sie werden alle zuletzt nur verschiedene Seiten von Gottes Wesen, und in dieser Bedeutung treten sie nur im Sohar hervor. Nach dieser kurzen Abschweifung, welche notwendig war, um den Zusammenhang der beiden kabbalistischen Hauptwerke zu verstehen, kehren wir zu Sohar zurück.

Als Gott hervortreten wollte, entfaltete er zuerst die höchste und umfassendste seiner Formen, die erste Sephira, Kether, „die Krone“. „Dieselbe ist die Grundlage für das ganze Dasein, die geheimnisvolle Weisheit, die Krone des Erhabensten, das Diadem der Diademe.“ Er wird auch „Makroprosopus“, „die sich weit erstreckende Ordnung“, genannt und im 2. Buche Moses wird er — nach der Behauptung der Kabbalisten — mit dem Namen AHIH, Eheieh, d. h. „Ich bin“, bezeichnet. Aus der ersten Sephira gingen nun die neun anderen der Reihe nach hervor. Aber bei diesen folgenden Sephiroth ist das das Merkwürdige, daß einige männlich, andere weiblich sind. Dieses, so sagen die Kabbalisten, stimmt mit der Bibel überein. Es steht nämlich im I. Buche Moses 1, 26—27: „Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen; ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meere und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und

über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriechet. Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und er schuf sie ein Männlein und Fräulein.“ Hier ist es nun sonderbar, daß Gott von sich selber in der Mehrzahl redet und vom Menschen sagt: „die da herrschen“. Ferner schafft er den Menschen nach seinem Bilde, sowohl Mann als Weib. Und dies gilt alleine für Adam, denn die Erschaffung Evas aus Adams Rippe wird erst weit später, nämlich in 2. Kap. v. 21—22, erwähnt. Alles dieses, sagen nun die Kabbalisten, giebt erst einen Sinn, wenn wir uns Gott sowohl männlich als weiblich denken. Adam, der nach Gottes Bild geschaffen wird, ist dann auch ebensowohl männlich als weiblich; und es erklärt sich dadurch auch, wenn der Herr sowohl von sich selbst, als auch vom Menschen in der Mehrzahl spricht, weil ein männlich-weibliches Doppelwesen als zwei Personen betrachtet werden muß. In Uebereinstimmung hiemit dachte man sich die neun Sephiroth als die männlichen und weiblichen Seiten im Wesen der Gottheit.

Die zweite Sephira ist Chokmah, „die Weisheit“, die männliche, aktive Kraft, welche von Kether ausstrahlt. Sie ist der Vater, während die dritte Sephira, Binah, „das Verständnis“, die Mutter ist. Kether, Chokmah und Binah bilden vereint die oberste Dreieinigkeit, nach deren Bild der Mensch als Mann und Weib erschaffen wurde, weshalb Mann und Weib nach der Kabbala auch ganz ebenbürtig sind. Durch Vereinigung von Vater und Mutter entsteht nun die vierte Sephira, Chesed, das „Mitleid“ oder die „Liebe“. Aus dieser männlichen Kraft entstand die fünfte Sephira, Geburah, „die Stärke“, die auch Pachad, die „Furcht“, genannt wird und eine weibliche passive Kraft ist. Aus den beiden letzten entsteht dann die sechste Sephira, Tiphereth, „die Schönheit oder die Mildthätigkeit“, welche die beiden vorhergehenden verbindet. Sie wird auch Mikroprosopus, „die kleinere Ordnung“, genannt, und mit ihr ist die zweite Dreieinigkeit abgeschlossen. Diese sechs ersten Sephiroth bilden vereint Melech, „König“; mit dieser Entwicklung ist auch die Erschaffung der Welt vollendet. Gott schuf nämlich die Welt in sechs Tagen, und das Gesetz Mose beginnt, wie wir wissen, mit dem Worte B R A Sh J Th, welches „im Anfang“ bedeutet. Aber dieses Wort soll eigentlich B RA Sh J Th, Bera Shith d. h. „er schuf sechs“ gelesen werden. Hieraus ersehen wir, daß die Entwicklung der sechs ersten Sephiroth gleichbedeutend mit der Erschaffung der Welt in sechs Tagen ist.

Die vier nächsten Sephiroth entstehen in derselben Weise wie die ersten. Der siebente ist die männliche Kraft, Netzach, „die Festigkeit oder der Sieg“ und der achte eine passive weibliche Macht, Hod, „die Größe“. Aus diesen beiden geht dann Jesod hervor, „der Grund“. Endlich entspringt aus diesem letzten der zehnte, Malkuth, „das Königtum“, auch „Königin“ genannt. Wenn alle zehn Sephiroth in der Reihenfolge aufgestellt werden, wie sie entstanden sind, und so, daß ihr wechselseitiges Verhältnis durch den Platz bezeichnet wird, so entsteht „der kabbalistische Baum“, die Figur, die auf nebenstehender Tafel dargestellt ist. Hier sind außerdem die übrigen Namen für die einzelnen Sephiroth mitangeführt, die ich in den Text nicht aufgenommen habe. Die unterstrichenen Namen sind die verschiedenen Namen für Gott, welche die Kabbalisten auf die verschiedenen Sephiroth bezogen.

Der Sinn dieser Lehre von den Sephiroth ist leicht zu verstehen, wenn man den kabbalistischen Baum betrachtet. Die zehn Sephiroth sind nur verschiedene Eigenschaften, die Gott beigelegt werden können und gleichsam in verschiedene Personen zerlegt sind. Aber zusammen bilden sie doch nur eine Person, Adam Auilah, „der erste Existierende“, oder auch Adam Qadmon, „das Urbild des Menschen“. Mit diesen Namen oder mit dem Namen der einen oder der anderen Sephira bezeichneten die Kabbalisten Gott. Dagegen hatten sie eine so große Furcht vor Gottes „höchstem Namen“, JHVH, Jahve oder Jehova, der doch oft in den 5 Büchern Mose vorkommt, daß sie ihn nie aussprachen. Wo sie dieses Wort antrafen, nannten sie es „den Namen mit den vier Buchstaben“, Tetragram-

maton. Gott wird auch AGLA genannt, d. i. ein Notariqon des Satzes: Ateh Gebor Le-olahm Adonai, d. h. „du herrschest ewiglich, Herr".

Da der Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen ist, mußten die Kabbalisten konsequenterweise auch das geistige Wesen des Menschen in mehrere Glieder zerlegen, ebenso wie das Wesen der Gottheit in zehn Sephiroth gespalten war. So hat nach der Kabbala der Mensch denn auch verschiedene Seelen, wie viele, ist nicht leicht zu sagen, wenigstens aber drei, Geist, Seele und Lebenskraft; diese bilden eine Dreieinigkeit; der Geist ist der erhabenste Teil des Menschen, die Seele ist der Sitz für das Gute und Böse, die Lebenskraft steht in unmittelbarer Verbindung mit dem Körper und bringt die Bewegungen hervor. „In diesen drei, Geist, Seele und Leib, finden wir ein getreues Abbild von dem, was in der Höhe vor sich geht; denn die drei bilden nur ein Wesen, wo alles zur Einheit verbunden ist." Außer diesen drei finden sich noch Andeutungen von mehreren anderen Seelen im Menschen; sie gewannen große Bedeutung bei den Magiern des Mittelalters.

Ich habe versucht, in aller Kürze eine Darstellung der Punkte zu geben, die für uns das größte Interesse haben werden und zugleich die Hauptlehren der Kabbala sind. Wie man sieht, zeichnet sie sich nicht durch großen Gedankenreichtum aus; eher könnte man das Ganze als ein Spielen mit Worten bezeichnen. Aber die Kabbala machte auch nicht durch ihren Gedankenreichtum Eindruck auf die Europäer; vielmehr waren es teils die mystischen Methoden, teils die grenzenlose Unklarheit, die sie zum Studium der Schriften reizte. Die mystischen Methoden haben wir oben kennen gelernt, nicht so sehr aber die Unklarheit; die angeführten Zitate sind nämlich größtenteils so dargestellt, daß der Sinn hervorgehoben und vom eigentlichen Wortlaut des Originals meist nicht viel mehr übrig geblieben ist. Um jedoch dem Leser eine Probe vom Stile des Sohar zu geben, zitiere ich den Anfang desselben, das 1. Kap. vom „Buche der verborgenen Geheimnisse", hier wörtlich:

„Das Buch der verborgenen Geheimnisse ist das Buch vom Gleichgewicht des Gleichgewichtes. Denn bevor Gleichgewicht da war, konnte die Ordnung die Ordnung nicht aufrecht halten. Und die Könige früherer Zeiten waren tot, und ihre Kronen fand man nicht mehr; und die Erde war wüste. Bis das Haupt (das unbegreiflich ist), erwünscht durch alle Wünsche (hervorgehend von AJN SVP, dem unbegrenzten, unendlichen Einen), sich zeigte und das Gewand der Ehre mitteilte. Dieses Gleichgewicht war in der Gegend, die in dem Einen von ehemals negativ existiert. So waren diese Kräfte abgewogen, die noch keine sichtbare Existenz hatten. In seiner Form (in der Form des Einen von ehemals) existierte das Gleichgewicht: das ist unbegreiflich, das ist ungesehen. Darin waren sie aufgegangen und darin gehen sie auf, die, welche nicht sind, welche sind und welche sein werden. Das Haupt, das unbegreiflich ist, ist Geheimnis in Geheimnis. Aber es wurde geformt und gebildet in Aehnlichkeit eines Hirnschädels, und es ist gefüllt mit krystallinischem Tau. Und seine Haut ist von Aether, klar und steif" u. s. w.

Man muß einräumen, daß die Männer, welche die kabbalistischen Grundgedanken erklärt haben, eine vertraute Kenntnis vom Gedankengang und der Ausdrucksweise der alten Kabbalisten gehabt haben müssen. Den meisten Menschen wird es schwierig sein, auch nur eine Spur von gesundem Verstand darin zu finden.

AJN SVP, der grenzenlose Eine.

Gerechtigkeit. Milde. Mitleid.

1.

Makroprosopus.

Die weit sich erstreckende Ordnung. Das lange Gesicht. Der älteste Eine.

Kether = Krone

Eheieh = Existenz

3 2

Binah = Verständnis **Chokmah = Weisheit**

Jehovah (Erste Dreieinigkeit) Yah

Die öberste Mutter Der Vater

5 4

Geburah = Stärke **Chesed = Mitleid**

(Zweite Dreieinigkeit)

Pachad = Furcht Gedulah = Größe

Eloah El

Mikroprosopus

Die kleinere Ordnung

6

Tiphereth = Schönheit

Elohim

Melech = König

8 7

Hod = Klarheit, Größe **Netzach = Sieg**

(Dritte Dreieinigkeit)

Elohim Tzabaoth Jehovah Tzabaoth

9

Jesod = Grund

El Chai

10

Königin

Malkuth = Königtum

Adonai.

Der Ursprung der Geheimwissenschaften.

Die ägyptische Theurgie.

Wie die Chaldäer besaßen auch die Aegypter eine Beschwörungskunst, deren Zweck es war, den einzelnen vor den Nachstellungen böser Mächte zu schützen. Aber während die Beschwörungskunst der Chaldäer, soweit uns bekannt, ausschließlich zum Schutz der Lebenden diente, suchte die der Aegypter auch den Toten im anderen Leben zu helfen. Hierin, sowie in mehreren anderen wesentlichen Punkten, unterscheiden sie sich; da die ägyptische aber nachweisbar einen großen Einfluß auf die gelehrte Magie des Mittelalters ausgeübt hat, so müssen wir ihre besonderen Eigentümlichkeiten hier kurz behandeln.

Die Quellen für unsere Kenntnis sind Papyrusschriften, die in Mumiengräbern gefunden worden sind.

Sie sind teils in ägyptischer, teils in griechischer Sprache abgefaßt. Die ägyptischen sind ohne Frage die ältesten; einzelne stammen sogar aus der fernen Zeit des 24. Jahrh. v. Chr. Diese ägyptischen Schriften kommen wesentlich für uns in Betracht; auf die griechischen, welche kaum weiter zurückreichen als bis zu den ersten Jahrhunderten nach Chr., gehen wir später näher ein. Da die ägyptischen Hieroglyphen schwer zu entziffern sind, so sind verschiedene der Papyrusrollen, die in den europäischen Museen aufbewahrt werden, überhaupt noch nicht gelesen, andere, die wohl gedeutet sind, haben einen so dunklen Inhalt, daß es fast unmöglich ist, ihren Sinn zu erklären. Man sieht wohl, daß sie von magischen Operationen handeln, wozu gewisse Dinge gebraucht werden; aber wie diese Dinge gebraucht werden, und was damit erreicht werden soll, bleibt völlig rätselhaft. Zu den am besten erklärten und verständlichsten Schriften gehört das „Totenbuch“ und der sogenannte „magische Papyrus Harris“. Wir werden uns im folgendem wesentlich an den Inhalt dieser Schriften halten.

Wie bei allen primitiven Völkern stand die Magie auch bei den alten Aegyptern in engster Verbindung mit der Religion. Diese ist äußerst verwickelt; es findet sich eine ganze Reihe von Göttern und Göttinnen, und jede von ihnen hat wieder eine Menge Namen. Die Sonne, Ra, die durch ihre Strahlen alles Leben erweckt, wurde als die Hervorbringerin und Erhalterin der Welt und des Lebens angesehen; jede Stellung der Sonne am Himmel aber personifizierte man durch einen besonderen Gott. So ist Ra die Sonne zur Mittagszeit, Osiris die untergehende Sonne. Isis ist der Himmel bei Sonnenuntergang; sie ist Osiris' Gattin und ihr Sohn ist Horus, die aufgehende Sonne. Set oder Typhon ist die Finsternis. Mythologisch wird es so dargestellt, daß Set seinen Bruder Osiris tötete, Isis denselben aber durch ihre Gebete und Beschwörungen ins Leben zurückrief; ihr Sohn Horus durchbohrte dann Set mit seinem Speer und rächte dadurch seinen Vater.

Dieser Mythus wiederholt sich nun immer wieder in den magischen Beschwörungen. Unter anderen Göttern wird Ammon oder Phta angeführt, der eigentlich auch die Sonne ist, indes in mehr abstrakter, weniger persönlicher Form.

Schon von den ältesten Zeiten her scheinen die Aegypter über das Dasein nach dem Tode nachgedacht zu haben. In vielfachen Naturerscheinungen sahen sie ein Bild vom Geschick der Seele im zukünftigen Leben, so namentlich im täglichen Umlauf der Sonne am Himmel. Ebenso wie Osiris getötet und wieder ins Leben zurückgerufen wird und über die Finsternis siegt, oder ebenso wie die Sonne sinkt, aber am Morgen wieder aufgeht, indem sie die Nebel zerstreut, so muß es nach ihrer Meinung auch dem Menschen gehen. Er steigt nur hinab ins Grab, um wieder aufzuerstehen; die Seele ist unsterblich, wie Ra, und vollendet denselben Lauf. Die Seele des Verstorbenen hieß Khou; sie stieg gleich nach dem Tode zur Unterwelt, Ker-neter, hinab, um hier von Osiris ihr Urteil zu empfangen. Auf dem Wege dorthin war sie jedoch mannigfachen Gefahren ausgesetzt, sie wurde von schrecklichen Ungeheuern und bewaffneten Geistern verfolgt, und der Mensch mußte in den göttlichen Dingen gut bewandert sein, um ihnen zu entrinnen. Wenn er in Ker-neter angekommen war, wurde sein Leben gewogen; sein Herz wurde auf eine Wagschale gelegt, die Horus hielt; auf der anderen Schale saß die Gerechtigkeit; Thot, der Gott der Weisheit, zeichnete das Resultat der Wägung auf. Davon hing das schließliche Schicksal der Seele ab. Der Gerechte wurde unter Osiris' Begleiter aufgenommen; aber wer zu leicht erfunden war, wurde mit völliger Vernichtung bestraft, er wurde auf dem Schafott der Unterwelt, Nemma, hingerichtet, wo ein Nilpferd ihm den Kopf abbiß. Die bösen Seelen hießen deshalb „die zweimal Gestorbenen". Vor Vollziehung der Strafe mußte die Seele jedoch viele Prüfungen durchmachen; sie mußte auf Erden umherwandern und hatte hier die Macht, jede beliebige Gestalt anzunehmen. Sie konnte so auch in die balsamierten Leiber der Verstorbenen, ja auch in Lebende eindringen. In Theben hat man an einem Tempel eine interessante Inschrift gefunden, ein historisches Aktenstück, das von einer Königstochter erzählt, die von einer bösen Seele „besessen" war. — Eigentliche Teufel scheinen die Aegypter aber nicht gekannt zu haben; die bösen Mächte, gegen die sie kämpften, waren der Gott Set, seine Begleiter und „die zweimal Gestorbenen", solange diese vor Vollziehung der Hinrichtung auf Erden umherwanderten.

An diese Vorstellungen schließt die ägyptische Magie sich nun zum großen Teil an. Damit die Seele, Khou, die mannigfachen Gefahren und Prüfungen einigermaßen leicht überstehen konnte, mußte sie von vielen Dingen Kenntnis haben und eine Menge von Amuletten und geweihten Gegenständen besitzen. Alles dieses wurde ihr von den Hinterbliebenen bei der Beerdigung mitgegeben.

Das „Totenbuch“ enthält ein vollständiges Begräbnisritual, in dem alle notwendigen Gebete und Ceremonien genau aufgezeichnet sind. Das Buch enthält über 150 Kapitel — ein Beweis, mit welchen Umständen eine Beerdigung verbunden war. Noch anschaulicher wird dieses durch die Inhaltsangabe einzelner Kapitel werden. So wurde ein Gebet über einer Blumenkrone, die man auf das Haupt des Verstorbenen legte, gesprochen, dann verbrannte man Weihrauch, und nun war der Verstorbene gegenüber seinen Feinden, und zwar sowohl den Lebenden als den Toten, gerechtfertigt. Auf der Brust der Mumien findet man fast immer ein Steinbild des heiligen Käfers Scarabäus. Von diesem Talismane hatte der Verstorbene großen Nutzen, wie aus Kap. 31 des „Totenbuches“ hervorgeht; nach einem Gebete oder einer Beschwörung schließt es mit diesen Worten: „Dieses soll gesprochen werden über dem Scarabäus von hartem Stein, der mit Gold bekleidet sein und auf dem Herzen des Menschen liegen soll. Mache daraus einen mit Oel gesalbten Talisman und sprich die Zauberworte darüber: Mein Herz ist von meiner Mutter, mein Herz ist in meinen Verwandlungen.“

Auch für die Lebenden hatte der Inhalt des „Totenbuches“ große Bedeutung. Das 18. Kap., „Thots Litanei“, diente dazu, um Khou das Wiedersehen des Lichtes nach dem Tode zu sichern. Wer aber schon während seines Lebens eine Kopie derselben bei sich trug, würde sich der Gesundheit erfreuen und Feuer und allen Gefahren hier auf Erden entgehen.

Die Gebete und Beschwörungen des Totenbuches sind durchgehends so formuliert, als ob der Tote selbst sie ausspräche. Das ist auch ganz natürlich, da die Seele diese Zauberformeln in den verschiedensten Lagen ja gebrauchen soll. Ferner ist ihnen eigentümlich, daß der Tote als eine göttliche Person auftritt, ja sogar als einer der hohen Götter, die nichts Böses treffen kann. Dasselbe ist auch bei den Beschwörungen der Fall, die zum Schutze der Lebenden dienten und den Hauptinhalt des „magischen Papyrus Harris“ bilden.

Man fleht die Hilfe der Götter nicht als eine Gnade an, man fordert sie; man befiehlt ihnen zu helfen, indem man auf die eigene Göttlichkeit hinweist. Zuweilen ruft man nicht einmal die Götter an; man befiehlt einfach den Gefahren sich fernzuhalten, indem man sich selbst als Gott hinstellt. Ein paar Beispiele aus dem magischen Papyrus: Folgende Beschwörung richtet sich gegen wilde Tiere: „Komm zu mir, Herr der Götter! Halte fern von mir die Löwen, die von der Erde kommen, und die Krokodile, die aus dem Flusse emporsteigen, und all das beißende Getier, das aus seinen Winkeln hervorkriecht. Zurück Krokodil, Mako, Sets Brut! Schlage nicht mit deinem Schwanze; schüttle deine Arme nicht; sperre deinen Rachen nicht auf! Das Wasser vor dir werde zum flammenden Feuer; die Speere der 77 Götter mögen dein Auge treffen; gefesselt bist du an Ras mächtiges Steuer*). Plötzlich bist du gefesselt an die vier Metallhaken im Vorderteil von Ras Boot. Halt' ein, Krokodil, Mako, Sets Brut. Denn ich bin Ammon, der seine eigene Mutter befruchtete.“ — In folgender, gegen die Krokodile gerichteten Zauberformel werden die Götter gar nicht mehr angerufen; der Beschwörer macht sich ohne weiteres zu Gott selbst:

„Sei nicht gegen mich! Ich bin Ammon, ich bin Anhur, der gnädige Hüter. Ich bin der große Machthaber, der Herr des Schwertes. Erhebe dich nicht wider mich, ich bin Set! Rühre mich nicht an! Ich bin Horus! Die, so im Wasser sind, dürfen nicht herauskommen, die, so herausgekommen sind, dürfen nicht zurückkehren ins Wasser, die, so darin

---

*) Man dachte sich, daß der Sonnengott in einem Boote über den Himmel segelte. Anm. d. Verf.

bleiben, sollen auf dem Wasser treiben, wie Leichen auf den Wogen. Ihr Rachen soll sich schließen, ebenso wie die sieben Siegel einer ewigen Versiegelung geschlossen sind."

Diese Eigentümlichkeit der ägyptischen Magie tritt in der späteren Zeit noch schärfer hervor. Man beschränkt sich nicht mehr darauf, sich nur auf die eigene Göttlichkeit zu berufen: man droht sogar den Göttern.

In einem griechisch geschriebenen Papyrus findet man verschiedene solche Beschwörungen. Sie stammen offenbar aus einer Zeit, wo die Magie sich mit der anderer Länder schon vermischt hatte; indes ist der Geist dieser Zauberformeln doch noch rein ägyptisch. So wendet man sich bei der Einweihung eines Zauberringes, des Hermesringes, an die Sonne und spricht folgende Formel: „Ich bin Thot, der Erfinder und Schöpfer der Heilmittel und Schriftzeichen. Komm zu mir, der du unter der Erde bist, erhebe dich vor mir, großer Geist! So ich nicht alles zu wissen bekomme, was da wohnet in den Seelen aller Aegypter, Griechen, Syrier und Aethiopier, aller Nationen und Rassen; so ich nicht alles zu wissen bekomme, was da geschehen ist und geschehen soll; so ich nicht Aufschluß empfange über ihre Gebräuche, Arbeiten, Leben und Namen, sowie Namen ihrer Väter, Mütter, Schwestern und Freunde, sowie die Namen der Verstorbenen, so werde ich das Blut des Schwarzen in das Ohr eines Hundes, der in einem neuen, unbenutzten Gefäße liegt, gießen; ich werde dieses in einen neuen Kessel setzen und darunter Osiris' Gebeine verbrennen; mit lauter Stimme werde ich ihn nennen, der drei Tage und drei Nächte im Flusse war, Osiris, der vom Strome des Flusses zum Meere hinabgeführt wurde." Diese Formel bezieht sich wie manche andere auf den Mythus vom ermordeten Osiris, der vom Fluß ins Meer hinabgeführt wurde; der Magier droht nun den Göttern, seinen Namen nennen zu wollen, d. i. seinen Aufenthaltsort dem Mörder Set zu verraten.

Auf diese Weise glaubte man, die Götter zur Hilfe zwingen zu können. Die göttliche Magie ist also Bezwingung der Götter, Theurgie.

Es liegt in der Natur der Sache, daß man solche Zauberei, die mit Hilfe der Götter selber wirksam ist, nicht zu etwas Schlechtem benutzen kann. Die ägyptische Magie war daher ein Geheimnis, das von den Priestern gewahrt wurde; diese wachten streng darüber, daß sie nicht zur Kenntnis des Volkes gelangte. In einigen Kapiteln des Totenbuches wird es ausdrücklich verboten, die betreffende Ceremonie in Gegenwart von Zeugen auszuführen; nicht einmal der Vater oder der Sohn des Verstorbenen durften zugegen sein. Daher wurde jeder Versuch, in den Besitz der heiligen magischen Bücher zu kommen und sie zu profanen Zwecken zu mißbrauchen, streng bestraft.

Es giebt einen alten Papyrus, der eine Anklage wider einen Viehhirten enthält; diesem war es geglückt, eine von den Schriften zu stehlen und verschiedenes Unglück damit anzurichten. Nach Darlegung aller von dem Manne begangenen Verbrechen lautet das Urteil kurz und bündig: „Er soll sterben."

Als die Griechen in den späteren Zeiten die Herrschaft über Aegypten erlangt hatten, konnte die ägyptische Magie ihnen nicht verborgen bleiben. Die alexandrinischen Philosophen beschäftigten sich ja wesentlich mit den großen Rätseln des Daseins, mit den Fragen über das Wesen und Verhältnis der Gottheit zur Welt, namentlich zum Menschen. Sie mußten deshalb auch notwendig das Problem der ägyptischen Theurgie behandeln: ob die Menschen durch bestimmte Mittel so auf die Götter einzuwirken vermögen,

daß sie der Erfüllung eines bestimmten Wunsches gewiß sein können. Eine derartige Auffassung streitet jedoch entschieden gegen die Vorstellung von einem Gott, dessen Macht über die des Menschen erhaben ist; so stellte man sich denn auch anfangs dazu. Porphyrius, einer der hervorragendsten Vertreter der neuplatonischen Schule, bekämpfte die Theurgie gerade von der Annahme aus, daß die Gottheit zu erhaben sei, um durch irgend ein dem Menschen zu Gebote stehendes Mittel gezwungen werden zu können. Aber sein Schüler Jamblicus erfand eine sehr sinnreiche Theorie, wodurch die Theurgie nicht nur möglich, sondern sogar zur allein wahren und richtigen Gottesverehrung erhoben wurde.

Diese höchst wunderliche Lehre ist in einem Werke, „von den Mysterien", ausführlich dargelegt; als dessen Verfasser gilt zwar Jamblicus, wahrscheinlich aber ist es von einem seiner Schüler geschrieben. Die Grundgedanken des Buches stimmen freilich vollständig mit den Anschauungen überein, die in Jamblicus' eigenen Werken niedergelegt sind, so daß es von dem Gesichtspunkte aus ganz gut von ihm geschrieben sein könnte.

Der Verfasser der „Mysterien" stellt alle geistigen Wesen in einer bestimmten Rangordnung auf, zu oberst die Götter, dann die Engel, Dämonen, Heroen und zu unterst die Seelen. Alle diese geistigen Wesen sind Zwischenglieder zwischen dem höchsten Gott, „dem Einen", und der Welt. Alle Geister, die niedrigsten wie die höchsten, sind jeder menschlichen Beeinflussung gegenüber unempfänglich; das liegt aber in ihrer Natur. Daraus folgt denn auch, daß die Götter die Gebete der Menschen niemals erhören, denn sie können ja gemäß ihrer Natur durch dieselben gar nicht bewegt werden. Durch Gebet, Fasten, Cölibat und ähnliche Mittel wird eben kein Einfluß auf die Götter ausgeübt, wohl aber — auf die Seele, die diese Handlungen vollführt. „Die Götter steigen nicht hinab zu der Seele, die zu ihnen betet und sie anruft, sondern die Seele erhebt sich zu den Göttern." Nur die Seele verändert sich unter dem mächtigen Einfluß solcher Handlungen; das Gebet ist ein Mittel, um sich selbst den Göttern gleich zu machen. Der „Einfluß des Menschen auf die Götter" besteht also nur darin, daß die Menschenseele der höheren Natur und damit auch der Macht der Götter teilhaftig wird. Die Theurgie ist deshalb nicht nur eine magische Methode, sondern die wahre Gottesverehrung, der einzige Weg, auf dem der Mensch sich zu den Göttern emporheben kann. — Namentlich die Divination, die Gabe der Weissagung, wird nur durch theurgische Operationen erreicht. Aus eigner Kraft gelangt die Seele niemals in den Zustand der Entzückung, in dem sie mit den Göttern eins wird und die zukünftigen Dinge gegenwärtig sehen kann. Dies geschieht nur unter Anrufung der Götter. „Ganz mit Unrecht hat man angenommen, daß die Entzückung auch durch die Einwirkung der Dämonen erreicht werden kann; wenn der Sinn von ihnen erfüllt ist, so ist er überhaupt unempfänglich für die Entzückung. Die Inspiration, die charakteristisch ist für die Entzückung oder den Enthusiasmus, ist nicht ein Werk der Dämonen, sondern der Götter. Der Enthusiasmus ist aber nicht eine Ekstase, sondern eine Rückkehr und Umkehr zum Guten, während die Ekstase ein Fallen nach dem Bösen hin ist." Ebenso verhält es sich mit den gewöhnlichen, magischen Künsten, verglichen mit den theurgischen Operationen; der gewöhnliche Magier vermag durch seine Künste die Einbildungskraft nur mit leeren Bildern zu erfüllen, er giebt nur Schein statt Wirklichkeit. Der Theurg dagegen, der seine Seele zur Gleichheit mit den Göttern erhebt, erreicht wirklich das, was er will.

Diese eigentümliche Lehre, namentlich der Unterschied zwischen der Theurgie, die mit Hilfe guter Geister wirkt, und der gewöhnlichen Magie, der Goëtie, deren Macht von den Dämonen stammt, gewann im Mittelalter große Bedeutung: dadurch vermieden die gelehrten Magier es, dem Schicksal der Hexen anheimzufallen.

Die Astrologie.

Zugleich mit der Astronomie, die bei den Aegyptern früh zur Blüte gelangte, entwickelten diese auch die Astrologie. Von der ältesten ägyptischen Astrologie wissen wir nicht viel; sie ist wahrscheinlich ähnlichen Charakters gewesen wie die chaldäische.

Aus der 19. oder 20. Dynastie (um 1200 v. Chr.) stammt ein Papyrus, der ein astrologisches Verzeichnis über glückliche und unglückliche Tage enthält und zugleich Vorschriften darüber, was man an solchen Tagen thun und nicht thun dürfe. Das Verzeichnis erstreckt sich über 3 Vierteljahre. Hier folge ein Bruchstück der eigentümlichsten Bestimmungen: „Thot (September): d. 21. keine Ochsen töten; d. 22. keine Fische essen oder salzen. Paophi (Oktober): d. 13. kein Gemüse essen; d. 22. sich nicht baden; d. 26. kein Haus gründen. Athyr (November): d. 5. kein Feuer anzünden oder ansehen; d. 19. nicht auf den Nil hinausfahren. Chojack (Dezember): d. 21. nicht spazieren gehen; d. 28. kein Wassertier essen. Tobi (Januar): d. 7. sich keinem Weibe zeigen; d. 24. ist ein glücklicher Tag, man muß Honigtrank trinken" u. s. w.

Wie die Aegypter zu allen diesen Bestimmungen gekommen sind, ist natürlich schwierig zu sagen; wahrscheinlich stehen sie in Verbindung mit der Mythologie: aus den vielen Legenden über die Götter zog man eben Schlüsse, daß es ratsam sei, zu bestimmten Tagen und Zeiten sich verschiedener Handlungen zu enthalten.

Diese alte Astrologie stand also wohl in einem nahen Verhältnis zur Religion; sicherlich haben auch ausschließlich die Priester sich mit ihr beschäftigt. Im übrigen weiß man nur wenig über diese ältesten Formen der ägyptischen Astrologie.

Ein ganz anderes Gepräge erhielt die Astrologie, nachdem die Griechen die Herrschaft in Aegypten erlangt hatten und das alexandrinische Museum, das Zentrum der Wissenschaft in der alten Welt, errichtet war. An demselben wirkten zahlreiche berühmte Mathematiker, Physiker und Astronomen. Die bekanntesten unter ihnen waren v. Chr.: Euklid (um 300), Eratosthenes (geb. 275), Hipparch (um 160) und Heron (um das Jahr 100). Der berühmteste von allen Forschern Alexandriens aber war der Astronom Claudius Ptolemäus (um 150 n. Chr.), dessen Auffassung vom Bau des Weltalls und der Bewegung der Himmelskörper der alten Zeit und dem Mittelalter bis zu Copernicus hin als Dogma galt. Ptolemäus nahm an, daß die Erde sich unbeweglich im Mittelpunkte der Welt befinde. Um die Erde drehen sich acht Sphären; in den sieben innersten befinden sich die Planeten, an der äußersten sind die Fixsterne angebracht. Zu den Planeten gehören auch die zwei „Himmelslichter", Sonne und Mond, und die Reihenfolge aller dieser „Wandersterne" ist folgende: Der Erde zunächst dreht sich der Mond in der ersten Sphäre, dann folgt Merkur, Venus, die Sonne, Mars, Jupiter und Saturn. Mehr kannte man nicht.

Die alexandrinischen Astronomen waren vorzügliche Beobachter; sie bereicherten die Astronomie mit einer Reihe genauer Beobachtungen über die Bewegungen der Himmelskörper. Die Resultate dieser ein halbes Jahrtausend

lang fortgesetzten Beobachtungen und die darauf fußenden Berechnungen sind niedergelegt in dem großen Werke des Ptolemäus: „Megale Syntaxis“, oder wie es in den arabischen Uebersetzungen heißt: „Tabrir al magesthi“, wovon das jetzt gewöhnliche Wort: „Almagest“ eine Abkürzung ist. Aber neben diesen streng wissenschaftlichen Untersuchungen betrieben die alten alexandrinischen Astronomen auch die eigentümliche gelehrte Astrologie, mit der sich fast alle hervorragenden Männer im Altertum und Mittelalter beschäftigt haben, und die auch in unseren Tagen wieder Anhänger findet. Eine eigentliche Geheimwissenschaft ist diese Astrologie indes nie gewesen, da man von Ptolomäus' Zeit her, ja vielleicht von seiner eignen Hand, ein Werk besitzt, in dem die Hauptlehren der Wissenschaft gesammelt sind. Aber da das Studium der Astrologie bedeutende Vorkenntnisse und verschiedene Instrumente erforderte, die schwerlich jedem zu Gebote standen, so wird sich immer nur eine beschränkte Anzahl von Forschern damit beschäftigt haben.

Der Grundgedanke der ägyptischen Astrologie ist derselbe wie der der chaldäischen, nämlich daß die Sterne und namentlich die Planeten, zu denen auch Sonne und Mond gehören, auf alles, was geschieht, einwirken. Deshalb war es von der größten Bedeutung zu wissen, welcher Planet in jedem einzelnen Augenblick „die Herrschaft“ hatte. In der ältesten Zeit bestimmte man das in der Weise, daß man annahm, ein jeder Planet beherrsche eine Stunde des Tages.

Die erste Stunde des ersten Tages gehörte dem äußersten Planeten, Saturn, die zweite dem zweitäußersten, Jupiter u. s. f. Mit Hilfe nebenstehender Figur kann man bequem den herrschenden Planet in jeder beliebigen Stunde einer ganzen Woche bestimmen. Die Planeten sind hier in einem Kreise aufgezeichnet, und zwar in der Reihenfolge, wie man sie sich um die Erde angebracht dachte. An Stelle der Namen der Planeten sind deren Zeichen gesetzt, alte Hieroglyphen, mit denen die Astrologen bequemlichkeitshalber die Himmelskörper zu bezeichnen pflegten: Saturn ♄, Jupiter ♃, Mars ♂, die Sonne ☉, Venus ♀; Merkur ☿ und den Mond ☽. Stellt man nun den Saturn ♄ zu oberst im Kreise, so beherrscht er die erste Stunde des ersten Tages. Geht man dann von hier aus in der Richtung des Pfeiles weiter wie der Zeiger der Uhr, so bekommt ♃ also die 2. Stunde, ♂ die 3. u. s. w. Die 8. Stunde gehört wieder ♄, desgleichen die 15. und 22., die 23. gehört also wiederum ♃, die 24. ♂, die 25., oder mit anderen Worten: die ersten Stunde des zweiten Tages gehört der Sonne ☉. Geht man nun in derselben Weise weiter, so findet man, daß die 1. Stunde des 3. Tages dem ☽ gehört, die des 4. Tages dem ♂, die des 5. Tages dem ☿, die des 6. Tages dem ♃ und endlich die des 7. Tages der ♀. Der Tag wurde nach dem benannt, der die erste Stunde beherrschte; der 1. Tag hieß also Saturnstag, Samstag, auf Englisch heute noch Saturday. Der 2. Tag ist der Tag der Sonne, Sonntag (Sunday), der 3. der des Mondes, Montag (dies lunae, franz. lundi), der 4. Tag der des Mars (franz. mardi), der 5. Tag der des Merkur (franz.

Fig. 4.

1T.1S. ♄ — 6T.1S. ♃ — 4T.1S. ♂ — 2T.1S. ☉ — 7T.1S. ♀ — 5.T.1S. ☿ — 3T.1S. ☽

mercredi), der 6. der des Jupiter (dies Jovis, franz. jeudi) und endlich der 7. der der Venus (dies Veneris, franz. vendredi). Wir finden also in den europäischen Sprachen noch Spuren dieser alten astronomischen Lehre von der Herrschaft der Planeten über die einzelnen Tage und Stunden.

Wie weit die alexandrinische Astrologie im 2. Jahrh. n. Chr. entwickelt war, ersehen wir aus einem noch existierenden Werke, das gewöhnlich: „Quadripartitum Cl. Ptolemaei“ (vier Bücher des Ptolemäus) benannt wird.

Ob das Werk von Ptolemäus selber geschrieben ist, erscheint zweifelhaft. Da es aber schon von alten arabischen Autoren als von Ptolemäus verfaßt zitiert wird und an vielen Punkten unzweifelhaft auch die Keime zu den astrologischen Lehren enthält, die von Arabern und Europäern im Mittelalter entwickelt wurden, so stammt es jedenfalls aus der griechischen Periode Alexandriens. Daß es in Aegypten verfaßt ist, geht aus vielen Einzelheiten des Werkes selbst hervor; wir sind deshalb berechtigt, es als eine authentische Darstellung der gelehrten ägyptischen Astrologie anzusehen, wie sie gegen Schluß des Altertums bestand. Wir wollen im Folgenden diese Wissenschaft in kurzen Zügen schildern.

„Zwei Dinge“, sagt Ptolemäus, „sind namentlich notwendig, um in die astrologischen Prophezeiungen einzudringen. Erstens muß man die Stellung der Sonne, des Mondes und der beweglichen Sterne zu einander und zur Erde kennen, desgleichen die Bedeutung und Macht dieser Stellungen. Zweitens muß man wissen, welche Veränderungen in den ihnen unterliegenden Dingen durch die natürlichen Eigenschaften dieser Stellungen der Sterne hervorgerufen werden. Der erste Zweig dieser Wissenschaft ist schon an und für sich der Behandlung wert, selbst wenn man nicht durch Verbindung mit dem zweiten Zweig zu den Weissagungen selber gelangt. Der zweite Zweig dagegen ist weniger vollkommen und zuverlässig; er soll indes hier so behandelt werden, wie er gewöhnlich dargestellt wird.“

Für uns hat „der erste Zweig“ natürlich das größte Interesse, weil er die ganze theoretische Grundlage der Astrologie enthält; aus demselben ersehen wir, wie man sich den Einfluß der Sterne auf die irdischen Dinge dachte. Diese Theorie ist nun keineswegs willkürlich aus der Luft gegriffen, sondern vielmehr eine einfache und natürliche Erweiterung der damaligen Physik. Aristoteles hatte nachgewiesen, daß jedes Ding eine oder mehrere von den 4 Grundeigenschaften: Wärme, Trockenheit, Kälte und Feuchtigkeit besitze. Diese Lehre wandte man nun auch auf die Planeten an, denen man aus mehr oder weniger eigentümlichen Gründen diese Eigenschaften in verschiedener Stärke zuschrieb, und da die Wirkungen eines Dinges durch seine Eigenschaften bestimmt sind, so mußte man auch annehmen, daß jeder einzelne Planet je nach den Eigenschaften, die man ihm beigelegt hatte, auf die Erde einwirkte.

Ueber die Eigenschaften und die damit verbundenen Wirkungen der Planeten schreibt Ptolemäus so: „Man muß darauf achten, daß die Sonne infolge ihrer Natur die Wirkungen der Wärme und in geringem Grade auch die der Trockenheit hat. Dieses merken wir mit unseren Sinnen an der Sonne viel leichter als an den übrigen Himmelskörpern infolge ihrer Größe und infolge der Deutlichkeit, mit der die Einwirkung sich im Laufe der Zeit verändert. In demselben Grade wie die Sonne sich dem Punkte nähert, der senkrecht über unserem Haupte steht, (Zenith), desto mehr treten ihre Wirkungen hervor.“

„Der Mond macht feucht, dadurch daß er der Erde zunächst ist, von der feuchte Dämpfe emporsteigen. So macht er die ihm unterliegenden Dinge weich und bringt sie zum Faulen. Wegen seiner Aehnlichkeit mit der Sonne, als Abbild der Sonne, hat er auch die Gabe zu erwärmen.“

„Saturn ist der Stern, der am meisten Kälte bringt; aber er trocknet auch nur in geringem Grade aus. Dieses ist ganz natürlich, da er am weitesten von der Wärme der Sonne und der Feuchtigkeit der Erde entfernt ist. Seine Kräfte, sowie die der übrigen Sterne, sind übrigens auch abhängig von ihren Stellungen zu Sonne und Mond."

„Jupiter ist der milde Stern. Er steht mitten zwischen dem kalten Saturn und dem heißen, drückenden Mars. Er macht warm und feucht, aber da die wärmebringende Kraft überwiegt, so gehen die fruchtbar machenden Winde von ihm aus."

„Mars trocknet aus und brennt, ebenso wie seine Farbe die des Feuers ist (er ist rot). Er ist in der Nähe der Sonne, deren Kreis innerhalb seiner Sphäre liegt."

„Venus hat in Bezug auf Milde Aehnlichkeit mit Jupiter, aber der Grund dazu ist ein anderer. Denn da sie in der Nähe der Sonne ist, wärmt sie etwas, ruft aber viel größere Feuchtigkeit hervor, ebenso wie der Mond, weil sie mit Hilfe dieses großen Lichtes (des Mondes) die Feuchtigkeit aus den nächsten Stellen der Erde anzieht."

„Merkur trocknet aus und absorbiert bisweilen in nicht geringem Grade Feuchtigkeit, weil er nicht weit von der Sonne ist. Bisweilen macht er jedoch auch feucht, weil er nahe bei der Erde ist, am nächsten außerhalb des Mondkreises."

Aus diesen angenommenen Eigenschaften schloß man nun geradezu, daß einige Planeten glückbringend, andere unglückbringend seien.

„Die Alten berichten alle, daß Jupiter, Venus und der Mond die wohlthätigen Sterne sind, weil sie von milder Natur sind und die meiste Wärme und Feuchtigkeit haben. Die unheilbringenden Sterne sind Saturn und Mars, welche entgegengesetzte Natur und Wirkung haben, weil der eine sehr kalt, der andere dagegen brennend heiß ist. Zwischen diesen beiden Gruppen stehen Sonne und Merkur, welche an beiden Naturen teilhaben, da ihre Wirkungen dieselben sind, wie die der Sterne, mit deren Eigenschaften sie übereinstimmen."

Man beschränkte sich übrigens nicht darauf, aus den Grundeigenschaften der Planeten Schlüsse auf deren mehr oder weniger günstige Einwirkung auf die Erde zu ziehen; vielmehr leitete man ihre ganze Natur aus diesen Eigenschaften ab.

Als ein Beispiel hierfür möge das dienen, was Ptolemäus über das Geschlecht der Planeten schreibt: „Die Sterne werden in männliche und weibliche eingeteilt. Weiblich sind die, bei denen die Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit überwiegt; denn diese tritt bei dem weiblichen Geschlecht am deutlichsten hervor; die übrigen sind männlich. Venus und der Mond werden deshalb weiblich genannt, weil die Feuchtigkeit bei ihnen vorherrschend ist; Saturn, Jupiter und Mars dagegen sind männlich. Merkur gehört zu beiden Gruppen, da derselbe die Wirkungen der Feuchtigkeit und der Trockenheit in gleichem Maße besitzt."

Aus der Natur der Planeten folgt nun die Bedeutung aller anderen astronomischen Bestimmungen, so z. B. der Jahreszeiten. Das Frühjahr ist feucht, der Sommer erwärmend, der Herbst austrocknend, der Winter kältebringend. Auch die vier Himmelsgegenden haben ihre Eigenschaften, welche von der Stellung der Sonne abhängig sind. Der Osten ist austrocknend, weil die Sonne, wenn sie hier steht, die Feuchtigkeit auszutrocknen beginnt, die sich nachts gebildet hat. Der Süden ist erwärmend, weil die Sonne im Süden am höchsten steht. Der Westen ist feucht; die Sonne beginnt dann die Feuchtigkeit abzugeben, die sich tagsüber gebildet hat. Der Norden ist kalt, weil die Sonne hier am weitesten von der Mitte des Himmels entfernt ist.

Wir kennen so die Natur der Planeten, sowie die Wirkungen, welche

sie gemäß derselben hervorrufen. Indes wirkt ein Planet nicht immer gleich stark auf die irdischen Dinge ein. Sein Einfluß ist wesentlich abhängig von seinem jeweiligen Standpunkt am Himmel. Man hatte schon früh beobachtet, daß alle beweglichen Himmelskörper ungefähr denselben Kreis am Himmel beschreiben. Diesen Kreis, den sogen. Tierkreis, teilte man in 12 gleichgroße Teile, die zwölf Himmelszeichen, ein; diese erhielten ihre Namen nach dem Sternbilde, das sich gerade innerhalb des betreffenden Zeichens befand. Ihre Namen und die dafür gebräuchlichen Hieroglyphen waren folgende: Widder ♈, Stier ♉, Zwillinge ♊, Krebs ♋, Löwe ♌, Jungfrau ♍, Wage ♎, Skorpion ♏, Schütze ♐, Steinbock ♑, Wassermann ♒ und Fische ♓. Mit der Tag- und Nachtgleiche tritt die Sonne in das Zeichen des Widders und durchläuft dann die Zeichen in obiger Reihenfolge.

Die Astrologen fanden nun aus Gründen, die wir gleich näher kennen lernen werden, daß gewisse besondere Verbindungen zwischen den Planeten und den einzelnen Himmelszeichen bestanden, und die größere oder geringere Bedeutung eines Planeten schien ihnen nun davon abhängig, ob er in einem gegebenen Augenblick sich in dem Zeichen befand, mit dem er in besonderem „Verhältnis" stand. Als solche „Verhältnisse" nennt Ptolemäus fünf: die Häuser, die Dreiecke, das Aufsteigen, die Maße und die Gesichter, welche gemeinschaftlich den „wesentlichen Wert" der Planeten (dignitates essentiales) in jedem Augenblick bestimmten. Ptolemäus schreibt über diese wunderliche Lehre: Die Planeten haben ihre besondere Bedeutung durch ihre Oerter oder „Häuser", wie man sie nennt, womit die Teile des Tierkreises gemeint sind, die ihnen zugehören. Der natürliche Grund hierzu ist folgender.

Fig. 5.

„Zwei von den zwölf Zeichen sind unserem vertikalen Punkte, dem Zenith, am nächsten, deshalb rufen sie Hitze hervor; das ist der Krebs ♋ und der Löwe ♌. In diesen beiden wohnen deshalb die beiden größten und wichtigsten Himmelskörper, die Sonne und der Mond. Namentlich gehört ♌ der Sonne, weil beide männlich sind; ♋ dagegen gehört dem Monde, weil er weiblich ist. Deshalb wird auch der Halbkreis vom ♌ bis ♑ als der solare, von ♋ bis zu ♒ als der lunare bezeichnet. (Vgl. Fig., in welcher die Himmelszeichen außerhalb, die Planeten innerhalb des Kreises durch die betreffenden Zeichen angedeutet sind.) Da nun Saturn der kälteste aller Himmelskörper ist, so erhält er die Plätze, die der Sonne und dem Monde entgegengesetzt sind, nämlich ♑ und ♒, Zeichen, die denn auch infolge ihrer entgegengesetzten Stellung kalt und winterlich sind. Dem Jupiter ♃, der milder Natur ist und in der Reihenfolge der Planeten vor dem Saturn steht, werden zwei Zeichen beigegeben, welche dem Saturn am nächsten sind, nämlich ♐ und ♓, welche die Fruchtbarkeit bezeichnen. Diese Häuser bilden mit den Plätzen, welche die großen Himmelslichter ☉ und ☽ innehaben, einen Winkel von 120°, d. h. den 3. Teil eines

Kreises; solche Figur ist deshalb eine glückliche. Dem Jupiter folgt Mars ♂, der austrocknende, welcher deshalb die zwei Zeichen nach dem ♃ erhält, welche dieselbe Natur wie er haben, nämlich ♏ und ♈. Sie bilden einen rechten Winkel mit den Himmelslichtern, d. h. den 4. Teil eines Kreises; diese Figur bedeutet deshalb Verderben. Venus ♀, die dem ♂ folgt, erhält dann die nun folgenden Zeichen ♎ und ♉, die dem 6. Teil eines Kreises mit ☉ und ☽ bilden; diese Figur ist demnach günstig. Merkur endlich erhält die beiden letzten Zeichen ♊ und ♍."

Noch wunderlicher als diese Lehre des Ptolemäus von den Häusern ist seine Entwicklung von den Dreiecken der Planeten.

„Von allen Figuren ist das gleichseitige Dreieck diejenige, welche am meisten in sich selber übereinstimmt. Die zwölf Plätze des Tierkreises werden in 4 solche gleichseitige Dreiecke eingeteilt. Die Ecken des ersten sind ♈, ♌ und ♐, die 3 männlichen Zeichen, die Häuser für ♂, ☉ und ♃. Dieses Dreieck wird der ☉ und dem ♃ zugelegt, indem ♂ infolge seiner entgegengesetzten Natur ausgeschlossen wird. Bei der Beherrschung des Dreiecks hat ☉ die Herrschaft am Tage, ♃ des Nachts. Dieses Dreieck ist auch das nördlichste infolge der Herrschaft des ♃, da ♃ ebenso wie die nördlichen Winde der Ursprung der Fruchtbarkeit ist*). Aber da ♂ auch sein Haus in einem der Zeichen dieses Dreiecks hat, so mischt sich der Südwestwind mit dem Nordwind. Die Ecken des 2. Dreiecks sind ♉, ♍ und ♑, die drei weiblichen Zeichen; es wird dem ☽ und der ♀ beigelegt. Gemäß der Herrschaft der ♀ ist dieses Dreieck das südlichste, da dieser Planet durch die Kraft seiner Wärme und Feuchtigkeit diese Winde beherrscht. Auf Grund von Saturns Herrschaft im ♑ kommen aber auch östliche Winde hinzu. Das 3. Dreieck hat ♎, ♒ und ♊ als Ecken und wird dem ♄ und ☿ beigelegt. Wegen des ♄ ist es das östlichste. Das 4. Dreieck endlich wird dem ♂ beigelegt und ist deshalb das austrocknende, südwestliche."

Fig. 6.

Vom „Auf- und Absteigen" der Planeten heißt es bei Ptolemäus: Die Begründung für das „Aufsteigen" der Planeten ist folgende.

„Wenn die Sonne in das Zeichen des Widders gekommen ist, steigt sie hinauf auf die nördliche Halbkugel und bleibt da, bis sie sich in der ♎ wieder senkt und auf die südliche hinabgeht; deshalb sagt man nicht unpassend, daß die Sonne ihr „Aufsteigen" im ♈ hat, wo die Tage lang werden und die lebenbringende Wärme ausströmt. Aus dem entgegengesetzten Grunde hat sie ihr „Hinabsteigen", wie man sagt, im Zeichen der ♎. Saturn, der von Natur der Sonne, ebenso wie ihren Häusern entgegengesetzt ist, hat sein Aufsteigen in ♎ und sein Hinabsteigen im ♉. Denn wo die Wärme beginnt, muß die Kälte notwendig verschwinden; und umgekehrt, wo diese zunimmt, muß jene abnehmen. Ferner: Wenn der Mond nach seinem Zusammentreffen mit der Sonne im ♈ **) erst im Zeichen

*) Der Umstand, daß die nördlichen Winde als die fruchtbaren bezeichnet werden, weist deutlich darauf hin, wie sich diese ganze Wissenschaft an der Nordküste von Afrika entwickelt hat, wo die südlichen Wüstenwinde die Pflanzenwelt vernichten. Man sieht daraus auch das Willkürliche und Zufällige aller dieser Bestimmungen. Anm. des Verf.

**) Das Zusammentreffen der Sonne mit dem Mond = Neumond. Ist am Schluß des ♈ Neumond gewesen, so wird der Mond erst im Zeichen des ♉ sichtbar. Anm. des Verf.

des ♉, dem Hauptzeichen des Dreiecks, sichtbar wird und zunimmt und sich gleichsam wieder erhebt, so hat er, wie man sagt, sein Aufsteigen im ♉ und sein Hinabsteigen im entgegengesetzten Zeichen, im ♏. Aber da Jupiters Macht sich im Hervorrufen der nördlichen Winde zeigt, die von ♋ im Norden ausgehen, so ist dieses Zeichen das Aufsteigen des ♃, und der ♑ das Hinabsteigen. ♂ ist von Natur stets heißer, meist jedoch im ♑, weil er hier der Erde am nächsten ist. Deshalb ist der ♑ sein Aufsteigen und ♋ sein Hinabsteigen, entgegengesetzt dem ♃. Danach folgt ♀, die beim Hervorrufen der Feuchtigkeit besonders wirksam ist, und da sie diese Wirksamkeit besonders im Zeichen der ♓ hat, woher die Feuchtigkeit des Frühjahrs stammt, so wird das Aufsteigen in dieses Zeichen und das Hinabsteigen in das der ♍ verlegt. Endlich muß der austrocknende ☿ sein Aufsteigen in der ♍ und sein Hinabsteigen in den ♓ haben, im Gegensatz zu ♀."

Auf das 4. wesentliche Verhältnis der Planeten, die Maße, brauchen wir nicht näher einzugehn, da sie, wie Ptolemäus selbst sagt, sich eigentlich nicht vollständig begründen lassen. Man verstand darunter die Teile der einzelnen Himmelszeichen, die jeder Planet beherrschte. Da die 12 Zeichen zusammen einen Kreis, d. h. 360°, ausmachen, so bleibt für jedes Zeichen 30°. Man nahm nun an, daß jeder bewegliche Stern — die „Himmelslichter" wurden nicht mitgerechnet — über eine gewisse Anzahl Grade in jedem Zeichen Herr war, und die Anzahl dieser Grade bildete das „Maß" des Planeten in Zeichen. Indes gab es keinen vernünftigen Grund weder für die Größe der Maße, noch für ihre Reihenfolge innerhalb der einzelnen Zeichen; Ptolemäus führt sogar 2 ziemlich abweichende Tabellen hierüber, die sogen. ägyptische und die chaldäische, an. So sind z. B. die Maße der Planeten im Zeichen des Stieres

nach den Chaldäern: ♀ 0—8 ☿ 8—15 ♃ 15—22 ♄ 22—26 ♂ 26—30
nach den Aegyptern: ♀ 0—8 ☿ 8—14 ♄ 14—22 ♃ 22—27 ♂ 27—30.

Was endlich die „Gesichter" betrifft, so liegt hier eine ähnliche Einteilung vor, indem jedes Himmelszeichen in 3 gleich große Teile geteilt wurde; jeder dieser Teile war seinem Planeten unterworfen. Diese Einteilung spielt indes nur eine unbedeutende Rolle.

Die astrologischen Weissagungen, welche Ptolemäus in den drei letzten Büchern seines Werkes behandelt, wollen wir nur kurz betrachten. Dieser Zweig der Wissenschaft ist bei ihm noch ziemlich unentwickelt; er wurde später von den Arabern oder Europäern viel besser in ein System gebracht, weshalb wir ihn später behandeln werden. Aber auch auf diesem Gebiete hat die Darstellung des Ptolemäus doch ein besonderes Interesse gegenüber der der späteren Astrologen. Er giebt nämlich für seine Annahmen Gründe an, während alle seine Nachfolger sich fast ausnahmslos mit der Darstellung der Methoden begnügen und sich im übrigen auf ihn berufen. Gerade diese Begründung der Weissagungen hat für uns Interesse.

In der Einleitung geht Ptolemäus von der Thatsache aus, daß die leibliche und seelische Natur der Völker in hohem Grade von der Stellung ihres Landes zur Sonne abhängig ist. „Die, welche weit im Süden wohnen, sind von der Sonne gleichsam schwarz gebrannt, ihr Haar ist schwarz und kraus, und sie sind von Natur sehr heißblütig infolge der Länge des Sommers. Diejenigen dagegen, welche hoch im Norden wohnen, sind weiß, ihr Haar ist hell, und ihre Natur ist sehr kühl infolge der Länge des Winters." Daraus lernen wir also, welchen Einfluß die höhere oder niedrigere Stellung der Sonne auf die Bewohner der verschiedenen Länder hat. Aber auch die Eigenschaften der Völker sind abhängig von vielfachen Beziehungen der Sterne unter sich. Man teilt die Erde in 4 Teile ein, einen nördlichen, südlichen, östlichen und westlichen, ebenso wie man den Tierkreis in 4 Dreiecke teilt. Jedes dieser Dreiecke beherrscht seinen Teil der Erde. Wir sahen

oben, daß das erste Dreieck wegen der Herrschaft des Jupiter und Mars von Natur das nördlichste und westlichste ist; es beherrscht darum den nordwestlichen Teil der Erde, d. h. Europa. In ähnlicher Weise hat ein jedes der anderen Dreiecke einen Teil der Erde unter sich. Ein jedes der drei Zeichen, die ein Dreieck bestimmen, hat nun wiederum seinen Anteil an dem Ländergebiet, das dem Dreieck unterliegt, und dadurch werden die Eigenschaften der Bewohner bestimmt. So stehen die kalten und kriegerischen Germanen unter der Herrschaft des Widders und Mars, die Italiener dagegen unter der des Löwen und der Sonne, weshalb dieselben von Natur hitziger sind. — Auf diese Weise giebt Ptolemäus ein vollständiges Verzeichnis über alle im Altertum bekannten Völker und leitet ihre Natur von den Himmelszeichen und Planeten ab, unter deren Herrschaft sie stehen. Dies Verzeichnis hat jedoch zu geringes Interesse für uns, um näher darauf einzugehen.

Die astrologischen Weissagungen betrafen teils Länder und Städte, teils einzelne Personen. Für die Länder und Städte waren namentlich die Sonnen- und Mondfinsternisse von Bedeutung. Die Weissagung betraf namentlich den Punkt der Erde, welcher mitten in der Finsternis lag, und von der Dauer derselben und von dem Himmelszeichen, in dem die Sonne sich im Augenblicke der Finsternis befand, zog man Schlüsse auf zukünftige Begebenheiten. Namentlich kam es darauf an zu bestimmen, welcher Planet während der Finsternis die Herrschaft hatte; dieselbe kam dem Planeten zu, welcher dem verfinsterten Himmelslichte am nächsten stand und die zahlreichsten Beziehungen zu den andern Himmelskörpern hatte. Da nun jeder Planet, wie oben besprochen, eine bestimmte günstige oder ungünstige Natur hatte, so zeigte sich der Einfluß des herrschenden Planeten namentlich darin, ob die Weissagung glücklich oder unglücklich für's Land wurde.

Da die Sterne und ihre Stellung alles beeinflussen, so sind sie auch für den einzelnen Menschen von größter Bedeutung und machen namentlich bei der Geburt eines Kindes ihren Einfluß geltend. Man kann deshalb aus ihrer Konstellation in diesem Augenblicke alles voraussagen, was sein zukünftiges Leben betrifft. Darauf beruht die Lehre von „aufsteigendem Grad“ oder „Horoskop“. So nannte man diesen Zweig der Astrologie, weil die Weissagungen ein vollständiges Bild des Sternenhimmels im Augenblick der Geburt erforderten; aber das Aussehen desselben ist bekannt, wenn man nur den Grad des Tierkreises kennt, der gerade an dem Horizont aufsteigt. Weiß man nun genau die Stunde der Geburt, so macht die Bestimmung des aufsteigenden Grades keine Schwierigkeit; weil man aber damals keine zuverlässigen Uhren hatte, lag die Schwierigkeit eben darin, das „Horoskop“ zu stellen, d. h. den Zeitpunkt zu bestimmen. Davon hat nun die ganze Lehre von der „Nativität“, der Schicksalsbestimmung des Neugeborenen, ihren Namen erhalten.

Die Alchemie.

In den ägyptischen Mumiengräbern hat man auch Papyrusrollen alchemistischen Inhalts gefunden; sie werden in der Bibliothek in Leyden aufbewahrt und sind die ältesten alchemistischen Schriften, die man kennt. Einige sind in

ägyptischer, andere in griechischer und einige wenige in beiden Sprachen abgefaßt. Außerdem giebt es in verschiedenen europäischen Museen, namentlich in Paris, eine ganze Reihe griechischer Manuskripte ähnlichen Inhalts. Das älteste derselben, das sogen. „Manuskript des heiligen Markus", stammt aus dem elften Jahrhundert n. Chr., die meisten anderen sind Kopien sehr alter Werke. Einige haben einen so ausgesprochen heidnischen Charakter, daß die Originale, von denen sie abgeschrieben sind, spätestens aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. stammen müssen. Dem französischen Chemiker Berthelot gebührt das Verdienst, vor etwa 10 Jahren die wichtigsten dieser alten Dokumente durchgearbeitet und die Hauptlehrsätze veröffentlicht zu haben. Wir geben hier seine Darstellung vom Ursprung und der ersten Entwicklung der Alchemie in kurzen Zügen wieder.

In Bezug auf den Ursprung der Alchemie muß man einen Unterschied machen zwischen den Sagen, welche die alten Manuskripte überliefern, und dem Ursprung, den man nach den vorliegenden Thatsachen annehmen darf. Die Alchemisten haben nämlich dasselbe Verfahren angewandt wie die Kabbalisten: um der Wissenschaft ein ehrwürdigeres Gepräge zu geben, haben sie ihr göttlichen Ursprung beigelegt und ihre Entstehung in Mythen gehüllt. Da von diesen Mythen aber auch Licht auf den wirklichen Ursprung fällt, beginnen wir mit denselben.

Alle Quellen, die den Beginn der Alchemie besprechen, berichten einstimmig, daß Hermes Trimegistos („der dreimal Große") ihr Vater sei. Hermes ist der griechische Name für Thot, den ägyptischen Gott der Weisheit. Nach ihm hieß die Wissenschaft deshalb „die hermetische". Er soll 20000, nach anderen sogar 36525 Werke darüber geschrieben haben. Eines der ältesten derselben hatte angeblich den Titel „Chena", woraus der Name Chemie entstanden sein soll. Die Araber setzten den Artikel „al" davor, und so entstand die Bezeichnung „Alchemie", wie wir sie noch für die Goldmacherkunst gebrauchen.

Die hermetischen Schriften scheinen wirklich existiert zu haben, wenn auch nicht in so großer Zahl, wie die Sagen berichten. Wie die ganze Litteratur entstanden ist, werden wir später besprechen; da keine der alchemistischen Schriften jetzt noch existiert, kann man nur Vermutungen über ihren Inhalt aufstellen. Wahrscheinlich haben sie nicht bloß die Alchemie, sondern auch die übrige „Weisheit" der Aegypter umfaßt; so rechnen einige das oben besprochene „Totenbuch" und „den magischen Papyrus Harris" mit zu den hermetischen Schriften. Man weiß von den alchemistischen Werken, daß sie nicht ausschließlich Alchemie, Rezepte für Metallverwandlungen, enthielten, sondern auch Beschwörungen und astrologische Tabellen. Dadurch erklärt es sich zum Teil, daß sie im Laufe der Zeit zu Grunde gegangen sind. Mehrere christliche Kaiser aus der Römerzeit verfolgten nämlich die Magie mit großem Eifer und ließen alle magischen Werke, die sie auftreiben konnten, verbrennen. So verfielen auch die alchemistischen Schriften wegen ihren magischen Formeln demselben Schicksal.

In mehreren der noch existierenden Papyrusrollen und griechischen Manuskripten kommen verschiedene Sätze vor, die dem Hermes zugeschrieben werden. Einer dieser alche-

mistischen Hauptlehrsätze lautet so: „Wenn du nicht den Körpern ihren körperlichen Zustand nimmst, und wenn du die körperlosen Substanzen nicht in Körper umbildest, wirst du nicht erreichen, was du erwartest.“ Der Sinn dieser dunklen Rede ist nach Berthelots Erklärung der: Wenn man den Metallen nicht ihren metallischen Zustand (durch Auflösen, Oxydation u. s. w.) nimmt, und wenn man die Metalle nicht aus den nicht metallischen Stoffen gewinnt, so wird die Metallverwandlung nicht gelingen.

Eine andere Formel, welche ebenfalls Hermes zugeschrieben wird, ist die mystische Anrufung, die die Alchemisten gebrauchten: „Weltall, lausche meiner Stimme; die Erde öffne sich; die Menge der Gewässer öffne sich vor mir! Bäume, zittert nicht, ich will den Herrn preisen, Ihn, der alles und der Eine ist. Der Himmel öffne sich, und die Winde schweigen, alle meine Gaben loben ihn, der alles und der Eine ist.“ Auch eine magische Tafel, das sogenannte „Hermes-Instrument“, welche gebraucht wurde, um den Ausgang von Krankheiten vorauszusagen, stammt nach der Aussage der späteren Alchemisten von Hermes her, aber über diese einzelnen, zerstreuten Nachrichten hinaus weiß man nichts von seiner Thätigkeit.

Unter den mystischen Gründern der Alchemie werden auch Agathodämon oder Cnouphi, der ägyptische Gott der Heilkunde, und Isis genannt. Danach hat die Wiege der Wissenschaft wohl unzweifelhaft in Aegypten gestanden.

Außer diesen Phantasiegebilden erwähnen unsere Quellen auch eine Reihe wirklicher historischer Personen als Alchemisten und Verfasser auf diesem Gebiete. Die meisten griechischen Philosophen, Thales, Heraklit, Demokrit, Plato und Aristoteles werden so zu Alchemisten gemacht. Indes hat keiner von diesen eine Arbeit über Alchemie hinterlassen, und es ist deshalb wohl wahrscheinlich, daß diese Männer erst später zu Alchemisten gestempelt worden sind, um die Wissenschaft mit ihren Namen zu zieren. Der einzige, der mit einem Schein des Rechtes mit der Alchemie in Verbindung gebracht werden kann, ist merkwürdigerweise Demokrit, derjenige von allen griechischen Denkern, dessen Anschauungen auf verschiedenen Gebieten mit denjenigen unserer Zeit am meisten verwandt sind.

Er starb im Jahre 357 v. Chr., und man weiß, daß er in Chaldäa und Aegypten umhergereist ist; die Tradition erzählt außerdem, daß er in die ägyptische Magie eingeweiht wurde. Unsere Quellen berichten nun, daß er ein Werk von vier Büchern über die Färbung von Gold, Silber und Steinen und über das Färben mit Purpur geschrieben habe. Ein solches Werk existiert wirklich; es ist in lateinischer Uebersetzung 1573 in Padua unter dem Titel „Democritii Abderitae de arte magna“ erschienen. Sein Inhalt ist in den alten griechischen Manuskripten häufig zitiert, so daß das Werk schon im Altertum vorhanden gewesen sein muß; außerdem erwähnt der älteste historische Alchemist Zozimes, am Schlusse des 2. Jahrhunderts n. Chr., Demokrit als eine alte Autorität. Es werden ihm noch verschiedene andere alchemistische Schriften zugeschrieben, von denen wir jetzt nichts wissen; es existierte also offenbar schon zu Christi Zeit eine ganze Litteratur, die unter Demokrits Namen ging. Ob er aber wirklich etwas davon verfaßt hat, ist jetzt natürlich nicht mehr mit Sicherheit zu entscheiden.

Die ältesten Alchemisten, von denen wir noch unzweifelhaft echte Schriften besitzen, sind außer dem genannten Zozimes Afrikanus im Anfang des 3. Jahrhunderts, Synesius im Anfang des 5. Jahrhunderts und Olympiodorus ungefähr zur selben Zeit. Abschriften von den Werken dieser und verschiedener

anderer Männer finden sich in verschiedenen Bibliotheken und sind neben den ägyptischen Papyrusrollen die Quellen für unsere Kenntnis über den Ursprung der Alchemie; sie zeigen uns, welche chemischen Stoffe und Prozesse die Aegypter gekannt haben. Bestätigt werden diese Zeugnisse dann noch durch die verschiedenen Sachen, welche man in den Mumiengräbern findet. Es ist nun nicht schwierig, aus diesem Material festzustellen, was den Anlaß zum Glauben an die Goldmacherei gegeben hat, welche Methoden die Alchemisten gebraucht und welche Theorien sie aufgestellt haben, um die Methoden zu erklären. Wir wollen jetzt in Kürze diese Fragen zu beantworten suchen.

Der Glaube an die Goldmacherei. Die Aegypter kannten schon von sehr alter Zeit her mehrere Metalle, nämlich Gold, Silber, Kupfer, Zinn und Blei. Während man die beiden edlen Metalle, Gold und Silber, rein in der Erde findet, kommen die anderen gewöhnlich nur als Verbindungen vor, aus denen das Metall durch Schmelzen mit verschiedenen Zusätzen gewonnen wird. Diese Kunst müssen die Aegypter also verstanden haben. Aber da die Mineralien, aus denen die Metalle gewonnen werden, kaum rein und frei von Beimischungen beschafft werden können, so haben sie selten reine Metalle beim Ausschmelzen erhalten, sondern meist nur Legierungen, mit anderen Farben und anderen Eigenschaften als die reinen Metalle. Da Gold und Silber oft zusammen vorkommen, so erhielten sie beim Ausschmelzen solcher Erze Elektrum oder Asem, mit Silber vermischtes Gold, dessen Farbe zwischen derjenigen der beiden Metalle liegt, und das leichter zu schmelzen und zu bearbeiten ist als das reine Gold. Beim Schmelzen von Kupfer und Zinn erhielten sie die Bronzen, welche man gießen und härten kann, was mit dem ungemischten Kupfer nicht möglich ist. Durch Mischung von Kupfer und Zink erhielten sie das gelbe Messing und das rotgelbe Tombak. Da es zu jener Zeit nun sozusagen unmöglich war, diese oft nur geringen Beimischungen nachzuweisen, welche einem Metalle neue und wertvolle Eigenschaften geben, so lag die Annahme nahe, daß das Metall selbst während des Schmelzens einer Verwandlung unterworfen worden war, und dieser Glaube konnte nur durch eine ganze Reihe von Thatsachen bekräftigt werden, die man im Laufe der Zeit kennen lernen mußte. So enthalten z. B. die Bleierze fast immer eine geringe Menge Silber. Wenn nun das gewonnene Blei an der Luft erhitzt wird, so brennt das Blei fort, und das beigemischte Silber bleibt zurück. Demjenigen, der kein Mittel besitzt, um nachzuweisen, daß das Silber dort von Anfang an gewesen ist, muß es scheinen, als ob sich ein Teil des Bleies in Silber verwandelt hätte, und die Aegypter nahmen dies um so leichter an, als Silber und Blei sowohl in Farbe, spez. Gewicht und ähnlichen äußeren Eigenschaften einander nahe stehen. Beim Gold verhält es sich ähnlich. In der Natur kommt ein Mineral, das Schwefelarsen, vor, das ganz die Farbe des Goldes hat. Die Alten nannten es deshalb „die Farbe des Goldes", Auripigment; so heißt es noch jetzt. Dies Auripigment enthält mitunter ein wenig Gold, welches bei genügender Erwärmung zurückbleibt. Hier meinten sie ganz natürlich eine Metallverwandlung zu sehen; das goldähnliche Auripigment verwandelte sich unter Einfluß der Wärme teilweise zu Gold.

Indessen waren es doch nicht die Metalle allein, die solcher Verwandlung fähig waren. Ein jeder Stoff, der einem anderen ähnlich ist, scheint bei zweckmäßiger Behandlung mehrere von den Eigenschaften annehmen zu können, die der andere besitzt. Bei der Herstellung von Glas erhält man, wenn man reine Stoffe gebraucht, ungefärbte Glasmassen, die im Glanze Edelsteinen gleichen. Aber durch ganz kleine Zusätze verschiedener Metalle wird die Glasmasse gefärbt, und sie unterscheidet sich jetzt von den natürlichen Edelsteinen nur durch eine geringere Härte. Auf die Weise konnten die

Aegypter schon in sehr alter Zeit künstliche Edelsteine darstellen, wie die häufigen Funde in den Mumiengräbern bezeugen.

Alle diese Verwandlungen der Metalle und Edelsteine, welche die Chemiker unserer Zeit mit der größten Sicherheit ausführen können, weil sie wissen, worauf es ankommt, wurden anfangs natürlich rein zufällig von den Aegyptern entdeckt. Was man so fand, zeichneten die Priester, die, wie überall in der alten Zeit, so auch bei den Aegyptern die Inhaber der Weisheit waren, als große Geheimnisse auf. So sind die hermetischen Schriften wahrscheinlich entstanden; sie waren nicht von einem einzelnen verfaßt, sondern sozusagen von der ganzen Priesterschaft durch zahlreiche Generationen hindurch. Deshalb ist die Zahl der Schriften im Laufe der Jahrhunderte überaus groß geworden, und da die einzelnen Werke die Namen ihrer Verfasser wahrscheinlich nicht getragen haben, ist die ganze Reihe dem Hermes, d. h. der göttlichen Weisheit, zugeschrieben worden. Daß diese Darstellung von der Entstehung der Alchemie richtig ist, daß die metallurgischen Prozesse wirklich der Ausgangspunkt waren, dafür scheint das angeführte Buch des Demokrit ein deutliches Zeugnis abzulegen; es handelt ja gerade von der Färbung der Metalle und Steine. Und als erst der Glaube an die Möglichkeit der Metallverwandlungen festen Boden gewonnen hatte, arbeiteten begreiflicherweise die ägyptischen Priester eifrig daran, sichere Methoden für die Veredlung der Metalle zu finden. Je mehr wertvolle Eigenschaften ein Metall mit einem anderen gemeinsam hatte, desto näher lag, wie man glaubte, die Möglichkeit einer vollständigen Verwandlung. So sah man das gelbe Messing als „unvollkommenes“ Gold an, Zinn als ein Mittelding zwischen Blei und Silber, weil dessen Farbe dem Silber ähnlicher ist. Eine Stange reinen Zinns giebt beim Biegen einen knirschenden Laut von sich, es „schreit“. Nach der Meinung der Alten war dies der wesentlichste Unterschied zwischen Zinn und Silber, und das Bestreben ging deshalb hauptsächlich darauf aus, dem Zinn sein „Geschrei“ zu nehmen. Dies glückte auch, als man später das Quecksilber kennen lernte. Eine Verbindung von Quecksilber und Zinn ist schwer, silberglänzend und schreit nicht; hier war die Veredelung des Metalles also wirklich durchgeführt. Selbstverständlich ist dies Zinnamalgam ebensowenig Silber, als Messing Gold; es sind nur gewisse äußere Eigenschaften, die diese Stoffe gemeinsam haben; aber die Alten, welche keine Mittel besaßen, um die Unterschiede genauer zu bestimmen, mußten natürlich glauben, daß die Verwandlung durchgeführt sei.

Die alchemistischen Methoden. Ein Verständnis der chemischen Prozesse, welche die ägyptischen Alchemisten anwandten, würde zu viele Voraussetzungen erfordern, als daß wir hier näher darauf eingehen könnten. Im allgemeinen kann man nur sagen: in den vorliegenden alchemistischen Schriften ist nirgendswo eine Andeutung vorhanden, daß die Alten Methoden gekannt hätten, die nicht jeder Chemiker der Jetztzeit kennt und anwendet. Und nach dem, was wir oben als Grund für ihren Glauben an Metallverwandlungen dargestellt haben, ist es leicht einzusehen, daß sie auch keine besonders merkwürdigen Methoden nötig hatten. Für sie kam es nur auf den äußeren Schein an; wenn 2 Metalle in Farbe, Härte, spez. Gewicht und anderen physikalischen Eigenschaften übereinstimmten, so betrachteten die alten Alchemisten sie als denselben Stoff, weil sie entweder gar nicht oder doch nur sehr unvollkommen verstanden, die chemischen Eigenschaften der Stoffe zu untersuchen. Die physikalischen Eigenschaften eines Metalles aber durch passende Mischungen verschiedener Metalle nachzuahmen, ist im allgemeinen nicht schwer. Es unterliegt deshalb auch kaum einem Zweifel, daß sie nur derartige Mischungen dargestellt haben; allerdings thaten sie das oft auf recht künstlichem Wege resp. Umwege, weil sie sich selbst nicht klar darüber waren, um was es sich handelte. Dieses bezeugt auch die oben angegebene „hermetische Formel“, das Körperliche unkörperlich und das Unkörperliche körperlich zu machen.

Die alchemistischen Theorien. Wie erklärten die Alchemisten sich nun diese Metallverwandlungen? In den ältesten Zeiten versuchten sie, wie es scheint, gar keine natür-

liche Erklärung für die Phänomene zu geben. Sie standen erstaunt diesen rätselhaften Verwandlungen gegenüber, die nach ihrer Ansicht auf direktes göttliches Eingreifen zurückzuführen waren. Durch eigene Macht vermochte der Mensch solches nicht auszuführen; dazu gebrauchte man göttlichen Beistand. Durch eine solche Auffassung wird auch die Thatsache erklärt, daß die ältesten alchemistischen Werke ebensoviele Beschwörungsformeln, Hymnen und Anrufungen als chemische Rezepte enthalten. Die Hilfe der Götter war hier das Wichtigste. Als später die Astrologie — vielleicht durch Berührung mit den Chaldäern — weiter entwickelt war, wurden die Planeten das Zwischenglied zwischen den Göttern und den irdischen Begebenheiten. Man nahm nun an, daß jedes der verschiedenen Metalle sich unter der Herrschaft seines Planeten auf der Erde entwickele. Aus jener Zeit datiert wahrscheinlich auch der eigentümliche Gebrauch, jedes Metall durch das Zeichen eines Planeten zu bezeichnen, der, solange man Alchemie trieb, bis in unsere Zeit hinein, beibehalten wurde. Das Gold wurde der Sonne zugeschrieben und deshalb mit ☉ bezeichnet, das Silber dem Monde ☽, Elektrum, das mit Silber vermischte Gold dem Jupiter ♃, das Blei dem Saturn ♄, das Eisen dem Mars ♂, das Kupfer der Venus ♀ und das Zinn dem Merkur ☿. Als man später das Quecksilber kennen lernte, fanden einige Aenderungen in diesen Bezeichnungen statt, aber die Anwendung der Zeichen der Planeten behielt man bei. Die astrologischen Tabellen, welche man in vielen alten alchemistischen Werken findet, zeugen von der ehemaligen engen Verbindung zwischen der Alchemie und Astrologie.

Aus der griechischen Periode rühren unzweifelhaft die ersten Versuche einer natürlichen Erklärung der Metallverwandlungen her; die Naturlehre der griechischen Philosophen wurde derselben zu Grunde gelegt: Empedokles hatte die Lehre von den vier Elementen, Feuer, Luft, Erde und Wasser aufgestellt, aus denen alles, wie man annahm, zusammengesetzt war. Plato hielt diese Auffassung nur mit der Veränderung fest, daß er sich die vier Elemente durch Umgestaltung eines und desselben zu Grunde liegenden Urstoffes entstanden dachte. Diese Theorie wurde von den griechischen Alchemisten aufgenommen, welche dadurch die Metallverwandlungen leicht erklären konnten. Sie nahmen an, aus dem Urstoff, der materia prima, seien die vier Elemente und durch deren verschiedene Verbindungen dann die einzelnen Stoffe entstanden. Jeder Stoff, besonders jedes Metall, enthält also alle Elemente; will man das eine Metall in das andere verwandeln, so hat man nur einen gewissen Teil einiger Elemente fortzunehmen und Teile einiger anderer einzufügen. Am allerleichtesten ließ die Verwandlung sich durchführen, falls man ein Metall in die Urform, materia prima, bringen konnte, in welcher es weder Feuer noch Erde, Luft oder Wasser ist. Hatte man den Stoff in dieser Form, dann konnte man ihn nach Gutdünken in jedes beliebige Metall umformen.

Als das Quecksilber bekannt wurde, meinte man, in diesem Metalle den Urstoff gefunden zu haben. Das Quecksilber geht nämlich leicht Verbindungen mit anderen Metallen ein, und diese Amalgame sind fest und weiß und haben im ganzen Eigenschaften, die von denen der ursprünglichen Metalle sehr verschieden sind. Oben ist schon erwähnt, daß das Zinn das Geschrei beim Amalgamieren verliert, außerdem wird es schwerer und silberglänzender, so daß es, oberflächlich betrachtet, Silber geworden zu sein scheint. Welch' große Rolle das Quecksilber bei den alten Alchemisten gespielt hat, geht aus einem Ausspruch des früher genannten Synesius hervor: „Das Quecksilber nimmt alle Formen an, wie das Wachs jede Farbe annimmt; so macht das Quecksilber alles weiß, nimmt die Seele von allen Dingen . . . Es verändert alle Farben und besteht auch dann noch, wenn die anderen nicht mehr bestehen, und selbst wenn es anscheinend nicht besteht, ist es doch in den Körpern enthalten.“ Die Alchemisten lernten jedoch allmählich durch Erfahrung, daß das Quecksilber nicht der richtige Urstoff sein konnte; aber deshalb gab man den Glauben an die materia prima oder den philosophischen Stein („den Stein der Weisen“) nicht auf.

Es galt eben nur, diesen zu finden: besaß man ihn erst, so würde das Uebrige von selbst gehen. Wir werden nun im folgenden sehen, wie die Alchemie sich unter den stets fortgesetzten Bestrebungen, den Stein der Weisen zu finden, sich weiter entwickelte.

Die gelehrten Magier vor Agrippa.

Die Araber.

Es würde über die Grenzen dieses Buches hinausgehen, alle die Veränderungen zu verfolgen, denen die einzelnen magischen Wissenschaften zu den verschiedenen Zeiten unterworfen gewesen sind. Ich beschränke mich deshalb darauf, nur die Hauptpunkte der Entwicklung der Wissenschaften hervorzuheben und zwar von der alten Zeit an bis zum 16. Jahrhundert, wo sie ihre höchste Entwicklung in Europa erreichten, als Heinrich Cornelius Agrippa sie alle zu einem großen magischen Systeme sammelte. Um diese Entwicklung in möglichst kurzen Zügen zu beleuchten, wollen wir nur das Leben und die Wirksamkeit der bekanntesten Magier betrachten; und da jede wesentliche Veränderung auf einem wissenschaftlichen Gebiet sich im allgemeinen an die Person eines hervorragenden Forschers knüpft, so werden wir auf diesem Wege auch zugleich die bedeutungsvollsten Phasen der Entwicklung kennen lernen.

Wie schon erwähnt, waren es die Araber, welche kurz nach der Eroberung Alexandriens die Wissenschaften nach ihrem Verfall am Schlusse des Altertums wieder zu heben anfingen. Namentlich die Dynastie der Abassiden, welche in der Mitte des 8. Jahrhunderts auf den Thron kamen, hegte lebhaftes Interesse für die Wissenschaft, und überall, wo der Islam vordrang, wurden neue Universitäten und Bibliotheken errichtet. An den Hochschulen wurden hauptsächlich Philosophie, Medizin, Mathematik, Optik, Astronomie und Chemie gelehrt, und für die Bibliotheken sammelte man alles, was man von den wissenschaftlichen Schriften des griechischen Altertums, teils in der Originalsprache, teils in Uebersetzungen, bekommen konnte. Unter diesen günstigen Verhältnissen wirkten eine Reihe bedeutender Forscher; von direktem Einfluß auf die Entwicklung der magischen Wissenschaften war namentlich Abu Mussah Dschafar al Sofi, gewöhnlich Geber (eine lateinische Verdrehung von Dschafar) genannt.

Er ist in Mesopotamien geboren und lebte wahrscheinlich von 702 bis 765; er war lange Lehrer an der Hochschule in Sevilla. Seine Schriften kennt man nur in alten lateinischen Uebersetzungen, und es ist schwer zu entscheiden, ob alle ihm zugeschriebenen Bücher wirklich von ihm verfaßt sind. Sicher ist nur, daß sie schon im 13. Jahrhundert in derselben Form vorhanden waren, wie wir sie jetzt kennen.

Geber war Chemiker, und sein Wissen auf diesem Gebiete war bedeutend größer als dasjenige des Altertums. In seinen Schriften sind zahlreiche Präparate und Verbindungen erwähnt, die man früher nicht gekannt hatte. Aber dieses ganze wertvolle Wissen war doch nur gewonnen als zufälliges Nebenprodukt bei den Versuchen, die unedlen Metalle in Silber oder Gold zu verwandeln, denn Geber glaubte an die Möglichkeit der Metallverwandlung ebenso wie seine Vorgänger und Nachfolger; ja, noch viele Jahrhunderte hindurch waren die Bestrebungen aller Chemiker nur darauf gerichtet, dieselbe zu verwirklichen. Die größte Bedeutung hat Geber gerade durch seine alchemistische Lehre erhalten, da er zuerst eine chemische Theorie von der Zusammensetzung der Metalle aufgestellt hat, durch welche die Möglichkeit ihrer Verwandlungen sich erklären ließ. Diese Theorie wurde, wenn auch mit verschiedenen Modifikationen, von den Chemikern bis ins vorige Jahrhundert hinein festgehalten.

Nach derselben bestehen alle zusammengesetzten Stoffe, besonders die Metalle, aus zwei Grundstoffen, dem Sulfur (Schwefel) und Mercurius (Quecksilber). Der Grundstoff Sulfur ist der Träger der Eigenschaften, die sich durch Feuer verändern lassen, Mercurius dagegen der Träger der eigentlichen metallischen Eigenschaften, des Glanzes, der Dehnbarkeit, Schmelzbarkeit u. s. w. Die verschiedenen Stoffe unterscheiden sich nur dadurch voneinander, daß sie verschiedene Mengen von Sulfur und Mercurius enthalten; je mehr Sulfur darin enthalten ist, desto leichter läßt sich der Stoff durch Feuer zerstören, und desto ferner liegt er den Metallen, die hauptsächlich aus Mercurius bestehen. Indes finden sich in allen Metallen beide Grundstoffe, entweder in reinem oder unreinem, in feinem oder grobem Zustande. Die Grundstoffe Sulfur und Mercurius selbst kannte man nicht in ganz reinem Zustande; der gewöhnliche Schwefel war unreiner Sulfur, wie das gewöhnliche Quecksilber unreiner Mercurius war. — Nach dieser Lehre ist es offenbar nicht schwierig, die Metallverwandlungen zu erklären oder Regeln für dieselben zu geben. Will man ein unedles Metall in ein edles verwandeln, so braucht man nur seine Grundstoffe in einen reineren Zustand zu bringen und ihre Mengenverhältnisse in der rechten Weise zu verändern, dann ist die Verwandlung ausgeführt. Als Beispiel führt Geber an, daß man Blei in Zinn verwandeln könne, wenn man das Blei mit einer gewissen Menge Quecksilber zusammen schmilzt; Zinn unterscheidet sich nach seiner Auffassung nämlich nur dadurch von Blei, daß es etwas reicher an Mercurius ist. — Die Aufgabe der Chemiker bestand also nur darin, zu erforschen, wie die Grundstoffe in den einzelnen Metallen gereinigt und in das richtige Mengenverhältnis gebracht werden konnten.

Die Mittel zur Metallverwandlung teilt Geber in drei Gruppen oder Ordnungen. Als „Medizinen erster Ordnung" bezeichnet er Stoffe, die einige Eigenschaften eines Metalles verwandeln können, jedoch nur so, daß die neuen Eigenschaften nicht von Dauer sind. So wird Kupfer z. B. durch Behandlung mit zinkhaltigen Stoffen goldgelb (Messing), mit arsenhaltigen Stoffen silberweiß, aber diese Farben widerstehen dem Feuer nicht. Außerdem giebt es aber nach Gebers Ansicht auch „Medizinen zweiter Ordnung", welche den unedlen Metallen einige Eigenschaften der echten Metalle geben, die dann dauerhaft sind. Endlich hat man eine „Medizin dritter Ordnung", den sogenannten „philosophischen Stein" oder „das große Elixir", und dies vermag alle Eigenschaften eines unedlen Metalles zu verwandeln, so daß dasselbe nun wirklich Silber oder Gold ist. Leider sind die Angaben Gebers, wie die Medizinen zweiter und dritter Ordnung dargestellt werden sollen, so unverständlich, daß ein moderner Chemiker nicht nach ihnen arbeiten kann.

Es ist früher erwähnt, daß die Chemiker des Altertums annahmen, jedes einzelne Metall stände unter der Herrschaft eines bestimmten Planeten, weshalb es mit dem

Zeichen des betreffenden Planeten bezeichnet wurde. Ungefähr zur Zeit Gebers ging eine kleine Veränderung in diesen Bezeichnungen vor sich. Beibehalten wurden die Zeichen für Gold ☉, Silber ☽, Blei ♄, Eisen ♂ und Kupfer ♀; dagegen wurde das Zinn jetzt unter das Zeichen des Jupiter gestellt und mit ♃ bezeichnet, das Quecksilber dagegen unter das des Merkur, weshalb es dessen Zeichen ☿ erhielt. Diese Bezeichnungen findet man in allen späteren chemischen Schriften wieder, so lange der Glaube an die Metallverwandlungen existierte. Erst als die Chemie aufhörte, Magie zu sein, wurde ein rationelleres Zeichensystem für die Metalle und die übrigen Grundstoffe einführt.

Die arabischen Astrologen. Neben der Chemie beschäftigten die Araber sich eifrig mit der Astronomie, und man kennt eine Reihe hervorragender arabischer Astronomen, welche sich durch genaue Observationen und bedeutungsvolle Entdeckungen auszeichneten. Daß diese Männer sich auch der Astrologie widmeten, ist unzweifelhaft. In späteren europäischen Schriften werden stets die Araber neben Ptolemäus als Autoritäten auf dem Gebiete der Astrologie genannt. Arabische Manuskripte über Astrologie scheinen deshalb unter den europäischen Gelehrten entweder in der Originalsprache oder in lateinischen Ueberſetzungen recht verbreitet gewesen zu sein.

Man hat auch einige lateinisch geschriebene Astrologien, welche am Schlusse des 15. Jahrhunderts gedruckt sind und, nach dem Namen des Verfassers zu urteilen, Uebersetzungen arabischer Originale gewesen zu sein scheinen. Leider habe ich nicht in den Besitz dieser Werke, d. h. der Quellen selbst, kommen, auch nirgends Angaben ihres Inhalts finden können und muß mich auf die Benutzung einer Abhandlung: „De judiciis astronomiae“ beschränken, die von einem Schüler der Araber, dem Arzte Arnold Villanova, verfaßt ist. Dieser Mann, welcher eine hervorragende Rolle in der Geschichte der Magie spielt, soll unten näher besprochen werden. Hier möge die Bemerkung genügen, daß er lange Zeit in Spanien, um 1280, gelebt hat, daß er die maurischen Universitäten besucht und arabische medizinische Schriften ins Lateinische übersetzt hat. Er hat also wohl unzweifelhaft die Astrologie der Araber gekannt und wesentlich diese in der obengenannten astrologischen Schrift dargestellt. Damit ist freilich nicht ausgeschlossen, daß ein Teil des Inhaltes auch seine eigene Erfindung sein kann. Jedenfalls können wir aber aus seiner Arbeit eine Vorstellung vom Standpunkt der Astrologie im 13. Jahrhundert gewinnen, so wie sie bei den Arabern und den europäischen Schülern derselben entwickelt war.

„De judiciis astronomiae“ giebt zuerst eine kurze Darstellung der Lehre des Ptolomäus von der Einteilung des Tierkreises, den Häusern der Planeten und den wesentlichen Werten derselben, wie wir es oben kennen gelernt haben. Aber danach folgt eine ganz neue Betrachtung, die in der folgenden Zeit bis zur Gegenwart ein Hauptsatz der Astrologie gewesen ist, nämlich die Lehre von „den himmlischen Häusern“, die nicht mit Ptolemäus' Lehre von den Häusern der Planeten im Tierkreise verwechselt werden darf. Bei Ptolemäus kommt schon die Bemerkung vor, daß ein Planet besonderes Gewicht und Bedeutung hat, wenn er aufgehen will, also im Horizonte ist, oder wenn er „in der Mitte des Himmels“, d. h. im Meridian, steht. Diese Betrachtung ist bei Villanova in allen ihren Konsequenzen durchgeführt. Man denkt sich das ganze Himmelsgewölbe in 12 gleich große Stücke geteilt (vergl. umstehende Figur 7). Der Kreis Z O N W bezeichnet die Himmelskugel. Diese wird zunächst durch den Horizont O s W n in zwei gleich große Hälften geteilt. Zeichnet man dann den Meridian, den Kreis Z s N n rechtwinkelig zum Horizonte, so ist der Himmel durch diese beiden Kreise in vier gleich große Teile geteilt. Jedes derselben wird dann wieder durch Kreise, die durch die Punkte n und s gelegt werden und mit dem Horizonte Winkel von 30 und 60 Grad bilden, in drei gleich große Stücke

zerlegt. Die so entstandenen 12 Teile werden mit Nummern bezeichnet, cf. Figur. Das Haus, das sich gerade unter dem Horizonte bei dem Punkte O = Osten befindet, ist gerade in Begriff aufzusteigen, da die Sterne bekanntlich im Osten auf- und im Westen untergehen. Und da dies Haus das erste ist, das über dem Horizonte emporkommt, wird es Nr. 1 genannt. Diesem folgt Nr. 2 und so weiter. Dadurch wird es verständlich, warum die Nummerierung in einer uns etwas unnatürlichen Weise, entgegen „dem Zeiger der Uhr" durchgeführt ist.

Fig. 7.

Die zwölf Häuser haben nicht alle gleichen Wert und gleiche Bedeutung. Das erste Haus, das gerade aufsteigt, das vierte, das am tiefsten unter dem Horizonte (Nadir) steht, ferner das siebente, das gerade sinkt, und das zehnte, das auf dem Meridian am höchsten (Zenith) steht, werden die „Ecken" genannt und sind die wichtigsten. Nach ihnen im Rang folgt das zweite, fünfte, achte und elfte Haus, danach die vier letzten. — Ferner hat jedes einzelne Haus seine besondere Bedeutung. Die Sterne haben nämlich Einfluß auf alle Dinge, auch auf die alltäglichen Verhältnisse, und da bezeichnet und beherrscht nun gerade jedes einzelne Haus am Himmel eine gewisse Gruppe von Verhältnissen. Das erste Haus bezeichnet den Fragesteller, d. h. denjenigen, welcher die Sterne um Rat fragt, oder denjenigen, der gerade geboren ist, und dem die Nativität gestellt wird; es beherrscht sein Leben, Temperament und seine körperliche Gestalt und zugleich den allgemeinen Zustand des Landes, in dem er sich befindet. Das zweite Haus beherrscht das zeitliche Wohl des Fragestellers, seine bewegliche Habe. Vom dritten Hause macht man Schlüsse auf Nachbarn, Brüder, Schwestern und alle Verwandte der Linie des Fragestellers. Dem vierten Hause werden Weissagungen für Eltern und alle Verwandte in aufsteigender Linie entnommen. Das fünfte Haus beherrscht Kinder, Geschwisterkinder und alle Verwandte in absteigender Linie. Das sechste Haus betrifft die Dienstboten, die Sklaven und die Haustiere, das siebente Haus die Ehe, die Gatten, das Liebesverhältnis, den Geliebten, das achte Haus den Tod, den Zustand nach demselben, die Art und Weise des Todes, Testamente der Verstorbenen u. s. w. Das neunte Haus beherrscht die Kunst, die Wissenschaft, die Bücher und alles, was damit in Verbindung steht. Das zehnte Haus bezeichnet Obrigkeit und Beamte, es giebt Aufschluß über des Fragestellers zukünftige Ehre und Erhöhung. Das elfte Haus repräsentiert Freunde und Freundschaft, Hoffnung und Zutrauen, während das zwölfte Haus Feinde, Sorge, Mühe und Unglück, namentlich Gefängnis, bedeutet.

Wenn man nun die Sterne nach diesem oder jenem fragen will, muß man damit anfangen, ein vollständiges Bild vom Aussehen des Himmels in dem betreffenden Augenblick aufzuzeichnen. Dazu gebraucht man das Schema in nebenstehender Figur 8. Die zwölf nummerierten Räume bedeuten die zwölf Häuser, und in jedes einzelne Haus zeichnet man das Himmelszeichen und die Planeten, die sich im Augenblick dort befinden. Aus der Stellung der Planeten in den Zeichen und Häusern und aus ihrem Verhältnis zu einander kann man dann Schlüsse ziehen auf alle möglichen zukünftigen Begebenheiten. — Indes beschäftigt Villanova sich nur mit einer Art Weissagung näher, nämlich mit der Anwendung der Sterndeutung in der Medizin. Dadurch wird seine Ab-

Fig. 8.

handlung besonders interessant, weil sie uns einen Einblick in den damaligen Stand sowohl der Astrologie als der Medizin gewährt. Folgender wörtlicher Auszug aus Villanovas Schrift giebt uns ein deutliches Bild von der Wissenschaft jener Zeit.

„Von den einzelnen Zeichen und den Gliedern des Körpers, die sie beherrschen. Das Zeichen des Widders ist das erste und das Haupt der Zeichen; es beherrscht das Haupt, weil der Widder hier seine ganze Stärke hat. Das Zeichen des Stieres beherrscht den Hals und den Nacken, weil der Stier in diesen Teilen besonders mächtig ist. Die Arme und Hände sind den Zwillingen unterworfen, weil diese das Bild einer Umarmung sind und die Fähigkeit zu umarmen in den genannten Teilen des Körpers liegt. Der Krebs steht in Beziehung zur Brust und den benachbarten Teilen, weil der Krebs eine besonders starke Brust hat. Der Löwe beherrscht das Herz, die Mundhöhle, die Lunge und die Leber, weil der Löwe seine Stärke im Herzen und in den anderen erwähnten Teilen hat. Das Zeichen der Jungfrau ist Herr über die Eingeweide und den Unterleib, weil das Eigentümliche der Jungfrau sich hier befindet. Die Wage beherrscht die Haut, die Nieren, das Gesäß, den After und die benachbarten Partien. Der Skorpion ist Herr über alle Geschlechtsteile, weil die Stärke des Skorpions im Schwanz liegt und jene den Schwanz des Menschen bilden. Der Schütze ist Herr über die Hüften und Oberschenkel, der Steinbock über die Kniee, der Wassermann über die Unterschenkel und die Fische über die Füße. Es ist somit klar, daß ein jedes Zeichen in seiner Weise bestimmte Glieder beherrscht und beeinflußt, und dies hat große Bedeutung, wenn man aus den Zeichen Weissagungen entnehmen will.

Von der Macht des Mondes in den Zeichen und dessen Verhältnis zu den Gliedern. Nun müssen wir beachten, daß, da der Mond die Macht hat, Flüssigkeiten in Bewegung zu setzen und sie zu leiten, es einleuchtet, wie er in irgend einem bestimmten Zeichen Einfluß auf dieses oder jenes menschliche Glied ausübt, so daß es nicht gut ist, an diesem Glied zu schneiden oder zu kurieren, wenn der Mond in dem betreffenden Zeichen steht. Deshalb kann man nicht gut ohne große Gefahr eingreifen, wenn etwas am Haupte beschädigt ist, so lange der Mond im Zeichen des Widders steht, da der Widder ja Beziehung zum Haupte hat; in ähnlicher Weise mit dem Halse, wenn der Mond im Zeichen des Stieres, mit den Armen, wenn er im Zeichen der Zwillinge steht u. s. w.

Rücksichten, die der Arzt nehmen muß. Der vollkommene Arzt muß wissen, daß das aufsteigende Zeichen und dessen Herr*) den Kranken bedeutet; die Mitte des Himmels (das zehnte Haus), das hier befindliche Zeichen und dessen Herr bezeichnet den Arzt des Kranken, das siebente Haus und dessen Herr die Krankheit und das vierte Haus mit dessen Herrn das Heilmittel. Ist da nun etwas Ungünstiges im aufsteigenden Zeichen (dem Ascendenten) oder ist dessen Herr selbst unheilbringend, so wird es dem Kranken schlecht gehen, dagegen gut, wenn alles günstig ist. Aehnlich verhält es sich mit dem zehnten Haus; wenn das einen guten Herrn hat, wird der Arzt dem Kranken helfen können; wenn aber etwas Schlechtes da ist, wird er ihm nur schaden können. Wenn ein günstiges Schicksal über dem siebenten Hause herrscht, wird der Patient sich bald erholen, und im entgegengesetzten Fall gerät er von einer Krankheit in die andere. Endlich, wenn im vierten Hause alles gut ist, wird die ausgewählte Medizin ihn heilen, sonst nicht."

Es giebt noch viele andere detaillierte Regeln, so z. B. auch einige, die dem Arzte die himmlische Prognose erleichtern können, wenn er nicht weiß, wo die Himmelszeichen sich im gegebenen Augenblick befinden. Hierauf gehen wir hier nicht näher ein. Indes beachte man, daß mit keinem Worte gesagt wird, was da eintritt, wenn einige Zeichen gut, andere ungünstig sind, wie es doch wohl meist der Fall gewesen sein wird.

---

*) Der Herr eines Himmelszeichens ist der Planet, der sein Haus in dem betreffenden Zeichen hat, vrgl. oben die Darstellung des Ptolemäus p. 37 f. Anm. d. Verf.

Der kluge Arzt hat hier unzweifelhaft eine offene Hinterthür, durch die er entschlüpfen kann, wenn trotz günstiger Vorzeichen alles fehlschlägt: eine unbeachtete schädliche Konstellation muß dann die Schuld an dem unglücklichen Resultat tragen.

Der Ruf der europäischen Forscher als Zauberer.

Mit dem 13. Jahrhundert begann eine neue Aera für Europa. Das Interesse für Wissenschaft breitete sich mehr aus, der Papst und die weltlichen Fürsten traten als eifrige Beschützer derselben auf, stifteten Universitäten und unterstützten die Gelehrten. Besonders Friedrich II von Neapel hat sich in dieser Beziehung große Verdienste erworben; 1225 stiftete er die Universitäten Neapel und Messina und berief arabische Männer der Wissenschaft an dieselben, so daß Italien nun neben Spanien ein Berührungspunkt zwischen Europa und der maurischen Kultur wurde. Infolgedessen trat schon im 13. und in den folgenden Jahrhunderten auf europäischem Boden eine Reihe bedeutender Forscher hervor, die auf der von den Arabern empfangenen Grundlage weiter arbeiteten. Um fast alle diese Männer bildete sich, zum Teil schon während ihres Lebens, ein Kranz von Sagen, die sie als mächtige Zauberer schilderten. Sicher ist es auch, daß die Geistlichkeit einige von ihnen, z. B. Roger Bacon, unter dem Vorwande verfolgte, er beschäftige sich mit verbotenen magischen Künsten. Der wirkliche Grund war, wie wir später sehen werden, jedenfalls zum Teil ein anderer.

Fragen wir nun nach den Gründen, warum fast alle bedeutenden Männer der damaligen Zeit in den Ruf der Zauberkraft gekommen sind, so finden wir verschiedene Ursachen.

Zunächst sehen wir aus ihren Schriften, daß sie den Glauben ihrer Zeit an die Goldmacherkunst, an den Einfluß der Sterne auf die Menschen und an die Möglichkeit verschiedener magischer Künste teilten. Viele von ihnen haben Schriften über diese Geheimwissenschaften hinterlassen und auch wohl gelegentlich versucht, ihre Kenntnisse in die Praxis umzusetzen. Aber das genügt nicht zur Erklärung ihres Rufes als Zauberer in einer Zeit, wo doch jedermann an Derartiges glaubte, und wo der Zutritt zu den magischen Wissenschaften keineswegs schwer war für einen, der sich mit Büchergelehrsamkeit abgeben wollte. Nicht nur Arnold Villanova, sondern auch sein Zeitgenosse Peter Abano, einer der angesehensten Aerzte des 13. Jahrhunderts, lehrte die Astrologie als ein notwendiges Glied der Heilkunde, und man weiß, daß die Werke dieser Männer in zahlreichen Abschriften unter den Aerzten und anderen Gelehrten verbreitet waren. Auch alchemistische und andere magische Schriften waren keineswegs ungewöhnlich; es ist deshalb recht unwahrscheinlich, daß die bloße Beschäftigung mit diesen Wissenschaften einen Mann in den Ruf, ein Zauberer zu sein, hätte bringen können. Bei einigen erklärt es sich indes dadurch, daß sie sich in ihren Schriften eine Weisheit und eine

Macht beilegten, die über die Kenntnisse anderer weit hinausging. Raymund Lullus rühmt sich, den Stein der Weisen in solcher Vollkommenheit zu besitzen, daß er das ganze Weltmeer in Gold verwandeln könnte, wenn es bloß aus Quecksilber bestände. — Bacon spricht von Mitteln, durch die er mit großer Geschwindigkeit Wagen und Schiffe nach jedem beliebigen Ort hinbewegen könne, und der Abt Johann Tritheim schreibt in einem Briefe an einen Freund über eine von ihm erfundene Methode, vermittelst derer er auf unmeßbare Entfernungen hin seine Gedanken einem jeden kundzugeben vermöchte, ohne daß irgend ein Unbeteiligter auch nur das Geringste davon unterwegs auffangen könnte. Wenn man Derartiges für bare Münze nahm — und das geschah unweigerlich — so ist es nicht zu verwundern, wenn nicht nur die unwissende Menge, sondern die Gelehrten, die vergebens selber die Methode zu erforschen suchten, von Zauberkünsten zu murmeln anfingen.

Eigentümlicherweise hielten nun aber diese Männer, die so ein ganz übernatürliches Wissen zu besitzen vorgaben, im allgemeinen doch zugleich daran fest, daß alles höchst natürlich zugehe und nichts mit irgend welcher Zauberei zu thun habe. Bacon schrieb eine Abhandlung „De nullitate magiae“ („Ueber die Nichtigkeit der Magie“); aus derselben geht deutlich hervor, daß er nicht an die Möglichkeit glaubt, etwas durch Geisterbeschwörungen, magische Sigille u. s. w. auszurichten. Tritheim hinwiederum ist längst gereinigt von den Anklagen wegen teuflischer Künste, zu denen er allerdings selber die Veranlassung gegeben hatte. Wir haben deshalb kein Recht, entgegen dem eigenen Zeugnis dieser Männer anzunehmen, daß sie sich obige wunderlichen Dinge durch magische Mittel ausgeführt dachten. Ihre kühnen Phantasien müssen einen ganz anderen Ursprung gehabt haben, und es ist auch nicht schwer, die Ursache sowohl zu jenen phantastischen Projekten als auch zu ihrem Rufe als Zauberer zu finden.

Alle Forscher, welche die Sage zu Zauberkünstlern gemacht hat, waren geniale Männer, die auf mancherlei Gebieten ihrer Zeit voraus waren. Sie hatten zunächst außer mancher anderen Weisheit sich die geringen naturwissenschaftlichen Kenntnisse ihrer Zeit angeeignet und erstrebten nun, diese durch eigene Beobachtungen und Versuche weiter zu entwickeln. Für diese Art zu forschen hatte man aber damals kein Verständnis. Aristoteles’ Physik und Ptolomäus’ Almagest enthielten, wie man annahm, alles, was ein Mensch von der Natur wissen kann; es war stets eine sehr bedenkliche Sache, auf eigene Hand die Natur zu untersuchen und vielleicht zu Resultaten zu kommen, die gegen die jener großen Autoritäten stritten. Und wie unvollkommen auch die Versuche und Messungen waren, auf welche die selbständigen Forscher mit ihren geringen Hilfsmitteln sich einlassen konnten, so genügten sie doch vollständig, sie in den Augen der meisten zu Zauberern zu machen, weil man sie eben nicht verstand. Auch die Benutzung unserer gegenwärtigen

arabischen Ziffern, die mannigfache, bis dahin unausführbare Berechnungen möglich machten, mußte den weniger Aufgeklärten höchst wunderbar erscheinen. Das Wissen der selbständigen Forscher und namentlich ihre Experimente auf verschiedenen Gebieten mußten so an und für sich schon genügen, ihnen den Namen Magier zu verschaffen. Aber auch in anderer Beziehung wurde es verhängnisvoll für diese Männer, daß sie neue Wege betreten und eine Einsicht in die Gesetze der Natur genommen hatten, die über die damalige Zeit weit hinausging. Denn das ist ja gerade die Eigentümlichkeit des Genies, daß es in der Phantasie Konsequenzen vorwegnimmt, die zu beweisen und zu verwirklichen einer späteren Zeit vorbehalten ist. Derartig sind Lullus', Bacons und Tritheims Phantasien jedenfalls teilweise. Es sind geniale Vorahnungen, empfangen in einem inspirierten Augenblick; aber der Urheber selbst ist ebensoweit davon entfernt gewesen, die Mittel zu ihrer Verwirklichung zu erlangen, wie wir jetzt davon entfernt sind, Meerwasser in Gold zu verwandeln.

Im ganzen wird unser Resultat also das sein, daß jene großen Magier des Mittelalters zwar nicht davon freizusprechen sind, zum Teil an die magischen Wissenschaften geglaubt und sich mit ihnen ebenso beschäftigt zu haben wie die ganze damalige Zeit. Aber ihr großes Ansehen als Magier haben sie doch vornehmlich durch ein Verdienst erworben, das ihnen zu allen Zeiten einen Platz in der Geschichte der Wissenschaft sichern wird: sie haben der experimentellen Forschung den Weg gebahnt und sind so die Vorläufer der modernen Naturwissenschaft gewesen. In kurzen Schilderungen des Lebens und der Wirksamkeit einzelner dieser bedeutenden Männer und der Sagen, die sich an sie knüpfen, wollen wir die Richtigkeit dieser Charakteristik nachweisen.

Die Naturforscher.

Albert von Bollstatt oder Albert Teutonicus ist nach den wahrscheinlichsten Angaben 1193 in Lauingen in Bayern (Reg.-Bez. Schwaben) geboren. Nachdem er die Studien in seiner Heimat beendet hatte, ging er an die kürzlich errichtete Universität Padua. Hier beschäftigte er sich wahrscheinlich zuerst mit den in jener Zeit allgemein gepflegten Wissenschaften, Grammatik, Dialektik, Rhetorik und Logik; zugleich aber erwarb er sich die mathematischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse, die ihm später den Namen eines „Meisters in der schwarzen Kunst" verschafften. In Padua trat Albert in den kürzlich errichteten Dominikanerorden ein, und von diesem Augenblicke an wurde sein Leben, abgesehen von einzelnen kurzen Unterbrechungen, ein unausgesetztes Wandern von einem Ort zum anderen, wo seine Ordenspflichten ihn hinriefen. Zuerst studierte er eine Zeit lang Theologie in Bologna, und dann zog er in verschiedenen deutschen Städten als Lehrer an neu errichteten Dominikanerschulen umher; 1230 treffen wir ihn in Paris als Professor an der dortigen Universität, wo die Dominikaner zwei Plätze zu besetzen das Recht hatten. Hier soll er schon einen solchen Ruf als Gelehrter gehabt haben, daß kein Saal in der Stadt seine zahlreichen Zuhörer zu fassen vermochte, sodaß er seine Vorlesungen unter offenem Himmel halten mußte.

1243 wurde Albert zum Vorsteher an der Ordensschule in Köln ernannt; hier hatte er den berühmten Theologen Thomas von Aquino zum Schüler. Lange jedoch scheint er dort nicht gewesen zu sein, denn schon 1248 kehrte er wiederum nach einem Aufenthalte in Paris nach Köln zurück. In den folgenden Jahren hielt er sich abwechselnd in Köln, Paris und Worms auf, bis er 1260 Bischof in Regensburg wurde. Zwei Jahre später legte er sein Amt freiwillig nieder, zog aufs neue als Lehrer in Deutschland und Frankreich umher, bis er in seinem hohen Alter, einige Jahre vor seinem Tode, das Gedächtnis verlor und seine Thätigkeit als Lehrer aufgeben mußte. Er starb dann in einem Alter von 87 Jahren im Dominikanerkloster in Köln.

Trotz seines unruhigen Lebens fand er doch Zeit zu einer ganz einzig dastehenden schriftstellerischen Thätigkeit. Eine gesammelte Ausgabe seiner Werke erschien 1651 in Lyon in 21 Foliobänden. Unter denselben befinden sich zwar eine Anzahl nachweislich unechter Schriften, die einer weit späteren Zeit angehören, aber es bleibt doch noch immer eine stattliche Reihe Bände zurück, die aus Alberts eigener Feder hervorgegangen sind. Seine Wirksamkeit als Verfasser erstreckte sich auf alle Wissenschaften der damaligen Zeit, weshalb man ihn auch den doctor universalis oder Albertus Magnus nannte.

Wir beschränken uns hier darauf, aus der Fülle seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten nur einzelne Punkte hervorzuheben, die besonderes Interesse für uns haben. Albert sagt selbst, daß der Zweck der naturwissenschaftlichen Schriften eigentlich nur der sei, den Ordensbrüdern eine gesammelte Darstellung von diesen Wissenschaften zu geben, damit sie die aristotelischen Werke darüber leichter verstehen können. Obwohl seine Schriften demnach zunächst nur Lehrbücher sein sollen, so kann ein so umfassender Geist, wie Albert ist, natürlich nicht dabei stehen bleiben, nur das wiederzugeben, was andere beobachtet haben. Er stellt den für Aristoteles' Autorität sehr bedrohlichen Satz auf, daß man bei naturwissenschaftlichen Untersuchungen stets auf die Erfahrung und das Experiment zurückkommen müsse; und wenn er auch nicht gerade in großem Umfange aus diesen Quellen geschöpft hat, so spricht er damit doch auch keine leeren Worte aus. Besonders in seinen geographischen Werken finden sich manche vortrefflichen Bemerkungen, die ihn als einen scharfen Beobachter zeigen, der keineswegs unnütz einen großen Teil seines Lebens auf Reisen zugebracht hat. So bespricht er den großen Einfluß von Bergen, Meeren und Wäldern auf Länder und deren Produkte; er leitet die Eigentümlichkeiten der einzelnen Menschenrassen aus der Beschaffenheit der Gegend ab, in der sie wohnen. Auch in den physikalischen Schriften zeigt er wiederholt, daß er selbständige Versuche angestellt hat. So berichtet er, daß eine mit Wasser gefüllte Glaskugel die Sonnenstrahlen in einem bestimmten Punkte sammelt, und daß in diesem Punkte eine große Wärme entsteht. Ebenso giebt er eine Methode an, um die Reinheit und Brauchbarkeit des Wassers als Trinkwasser zu untersuchen. Man nimmt zwei Stücke Zeug von demselben Gewicht, taucht sie in die verschiedenen Arten von Wasser und trocknet sie gut; das Stück Zeug, das nun am leichtesten ist, war im reinsten Wasser.

Diese Beispiele zeigen, daß wir bei Albert schon die Keime zur Naturwissenschaft der späteren Zeit finden. Indes genügte seine Einsicht in die Naturgesetze doch noch lange nicht, um die Unmöglichkeit der Sterndeuterei und Goldmacherkunst nachzuweisen. Unter den Kräften, die die Form der Dinge und den Gang der Begebenheiten bestimmen, nennt er ausdrücklich den Einfluß der Sterne, und er hält Gebers Theorie von der Zusammensetzung und Verwandlung der Metalle mit Hilfe „des großen Elixirs“ fest. Und gerade dieses, daß Albert die Möglichkeit, den Stein der Weisen zu finden, festhielt, war von nicht geringem Einfluß auf die alchemistischen Versuche der späteren Zeit. Jedoch hat er wahrscheinlich selber derartige Versuche niemals angestellt; die Schriften, in denen seine alchemistischen Resultate aufgezeichnet sind, sind nachweislich unecht.

Daß sein Ruf als Zauberer wesentlich von seiner Beschäftigung mit naturwissen-

schaftlichen Problemen verschiedener Art herstammt, geht deutlich aus den Sagen hervor, die von ihm erzählt werden. Die oben (S. 90) von Thomas v. Aquino erzählte Begebenheit hat unzweifelhaft eine thatsächliche Grundlage, da Albert selber verschiedene Automaten und ähnliche Einrichtungen in seinen Schriften beschreibt. Eine andere Sage berichtet, daß Albert den 6. Januar 1249 den König Wilhelm von Holland im Garten des Dominikanerklosters bewirtet habe. Trotz der strengen Winterkälte stand der Garten in vollem Frühlingsschmuck, aber kaum war das Dankgebet nach dem Essen gesprochen, als auch die Blumen und Blätter verschwanden. Auch dieser Erzählung liegt wahrscheinlich etwas Wahres zu Grunde. Wir treffen noch heute in Schweden bei alten Klosterruinen Bäume, z. B. Buchen und Walnüsse, weit nördlicher, als ihre natürliche Wachstumsgrenze ist. Die Mönche versuchten also mit Erfolg, Pflanzen, die ihre Heimat im Süden hatten, zu akklimatisieren, und es ist deshalb sehr wahrscheinlich, daß Albert in Köln einen Wintergarten oder etwas Aehnliches mit immergrünen Pflanzen gehabt hat. Hier bewirtete er den König, während es draußen Winter war.

Roger Bacon wurde 1214 in Ilchester in England geboren. Er gehörte einer angesehenen Familie an und fing früh an zu studieren, erst in Oxford, später in Paris. Um sich der Wissenschaft widmen zu können, trat er nach seiner Rückkehr in die Heimat in den Franziskanerorden ein; er beschäftigte sich nun teils mit der griechischen, hebräischen und arabischen Sprache, um die alten Verfasser in den Originalen lesen zu können, teils mit Mathematik und Naturwissenschaft. Seine Ordensbrüder fühlten sich aber durch seine große Gelehrsamkeit und Ueberlegenheit gekränkt, und seine physikalischen Studien gaben Anlaß zur Beschuldigung, daß er magische Künste treibe. Die Beschäftigung mit derartigen Dingen wurde ihm deshalb verboten; ja, zuletzt wurde er in das Klostergefängnis geworfen. Seine Lage verbesserte sich indes, als Clemens IV 1264 den päpstlichen Stuhl bestieg. Bacon hatte schon früher mit Clemens in freundschaftlichem Briefwechsel gestanden, und er sandte nun dem Papste drei Hauptwerke und der Sage nach auch einige von ihm selbst verfertigte physikalische Instrumente; hierdurch gelang es ihm, aus dem Gefängnis entlassen zu werden, aber als der Papst nach 4 Jahren starb, wurde seine Lage wieder ungünstiger, und 1278 wurde er in Paris sogar zu zehnjähriger Gefangenschaft verurteilt. Als er diese Strafe abgebüßt hatte, kehrte er als gebrochener Greis in seine Heimat zurück, wo er 1294 in einem Alter von 80 Jahren starb. — Seine Thätigkeit als Verfasser ist sehr bedeutend gewesen, läßt sich aber nicht übersehen, da seine Schriften noch lange nicht alle gedruckt sind. Außer den drei Hauptwerken „opus majus“, „opus minus“ und „opus tertium“, die er dem Papste sandte, sind noch sieben andere größere und kleinere Arbeiten zu verschiedenen Zeiten erschienen. Aber in verschiedenen Bibliotheken in England und Frankreich, namentlich in englischen Privatbibliotheken, soll sich noch eine bedeutende Anzahl Manuskripte von seiner Hand befinden. Die meisten dieser Schriften hält man für Jugendschriften, deren wesentlichsten Inhalt er später in seine Hauptwerke aufgenommen hat, jedoch läßt sich dies nicht mit Sicherheit entscheiden. Das Verhältnis und die Reihenfolge der vielen Abhandlungen ist so unklar, daß ein Kenner gesagt hat, „es würde leichter sein, die sibyllinischen Bücher zu sammeln, als Bacons Werke“.

Mit noch größerer Bestimmtheit als Albertus Magnus spricht Bacon es aus, daß die Naturwissenschaften auf Erfahrung und Experiment aufgebaut werden müssen, und er zeigt auch in allen seinen Schriften, daß er zu beobachten und Versuche anzustellen versteht; durch seine Experimente mit Hohlspiegel und Brennglas und durch seine sehr sorgfältigen Beobachtungen über die Entstehung des Regenbogens ist er seiner Zeit weit voraus. Mitunter hat er auch falsche Beobachtungen gemacht. So glaubt er wahrgenommen zu haben, daß die konkave Oberfläche des Wassers in einem Glase weniger gekrümmt ist in einem gewissen Abstand über der Erde als auf der Oberfläche der Erde; er hält deshalb die Schwere für die Ursache der Krümmung. Aber selbst dieser Irrtum beweist

doch, wie genau er alles beobachtet. Daß die Phantasie recht oft mit ihm durchging, ist schon oben erwähnt. Bei den Untersuchungen über die Bilder, welche durch Hohlspiegel entstehen, hat er ganz richtig eine Ahnung davon erhalten, daß durch solche Spiegel ferne Gegenstände deutlicher gemacht werden können, und er redet auch von hierzu dienenden Instrumenten. Aber daß es ihm doch nicht geglückt ist, ein Fernrohr zu konstruieren, geht aus den sonderbaren Eigenschaften hervor, die er diesem Instrumente beilegt. Er spricht ebenfalls davon, geschliffene Gläser als Brillen zu gebrauchen; aber wenn er behauptet, daß man mit einem solchen Glase die Gegenstände auf dem Kopfe sehe, sobald man es umdrehe, so hat er vermutlich niemals eine Brille in der Hand gehabt.

An Zauberformeln und dergleichen Dinge glaubt Bacon nicht; die magischen Wirkungen kommen durch Naturkräfte zustande, sie sind der großen Menge unbekannt. Mit der Alchemie und Astrologie dagegen hat er sich beschäftigt und verschiedene alchemistische Abhandlungen geschrieben, in welchen er Gebers Theorie festhält und genaue Belehrungen über die Wirkungen des philosophischen Steines giebt. In der Astrologie scheint er gegen alle früheren Verfasser in Opposition zu treten, welche annahmen, daß hauptsächlich die Planeten von Einfluß auf den Gang der Begebenheiten seien. Bacon sucht die wirksamen Kräfte bei den Fixsternen. Die Sagen von Bacon sind so weitläufig, daß wir hier nicht näher darauf eingehen können. In Volksschriften vom 15. oder 16. Jahrhundert tritt er geradezu als ein Zauberer auf, der die verblüffendsten Dinge verrichtet, nicht sowohl durch Beschwörungen — obwohl er sich auch darauf versteht — als durch seine tiefe Einsicht in die Geheimnisse der Natur. Er hat ein Glas, in dem er alles sehen kann, was in einem Umkreise von 50 Meilen geschieht, und Spiegel, mit denen er ferne Städte anzündet; offenbar liegt der geschichtliche Roger Bacon dieser ganzen Dichtung zu Grunde.

Arnold Villanova ist entweder in Languedoc oder in Catalonien zwischen 1235 und 1248 geboren. Von seinem Leben weiß man nicht viel. Am Schlusse des 13. Jahrhunderts war er Professor in Barcelona und wurde 1285 als der angesehenste Arzt in Spanien an den Hof nach Aragonien berufen. Als Goldmacher und Teufelsbeschwörer wurde er vom Erzbischof von Taragona in den Bann gethan; nach längerem Umherirren nahm er seine Zuflucht zum Papste Clemens V in Avignon. Dieser nahm ihn freundlich auf, desgleichen der Hof in Palermo, mit dem er verwandt war. 1312 verlor er bei einem Schiffbruch das Leben, als er gemäß einer Aufforderung des Papstes von Palermo nach Avignon reisen wollte. Es ist recht bezeichnend für den Gegensatz zwischen den Anschauungen des Papstes und denen der hohen Geistlichkeit, daß Clemens einen Brief an alle Bischöfe sandte, Villanovas Tod beklagte und seine große Gelehrsamkeit und tiefe Einsicht lobte, während ein Erzbischof ihn in den Bann gethan hatte. Indes war dies nur Clemens' persönliche Auffassung; denn als Johann XXII Papst geworden war, wurde 1318 Villanovas Schriften der Prozeß gemacht; 13 derselben wurden als ketzerisch zum Scheiterhaufen verurteilt. Die Inquisition soll sie so gründlich ausgerottet haben, daß sie sich später nicht auftreiben ließen; sie finden sich daher auch nicht in der großen gesammelten Ausgabe von Villanovas Werken (Basel 1585).

Der größte Teil seiner Werke ist medizinischen Inhalts und berührt uns insofern nicht. — Auch auf dem Gebiete der anderen magischen Wissenschaften war er wirksam als Verfasser. So findet sich eine große Zahl alchemistischer Schriften von seiner Hand, und es geht deutlich aus denselben hervor, daß er selber versucht hat, „das große Elixir" darzustellen. In theoretischer Beziehung schließt er sich ganz an seine Lehrmeister, die Araber, an; aber in Bezug auf die praktische Darstellung des philosophischen Steines enthalten seine Abhandlungen viel mehr detaillierte Aufschlüsse als andere gleichzeitige Schriften. Man darf sich deshalb nicht wundern, daß er als Goldmacher verfolgt wurde: sorgte er doch selber in seinen Schriften dafür, sich als Adept, d. h. als ein in alle Geheimnisse der Kunst Eingeweihter, hinzustellen. So weiß er genau, daß ein Teil des philosophischen

Steines hundert Teile reines Quecksilber in Gold zu verwandeln vermag. Indes giebt er selber zu, daß dieses künstlich hervorgebrachte Gold wohl die Farbe und manche Eigenschaften, aber nicht alle Kräfte des natürlichen Goldes hat. Die Kunst stand also ungefähr auf demselben Standpunkte wie in den Tagen der alten Aegypter: es waren stets goldähnliche Mischungen, die für wirkliches Gold ausgegeben wurden, und die man mit den unvollkommenen Hilfsmitteln der damaligen Zeit nur schwer vom echten Gold unterscheiden konnte.

Villanova scheint die meisten magischen Wissenschaften mit Erfolg gepflegt zu haben. Es findet sich so unter seinen gesammelten Werken eine kleine Abhandlung: „Von Sigillen" (d. h. magische Siegel oder Amuletten). Es werden zwölf solcher Sigille erwähnt, entsprechend den zwölf Zeichen des Tierkreises; man erhält auch eine genaue Anweisung, wie sie dargestellt werden sollen, und welche Kräfte sie besitzen. Als ein Beispiel dieses Aberglaubens führe ich hier die Methode der Herstellung an: „Das dritte Sigill, das ist das des Stieres. Nimm Gold oder Silber und schmilz es, wenn die Sonne im Zeichen des Stieres steht, und mache daraus ein Siegel; wenn es mit dem Hammer bearbeitet wird, sollst du sagen: „Erhebe dich Herr, mein Gott, mein Helfer"; ferner den Psalm: „Coeli enarrant gloriam etc." Danach wird auf der einen Seite das Bild eines Stieres dargestellt und am Rande das Zeichen des Stieres und die Wörter Theonel, Set, Paulus. Auf der anderen Seite am Rande: „Gesegnet sei der Name des Herrn Jesu Christi" und in der Mitte: „On, Joseph, Oytheon". Im allgemeinen schützt das Sigill des Stieres gegen Augenkrankheiten und Geschwülste und alle unglücklichen Dispositionen dazu, desgleichen gegen alle Leiden des Halses und Rachens."

Dies letzte Beispiel von Villanovas Heilkunst könnte leicht zu der Annahme verleiten, daß er ein großer Charlatan gewesen sei, der zunächst auf den Aberglauben des Volkes spekulierte. Das wäre jedoch ein höchst ungerechtes Urteil; wenn er seinen Patienten wirklich jemals derartige Amulette gegeben hat, so hat er sie wahrscheinlich mit vollem Verständnis ihres Wertes angewandt, ungefähr in derselben Weise, wie ein einsichtiger Arzt in unseren Tagen ein Voltakreuz oder ähnliches verordnen könnte. Er muß vielmehr ein genialer Mann und ein ungemein scharfer Beobachter gewesen sein; das beweist folgende Bemerkung in einer seiner medizinischen Abhandlungen: „Für den Arzt kommt alles darauf an, daß er in rechter Weise die Leidenschaften des Menschen benutzen kann und ihr Vertrauen zu gewinnen und ihre Einbildungskraft in Bewegung zu setzen versteht: dann kann er alles ausrichten." Wenn Villanova eine so klare Auffassung von der Bedeutung der Suggestion in der Medizin gehabt hat, so hat er unzweifelhaft auch die magischen Kräfte der Sigille in rechter Weise zu schätzen verstanden.

Während die bisher besprochenen Männer wirklich bedeutende Forscher waren, von denen jeder auf seinem Gebiete sich Verdienste um die Wissenschaft erworben hat, ist Raymund Lullus eine mehr zweifelhafte Persönlichkeit. In den zahlreichen alchemistischen Schriften, die seinen Namen führen, werden so abenteuerliche Behauptungen über den philosophischen Stein aufgestellt, daß das Ganze offenbar freie Phantasie ist. So heißt es, daß ein Teil des Steines 1000 Teile Quecksilber in ein Pulver verwandeln kann, welches noch alle Eigenschaften des Steines hat, so daß noch ein Teil des Pulvers wiederum 1000 Teile Quecksilber zu verwandeln vermag. Und dieser Prozeß kann noch vielemale wiederholt werden, bis schließlich „das Feuer des Steines erlischt, so daß es nicht mehr Pulver hervorzubringen vermag, sondern das Quecksilber nur zu reinem Golde umwandelt". Außerdem hat dieser philosophische Stein den wunderbarsten Einfluß auf den menschlichen Körper: er heilt alle Krankheiten und macht den Körper unsterblich. Man versteht, daß seine Schriften, die bei den Alchemisten der späteren Zeit in hohem Ansehen standen, diese bei solchen Aussichten mächtig anspornen mußten; es war aller Anstrengung wert, in den Besitz eines solchen Steines zu kommen. Da aber die von ihm angegebenen Methoden

zur Darstellung des Steines ganz wertlos sind, so scheint er mehr Phantasie als Wahrheitsliebe und Forschertalent besessen zu haben.

Lullus war der erste Europäer, der die Kabbala kannte; in welchem Umfang, ist schwer zu entscheiden; da er sich ungefähr zu der Zeit in Spanien aufhielt, wo die kabbalistischen Hauptwerke dorthin gelangten, so hat er wohl jedenfalls einen Teil ihres Inhaltes kennen gelernt. Er hat eine sehr hohe Meinung von der Kabbala, indem er sie als eine wirkliche Offenbarung, als göttliche Weisheit betrachtet. Die kabbalistischen Methoden haben auch Einfluß auf ein mystisch-philosophisches System gehabt, das er erfand und „die große Kunst", ars magna, nannte. Es ist wesentlich eine Art Mnemotechnik. — Am wunderlichsten ist übrigens sein Lebenslauf und die Sagen und Legenden, die sich um ihn bildeten. Geboren war er 1235 auf Majorka von adeliger Familie. Am Hofe in Aragonien führte er in seiner Jugend ein ausschweifendes Leben, bis eine unglückliche Liebe ihn auf andere Gedanken brachte und er beschloß, sich der Bekehrung der Mohammedaner zum Christentum zu widmen. Er trat deshalb in den Franziskanerorden ein, studierte arabisch und ging dreimal als Missionar an die Nordküste von Afrika, bis er endlich als Märtyrer seinen Tod fand. Er war an der Küste gesteinigt worden, wurde von einem christlichen Schiff aufgenommen, starb aber unterwegs und wurde 1315 in Palma beerdigt. Drei Jahrhunderte später öffnete man sein Grab und fand am Schädel deutliche Spuren von den Steinwürfen, die seinen Tod herbeigeführt hatten. Obwohl so über die Art und das Jahr seines Todes kein Zweifel herrschen kann, so finden sich doch Werke angeblich von seiner Hand, die 1330 geschrieben sind, und 1332 soll er in London gewesen sein und für König Eduard III auf alchemistischem Wege eine Menge Gold dargestellt haben. Davon prägte man Dukaten, die lange unter dem Namen Raymundiner in Gebrauch waren. Diese Widersprüche lösen sich am natürlichsten dadurch, daß einer seiner Schüler seinen berühmten Namen angenommen hat, um sich um so leichter Geltung zu verschaffen. Aber gerade der Umstand, daß Lullus an einem Orte noch lange lebte, nachdem er doch an einem anderen Orte gestorben und begraben war, hat wahrscheinlich viel zu der Sage beigetragen, die sich um ihn bildete. Diese ist merkwürdig und für seine Zeit charakteristisch. Sie zerfällt in zwei Teile, in einen Roman und in eine Legende: Als junger Mensch verliebte Raymund Lullus, der als eleganter und unwiderstehlicher Kavalier bekannt war, sich in eine verheiratete Dame, Ambrosia di Castello, und erklärte ihr seine Liebe. Sie wies ihn ab, und da er in sie drang, erklärte sie, daß sie keine so glühende und überirdische Liebe, wie die seinige, erwidern könne, so lange sie selbst nur ein sterblicher Mensch sei. Wenn er aber das Lebenselixir zu finden vermöge, das den Körper gegen den Tod beschütze, so wolle sie die Seinige werden. Raymund zog sich zurück, gab sein früheres Leben auf und begann die Geheimnisse der Natur zu erforschen; nach 30jähriger Arbeit gelang es ihm wirklich, das große Elixir darzustellen. Er erprobte es an sich selber; zwei Monate lang aß und trank er nichts, litt alle Qualen des Hungers und des Durstes, konnte aber nicht sterben. Seiner Sache sicher suchte er Ambrosia auf, die inzwischen Witwe geworden war. Er erkannte sie nicht, so alt und grau war sie geworden. In seiner Erinnerung stand sie noch immer da als die schöne, junge Frau. Sie gab sich ihm zu erkennen und gestand, ihn immer geliebt zu haben; mit der Unsterblichkeit aber, die er ihr zugedacht habe, möge er sie verschonen; ihm ihre von Krebs verzehrte Brust zeigend, fragte sie ihn, ob er sie bei solchem Elend unsterblich machen wolle. Da zerschmetterte er die Flasche mit dem kostbaren Elixir und gab ihr damit ihr Versprechen zurück. Sie könne jetzt, sagte er, zur himmlischen Unsterblichkeit eingehen, er aber sei ewig zum lebenden Tod auf Erden verdammt. Dann trat er in den Franziskanerorden ein und war 2 Monate später als Mönch bei Ambrosias Tode zugegen. Hier endet der Roman, und die Legende beginnt. Sterben konnte Lullus nicht, obwohl er in jeder Weise den Tod suchte. Er weihte darum sein Leben frommen Handlungen, um den Tod als eine Gnade von Gott zu erlangen.

Wiederholt ging er nach Afrika, um den Mohammedanern das Christentum zu predigen; aber obwohl er mehrere Male furchtbar mißhandelt wurde, verlor er doch nicht das Leben. Zuletzt wurde er gesteinigt; einige christliche Kaufleute fanden ihn in der Nacht unter dem Steinhaufen und nahmen ihn mit auf ihr Schiff, das auf dem Wege nach Majorka, seiner Geburtsinsel, war. Noch lebte er bei der Ankunft auf der Insel; als er aber ans Land gebracht war, erbarmte Gott sich über ihn und ließ ihn sterben; er wurde dann in der Kirche zu Palma beigesetzt.

Es würde uns zu weit führen, alle die Forscher zu besprechen, die sich im Mittelalter mit der Entwickelung der magischen Wissenschaften beschäftigt oder Einfluß darauf gehabt haben. Es kommt uns ja nicht auf eine ausführliche geschichtliche Darstellung an: wir wollten nur die eigentümlichen Verhältnisse darlegen, welche die damaligen Gelehrten in den Ruf der Zauberkunst brachten. Hierfür sind die erwähnten vier Männer gerade treffliche Beispiele, und da sie zugleich zu den hervorragendsten Naturforschern des Mittelalters gehören, so haben wir mit vollem Rechte vorzugsweise bei ihnen verweilt. Es finden sich allerdings später andere Naturforscher, z. B. Nicolaus Cusa (1401—1464), die den Beschuldigungen der Zauberei ganz entgangen zu sein scheinen; dieses ist aber bei Cusa leicht begreiflich, denn einmal war er Kardinal und päpstlicher Statthalter, also einer der mächtigsten Leute der Kirche, man hütete sich demnach wohl, grundlose Beschuldigungen gegen ihn zu verbreiten. Zum andern beschäftigte er sich aber auch fast ausschließlich mit Mathematik und Astronomie; von den Zweigen der experimentellen Physik hat er nur die Lehre von der Wage und deren Anwendung behandelt; dabei ließ sich selbst in jener Zeit nicht gut etwas finden, was Anlaß zum Glauben an Zauberkünste geben konnte. Eine solche einzelne Ausnahme wie Nicolaus Cusa dient deshalb vielmehr dazu, die allgemeine Regel zu bestätigen, daß der experimentierende Naturforscher der unwissenden Menge als ein Zauberer erschien.

Die Kabbalisten.

Ehe wir diese Bemerkungen abschließen, müssen wir noch einige Männer erwähnen, die zwar nicht zu den Naturforschern gehören, aber doch in ihrer Weise großen Einfluß auf die Entwicklung der Magie gehabt haben. Einer derselben ist der Freund des Cornelius Agrippa und der Lehrer des Paracelsus, der Abt Johann Tritheim.

Er ist in Trittenheim im Kurfürstentum Trier 1462 geboren. Als Knabe zeichnete er sich durch außerordentliche Gaben und große Lust zum Studieren aus, aber seine Eltern widersetzten sich jeder Beschäftigung des Knaben mit Büchern, da er ihnen in der Landwirtschaft helfen sollte. Erst in einem Alter von 15 Jahren gelang es ihm, ein wenig Unterricht bei einem Nachbarn zu bekommen. Er lernte in sieben Tagen das Alphabet so, daß er ein Buch lesen konnte. Auf eigene Hand brachte er es nun so weit, daß er mit Hilfe einiger Gönner auf die Universität nach Heidelberg gehen konnte, wo er in erstaunlich kurzer Zeit einen Ruf wegen seiner Gelehrsamkeit, namentlich in alten Sprachen, erlangte. 1482 trat er ins Kloster Sponheim in den Benediktinerorden ein; ein Jahr darauf wurde er trotz seiner Jugend zum Abt gewählt, da der frühere Vorsteher abging. Das kleine, bis dahin beinahe unbekannte Kloster Sponheim wurde durch seine Thätigkeit in ganz Europa bekannt; er sammelte hier eine große Bibliothek der seltensten und merkwürdigsten Werke, insbesondere über Magie. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit war so groß, daß viele Fürsten, selbst der Kaiser Maximilian I, und die gelehrtesten Männner Europas

ihn besuchten und auf seine Freundschaft Wert legten. 1496 waren so an einem Tage nicht weniger als zwei Fürsten und sieben Gelehrte in Sponheim versammelt.

Lange konnte Tritheim jedoch nicht in Frieden studieren, und hieran war er selbst wenigstens zum Teil schuld. Er beging nämlich die Unvorsichtigkeit, einem Freunde, dem Mönche Arnold Bostius in Gent, einen Brief zu senden, der ihn allerdings der Zauberei verdächtig machen mußte, falls er in weiteren Kreisen bekannt wurde. Unglücklicherweise war Bostius nun gestorben, als der Brief in Gent ankam; er wurde deshalb von dem Prior des Klosters geöffnet; derselbe fand aber seinen Inhalt so sonderbar, daß er ihn über ganz Deutschland und Frankreich verbreitete. Der Anfang des Briefes lautet:

„Ich habe ein wichtiges Werk in Arbeit, worüber die Welt erstaunen wird, falls ich es veröffentliche, was mir jedoch nicht einfällt. Das erste Buch heißt: Steganographia. Hierin werden mehr denn 100 Arten von Geheimschriften gelehrt, die zu lesen selbst der Klügste nicht imstande sein wird, wenn er das Geheimnis nicht kennt. Dies ist merkwürdig; aber das zweite Buch ist noch erstaunlicher. In einer Entfernung von über 100 Meilen kann ich demjenigen, der die Kunst kennt, meine Gedanken ohne Schrift, Worte oder Zeichen mitteilen; ich brauche nicht einmal einen Boten dazu. Es kann so deutlich und ausführlich gemacht werden, wie es verlangt wird, auf ganz natürliche Weise, ohne Hilfe von Geistern oder anderem Aberglauben. Das ist freilich sonderbar; aber nun kommt etwas noch Wunderbareres. Im dritten wird die Kunst gelehrt, wie man einen unwissenden Menschen, der nur seine Muttersprache kennt, dazu bringen kann, daß er in zwei Stunden Latein versteht, liest und schreibt, so daß niemand leugnen wird, daß seine Briefe gutes Latein sind“ u. s. w.

Die Wirkung dieses Briefes blieb nicht aus. Da Tritheim auch so unvorsichtig war, einigen Besuchern die begonnene Arbeit zu zeigen, ohne sie mit der Sache richtig bekannt zu machen, erhielt der Verdacht, daß er ein Zauberer wäre, neue Nahrung. Die Mönche in Sponheim nahmen hieraus Anlaß, sich der strengen Klosterzucht zu widersetzen, die Tritheim bis dahin gehalten hatte. Nach mehrjährigen Zänkereien mußte Tritheim das Kloster und seine liebe Bibliothek verlassen, indem er den Ruf als Abt in Würzburg 1505 annahm. Hier verlebte er noch 11 Jahre in Ruhe; aber die Steganographie, die ihm so viele Unannehmlichkeiten verschafft hatte, vollendete er niemals. Das unvollständige Manuskript wurde nach seinem Tode gedruckt, und die Steganographie erschien in einer Reihe von Ausgaben, welche keineswegs in allen Punkten miteinander übereinstimmen. Die Quartausgabe Darmstadt 1621 gilt als die zuverlässigste; nach dieser führe ich den Anfang des ersten Kapitels an, um eine Vorstellung von diesem höchst sonderbaren und viel umstrittenen Werke zu geben.

„Der Schlüssel zum ersten Kapitel ist in den Händen des vornehmsten Geistes Pamersyel, anogr madriel mit Hülfe von ebra sothean abrulges itrabsiel und ormenu itules rablion hamorphiel. Die Thätigkeit muß damit beginnen, daß man ihn anruft.

Die vollkommene Ausführung dieses Kapitels ist sehr schwierig und gefährlich wegen des Hochmuts und der Widerspenstigkeit seiner Geister; sie gehorchen keinem, der nicht recht in der Kunst geübt ist; den Unerfahrenen belästigen sie sogar, falls sie zu sehr genötigt werden, und plagen ihn auf verschiedene Weise. Von allen Geistern der Luft sind sie die boshaftesten und treulosesten. Vollständig gehorchen sie keinem, wenn sie nicht durch die kräftigsten Beschwörungen gezwungen werden; auch dann verraten sie oft noch das ihnen mitgeteilte Geheimnis, denn sobald sie mit dem Briefe abgesandt sind, fliegen sie, wie ein flüchtiger Haufe ohne Anführer aus dem Kampfe, zur Obrigkeit, stürzen rasend hinein und offenbaren vor allen Anwesenden das Geheimnis des Absenders. Wir raten deshalb keinem, sie zu zwingen und nur vorsichtig ihren Dienst zu suchen, da sie boshaft und treulos sind. Unter den folgenden wird er einige weit günstigere finden, die sich freiwillig seinen Befehlen unterwerfen. Aber falls jemand ihre Bosheit prüfen und die

Richtigkeit des hier Gesagten erfahren will, so muß er Folgendes beobachten: Man nimmt ein Blatt Papier und setzt zu oberst die Anrufung des göttlichen Namens: im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dann schreibt man in lateinischer, deutscher oder irgend einer anderen Sprache eine einfache, deutliche und jedem Leser verständliche Erzählung. Beim Schreiben muß man aber der aufgehenden Sonne zugewandt sitzen und die Geister folgendermaßen anrufen:

Pamersiel os**hurmy** delmuson **Thafloyn** peano **char**u**str**e melany **lyam**u**nto** cholchan, **paroys**, madyr, **moerlay**, bulre **tatleor** don mel**co**v**e** peloin, **ibutsyl** meon mys**br**e**ath** alini **driaco** person. **Crisolnay**, lemon a**so**s**le** mydar **icoriel** pean **thalmoi**, asophielil **natreon** bangel o**cri**m**o**s estevor **naelma** besrona **thulaomor** fronian **beldodrayn** bon o**t**a**l**me**s**g**o** merofas **elnathyn** basramuth.

Wenn die Geister dann zu seinem Dienste erscheinen, kann er mit dem Begonnenen fortfahren. Geschieht dies jedoch nicht, so muß er obige Worte so oft wiederholen, bis sie sich zeigen, oder auch die Arbeit liegen lassen, damit sie nicht infolge zu starken Zwanges dem Arbeiter schaden. Nach vollendeter Arbeit schickt er den Brief durch einen Boten an seinen kunstverständigen Freund. Dieser muß beim Empfang sich folgender Beschwörung bedienen:

Lamarton a**noyr** bulon **madrin**e**l** traschon **ebrasothea** panthenon **nabrulges** Camery **itrasbier** rubanty **nadres** Calmusi **ormenui** ny **tules** demy **rabion** hamorphyn.

Er wird dann gleich den darunter verborgenen Sinn verstehen, denn die Geister werden von selber mit solcher Gewalt erscheinen und so laut rufen, daß alle Anwesenden sicherlich das Geheimnis des Schreibers verstehen werden."

Dies Bruchstück ist typisch für das Buch, das in seinem ganzen Umfange aus Berichten über Geister und aus den furchtbarsten Beschwörungen und unverständlichsten Worten besteht. Der Sinn derselben war lange Zeit hindurch ein Rätsel; einige meinten, es seien wirklich Mittel zu Dämonenbeschwörungen, andere dagegen verließen sich auf Tritheims eigene Worte, daß alles mit natürlichen Dingen zuginge, und daß es nur darauf ankäme, den Sinn zu finden. Dies glückte erst 1676; Dr. jur. E. Heidel in Worms entdeckte, daß alle diese barbarischen Beschwörungen einen Sinn geben, wenn man jedes zweite Wort, also das erste, dritte, fünfte u. s. w., streicht; von den übrig bleibenden Wörtern streicht man wiederum alle Buchstaben an den ungeraden Stellen, d. h. den 1., 3., 5. u. s. w., wenn man sich alle Buchstaben in eine Reihe geschrieben denkt. Die übrigen (durch den Druck hervorgehobenen) Buchstaben geben dann die Anweisung zu verschiedenen Arten von geheimer Schrift. So erhalten wir aus der ersten Beschwörung folgende Worte:

Sum taly cautela, ut pryme lyttere cvivslybet diccionys secretam intencionem tuam reddant legenty (Ich wende die Vorsichtsmaßregel an, daß der erste Buchstabe eines jeden Wortes dem Leser den geheimen Sinn mitteilt). Die Beschwörung, mit der der Leser das Schreiben empfängt, giebt ganz dieselbe Anweisung, nämlich: Nym die ersten Bugstaben de omni uerbo. Dies ganze Kapitel von der Steganographie geht also darauf aus, zu zeigen, daß man eine heimliche Mitteilung senden kann, wenn man eine Geschichte oder etwas Aehnliches daraus macht, hierauf jedem Wort den ersten Buchstaben nimmt und diese zusammenstellt; sie enthalten dann die Mitteilung. In ähnlicher Weise behandelt jedes folgende Kapitel weitschweifig eine Art Geheimschrift.

Der Grund, weshalb Tritheim seine Erfindung von den Geheimschriften unter einer so sonderbaren Form verdeckt hat, ist ziemlich rätselhaft. Er hätte ebenso gut ohne große Mühe eine andere Art der Darstellung wählen können, ohne so großes Aufsehen zu erregen und sich selbst in den Ruf eines Zauberers zu bringen. Aber wahrscheinlich hat ihm gerade an diesem Rufe etwas gelegen; in den Augen des Volkes war der große Magier doch immerhin eine angesehene und gefürchtete Person, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Tritheim, wie so viel andere, eitel genug war, nach einem solchen

Ansehen zu streben, wenn es ohne Gefahr erreicht werden, d. h. wenn man in den betreffenden Fällen seine Unschuld beweisen konnte. Jedenfalls scheint die Art und Weise, wie Tritheim vorgegangen ist, kaum anders erklärt werden zu können.

Die Idee zu seinen geheimen Schreibmethoden hat Tritheim nachweislich in der Kabbala gefunden. Das Studium der alten jüdischen Philosophie, das seit Raymund Lullus' Tagen geruht hatte, war gerade wieder aufgenommen worden. Graf Pico von Mirandola (geb. 1463) hatte seine „Conclusiones cabbalisticae“ 1486 geschrieben, in denen er die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf jene Werke hinlenkte. Ein Schüler Mirandolas hatte Tritheim in die Kabbala eingeweiht; außerdem stand er in freundschaftlicher Verbindung mit dem Manne, der mehr als irgend ein anderer zur Verbreitung der Kenntnis der Kabbala und der kabbalistischen Methoden beigetragen hat, mit Johann Reuchlin. 1455 in Schwaben geboren, studierte letzterer in Paris die klassischen Sprachen; später lernte er in Italien einige gelehrte Juden kennen und wurde von diesen in die hebräische Sprache eingeweiht, in welcher er sich eine bis dahin unerhörte Kenntnis erwarb. Er fing nun auch an, die Kabbala zu studieren, und meinte in dieser die Keime der christlichen Dogmatik zu finden, seine Ansichten hierüber legte er in seinem Werk „De verbo mirifico“, Basel 1494, nieder. In demselben suchte er in kabbalistischer Weise die wesentlichsten Lehren des Christentums aus dem alten Testament abzuleiten. Aus dem Worte BRA, „schaffen“, bildet er so ein Notariqon: AB — BN — RV Ch-HQDSh, d. i. der Vater, der Sohn und der heilige Geist, so daß er in dem Begriffe der Schöpfung die Lehre der Dreieinigkeit begründet findet.

Durch diese Künste wurde Reuchlin der Urheber der später so eifrig betriebenen sog. christlichen Kabbala, die auch in unseren Tagen wieder in Ehren zu kommen scheint. Größere Bedeutung hatte jedoch Reuchlins zweites Hauptwerk: „De arte cabbalistica“ Hagenau 1517; hier giebt er eine ziemlich vollständige und korrekte Darstellung der kabbalistischen Hauptlehren und Methoden.

Durch dieses Buch wurden dieselben zum erstenmal der gebildeten Welt Europas zugänglich gemacht, und sie gewannen nun in der Folgezeit einen wesentlichen Einfluß auf die ganze Wissenschaft. So tritt die Bedeutung der Kabbala schon deutlich in Agrippas großem magischen System hervor, das wir nun näher besprechen werden.

Agrippa und die okkulte Philosophie.

Agrippas Leben und Bedeutung.

Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim wurde 1456 in Köln geboren. Er gehörte einem alten, reichen Rittergeschlechte an und begann früh zu studieren. Neben der Rechtswissenschaft, die sein eigentliches Studium war, beschäftigte er sich auch mit der klassischen Litteratur und den lebenden Sprachen; er sagt selbst in einem seiner Briefe, daß er acht Sprachen verstehe und von diesen sechs so gut, daß er sie vollkommen sprechen, lesen und schreiben könne. Aber außerdem warf er sich schon in seiner Jugend mit großem Eifer auf die Geheimwissenschaften, und seine späteren Arbeiten in dieser Richtung scheinen zu zeigen, daß es kaum ein bedeutenderes magisches Werk gegeben hat, welches er nicht gelesen hätte. Auch praktisch beschäftigte er sich wenigstens mit einem

Zweige der Magie, der Goldmacherkunst, und einige Fürsten scheinen zu verschiedenen Zeiten seine Hilfe als Goldmacher benutzt zu haben. Die Armut jedoch, in der er einen großen Teil seines Lebens verbrachte, zeigt deutlich genug, daß er es in der Kunst nicht weit gebracht hat, was er übrigens auch selbst eingesteht, wie wir später sehen werden. Im Alter von etwa 20 Jahren ging er nach Paris, wo er eine Gesellschaft zum Studium der Geheimwissenschaften gründete. In den folgenden Jahren hielt er sich an verschiedenen Stellen auf; so treffen wir ihn 1509 in Burgund, wo er Vorlesungen über Reuchlins Werk „De verbo mirifico“ hielt. Diese wurden mit so großem Beifall aufgenommen, daß er als Lehrer der Theologie an der Akademie in Dôle angestellt wurde; aber hier wurde er bald von der Geistlichkeit vertrieben, die natürlich überall Ketzerei witterte, wo sie etwas fand, was sie selbst nicht verstand. Nach einigen Streitigkeiten räumte Agrippa das Feld und ging nach London, kam aber noch in demselben Jahre, 1510, nach Würzburg, wo Tritheim damals Abt war. Bei den Diskussionen, welche sich zwischen den beiden gelehrten Magiern über ihr Lieblingsthema entspannen, faßte Agrippa den Plan, ein Werk über die Magie in ihrer Gesamtheit zu schreiben, und in erstaunlich kurzer Zeit, wahrscheinlich schon im Laufe desselben Jahres, soll er sein großes Werk, die drei Bücher „De occulta philosophia“, vollendet haben. Er sandte es an Tritheim und bat ihn, es durchzusehen und zu verbessern, was er darin unrichtig fände. Das Werk machte großes Aufsehen und wurde in zahlreichen, zum großen Teil schlechten Abschriften in der gelehrten Welt verbreitet.

Hierauf ging Agrippa in den kaiserlichen Kriegsdienst, nahm am Kampfe gegen die Venetianer teil und wurde seiner Tapferkeit halber auf dem Schlachtfelde zum Ritter geschlagen. Er verweilte jetzt einige Zeit in Italien, hielt Vorlesungen über Theologie in Turin und Pavia, ist aber wahrscheinlich auch hier mit der Geistlichkeit in Streit geraten, so daß er flüchten mußte. Einflußreiche Freunde verschafften ihm nun eine Stellung als Syndikus in Metz. Hier nahm er sich der wegen Hexerei angeklagten Personen so eifrig an und verteidigte sie als Advokat mit solchem Geschick, daß er wirklich viele vom Feuertode errettete. Da dieses aber nicht nach dem Sinn der Mönche war, entging er selbst nicht der Anklage wegen Hexerei und mußte 1519 die Stadt verlassen. Wahrscheinlich in Metz hatte er den später so bekannten Arzt Johann Weier zum Schüler, welcher mächtig dazu beitrug, den Glauben an die Möglichkeit der Hexerei zu erschüttern. In den folgenden Jahren lebte Agrippa an verschiedenen Orten unter sehr drückenden Vermögensverhältnissen; er verlor seine Frau, heiratete jedoch einige Jahre nachher wieder. 1524 wurde er in Lyon Leibarzt bei der Mutter Franz des Ersten; da aber seine astrologischen Prophezeiungen ihr kein Glück verhießen, wurde er in Ungnaden entlassen. Er war so wiederum ohne feste Stellung und von Schulden gedrückt und bekam auf mancherlei Weise die Ungnade des Hofes zu fühlen. In dieser

Zeit schrieb er sein Werk „De vanitate scientiarum“, in dem er die Bitterkeit, die durch seine unglückliche Lage hervorgerufen war, in Spott über die Ohnmacht der Wissenschaft ausließ.

Durch Geldnot gedrückt, verließ er Frankreich, war kurze Zeit lang Historiograph bei Margaretha von Oesterreich, der Statthalterin der Niederlande. Aber die Geistlichkeit vertrieb ihn auch bald von dort, worauf er sich in den Jahren 1530—33 mit verschiedenen Unterbrechungen in Köln aufhielt; hier glückte es ihm, den Druck der Philosophia occulta trotz der Inquisition durchzusetzen. Nach mehrjährigem Umherwandern kam er wiederum nach Lyon und starb hier 1535 im Hause eines Freundes, des Generalsteuereinnehmers der Dauphiné.

Daß Agrippa vom Volke als Zauberer angesehen, und daß eine Menge Geschichten von ihm erzählt wurden, bedarf wohl kaum der Erwähnung. In Löwen soll ein Student, den er in die Magie eingeweiht hatte, in seiner Abwesenheit den Teufel zitiert haben. Er fing es nicht richtig an, und der Teufel nahm ihm deshalb das Leben. Als Agrippa nach Hause kam und die Geister auf der Dachfirst tanzen sah, zitierte er einen von ihnen in den toten Körper und befahl ihm, auf den Markt hinab zu gehen. Hier ließ er den Geist dann entschlüpfen, so daß der Student, wie vom Schlage getroffen, umfiel und alle glaubten, er sei eines natürlichen Todes gestorben. — Agrippas schwarzer Hund, den er immer bei sich hatte, war nach der Auffassung des Volkes der Teufel selbst. Als Agrippa seinen Tod nahen fühlte, nahm er dem Hunde das Halsband ab, das mit magischen Inschriften versehen war, und sprach: „Geh nun, du verdammte Bestie, die du an allem meinem Unglück schuld bist!“ Der Hund stürzte sich gleich in die Saône und verschwand spurlos. Derartiger Geschichten existieren viele.

Agrippa ist hauptsächlich durch sein Werk über okkulte Philosophie bedeutend geworden. Er vereinigte in demselben alle früheren magischen Wissenschaften zu einem großen System, indem er sie miteinander in Verbindung brachte und von gewissen Grundgedanken abhängig machte. Diese Gedanken sind der Physik des Aristoteles, der Astronomie des Ptolemäus, der Philosophie der Neuplatoniker und der Kabbala der Juden entnommen und insofern nicht originell. Agrippas Verdienst besteht aber darin, daß er der Wissenschaft der ganzen Zeit eine abgerundete Gestalt gegeben hat; seine philosophia occulta hat gerade dadurch in mehr als einer Hinsicht einen großen Einfluß auf die folgenden Zeiten gehabt. Die Aufgabe, die Agrippa sich gestellt hatte, bestand darin, eine höhere und reinere Vorstellung von der Magie zu geben, und zwar dadurch, daß er zeigen wollte, wie alle einzelnen magischen Operationen nicht allein mit der allgemeinen Kenntnis der Zeit von der Naturordnung übereinstimmten, sondern auch mit der damaligen ganzen religiösen Weltanschauung. Diese Darstellung führte er mit unbestreitbarer Tüchtigkeit und Konsequenz durch und erreichte dadurch, daß man die magischen Operationen nicht mehr als etwas Mystisches und Uebernatürliches ansah, sondern als etwas leicht Erklärliches und Natürliches. Indem er nämlich ihren Zusammenhang mit den allgemeinen Anschauungen von der Ordnung und Gesetzmäßigkeit des ganzen Daseins nachweist, giebt er ihnen damit ihre Begründung und Berechtigung. Wenn er so z. B. erklärt, daß die ma-

gischen Zeichen und Sigille entsprechend der Art und Weise ihrer Darstellung gewisse Kräfte von den Sternen empfangen müssen, so ist die Kraft und Wirksamkeit dieser Sigille nicht länger übernatürlich, mystisch und unverständlich, sondern ebenso natürlich und erklärlich wie die Einwirkungen der Sterne selbst; ebenso verhält es sich in allen anderen Fällen. Das Ziel, das Agrippa sich setzt, besteht eben darin, die Magie aus einem übernatürlichen Wissen in Physik, Mathematik und Theologie umzuwandeln; die magischen Operationen sollen keine geheimen Künste sein, sondern natürliche Anwendungen dieser Wissenschaften. Agrippa ist so der erste, der von einer „natürlichen Magie" reden kann. Diese Auffassung drang durch, und wir finden das magische System des Agrippa mit mehr oder weniger wesentlichen Veränderungen bei allen Magiern der folgenden Zeit wieder.

Indirekt erhielt Agrippas System indessen eine weit größere Bedeutung. Da er die magischen Wissenschaften in die engste Verbindung mit der damaligen Weltauffassung gebracht hatte, so stand und fiel die gelehrte Magie auch mit den Anschauungen des Mittelalters von dem Weltbau, und diese Anschauungen ruhten hauptsächlich auf 2 Grundpfeilern, auf der Physik des Aristoteles und der Astronomie des Ptolemäus. Deshalb fiel auch der Glaube der Forscher an die Magie, als Copernicus, Galilei und Kepler diese ehrwürdigen, tausendjährigen Pfeiler umstürzten. Die okkulte Philosophie hatte nun ihre Rolle ausgespielt und wurde nur ein imponierendes Grabmal für die Irrtümer verschwundener Zeiten.

Im nachfolgenden werden wir nun die Hauptzüge des magischen Systems durchgehen, wie dieses im Werke „De occulta philosophia" vorliegt. Wir können jedoch der Entwicklung des Buches nicht einfach folgen; dazu sind die verschiedenen Teile zu ungleichmäßig behandelt; außerdem liebt Agrippa es, wie alle Magier, sich bei den interessantesten Punkten auf Andeutungen zu beschränken, und es so dem Leser selbst zu überlassen, den Sinn herauszufinden. Er sagt ausdrücklich am Schlusse des Buches: „Einiges ist in rechter Ordnung dargestellt, anderes ohne strenge Ordnung und wieder anderes nur in Bruchstücken; vieles habe ich zurückbehalten und es der Forschung der Verständigen überlassen; diese werden bei einigem Nachdenken über das Geschriebene nicht allein eine vollständige Theorie der Magie darin finden, sondern auch unfehlbare Experimente. Ich habe nämlich die Wissenschaft so vorgetragen, daß nichts davon dem Klugen und Verständigen verborgen bleiben soll; dem Schlechten und Ungläubigen dagegen soll der Zugang zu diesen Geheimnissen verborgen sein." Indessen ist bei der heutigen Kenntnis der Naturwissenschaften im allgemeinen ziemlich leicht herauszufinden, was Agrippa meint, wenn er mystisch zu werden anfängt. Und was die Anordnung des Stoffes betrifft, so sind offenbar drei verschiedene Darstellungen miteinander vermischt, nämlich zunächst die Theorie der eigentlichen Magie, sodann die praktischen Anwendungen und endlich das, was man „das esoterische System" genannt hat; aber dieselben lassen sich doch ohne große Schwierigkeit von einander trennen. Hier wollen wir uns jetzt nur mit der Theorie selbst beschäftigen; die praktischen Anwendungen derselben sollen in einem der folgenden Abschnitte behandelt werden und zwar ausführlicher, als Agrippa es selber thut. Dagegen betrachten wir erst später die dritte Gedankenreihe, die man Agrippas „esoterische Lehre" genannt hat, die aber wohl eher nur eine momentan auftauchende Ahnung der physischen und psychischen Kräfte ist, durch welche die magischen Wirkungen zustande kommen.

Die Auffassung der okkulten Philosophie von der Natur.

Die Auffassung des Mittelalters von der Welt ruhte, wie früher erwähnt, auf Lehren, die der Physik des Aristoteles und der Astronomie des Ptolemäus entnommen waren, und zu denen dann das Christentum seine speziellen notwendigen Zusätze gemacht hatte. Das Weltall bestand hiernach aus drei Welten oder Reichen. In der Mitte war die Erde, die grobe, materielle oder elementare Welt, so genannt, weil alles auf ihr aus den vier Elementen aufgebaut war. Rund um die Erde wölbte sich der Himmel; erst die sieben Sphären, in denen sich die Planeten befanden, und um diese herum dann die achte, die Sphäre der Fixsterne. Danach kam „die intellektuelle Welt oder die Welt der Ideen", wie Agrippa sie nannte, d. h. die Wohnungen der Engel und Seligen; in dem äußersten Raume endlich befand sich Gott, der alles umfaßte. Die Ordnung im Weltall dachte man sich durch stete göttliche Anordnungen aufrecht erhalten; diese wurden von den Engeln ausgeführt, welche vor allen Dingen den Gang der Sterne leiteten, dann aber auch, wenn es notwendig war, in die elementare Welt eingriffen. Außerdem wirkten auch noch Planeten und Fixsterne auf die irdischen Verhältnisse ein, wie denn diese überhaupt dem Einflusse alles Höheren, alles dessen, was außerhalb der elementaren Welt lag, unterworfen waren.

Agrippas magische Theorie wird nun auf dem Gedanken aufgebaut, daß, gleichwie das Höhere auf das Niedrigere einwirkt, so auch das Niedrigere auf das Höhere, wenn auch in geringerem Maße, zurückwirken muß. Ferner: alles, was auf derselben Stufe steht, beeinflußt sich gegenseitig, nach dem Gesetz: jedes Ding wird zu seinesgleichen hingezogen und zieht wiederum dessen Kräfte mit seinem ganzen Wesen an sich. Auf diesem Gesetz beruhen alle magischen Wirkungen; diese sind deshalb durchaus natürlich, da sie nach Naturgesetzen zustande kommen.

Dieses spricht der Verfasser klar und deutlich im 1. Kapitel seines Buches aus: „Die Welt ist dreifacher, elementarer, himmlischer und intellektueller Art, alles Niedrigere wird vom Höheren beherrscht und empfängt von dort seine Kraft. So läßt das Urbild und der Weltbaumeister selbst die Kräfte seiner Allmacht ausströmen durch die Engel, Himmel, Sterne, Elemente, Tiere, Pflanzen, Metalle und Steine und von diesen in uns Menschen. Deshalb glauben die Magier nicht ohne Grund, daß wir durch dieselben Grade, durch die einzelnen Welten zur Welt der Urbilder selbst emporsteigen können, zum Baumeister und zur ersten Ursache aller Dinge, durch den alles ist und von dem alles entspringt; sie glauben sogar, daß wir nicht nur die vorhandenen Kräfte der gewöhnlichen Dinge gebrauchen können, sondern daß wir auch neue Kräfte von den höheren Welten an uns ziehen können. Deshalb erforschen die Magier die Kräfte der elementaren Welt durch verschiedene Mischungen der natürlichen Dinge und verbinden außerdem die himmlischen Kräfte damit, nach den Regeln der Astrologen und den Sätzen der Mathematiker, mit Hilfe von Strahlen und Einflüssen der himmlischen Welt. Endlich stärken und bekräftigen sie alles dieses in heiligen und religiösen Ceremonien durch die Macht verschiedener Geister. Ich werde nun versuchen, alles dieses Genannte in rechter Ordnung in

diesen drei Büchern darzustellen, von denen das erste die natürliche Magie, das zweite die himmlische und das dritte die ceremonielle behandelt.

Die Magie umfaßt die tiefste Betrachtung der geheimsten Dinge, die Kenntnis der ganzen Natur. Sie lehrt uns, worin die Dinge voneinander abweichen, und worin sie übereinstimmen. Daraus folgen ihre wunderbaren Wirkungen, indem sie nämlich die verschiedenen Kräfte zusammenfügt und überall das Niedrigere mit der Macht des Höheren verbindet; sie ist deshalb die vollkommenste und höchste Wissenschaft, ist eine erhabene und heilige Philosophie, ja die absolute Vollendung der edelsten Philosophie. Wie jede wahre Philosophie ist sie deshalb in Physik, Mathematik und Theologie eingeteilt. Die Physik lehrt uns die Natur der Dinge, die in der Welt sind, ihre Ursachen, Wirkungen, Zeiten und Orte, Erscheinungen, Gesamtheit und Teile. Die Mathematik lehrt uns die Natur nach drei Dimensionen kennen und den Gang der Himmelskörper beobachten. Die Theologie endlich lehrt, was Gott, die Seele, die Intelligenzen, die Engel, die Dämonen und die Religion sind. Sie lehrt uns, welche heiligen Einrichtungen, Gebräuche und Mysterien es giebt. Endlich unterrichtet sie uns über den Glauben und die Wunder, die Kraft der Worte und Zeichen über die heiligen Operationen und die Mysterien der Sigille. Diese drei Wissenschaften fügt die Magie zusammen und vervollständigt sie, weshalb sie auch mit Recht von den ältesten Zeiten her die höchste und heiligste Wissenschaft genannt wird. Wenn jemand deshalb diese Wissenschaft erforschen will und nicht bewandert in der Physik, der Mathematik nicht kundig und in der Theologie nicht gelehrt ist, so wird er die Vernünftigkeit der Magie nicht verstehen. Denn die Magie führt nichts aus, und es giebt kein wirklich magisches Werk, das nicht mit den drei genannten Wissenschaften in Verbindung stände."

Agrippa giebt nun, in Uebereinstimmung mit seinem Plan, eine Darstellung dessen, was er Physik, Mathematik und Theologie nennt. Der leitende Faden in der ganzen Entwicklung ist sein Bestreben, die Richtigkeit obiger zwei Gesetze zu beweisen, daß nämlich alle Dinge sich gegenseitig beeinflussen, und daß das Niedrigere Kräfte aus den höheren Welten an sich ziehen kann. Wir werden nun, soweit möglich, mit den Worten des Verfassers, die Hauptpunkte dieser Beweisführung verfolgen; das hat auch schon deshalb Interesse, weil es uns einen klaren Einblick in die Naturwissenschaft der damaligen Zeit gewährt. „Der Zahl nach giebt es vier Elemente, die Grundlage aller körperlichen Dinge, nämlich Feuer, Erde, Wasser und Luft. Aus diesen setzt sich alles zusammen, nicht durch einfache Anhäufung, sondern durch Verbindung und Umformung, und alles fällt wieder in Elemente zurück, wenn es vergeht. Keines der natürlichen Elemente kommt rein vor, sondern sie sind mehr oder weniger vermischt und können mit einander vertauscht werden. So wird Erde zu Wasser, wenn sie aufgelöst und lehmig wird, und wenn das Wasser sich verdichtet, wird es zu Erde. Verdampft man es aber durch Feuer, so wird es zu Luft. Jedes Element hat zwei besondere Eigenschaften, von denen die eine dem Element speziell angehört, während die andere den Uebergang zum folgenden bildet.

heiß Feuer trocken

Luft —— Erde

feucht Wasser kalt

Das Feuer ist heiß und trocken, die Erde trocken und kalt, das Wasser kalt und feucht, die Luft feucht und heiß. So stehen die Elemente durch zwei entgegengesetzte Eigenschaften einander gegenüber, Feuer und Wasser, Erde und Luft.

Aus den vier Elementen setzen sich die vier Gruppen vollkommener Körper zusammen: Steine, Metalle, Pflanzen und Tiere. In ihnen sind alle Elemente enthalten, aber jede einzelne Gruppe steht doch einem Element am nächsten. So sind die Steine erdartig, denn sie sind von Natur schwer, fallen zur Erde hinab und können nicht flüssig werden. Die Metalle sind wasserartig und können flüssig gemacht werden, und die Alchemisten zeigen durch ihre Versuche, daß sie (die Metalle) vom lebendigen Metallwasser, dem Quecksilber, entstanden sind. Die Pflanzen sind so an die Luft gebunden, daß sie nur unter freiem Himmel emporsprossen und wachsen können. In allen Tieren endlich ist das Feuer die Kraft; sie sind dem Feuer so nahe verwandt, daß fast alles Leben verschwindet, wenn das Feuer erlischt. Innerhalb dieser vier Reiche ist wiederum ein jedes Ding besonders an ein Element geknüpft. Unter den Steinen sind namentlich die undurchsichtigen und schweren erdartig; wasserartig sind die durchsichtigen und die, welche vom Wasser ausgeschieden sind, z. B. Krystalle; luftartig sind die, welche auf dem Wasser schwimmen, z. B. Schwämme und Bimstein; endlich sind die feuerartig, aus denen Feuer gewonnen werden kann, oder die aus dem Feuer hervorgegangen sind, z. B. Kieselsteine und Asbest. Ebenso ist es bei den Metallen. Erdartig sind Blei und Silber, wasserartig Quecksilber, luftartig Kupfer und Zinn, feuerartig Eisen und Gold. Bei den Pflanzen gehören die Wurzeln der Erde an wegen der Dichte, die Blätter dem Wasser wegen ihres Saftes, die Blüten der Luft wegen ihrer Zartheit und die Samen dem Feuer wegen der Keimkraft, der hervorbringenden Macht. Unter den Tieren gehören einige vorzugsweise der Erde an, wie die Würmer und viele Reptilien; andere gehören dem Wasser an wie die Fische; die, welche außerhalb der Luft nicht leben können, gehören derselben an; feurig sind die, welche im Feuer wohnen, z. B. der Salamander und einige Cikaden, oder solche, welche große Wärme oder die Farbe des Feuers haben, so Tauben, Strauße, Löwen und die Bestien, welche, wie man sagt, Feuer ausatmen. Außerdem gehören bei den Tieren die Beine der Erde an, das Fleisch der Luft, der Lebensgeist dem Feuer und die Säfte dem Wasser.

Die Elemente sind nicht nur in der niederen Welt enthalten, sondern auch in den Himmeln, Sternen, Dämonen, Engeln, ja sogar im Baumeister und Urbild der Welt selbst. Aber in den niedrigeren Dingen sind die Elemente gleichsam in einer gröberen, mehr materiellen Form enthalten; in den Himmeln dagegen sind die Elemente nur nach ihren Kräften und Eigenschaften vorhanden, in einer mehr himmlischen und vortrefflichen Weise als unter dem Mond. Die himmlische Erde hat wohl die Festigkeit der Erde, aber nicht ihre Dichte, die Luft und das Wasser haben die Beweglichkeit, aber nicht die heftigen Strömungen, die Glut des Feuers ist dort nicht brennend, sondern nur leuchtend, und belebt alles durch ihre Wärme. Von den Planeten sind Mars und die Sonne feurig, Jupiter und Venus luftig, Saturn und Merkur wasserartig, der Mond erdig. Auch die Himmelszeichen gehören den Elementen an, die sich ebenfalls bei den Engeln und Dämonen finden; so unterscheidet man Feuer-, Erd-, Luft- und Wassergeister."

Die irdischen Dinge haben mannigfache Kräfte und Eigenschaften. Einige dieser natürlichen Kräfte sind rein elementarer Natur, so die Erwärmung, Abkühlung, Befeuchtung und Austrocknung. Die meisten anderen Kräfte sind dagegen sekundär, d. h. die Dinge erhalten dieselben nur durch Zusammensetzung der Elemente; dahin gehören z. B. die reifenden, verdauenden, auflösenden, erweichenden, erhärtenden, zusammenziehenden Kräfte. Endlich haben die Dinge auch viele geheime Kräfte, so die Gabe, Gift zu meiden, Eisen anzuziehen u. s. w. Diese Kräfte heißen okkulte, weil ihre Ursachen verborgen sind, d. v. s. weil der menschliche Verstand sie

nicht erforschen kann. So wird die Speise im Magen durch die Wärme, die wir kennen, verdaut, aber sie wird durch eine uns unbekannte, verborgene Kraft in Fleisch und Blut verwandelt; daß die Wärme das nicht vermag, sehen wir daraus, daß es dann ebenso gut durch das Feuer des Herdes geschehen müßte. Alle diese geheimen Eigenschaften fließen den Dingen von oben her zu, von der intellektuellen Welt, wo die geistigen Vorbilder aller Dinge, die Ideen, sich finden. Aber die Ideen können nicht direkt auf die Dinge wirken. Denn der Geist ist die Ursache der Bewegung und wirkt durch seine eigenen Kräfte. Der Stoff dagegen ist weit geringer und ist unfähig, sich von selbst zu bewegen. Es muß deshalb ein Mittelglied, ein Medium, geben, durch welches der Geist den Stoff in Bewegung setzt; dasselbe muß zugleich geistig und körperlich sein. Dieses Medium ist die Weltseele, oder, wie es auch heißt, „das fünfte Existierende", „die Quintessenz", weil es nicht aus den vier Elementen besteht, sondern ein fünftes über oder neben ihnen ist. Diese Weltseele ist das notwendige Mittelglied, durch welches der Geist auf den groben Stoff wirken kann; sie spielt in der Welt dieselbe Rolle, wie die Seele in unserem Körper, die bewirkt, daß unser Geist an die Glieder gebunden sein und auf sie einwirken kann.

„Vermittelst der Weltseele, der Quintessenz, breitet der Geist sich über alles aus, und es findet sich nichts in der Welt, das eines Funkens von ihm entbehrte. Am stärksten dringt der Geist in das ein, wo die Seele am vorherrschendsten ist, wie in den Sternen; von ihnen aus verbreitet er sich weiter durch ihre Strahlen, wodurch die Dinge mit den Sternen in Uebereinstimmung gelangen. Auf diese Weise werden alle verborgenen Eigenschaften in Steinen, Metallen, Wurzeln und allem Lebenden durch die Planeten und die übrigen Sterne hervorgerufen. Die Quintessenz kann uns viel nützen, wenn wir verstehen, sie aus einem Stoff, z. B. aus einem Metall, auszuziehen und sie in einen anderen Stoff hineinzubringen, sie giebt diesem dann höhere Eigenschaften. Deshalb suchten die Alchemisten die Quintessenz aus Gold und Silber zu ziehen und in andere Metalle hineinzubringen, die dann sofort selber Gold und Silber werden. Ich verstehe diese Kunst und habe sie einigemale ausüben sehen, aber ich habe nicht mehr Gold hervorbringen können, als das Gewicht des Goldes, aus dem ich die Seele zog. Denn da die letztere eine äußere und nicht eine innere Form ist, kann sie die unvollkommenen Körper nicht in vollkommene über ihr eigenes Maß hinaus verwandeln; doch leugne ich nicht, daß es wohl durch andere Kunstgriffe geschehen kann."

Die verborgenen Eigenschaften, welche die Dinge durch die Weltseele vermittelst der Strahlen der Sterne erhalten, können nur durch Versuche und Vermutungen gefunden werden. Der, welcher sie erforschen will, muß vor allem wissen, daß ein jedes Ding zu seinesgleichen hingezogen wird und es mit seinem ganzen Wesen an sich zieht, sowohl die elementaren als okkulten Eigenschaften. So flammt das Feuer empor zum himmlischen Feuer, und das Wasser fließt hinab zum Wasser. Wir sehen dies auch an den lebenden Wesen, deren Ernährungskraft die Speisen nicht in Pflanzen und Wurzeln umwandelt, sondern in Fleisch; und die Aerzte wissen, daß jedes Ding dem, das seinesgleichen ist, hilft. Die Füße der Schildkröte helfen dem, der an Podagra leidet, indem sie aufgehängt werden, Fuß an Fuß, der rechte an den rechten, der linke an den linken. Jedes unfruchtbare Tier ruft Unfruchtbarkeit hervor, und wollen wir Liebe erwecken, so müssen wir ein Tier aussuchen, das sich durch Liebe auszeichnet, wie die Taube, der Sperling oder die

Schwalbe, und von diesen müssen wir dann wiederum die Teile nehmen, in denen der Trieb zur Liebe besonders vorherrscht. Kurz: „alle Dinge, die eine gewisse Beschaffenheit oder Eigenschaft im Uebermaß besitzen, z. B. Wärme, Kälte, Dreistigkeit, Furcht, Traurigkeit, Zorn, Liebe und Haß oder auch eine andere Leidenschaft oder Kraft: alle diese werden mit Macht zu den Dingen ähnlicher Beschaffenheit hingezogen und rufen ähnliche Kräfte bei ihnen hervor."

Wie das Gleichartige hier auf Erden sich nun gegenseitig beeinflußt, so wird das Niedrigere auch dem gleichartigen Höheren unterworfen sein und seine Kräfte von ihm empfangen. „Jedes Ding ist so einem Planeten oder Himmelszeichen unterworfen; es ist indes schwierig zu erkennen, welchen Sternen oder Zeichen die einzelnen Dinge angehören. Man lernt dieses teils, indem man untersucht, welche Strahlen, Bewegung oder Figur von den Himmelskörpern das Ding nachbildet, teils aber auch durch die Uebereinstimmung der Wirkungen zwischen dem Ding und einem Stern. So ist das Feuer und die leuchtende Flamme und unter den Flüssigkeiten das Blut der Sonne unterworfen, sie sind „solar". Unter den Metallen ist das Gold solar wegen des Glanzes, unter den Steinen sind es die, welche die Strahlen der Sonne nachbilden, der Sonnenstein und der Karfunkel, der des Nachts leuchtet. Der Heliotrop, Jaspis und Smaragd sind auch solar, und sie empfangen von der Sonne die Eigenschaft, gegen Gift zu schützen, ferner Topas, Rubin und Auripigment, weil sie die Farbe der Sonne und des Goldes haben. Von den Pflanzen sind die solar, welche sich, wie die Sonnenblume, der Sonne zuwenden und die, welche, wie die Lotosblume, die Blätter schließen, wenn die Sonne untergeht, und sie wiederum entfalten, wenn sie aufgeht. Solar sind auch die, deren Blüten oder andere Teile die Farbe der Sonne haben. Unter den Tieren sind die großen und kecken solar, wie der Löwe, das Krokodil, der Widder und der Stier; unter den Vögeln der Phönix, der einzige in seiner Art, und der Adler, der König der Vögel; desgleichen die, welche wie mit einem Lobgesang den Aufgang der Sonne begrüßen, z. B. Hahn und Rabe." So nimmt Agrippa die einzelnen Planeten und Himmelszeichen durch und zeigt, wie ein jedes Ding zu dem Stern gehört, dem es in irgend einer Beziehung gleicht.

Indessen sind nicht bloß alle Dinge auf Erden und die verschiedenen Teile der Erde, wie Länder, Provinzen und Städte, den Sternen unterworfen und empfangen Kräfte von ihnen. Es giebt auch gewisse Linien, die Kennzeichen oder „Charaktere" der Sterne, welche vielen Dingen auf der Erde eingegraben sind und die Kräfte der Sterne enthalten. Diese Kennzeichen finden sich bei den Pflanzen in Wurzeln und Knollen, in Blättern und Blüten; sie finden sich in den Linien der Hand, und durch sie haben die alten Chiromanten das Schicksal des Menschen in seiner Hand gelesen. Es giebt also eine gegenseitige Uebereinstimmung zwischen verschiedenen Dingen von den niedrigsten bis zu den höchsten; auf Grund dieser Uebereinstimmung, welche die Griechen „Sympathie" nannten, ziehen die Dinge sich an.

„Eine jede höhere Kraft sendet ihre Strahlen in einer langen, ununterbrochenen Reihe zu allem damit übereinstimmenden Niedrigeren; und auf der anderen Seite kann das Niedrigere durch alle einzelnen Stufen zum Höchsten gelangen. Das Niedrigere ist so mit dem Höheren verbunden, daß ein Einfluß von hier aus bis zum äußersten Endpunkt der Reihe reicht, ebenso wie eine gespannte Schnur in ihrer ganzen Länge schwingt, wenn man nur das eine Ende berührt."

Da nun alles das, was gleich und dadurch zusammengefügt ist, die Kräfte des anderen anzuziehen sucht, so können wir die Kräfte der Himmels-

körper dadurch herabziehen, daß wir alle die Dinge sammeln, die unter den betreffenden Stern gehören. Und nicht nur die himmlischen Kräfte ziehen wir dadurch herab, sondern da die Himmelskörper selbst ihre Kräfte von der Welt der Ideen empfangen, so können wir durch sie auch die Intelligenzen und Dämonen herabziehen, welche durch die Planeten wirken. Besonders wirksam ist dabei verschiedenes Rauchwerk, das unter bestimmte Planeten hingehört, weil es die Luft mit solchen Dünsten erfüllt, die besonders leicht den himmlischen Einfluß annehmen. Zugleich wirken sie gewaltsam auf den menschlichen Geist ein und verleihen uns auf höchst wunderbare Weise ähnliche Eigenschaften. Agrippa giebt für jeden Planeten die Zusammensetzung des entsprechenden Rauchwerks an; ein paar Beispiele mögen genügen.

„Als Rauchwerk für die Sonne nimmt man Safran, Ambra, Moschus, Aloë, Balsam, Lorbeer, Gewürznelken, Myrrha und Weihrauch; alles das wird so gestoßen und in einem solchen Verhältnis gemischt, daß der Geruch so angenehm wie möglich wird. Dieses Pulver wird dann mit Adlerhirn oder mit dem Blut eines weißen Hahns gemischt und als Pillen geformt. — Das Rauchwerk für den Mond wird vom Kopf eines getrockneten Frosches, den Augen eines Stiers und dem Samen des weißen Mohns zusammen mit Weihrauch und Kampher gemacht und das Ganze mit Gänseblut vermischt“ u. s. w.

Mannigfache magische Wirkungen entstehen durch die gegenseitige „Uebereinstimmung“ oder „Sympathie der Dinge“; namentlich ist die menschliche Seele dabei sehr wirksam. Während des Schlafes ist sie am meisten empfänglich für die himmlischen Einflüsse; daraus entstehen Träume, die oft eine Weissagung von Zukünftigem enthalten. Aber da die Einflüsse der höheren Dinge auf jede menschliche Seele verschieden wirken, so giebt es keine feststehende Regel für die Deutung der Träume. Jeder einzelne Mensch muß selbst seine Träume und die darauf folgenden Begebenheiten niederschreiben; daraus wird er dann die Bedeutung seiner zukünftigen Träume ableiten können.

Die Seele hat auch einen großen Einfluß auf alle ihr gleichartigen Dinge und vermag dieselben nach sich zu bilden. Zunächst wirkt sie auf den Körper, mit dem sie verbunden ist. So sehen wir, daß alle menschlichen Leidenschaften sich im Körper und namentlich im Gesicht ausdrücken. Aber nach dem Gesetz der Gleichheit beeinflußt die Seele auch andere. Das Wasser läuft dem im Munde zusammen, der einen andern etwas Wohlschmeckendes essen sieht; jede Leidenschaft und Stimmung, welche wir bei einem anderen beobachten, geht leicht auf uns selbst über. Daher kommt es, daß Zauberer, die Unglück anrichten wollen, mit einem festen Blick Leute in höchst verderblicher Weise bezaubern können. Namentlich wenn die Einbildungskraft stark erregt wird, bildet sich im Innern ein Bild von der vorgestellten Sache, das im Blut seinen Abdruck findet; das Blut führt dieses Bild dann wiederum in die von ihm ernährten Glieder. So entstehen viele Mißgeburten durch die allzu bewegliche Einbildungskraft der Schwangeren; die Wundmale (Stigmata) des heiligen Franziskus sind, wie es heißt, dadurch entstanden, daß er allzu anhaltend die Wunden Christi betrachtet hat.

Zahlspekulationen der okkulten Philosophie.

„Die mathematischen Wissenschaften stehen in so innigem Zusammenhang mit der Magie und sind so notwendig für sie, daß jeder, der sich ohne dieselben mit der Magie befassen wollte, auf einen ganz verkehrten Weg geraten, sich vergeblich anstrengen und nie die gewünschten Wirkungen erreichen würde. Denn alle natürlichen Kräfte in unserer Welt existieren nur durch Zahl, Gewicht, Maß, Harmonie, Bewegung und Licht und sind davon abhängig, und alle Dinge, die wir hier sehen, haben darin ihre Wurzel und ihr Fundament. Ja es können sogar durch die mathematischen Wissenschaften Werke hergestellt werden, die den natürlichen Dingen gleichen, auch wenn alle natürlichen Kräfte fehlen." So haben die Alten goldene Statuen, die sprachen, und hölzerne Tauben, die flogen, hergestellt. Ebenso vermag man vermittelst der Geometrie und Optik wunderbare Nachahmungen zu schaffen, indem man mit Hohlspiegeln in gewissem Abstand Bilder von Gegenständen in der Luft hervorbringen kann. „Und ich verstehe, zwei entgegengesetzte Spiegel herzustellen, in denen man bei weiter Entfernung, sobald die Sonne scheint, deutlich das sehen kann, was von ihren Strahlen beleuchtet wird*). Vermittelst derselben Wissenschaften vermag man auch andre merkwürdige Dinge auszurichten, Felsen zu entfernen, Berge zu ebnen, Sümpfe auszutrocknen, Thäler auszufüllen u. s. f., wie dieses alles nach dem Zeugnis der glaubwürdigsten Geschichtsschreiber früher ausgeführt worden ist.

Es liegt also in den Zahlen eine große Kraft und Macht; dies lehren nicht nur die bedeutendsten Philosophen, sondern auch die Kirchenväter. Wie groß die Macht der Zahlen in der Natur ist, sieht man z. B. aus der Wurzel, die „Pentaphyllon" oder „Fünfblatt" heißt, die wegen der Fünfzahl dem Gift widersteht, böse Geister vertreibt und die Versöhnung befördert." In der ganzen Natur haben die Zahlen Bedeutung; alles auf Erden, in den Himmeln, im Mikrokosmos und in der Welt der Ideen ordnet sich nach Zahlen. Um dieses zu beleuchten, giebt Agrippa eine Reihe Tafeln über die Zahlen 1—12, in denen die verschiedenartigsten Dinge zusammengestellt sind, um zu zeigen, wie die einzelnen Zahlen alles durchdringen. Von diesen Tafeln sei hier nur die Skala der Siebenzahl angeführt; sie zeigt uns, was den 7 Planeten unterworfen ist, und giebt in gedrängter Form einen Ueberblick über mehrere der eben besprochenen Verhältnisse.

Aber nicht nur die Zahlen, sondern auch die Namen der Dinge haben große magische Kraft und Bedeutung, denn eine jede Zahl ist ein Name, und ein jeder Name ist eine Zahl. Wie oben erwähnt (S. 117) hatte man weder im Hebräischen, noch im Griechischen und Lateinischen besondere Zeichen für die Zahlen; man benutzte die Buchstaben, die auch Zahlenwert hatten. Infolgedessen konnten verschiedene Buchstaben zugleich ein Name und eine Zahl sein; solche Zweideutigkeit war natürlich nicht ohne magische Bedeutung. Darauf beruht die Arithmomantie, die uns lehrt, wie man aus einem Namen das Schicksal des Betreffenden voraussagen kann, ferner der magische Einfluß, den man auf Intelligenzen und Dämonen auszuüben vermag dadurch, daß man ihre Namen ausspricht oder schreibt. In einem späteren Abschnitt werden wir einige Beispiele für ihre praktische Anwendung geben; hier reden wir nur von der Theorie. „Niemand kann sich aber darüber wundern, daß vieles aus den Zahlen der Namen vorausgesagt werden kann; denn der Höchste schuf alles nach Zahl, Maß und Gewicht, woher

---

*) Hier wird offenbar ein Spiegelteleskop beschrieben. Wenn die Spiegel nicht in ein Rohr eingesetzt werden, wird man im allgemeinen nur die Dinge im Fernrohr sehen, welche direkt von der Sonne beleuchtet werden. Agrippas Beschreibung ist so korrekt, daß er nach meiner Meinung unzweifelhaft ein Spiegelteleskop, wenn auch in primitiver Form, gekannt hat — anderthalb Jahrhunderte, bevor Newton es erfand (1671). Anm. des Verf.

In der Welt der Urbilder	ASh R AHJH, Asher Eheie							Gottes Namen mit 7 Buchstaben.
In der Welt der Ideen	Zaphkiel	Zadkiel	Chamael	Raphael	Haniel	Michael	Gabriel	7 Engel, die vor Gottes Angesicht stehen.
In der himmlischen Welt	Saturn	Jupiter	Mars	Sonne	Venus	Merkur	Mond	7 Planeten.
In der elementaren Welt	Wiedehopf	Adler	Geier	Schwan	Taube	Storch	Nachteule	7 planetare Vögel.
	Tintenfisch	Delphin	Hecht	Seehund	Wels	Schleimfisch	Meerkatze	7 planetare Fische.
	Maulwurf	Hirsch	Wolf	Löwe	Bock	Affe	Katze	7 planetare Tiere.
	Blei	Zinn	Eisen	Gold	Kupfer	Quecksilber	Silber	7 planetare Metalle.
	Onyx	Saphir	Diamant	Karfunkel	Smaragd	Achat	Krystall	7 planetare Steine.
In der Welt der Menschen	rechter Fuß, rechtes Ohr	Kopf, linkes Ohr	rechte Hand, rechtes Nasenloch	Herz, rechtes Auge	Schamteile, linkes Nasenloch	linke Hand, Mund	linker Fuß, linkes Auge	7 Glieder, die 7 Oeffnungen des Kopfes.
In der infernalen Welt	Gehenna	Pforte des Todes	Schatten des Todes	Brunnen des Todes	Grube des Schlammes	Verderben	der Abgrund	7 Wohnungen der Verdammten.

die Wahrheit der Buchstaben und der Namen ihren Ursprung hat; diese sind also nicht zufällig entstanden, sondern aus einem bestimmten Grund, wiewohl wir diesen nicht kennen.

Als das vollkommene Ebenbild Gottes ist der Mensch das schönste aller seiner Werke, also ein Mikrokosmos, und enthält deshalb in sich alle Zahlen, Maße, Gewichte, Bewegungen und Elemente. Darum haben die Alten ehemals die Zahlen mit den Fingern bezeichnet und in den Teilen des menschlichen Körpers selbst haben sie alle Zahlen, Maße, Proportionen und Harmonien gefunden. Vom menschlichen Körper haben sie abgeleitet und nach dem Maße des Körpers hergestellt alle Tempel, Häuser, Theater, ja auch Schiffe, Maschinen und andere künstliche Bauten jeglicher Art, wie auch alle ihre Teile und Glieder. So lernte Noah von Gott, die Arche nach den Maßen des menschlichen Körpers zu bauen, ebenso wie Gott auch die Welt nach dem menschlichen Körper als Vorbild schuf. Deshalb heißt die Welt die „große Welt“, „Makrokosmos“, der Mensch aber die „kleine Welt“, „Mikrokosmos“.

Fig. 9.

Wie der Mensch alle Zahlen und Maße in sich enthält, zeigt Agrippa durch eine Menge von Beispielen; wir beschränken uns auf einige wenige. Wenn der Mensch sich aufrecht mit horizontal ausgestreckten Armen und Fingern hinstellt, so bildet er ein Quadrat, dessen Mittelpunkt in den untersten Teil des Leibes fällt. Stellt er sich dagegen mit gespreizten Beinen und ausgestreckten, aber etwas gesenkten Armen hin, so kann man um jenen Mittelpunkt einen Kreis ziehen, der Kopf, Finger und Füße berührt; diese 5 Punkte teilen den Kreis in 5 gleich große Teile, so daß der Körper nun die Fünfzahl enthält.

Auch in den einzelnen Gliedern wiederholen sich die Zahlen, z. B. in der Hand, deren Fläche 6 Berge mit dazwischenliegenden Thälern enthält, jeder dieser Teile ist einem bestimmten Planeten unterworfen (vergl. Fig. S. 181). Hierauf beruht die Chiromantie, die Kunst, aus den Linien und Zeichnungen in der Hand zu wahrsagen. Diese findet wie die anderen Auguralwissenschaften ihre Beglaubigung in der Astrologie, die überhaupt die größte Bedeutung für jede magische Thätigkeit hat.

Eine jede natürliche Kraft wirkt nämlich viel wunderbarer, wenn sie nicht nur durch physikalische Verhältnisse hervorgerufen, sondern wenn ihre Wirkung zugleich auch durch gewisse günstige Stellungen der Himmelskörper herbeigeführt wird. Deshalb muß man bei jeder Arbeit die Stellungen, Bewegungen und Aspekten der Sterne und Planeten in Zeichen und Graden beobachten. Will man also etwas ausführen, was unter einen bestimmten Planeten gehört, so muß man den Zeitpunkt abwarten, wo derselbe günstig und mächtig ist und Tag, Stunde und Himmelsfigur beherrscht. Auch muß man nicht nur auf den Planeten Rücksicht nehmen, der für die Arbeit Bedeutung hat, sondern auch eine günstige Mondstellung abwarten, denn man erreicht nichts Gutes, wenn der Mond nicht wohlwollend ist. Wie man aber hierbei verfährt, und welche Stellungen günstig sind, brauche ich hier nicht zu besprechen, da dieses und vieles andere Notwendige ausführlich genug in den Werken der Astrologen behandelt wird.

Endlich muß das noch in Betracht gezogen werden, daß alle verschiedenen Arten der Wahrsagekünste die Anwendung der Regeln der Astrologie erfordern, die ein notwendiger Schlüssel ist, um alle Geheimnisse kennen zu lernen. Sie haben ihre Wurzeln so tief in der Astrologie, daß sie wenig oder gar nichts ohne sie ausrichten können. Die astrologische Wahrsagekunst selbst aber liefert ausschließlich durch die Bewegungen und Stellungen der Sterne den Nachweis für das, was auf Erden geschieht, mag es auch verborgen oder gar zukünftig sein. Mehr hierüber zu sagen, ist überflüssig, da von den ältesten Zeiten her viele Bände über diese Wissenschaft geschrieben sind. Mag daher der Physiognom den Körper oder den Gesichtsausdruck, die Stirn oder Hand untersuchen oder der Zeichendeuter Schlüsse aus Träumen und Zeichen ziehn: immer muß das Aussehn des Himmels mit untersucht werden, wenn das Urteil über das Zukünftige richtig werden soll. Nur durch das Zeugnis der Sterne kann man sich eine Meinung darüber bilden, was alle anderen Zeichen zu bedeuten haben."

Im 3. Teil seines Buches entwickelt Agrippa wesentlich kabbalistische Lehren, die wir bereits kennen. Wir haben nun gesehen, wie er alle magischen Operationen und die verschiedenen Wahrsagekünste sowohl in Zusammenhang miteinander, als in Verbindung mit der allgemeinen Weltauffassung seiner Zeit bringt. Der leitende Faden in allem ist der Gedanke, daß das Gleichartige in gegenseitigem Wechselverhältnis steht; das Höhere beherrscht das Niedrigere, aber das Niedrigere vermag auch zurückzuwirken und die Kräfte des Höheren an sich zu ziehen. So werden alle magischen Erscheinungen nur Wirkungen eines alles umfassenden Naturgesetzes, und die Magie beruht nicht länger auf unerlaubten, mit Hilfe von Geistern ausgeführten Operationen, sondern auf zweckmäßiger Anwendung von Naturkräften, so wie die damalige Zeit sie kannte oder wenigstens zu kennen meinte. *Diese Umbildung der Magie ist die große Reformation, die Agrippa durchzuführen suchte*; dadurch wollte er es erreichen, daß die gelehrten Magier nicht länger als verdächtige Schwarzkünstler betrachtet wurden, sondern als Pfleger der „höchsten und heiligsten Wissenschaft".

Wir betrachten nun den Standpunkt, den die einzelnen magischen Wissenschaften im Jahrhundert nach Agrippa einnahmen. Diese Zeit muß man wohl als den eigentlichen Höhenpunkt derselben ansehen, insofern sie hier gerade die höchste Ausbildung in allen einzelnen Zweigen erreichten.

Die einzelnen magischen Wissenschaften.

Die Astrologie.

Wir beginnen mit der Astrologie als der wichtigsten und vornehmsten Wissenschaft. Da die Sterne die nächste Ursache für alle Ereignisse auf Erden sind, so dienen ihre Stellungen auch als natürliches Hilfsmittel zur Erforschung der Zukunft. Die übrigen Auguralwissenschaften sind nur untergeordnete Methoden, die sich ganz auf die Astrologie stützen. Das ist thatsächlich das Verhältnis dieser Wissenschaften im 16. und in den folgenden Jahrhunderten. Ob dies nun eine Wirkung von Agrippas System ist, oder ob er nur gesucht hat, ein bereits existierendes Verhältnis näher zu begründen, vermag ich nicht zu entscheiden; jedenfalls sah man nach seiner Zeit ein Verständnis der einzelnen Zweige der Magie ohne Kenntnis der Astrologie für unmöglich an.

In Kürze einen Ueberblick auch nur über die wesentlichsten astrologischen Methoden und Regeln zu geben, ist unmöglich. Da die Wissenschaft ihren Höhepunkt erreicht hat, so giebt es keine Aufgabe mehr, die sie nicht lösen könnte. Erdbeben und politische Umwälzungen, Wind und Wetter, das Schicksal Neugeborener und diplomatischer Verhandlungen, der Ausgang von Kriegen und die Fundstätte verlorener Gegenstände: alles vermag die Astrologie mit Hilfe der Sterne vorauszusagen und zu bestimmen. So wird die Wissenschaft denn auch in ebenso viele einzelne Zweige geteilt, wie sie verschiedene Aufgaben zu lösen hat; es giebt eine politische und meteorologische Astrologie, Astrologie des täglichen Lebens und der Genethliologie, d. h. Lehre über die Schicksalsbestimmung der Neugeborenen. Jeder dieser Zweige hat seine eigenen Methoden und Regeln, deren flüchtigste Betrachtung zu weitläufig für uns ist. Wir behandeln hier nur den Zweig der Wissenschaft, der unzweifelhaft am meisten angewandt wurde, die Genethliologie. Diese hat auch dadurch Interesse für uns, daß man ihre Resultate kontrollieren kann, indem das Horoskop für eine geschichtlich bekannte Persönlichkeit sich ja stets mit seinem wirklichen Lebensgeschick vergleichen läßt. Indessen müssen wir uns hierbei nur auf einige Hauptzüge beschränken; wer tiefer in die Kunst eindringen will, muß sich mit den speziellen Werken beschäftigen*).

Jede astrologische Arbeit zerfällt natürlich in 2 Hauptteile, die Aufstellung und die Deutung des Horoskops. Das erstere ist eine rein astronomische Arbeit.

---

*) Von solchen sind bei der magischen Epidemie der neueren Zeit verschiedene erschienen, so: Lilly, Introduction to Astrology, ed. Zadkiel. London 1852. Zadkiel: Grammar of Astrology. London 1852. Pearce: Science of the stars. London 1881. Pearce, Text-book of Astrology. Vol. 1. 2. London 1879. Anm. des Verf.

Das Horoskop zu stellen, heißt ja nur, ein Bild vom Gesamtaussehen des gestirnten Himmels in einem gegebenen Augenblick zu zeichnen; diese Arbeit setzt also eine vollständige Kenntnis der Astronomie und astronomischen Berechnungen voraus. Wer diese Kenntnisse besitzt, kann ohne weitere Anweisung ein Horoskop stellen; für den, der sie nicht besitzt, ist eine kurze Darlegung unsererseits wertlos. Wir übergehn daher alle Anweisungen und halten uns an das, worauf es wesentlich ankommt.

Wie oben (S. 137 f.) dargestellt, dachte man sich den Himmel in 12 gleich große Teile, in 12 Häuser, eingeteilt. Da man nun im allgemeinen nur die Stellung des Tierkreises und der Planeten am Himmel berücksichtigte,

Fig. 10.

während die Fixsterne gewöhnlich nicht in Betracht kamen, so zeichnete man nur den Punkt des Tierkreises ins Horoskop, mit dem jedes Haus begann, und zugleich die Stellung der Planeten im Tierkreis. Daraus ergab sich auch, in welchem Haus jeder Planet sich befand. Für die Astrologen des Mittelalters mit ihren dürftigen Instrumenten und ihrer wenig entwickelten Mathematik müssen diese Bestimmungen recht schwierig gewesen sein, und sie haben sich deshalb die Arbeit wohl meist ziemlich leicht gemacht. Als Tycho Brahe jedoch später die Observationskunst verbessert hatte, und als man anfing, Ephemeriden, d. h. Verzeichnisse über die Stellungen der Planeten von Tag zu Tag, herauszugeben, steigerten sich auch die Forderungen an die Genauigkeit des Horoskops. Die Astrologen stellten nun Tabellen auf, aus denen sie

die Lage der Himmelszeichen in den 12 Häusern einfach ablesen konnten, wenn man nur wußte, welcher Punkt in einem gegebenen Augenblick der Kulminationspunkt war.

Obige Figur ist das Horoskop des dänischen Königs Christian II bei seiner Geburt *). Sie ist leicht verständlich, wenn man sich der oben wiedergegebenen Lehre von den 12 Häusern erinnert. An der Grenze eines jeden Hauses ist der Punkt des Tierkreises, mit dem das Haus beginnt, in Zeichen und Graden angegeben. In jedes Haus sind die dort befindlichen Planeten eingezeichnet, daneben der Punkt des Tierkreises, in welchem sie stehen. Außerdem befindet sich noch ein bisher nicht genanntes Zeichen in der Figur, das „Glücksrad" ⊕; darunter verstand man den Punkt am Himmel, der vom Mond so weit entfernt war wie die Sonne vom Horizont. Da das Horoskop zeigt, daß die Sonne ☉ in 18° ♋ steht und das erste Haus mit 15° ♌ beginnt, und da dieser Punkt gerade im Horizont steht, so ist die Sonne demnach 27° vom Horizont entfernt. Der Mond aber steht in 19° ♍; legt man die 27° dazu, so bekommt man 16° ♎; hier erhält das Glücksrad also seinen Platz. Die Bedeutung des Glücksrades wollen wir gleich besprechen.

Um nun nach dem vorliegenden Horoskop das Schicksal des Natus, d. h. des Neugeborenen, zu bestimmen, so muß zuerst seine Lebensdauer festgestellt werden. Denn es wäre, wie Ptolemäus richtig bemerkt, sinnlos zu untersuchen, ob ein Mensch Gesundheit und Glück in seinem Leben haben wird, ehe man überhaupt weiß, ob er ein Alter erreicht, in dem von solchen Dingen die Rede sein kann. Dabei kommt es, wie bei allen anderen Fragen, zunächst darauf an, über die Bedeutung der 12 Häuser klar zu sein. Dieselbe ist oben (S. 149) gegeben. Aus dem Verzeichnis sehen wir, daß die Lebensdauer nach dem 1. Haus beurteilt wird, und es handelt sich demnach darum, ob ein Glück oder Unglück bringender Planet das 1. Haus innehat. Jupiter ♃ und Venus ♀ sind ja Glück bringend; spätere Astrologen haben noch das Glücksrad hinzugefügt. Dagegen bringen Mars ♂ und Saturn ♄ Unglück. Da die Bedeutung der übrigen Himmelskörper sich nach anderen Umständen richtet, so sind dieselben zunächst als neutral zu betrachten. Das Horoskop zeigt nun, daß ♀ das 1. Haus besetzt hält, es bedeutet für Natus also ein langes Leben.

Damit ist die Sache aber nicht abgethan; ein einzelner Stern entscheidet nicht das Schicksal eines Menschen. Wir müssen deshalb die Aspekten untersuchen, d. h. die Stellung der Planeten zu einander, die Größe ihrer Winkelabstände. Ein Winkel von 60° und 120° ist nach Ptolemäus ja günstig, der von 90° ungünstig. Die späteren Astrologen sahen es auch als ungünstig an, wenn 2 Planeten in Konjunktion, d. h. an derselben Stelle am Himmel, standen, oder wenn sie in Opposition, d. h. 180° von einander entfernt, waren. Konjunktion, Quadratur (90°) und Opposition (180°) sind also unglückliche Aspekten; Sextil (60°) und Trigon (120°) dagegen glückliche.

Im obigen Horoskop steht ♀ zu keinem anderen Planet außer Merkur ☿ in Aspekt; diese „sehen einander mit einem Quadrat an". Da Merkur sich aber nach dem Stern richtet, zu dem er in Aspekt steht, so ist dessen Quadratur zur ♀ kein schlechtes Zeichen. Nun muß man noch untersuchen, wie der Lebensverkünder, Hyleg, steht. Hyleg ist entweder die Sonne (am Tage) oder der Mond (in der Nacht), wenn sie sich im 1., 10., 11., 7. oder 9. Haus befinden. Steht keiner von ihnen daselbst, so kann auch ein Planet Hyleg werden. Im obigen Horoskop ist die Sonne über dem Horizont, im 11. Haus, ist also Hyleg. Was die Aspekten der Sonne betrifft, so ist sie in Konjunktion mit dem Unheil verkündenden Mars ♂; sie sind nur 5° von einander entfernt. Allerdings ist der Glück

*) Es ist entnommen aus Garcaeus: Astrologiae methodus, Basil. 1576, ist hier indes ziemlich lückenhaft, weshalb ich die fehlenden Stellen berechnet und eingefügt habe. Anm. des Verf.

bringende ♃ in der Nähe und unterstützt also die ☉; aber es muß eingeräumt werden, daß Zeichen gegen Zeichen steht: ♀ im 1. Haus, d. h. der Ascendent, verkündet ein langes Leben, ♂ aber in Konjunktion mit Hyleg das Gegenteil. Die Frage kann daher erst durch eine Bestimmung der verschiedenen Stärke der Planeten im Horoskop entschieden werden.

Die Stärke der Planeten wird mit Hilfe ihrer wesentlichen Werte bestimmt, die ja einen Hauptpunkt in der Astrologie des Ptolemäus bilden. Behufs dieser Bestimmung muß man die wesentlichen Werte auf einer übersichtlichen Tabelle gesammelt haben. Diese findet sich auch in allen älteren Astrologien und sei hier angeführt:

Zeichen	Haus	Aufsteigen	Dreieck			Das Maß der Planeten nach den Aegyptern											Gesicht		
			Tag	Nacht	Begleiter	Grad		Grad		Grad		Grad		Grad		Grad	0—10	10—20	20—30
Widder ♈	Mars ♂	☉	☉	♃	♂	0	♃	6	♀	12	☿	20	♂	25	♄	30	♂	☉	♀
Stier ♉	Venus ♀	☽	☽	♀	♄	0	♀	8	☿	14	♃	22	♄	27	♂	30	☿	☽	♄
Zwillinge ♊	Merkur ☿		♄	☿	♃	0	☿	6	♃	12	♀	17	♂	24	♄	30	♃	♂	☉
Krebs ♋	Mond ☽	♃	♀	♂	☽	0	♂	7	♀	13	☿	19	♃	26	♄	30	♀	☿	☽
Löwe ♌	Sonne ☉		☉	♃	♂	0	♃	6	♀	11	♄	18	☿	24	♂	30	♄	♃	♂
Jungfrau ♍	☿	☿	☽	♀	♄	0	☿	7	♀	17	♃	21	♂	28	♄	30	☉	♀	☿
Wage ♎	♀	♄	♄	☿	♃	0	♄	6	☿	14	♃	21	♀	28	♂	30	☽	♄	♃
Skorpion ♏	♂		♀	♂	☽	0	♂	7	♀	11	☿	19	♃	24	♄	30	♂	☉	♀
Schütze ♐	♃		☉	♃	♂	0	♃	12	♀	17	☿	21	♄	26	♂	30	☿	☽	♄
Steinbock ♑	Saturn ♄	♂	☽	♀	♄	0	☿	7	♃	14	♀	22	♄	26	♂	30	♃	♂	☉
Wassermann ♒	♄		♄	☿	♃	0	☿	7	♀	13	♃	20	♂	25	♄	30	♀	☿	☽
Fische ♓	♃	♀	♀	♂	☽	0	♀	12	♃	16	☿	19	♂	28	♄	30	♄	♃	♂

In der ersten Rubrik stehen die 12 Zeichen des Tierkreises, in den nächsten Rubriken wird angegeben, welcher Planet in dem betreffenden Himmelszeichen sein Haus, Aufsteigen, Dreieck, Maß und Gesicht hat. Jedes Dreieck, in welches ein Himmelszeichen eingeht, hat 3 Herrscher, der eine hat die Herrschaft am Tage, der andere des Nachts, und der 3. ist Begleiter. Beim „Maß der Planeten" steht jeder Planet zwischen den 2 Zahlen, welche die Grenzen für seine Herrschaft angeben. Bei den „Gesichtern" sind 3 Planeten angegeben, da der 1. die 10 ersten Grade des Zeichens beherrscht, der 2. den 10.—20.°, der 3. den 20.—30. Grad.

Zur Beurteilung der Stärke der Planeten muß man nun untersuchen, welche die 5 hylegialen oder aphetischen Punkte beherrschen; diese sind der Ascendent (das 1. Haus), die Sonne, der Mond, die Mitte des Himmels (das 10. Haus) und das Glücksrad.

Beginnen wir nun mit dem Ascendenten, so zeigt das Horoskop, daß 15° ♌ im Ascendenten steht. Aus obiger Tabelle ersieht man, daß das Zeichen des Löwen das Haus für die ☉ ist; das Aufsteigen hat keinen Planeten; das Dreieck wird von der ☉ beherrscht, (da es Tag ist), und ♂ ist Begleiter. Im 15.° des Löwen hat Saturn sein Maß und ♃ sein Gesicht. Ebenso geht man bei den anderen hylegialen Punkten vor. Die ☉ steht in 18° ♋, hier hat der ☽ sein Haus, ♃ sein Aufsteigen 2c. Es ergiebt sich also folgende Tabelle für obiges Horoskop:

Aphetica	Zeichen	Haus	Aufsteigen	Dreieck	Maß	Gesicht
Ascendent	15° ♌	☉		☉ ♂	♄	♃
☉	18° ♋	☽	♃	♀ ☽	☿	☿
☽	19° ♍	☿	☿	☽ ♄	♃	♀
Die Mitte des Himmels	27° ♈	♂	☉	☉ ♂	♄	♀
⊕	16° ♎	♀	♄	♄ ♃	♃	♄

Das gegenseitige Stärkeverhältnis findet man nun in der Weise, daß man einem Planet den Zahlenwert 5 zulegt, wenn er ein Haus beherrscht, 4 für das Aufsteigen, 3 für ein Dreieck, 2 für ein Maß und 1 für ein Gesicht. In obiger Zusammenstellung beherrscht ☉ ein Haus, ein Aufsteigen und 2 Dreiecke, sie erhält demnach den Wert: $5 + 4 + 3 + 3 = 15$. So erhält man bei den anderen Planeten:

♄ 15 ♃ 12 ♂ 11 ☉ 15 ♀ 10 ☿ 12 ☽ 11.

☉ mit 15 ist also stärker als ♂ und da sie von ♃ unterstützt wird, der ebenfalls stärker ist als ♂, so darf man dem Natus ein langes Leben voraussagen. — Christian II wurde 78 Jahre alt.

Aus den berechneten Stärkeverhältnissen kann man auch entnehmen, welcher Planet hauptsächlich der Dominus geniturae, der Herr des Neugeborenen, sein wird. Das ist der Planet, welcher der stärkste ist und in einem der 4 Eckhäuser (10., 1., 7. und 4.) steht. Das Horoskop zeigt, daß dieses nur ☿ und ♀ betrifft; von diesen ist ☿ der stärkere, da er den Wert 12 hat. Da ferner das 10. Haus vornehmer ist als das 1., so wird ☿ Herr der Geburt, aber von der ♀ heißt es, daß sie ihn begleite. Von dieser Kombination sagen die alten Astrologen: „Wenn ☿ dominus geniturae ist, stellt das einen Menschen dar, der sehr kuriös, aufrichtig und beredt ist und alle Geheimnisse erforschen wird. Wenn ♀ ihn begleitet, wird Natus ein guter Redner und Poet."

Wie das 1. Haus besonders für die Lebensdauer Bedeutung hat, so hat jedes der anderen Häuser auch seine eigene Bedeutung. Aus der Stellung der Planeten in den einzelnen Häusern und deren Aspekten kann man darum Glück und Unglück für die verschiedenen Verhältnisse des Lebens voraussagen. Hier nur ein Beispiel. Aus dem 12. Haus ist das zu ersehen, was sich auf die Feinde des Natus: Mühen, Sorgen, Unglück, namentlich Gefängnis, bezieht. Es ist also ein sehr ungünstiges Zeichen, wenn ein Unglück bringender Planet im 12. Haus steht, und es wird noch schlimmer, wenn derselbe außerdem noch in einem unglücklichen Aspekt steht. Die alten Astrologen haben namentlich hervorgehoben, daß ♂ in Konjunktion mit ☉ im 12. Haus ein sicheres Zeichen für Gefangenschaft des Natus ist. Dieses trifft allerdings bei Christian II zu. Sein Horoskop zeigt gerade ♂ in Konjunktion mit ☉ im 12. Haus; bekanntlich brachte er 27 Jahre seines Lebens im Gefängnis zu.

Die Astrologen vermögen jedoch nicht nur vorauszusagen, daß eine bestimmte Begebenheit eintreten wird, sondern auch, wann sie eintreten wird. Und zwar können sie das mit Hilfe der sogenannten „Direktionen".

Dieselben beruhen zum großen Teil auf ziemlich künstlichen Berechnungen, auf die wir hier nicht näher eingehen können. Um jedoch eine Vorstellung von ihrer Methode zu erhalten, benutzen wir ein weniger verwickeltes Verfahren, das annähernd dasselbe Resultat giebt. Das Prinzip besteht bei den Direktionen darin, daß man untersucht, wie viele Grade eines Winkels daran fehlen, daß ein bestimmter Aspekt zwischen 2 Planeten zustande kommt. Unser Horoskop zeigt, daß zwischen Merkur und Mars 54° sind. Der Herr der Geburt, ☿, muß also durch einen Winkel von 54° dirigiert werden, um in eine schicksalsschwere Konjunktion mit dem unheilbringenden ♂ zu kommen, der dem Natus mit Gefängnis droht. Zwischen ♀ und ♄, dem 2. unheilbringenden Planet, sind 37°; deshalb muß ♄ durch einen Winkel von 53° dirigiert werden, um mit ♀ in den verderblichsten Aspekt, in die Quadratur, zu kommen. Diese Zahlen stimmen überein, und da die Astrologen bei den Direktionen für jeden Grad ein Jahr rechnen, so lernen wir daraus, daß jenes Unheil für Christian II 50 und einige Jahre nach seiner Geburt eintreffen wird. Er war thatsächlich 51 Jahre alt, als er ins Gefängnis zu Sonderburg (auf Alsen) kam.

Die Berechnungen der Astrologen trafen jedoch nicht immer so gut ein. Mitunter ereignet es sich, daß selbst die wichtigsten Begebenheiten im Leben eines Menschen nicht mit dem bei der Geburt aufgestellten Horoskop übereinstimmen. Man hat dann allen Grund zur Vermutung, daß das Horoskop nicht richtig gestellt worden ist. Für solche unglücklichen Zufälle hatte man eine ganze Reihe Methoden, um das Horoskop zu korrigieren. Die sicherste Methode war die Korrektur per accidentia nati, d. h. man verbesserte das Horoskop, bis es zu den Hauptbegebenheiten (accidentia) im Leben des Natus paßte. Dann stimmte es!

Die übrigen Auguralwissenschaften.

Bei den übrigen Methoden, zukünftige Begebenheiten vorauszusagen, können wir uns kürzer fassen. Die Zahl derselben war sehr groß; so finden wir in einem Werk aus dem Schluß des 16. Jahrhunderts ein Verzeichnis von 26 verschiedenen Auguralwissenschaften; dabei ist dasselbe noch nicht einmal vollständig. Die meisten haben indessen nur geringe Bedeutung und sind wohl niemals so weit in ein System gebracht worden, daß man nach feststehenden Regeln vorgehen konnte. Als Beispiele mögen hier nur drei der am meisten benutzten und am besten ausgearbeiteten Methoden dienen: Chiromantie, Geomantie und Arithmomantie; als Beispiel für die weniger systematischen Methoden besprechen wir dann die Hydromantie.

Die Chiromantie, die Lehre von der Wahrsagung aus der Hand, ist namentlich interessant durch ihre Geschichte, die noch sehr dunkel und rätselhaft ist.

Die Chaldäer und Aegypter scheinen diese Kunst nicht gekannt zu haben; jedenfalls fehlt jede bestimmte Aeußerung darüber in ihren zahlreichen Schriften. Auch im

alten Testament wird die Chiromantie in den wiederholt vorkommenden Verzeichnissen über verbotene Kunst nicht erwähnt oder auch nur angedeutet. Dagegen bemerken Cicero und Juvenal, daß es zu ihrer Zeit Leute gab, die sich besonders damit beschäftigten, aus den Linien der Hand zu weissagen u. zw. „mit solchem Erfolg", fügt Cicero hinzu, „daß sie gewöhnlich nahe daran waren, bei ihren Künsten Hungers zu sterben". Außer diesen vereinzelten Andeutungen wissen wir nichts von Chiromanten in der alten Zeit. Im Mittelalter finden wir die Kunst, so weit mir bekannt, bis zu Beginn des 15. Jahrhunderts nirgendswo erwähnt. Sie scheint ganz vergessen worden zu sein, denn sie erregte großes Aufsehn, als die Zigeuner im 15. Jahrhundert sie wieder nach Europa brachten. Ein französischer Schriftsteller erzählt, daß im August 1427 eine Schar von 120 Personen, Männern, Weibern und Kindern, in die Gegend von Paris gekommen sei. Ihre Heimat ließ sich nicht feststellen; man nannte sie „Böhmen", weil sie aus Böhmen kamen; sie selber nannten sich „Aegypter" und behaupteten, von Unterägypten herzustammen. Sie hatten schwarzes, struppiges Haar wie ein Pferdeschwanz, waren furchtbar schmutzig und gingen fast nackt; trotz ihrer Armut waren aber Zauberer unter ihnen, „welche die Hände der Leute betrachteten und jedem sagten, was da geschehen sei und ihm in Zukunft begegnen würde". Die Bürger von Paris strömten zu ihrem Lager hinaus und ließen sich weissagen, und dabei verdienten sie viel Geld. Sie scheinen also in der Kunst geschickter gewesen zu sein als die Chiromanten, die Cicero bespricht.

Daß die Zigeuner in den Augen des Volkes als die wahren Meister der Chiromatie dastanden, geht deutlich aus Widmans Faustbuch 1599 hervor. Es heißt hierin: „Als Dr. Faust mit seinen leichtfertigen Begleitern nun zu den Zigeunern oder den umherstreifenden Tataren, wie man sie gewöhnlich nannte, kam, hielt er sich viel zu ihnen und lernte von ihnen nach seiner eigenen Meinung die Chiromantie, wie man aus den Händen weissagen kann." Auch daraus sieht man, daß die europäischen Zauberer sich erst sehr spät auf diese Kunst gelegt und versucht haben, eine Wissenschaft aus ihr zu machen. In dem ältesten Werk über Chiromantie, das wir besitzen, in Indagines „Introductiones apotelesmaticae in Chiromantiam" Francof. 1522 (Einführungen in die Chiromantie mit Hilfe der Sterne) ist zwar ein anerkennenswerter Versuch gemacht worden, die Chiromantie in die Astrologie einzugliedern, so wie Agrippa das Verhältnis feststellt. Aber die chiromantischen Hauptlehren passen durchaus nicht in den Rahmen der Astrologie; hieraus sieht man auch, daß die Chiromantie sich ursprünglich völlig unabhängig von der Astrologie entwickelt hat. Die Hauptpunkte der Chiromantie sind nach jenem Werk nun folgende: Die Handfläche wird, wie nebenstehende Figur zeigt, in 7 „Berge" eingeteilt, die wie die 7 Planeten heißen. Nur der mittlere Teil der Hand, der „Marsberg", hat keine Erhöhung, weshalb er auch „die Höhlung" oder „das Thal" heißt (cavea Martis). Von den vielen Linien der Hand sind die in der Figur angegebenen die wichtigsten.

Fig. 11.

Sie spielen die Hauptrolle, da man von ihnen allein auf alles schließen kann, was die Natur und das Schicksal eines Menschen betrifft. Somit sind die Wahrsagungen, die den „Bergen" entnommen werden, eigentlich ziemlich überflüssig. — Im allgemeinen ist es ein gutes Zeichen, wenn eine Linie lang ist, deutlich hervortritt, nirgendswo abgebrochen, von anderen Linien nicht durchschnitten ist, keine plötzlichen Knickungen und auffallenden Biegungen hat, keine Flecken enthält oder besondere Figuren mit den sich

abzweigenden Seitenlinien bildet. Jedes dieser Zeichen ist nämlich ein ungünstiges Vorzeichen und von besonderer Bedeutung. Aus der Lebenslinie oder auch „Herzlinie“ ersieht man die Länge des Lebens und den Zustand des Herzens, durch ein eigentümliches Messen derselben findet man, wie alt ein Mensch wird; ist sie an den Fingern spitz und an der Handwurzel dick, so bezeichnet das eine schwache Jugend, aber ein kräftiges Alter, und umgekehrt; ist sie an einer Stelle abgebrochen, so weist das auf einen gewaltsamen Tod. Aus der Natur- oder Hauptlinie zieht man in ähnlicher Weise Schlüsse auf den Zustand der Seele und des Hauptes. Die Tischlinie bedeutet das Hauswesen, das eheliche Glück sowie die ökonomischen Verhältnisse, während die Leber- oder Lunge-Magen-Leberlinie Aufschluß giebt über den allgemeinen Gesundheitszustand und die etwaigen Krankheiten des Menschen.

Bei der Untersuchung der Berge hat man vor allem darauf zu achten, ob diese glück- oder unglückverheißend sind. Sie sind günstig, wenn sie gerade unter den Fingern stehen und frei sind von verwirrenden Linien, tiefen Punkten und Flecken; jedes dieser Zeichen deutet nämlich auf Unglück dieser oder jener Art hin. Die Bedeutung der Berge stimmt mit dem Planeten überein, nach dem sie benannt sind. So zieht man vom Marsberg Schlüsse auf das Verhältnis des Menschen zum Kriegswesen, vom Venusberg auf seine Liebesangelegenheiten, vom Jupiterberg auf seine seelischen Eigenschaften und seinen selbsterworbenen Ruf, vom Saturnberg auf seine ökonomischen Verhältnisse, vom Sonnenberg auf Gunst bei Hofe, vom Merkurberg auf Handel, Kunst und Wissenschaft, während der Mondberg Aufschlüsse über die Konstitution im allgemeinen giebt. Da die Linien der Hand wohl kaum bei zwei Menschen übereinstimmen, erfordert die richtige Deutung der Verschiedenheit der Linien eine große Menge detaillierter Regeln, auf die wir hier nicht weiter eingehen können.

Geomantie. Ursprünglich verstand man unter Geomantie, dem Worte entsprechend, „Wahrsagung der Erde“, d. h. unterirdischer Laute, Krachen und Brechen, Erdbeben u. s. f. Da diese Ereignisse aber selten sind und fast nur in vulkanischen Gegenden vorkommen, so konnte die Geomantie nur in bestimmten Gegenden größere Bedeutung gewinnen. Man gebrauchte daher das Wort auch für eine alte Wahrsagekunst, die Punktierkunst, die schon bei den Chaldäern im Gebrauch war und sich von ihnen aus wahrscheinlich durch die Jahrhunderte hindurch als ein Glied der geheimen magischen Operationen fortgepflanzt hat. Sie wurde gewöhnlich mit Sand ausgeführt, weshalb die Bezeichnung „Geomantie“ mit einem gewissen Recht hier auch angewandt werden kann. Wahrscheinlich ist das sogen. „Gießen“ nur eine Abart davon. Dieses ging in der Weise vor sich, daß man geschmolzenes Wachs oder Blei in Wasser goß; aus den entstandenen Figuren zog man Schlüsse über das Schicksal einer Person oder Sache unter bestimmten Verhältnissen. Da die Figuren nur ein Werk des Zufalls waren, konnte ihre Deutung auch nur eine Sache der augenblicklichen Eingebung sein. Die Methode läßt sich demnach nicht zu einem festen System ausbauen und zu einer Wissenschaft entwickeln, die nach bestimmten Regeln arbeitet. Die gelehrten Magier, die vor allem nach Festigkeit und Planmäßigkeit in den magischen Wissenschaften strebten, zogen daher die eigentliche Punktierkunst vor, die, wie wir wissen, schon gegen Schluß des 15. Jahrhunderts in ein System gebracht worden war. In recht sinnreicher Weise wurde die

Kunst später von Cornelius Agrippa in die Astrologie eingefügt; wenigstens existiert eine geomantische Abhandlung unter seinem Namen, die ganz in seinem Geist geschrieben ist; es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, daß sie ihn wirklich zum Verfasser hat. Sie dient auch als Grundlage für die jetzt folgende Darstellung von den Hauptsätzen der Punktierkunst.

In einen flachen Kasten mit Sand oder auf ein Stück Papier wirft man eine Menge Punkte blindlings, ohne sie zu zählen, in 16 Zeilen. Diese Punkte werden nun durch horizontale Striche in 4 Gruppen mit je 4 Zeilen geteilt, wie nebenstehende Figur zeigt. Danach verbindet man in jeder Zeile je 2 Punkte durch einen kleinen Strich, um bequem zu übersehen, ob die Zahl der Punkte in jeder Zeile gerade oder ungerade ist, denn hierauf kommt das Ganze an. Man setzt nun bei den Zeilen, deren Punktzahl gerade ist, 2 Punkte, o o, und bei denen, wo sie ungerade ist, nur einen Punkt, o, und bildet daraus für jede der 4 Gruppen eine neue Figur. In der ersten Gruppe ist z. B. die Zahl in den 4 Zeilen: gerade, gerade, ungerade, gerade; dieses giebt die Figur I ⁘. Ebenso erhält man aus der zweiten Gruppe: ungerade, ungerade, gerade, ungerade, also die Figur II ⁘. So geht man bei allen 4 Gruppen vor und erhält demnach folgende 4 Figuren, die als die zuerst entstandenen die 4 „Mütter" heißen.

```
o—o  o—o  o—o  o—o  o—o
o—o  o—o  o—o  o—o
o—o  o—o  o—o  o
o—o  o—o  o—o
--------------------------------
o—o  o—o  o—o  o—o  o
o—o  o—o  o—o  o
o—o  o—o  o—o
o—o  o—o  o—o  o
--------------------------------
o—o  o—o  o—o  o—o  o—o  o—o
o—o  o—o  o—o  o—o  o—o
o—o  o—o  o—o  o—o  o—o  o—o
o—o  o—o  o—o  o—o  o
--------------------------------
o—o  o—o  o—o  o—o  o—o  o
o—o  o—o  o—o  o—o  o
o—o  o—o  o—o  o—o  o
o—o  o—o  o—o  o
--------------------------------
```

```
I  o o     II  o      III o o     IV o
   o o         o          o o        o
    o         o o         o o        o
   o o         o           o         o
```

Aus ihnen entstehen die 4 „Töchter" nun in folgender Weise: Stellt man die 4 Mütter, wie in der Figur, nebeneinander, links I, dann II ꝛc. und achtet auf die Punkte in der ersten horizontalen Zeile, so ergeben diese gerade (I), ungerade (II), gerade (III), ungerade (IV). Diese Punkte werden nun ebenfalls unter einander zu einer neuen Figur zusammengestellt; ebenso macht man es mit den 3 anderen Zeilen; man erhält dann 4 neue Figuren:

```
V  o o     VI  o o     VII  o     VIII o o
    o           o          o o          o
   o o         o o         o o          o
    o           o           o           o
```

Aber man muß noch 4 Figuren mehr haben, und diese werden dadurch gefunden, daß man von den 8 vorhandenen je 2 mit einander verbindet, also I + II, III + IV u. s. w. Betrachtet man so I + II als eine Figur, so ergiebt sich aus den 4 Zeilen ungerade, ungerade, ungerade, ungerade, also wie bei Nr. IV ⁞ u. s. w. So bildet man im ganzen 12 Figuren. Diese Operation heißt „Projektion." Um nun daraus wahrsagen zu können, muß man zunächst die Bedeutung der Figuren kennen. Es ist leicht auszu-

rechnen, daß im ganzen 16 verschiedene geomantische Figuren entstehen können; daher findet sich denn in fast allen geomantischen Werken auch eine (zwar keineswegs stets übereinstimmende) Tafel über diese 16 Figuren nebst Aufschluß über ihre Bedeutung. Man zeichnet obige aus der Projektion gefundenen 12 Figuren in ein astrologisches Schema, ebenso wie die Planeten in ein Horoskop. Die 12 Figuren werden also mit andern Worten in die 12 Häuser des Horoskops verteilt. Um zu wissen, mit welchem Haus man beginnen soll, zählt man dann die Zahl der ursprünglich blindlings geworfenen Punkte — in unserem Beispiel 139 — und dividiert durch 12; der Rest giebt an, in welches Haus Nr. I der „Mütter" gebracht werden soll; also in unserem Beispiel: $\frac{139}{12}=11$, Rest 7; folglich zeichnet man Nr. I in Haus 7, Nr. II in Haus 8 u. s. f. So erhält jedes Haus seine Figur. Die Bedeutung der 12 Häuser ist dieselbe wie beim Horoskop. Man erhält also günstige oder ungünstige Zeichen für alle Verhältnisse des Lebens. Die Auslegung geschieht dann mit Hilfe eines Verzeichnisses, das sagt, was jede einzelne Figur in jedem Haus bedeutet.

Die Arithmomantie. Ueber diese interessante Wissenschaft schreibt Agrippa in „Occulta philosophia": „Wir wissen, daß gewisse göttliche Zahlen den Buchstaben zugrunde liegen; durch sie erhält man aus den Namen der Dinge das Verborgene und Zukünftige, wenn man den Zahlenwert der Buchstaben zusammenlegt. Diese Art der Wahrsagung heißt Arithmomantie, weil sie mit Hilfe von Zahlen ausgeführt wird. So hat ein alexandrinischer Philosoph gelehrt, wie man aus den Zahlen der Buchstaben das aufgehende Zeichen und den Leitstern eines Menschen finden kann, und wer zuerst von den Gatten sterben wird; ferner kann man den glücklichen oder unglücklichen Ausgang aller Unternehmungen daraus erfahren. Diese Lehre, die selbst der Astrologe Ptolemäus nicht mißbilligt, soll hier nun dargestellt werden." Agrippa giebt dann eine ausführliche Darstellung, wie die Juden und Griechen die Buchstaben des Alphabets zur Bezeichnung der Zahlen gebrauchten, indem sie die 27 Buchstaben in 3 Gruppen teilten; die erste bezeichnete die Einer, die zweite die Zehner und die dritte die Hunderte. Auch unser gewöhnliches römisches Alphabet, sagt er, kann ebenso gebraucht werden, wenn man dafür sorgt, daß es 27 Buchstaben hat.

„Will man nun wissen, unter welchem Stern ein Mensch geboren ist, so nimmt man seinen Namen und den der Eltern und legt den Zahlenwert der Buchstaben zusammen. Die Summe, die man daraus erhält, teilt man durch 9. Bleibt 1 oder 4 als Rest übrig, so bezeichnen diese Zahlen die Sonne als den Stern des Menschen; 2 und 7 bezeichnen den Mond, 3 ♃, 5 ☿, 6 ♀, 8 ♄ und 9 ♂." In ähnlicher Weise, indem man durch 12 dividiert, findet man das Zeichen, das bei der Geburt des Menschen im Ascendenten stand, indem jeder der verschiedenen Reste ein Himmelszeichen angiebt. Warum eine bestimmte Zahl gerade den bestimmten Planet bezeichnet, dafür giebt Agrippa Gründe an, die in genauer Uebereinstimmung mit seinem ganzen magischen System stehen. Diese Methode läßt sich nun leicht ins Unendliche variieren. In einem kleinen Buch von 1553, „Das groß Planetenbuch", das deutsch geschrieben, also für breitere Schichten des Volkes bestimmt war, findet man auf etwa 50 Seiten fast ebenso viele verschiedene Methoden, welche die unbegreiflichsten Dinge aus den Namen voraussagen. Diese Methoden unterscheiden sich nur dadurch von einander, daß den Buchstaben des Alphabets bald dieser, bald jener Zahlenwert zugelegt und daß mit verschiedenen Zahlen dividiert wird; die Reste geben dann Aufschlüsse nicht nur über die Sterne und Himmelszeichen, unter deren Einfluß der Mensch steht, sondern auch über seinen Charakter, sein Schicksal 2c. Alles dieses hat eigentlich nur insofern Interesse, als es zeigt, welche unglaublichen Kindereien man den Leuten damals bieten konnte. Vergleicht man diese Dinge mit den spiritistischen Wahrsagekünsten unserer Tage, so ist hier doch immerhin ein Fortschritt zu erkennen.

Während die bisher besprochenen Zweige der Auguralwissenschaften vollständig in ein System gebracht waren und deshalb ein wissenschaftliches Gepräge hatten, gab es andere Divinationsarten, die sich nicht so in feste Regeln zwingen ließen. Dafür ist die Hydromantie ein Beispiel. Wie der Name sagt, war es eine Wahrsagekunst mit Hilfe des Wassers. Wer die Zukunft erforschen wollte, goß Wasser in einen Becher und starrte nun in die blanke, spiegelnde Fläche, bis er Bilder aus ihr emporsteigen sah. Diese enthielten dann das Zeichen. Jedoch bekam nicht jeder auf diese Weise etwas zu sehen, konnte aber dann ganz ruhig einen anderen die Beobachtungen für sich machen lassen. Am besten eigneten sich Mädchen, Knaben und Schwangere dazu. Die Methoden konnten in mancherlei Weise variiert werden. Mitunter sah der Beobachter nichts, sondern hörte nur ein leises Murmeln, das die Antwort auf die gestellten Fragen enthielt; diese Art hieß Lekonomantie. Gebrauchte man anstatt eines Bechers ein Glas, so hieß sie Gastromantie; legte man einen Spiegel oder blanke Metallplatten ins Wasser, so nannte man die Methode Kaptromantie. Sehr allgemein war auch die Onimantie, wo man statt des Wassers eine Mischung von Oel und Ruß nahm; dieses schmierte man auf einen Fingernagel oder in die Handfläche. In der Krystallomantie nahm man statt des Wassers einen geschliffenen Stein oder Krystall. Es kam also nur auf eine blanke Fläche an, die man anstarrte, bis man Gesichte sah. — In psychologischer Beziehung ist diese Methode sehr interessant und wird deshalb im letzten Teil unseres Werkes Gegenstand einer eingehenden Betrachtung sein.

Die praktische Kabbala.

Wir haben früher gesehen, wie die alte ägyptische Theurgie von den späteren alexandrinischen Philosophen aufgenommen und verteidigt wurde. Aus ihren Werken haben die europäischen Magier unzweifelhaft die philosophische Grundlage für die Beschwörungskunst erhalten. Die praktische Seite dagegen, die Zauberformeln mit allem, was dazu gehört, haben die Europäer wohl kaum von Alexandrien entlehnt, da die Philosophen nichts Wesentliches von den alten Formularen aufbewahrt hatten; sie legten denselben eben keine große Bedeutung bei, wenn sie ihre Brauchbarkeit auch wohl einräumten. Aber auch heidnische Formeln werden die christlichen Magier kaum angewandt haben, selbst wenn sie solche kannten, weil heidnische Magie nach Auffassung der Kirche mit teuflischer Magie zusammenfiel und diese mit unerbittlicher Strenge verfolgt wurde. Schon aus dem Grund mußten die gelehrten europäischen Magier sich nach anderen Quellen umsehen, um Material für ihre magischen Operationen zu erhalten; die magischen Werke aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts zeigen aber deutlich, daß der ganze magische Apparat den Juden entlehnt ist.

Schon im Altertum hatten die Juden einen großen Ruf als Beschwörer; sie hatten die Kunst, wie so vieles andere, in der babylonischen Gefangenschaft gelernt. Wie die theoretischen Kabbalisten durch künstliche Methoden ihre Spekulationen in Uebereinstimmung mit dem Gesetze Mose zu bringen suchten, so bemühten sich auch die praktischen Zauberer, in den heiligen Schriften eine Sanktion für die magischen Operationen zu finden, obwohl dieselben

derartiges Unwesen mit klaren Worten verboten. Man nahm deshalb schon früh seine Zuflucht zu der Sage, daß die Beschwörungskunst vom weisesten aller jüdischen Weisen, vom König Salomo, herstamme. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus, der im 1. Jahrhundert n. Chr. lebte, schreibt von ihm: „Gott schenkte ihm die Macht, durch feierliche Beschwörungen die Gottheit versöhnen und die bösen Geister, welche Krankheiten verursachen, vertreiben zu können, und diese Art zu heilen ist noch heutigen Tags bei uns die herrschende.“ Josephus erzählt dann, daß er selber Augenzeuge gewesen sei, wie einer seiner Landsleute, Eleazar, in Gegenwart des Kaisers Vespasian und vieler vornehmer Römer Teufel aus einigen Besessenen ausgetrieben habe, und zwar mit den Zauberformeln und Operationen, die König Salomo für diesen Gebrauch vorgeschrieben habe. Man sieht daraus, wie allgemein der Glaube an König Salomos Zaubermacht damals war. Von den Juden ist diese Sage zu den Völkern übergegangen, mit denen sie in Berührung kamen, so auch zu den Arabern. Es ist hinreichend bekannt, welche Rolle die „Siegel Salomos“ und seine Macht über die Geister in den arabischen Märchen „Tausend und eine Nacht“ spielen.

Bei ihrer Ausbreitung über die ganze civilisierte Welt nahmen die Juden die Beschwörungskunst als ein nationales Eigentum mit. Sie begannen wahrscheinlich schon früh, die bei Beschwörungen angewandten Methoden und Formeln niederzuschreiben. Diese Litteratur hat offenbar in naher Beziehung zu den eigentlichen kabbalistischen Werken, zu den Erklärungen über Sepher Jezirah und Sohar gestanden, welche die theoretische Entwicklung der von den Beschwörern praktisch ausgenutzten Engel- und Dämonenlehre enthielten. Deshalb heißt die Beschwörungskunst, die ceremonielle Magie, bei den europäischen Magiern auch die „praktische Kabbala“. Namentlich ein Werk stand in hohem Ansehen und spielte eine große Rolle, die „Clavicula Salomonis“ (d. h. der Schlüssel zur salomonischen Weisheit). Dieses und ähnliche Werke müssen dem Agrippa und seinen Zeitgenossen zur Verfügung gestanden haben; aus ihnen schöpften sie ihre wesentlichsten Kenntnisse zur Beschwörung der Geister. Die vielen Namen hebräischen Ursprungs und die mit hebräischen Buchstaben geschriebenen magischen Tafeln, die sich in ihren Schriften finden, sind deutliche Zeugnisse hiervon*).

Eine Schilderung des Verfahrens bei einer Geisterbeschwörung giebt Agrippa in seiner Occulta philosophia uns leider nicht; er hätte es auch kaum ohne große Gefahr thun können. Dagegen erschien 50 Jahre später eine Abhandlung über die ceremonielle Magie, die von Agrippa geschrieben und ursprünglich das 4. Buch seines großen Werkes sein sollte. Agrippa hat es

*) Jetzt scheinen diese alten jüdischen Schriften verschwunden zu sein. Die Clavicula Salom., 1686 gedruckt und 1846 von neuem gedruckt in Scheibles Dr. Joh. Faust (Bd. 1—4 Stuttg. 1846—9.) ist nicht identisch mit der alten Clavicula S. Anmerkung des Verfassers.

nun ganz bestimmt nicht geschrieben; jedenfalls bestreitet der Mann, der es am besten wissen mußte, sein berühmter Schüler Johann Weier, es aufs bestimmteste. Es ist ja in der Geschichte der Magie nichts Seltenes, daß Schriften unter dem Namen älterer bekannter Verfasser erschienen, um größere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Bei den zahlreichen Schriften über Geisterbeschwörungen und Aehnliches lagen wahrscheinlich noch andere Gründe zu solcher Täuschung vor. In der Zeit, wo die Hexenprozesse in voller Blüte standen, war es jedenfalls ein gewagtes Unternehmen, mit einem solchen Werk hervorzutreten. Der Verfasser verzichtete deshalb lieber auf die Ehre der Autorschaft, um desto ungestörter die ökonomischen Früchte genießen zu können. So sehen wir, daß in der Zeit nach Agrippas Tod eine Reihe von Schriften über die praktische Magie unter Agrippas, Peter Abanos und anderer Magier Namen erschienen; mehrere von ihnen finden sich auch in der Leydener Ausgabe der gesammelten Werke des Agrippa um 1600.

Diese Werke mögen mit dem, was Agrippa selbst geschrieben hat, die Grundlage für eine kurze Darstellung der praktischen Kabbala sein.

An verschiedenen Stellen der Occulta philosophia finden wir Anleitungen zur Ausübung der praktischen Magie. Wir haben bereits oben einen der wichtigsten Sätze zitiert, der bei näherer Betrachtung eine vollständige Anweisung enthält: Da alles in der Welt die Kräfte des ihm Gleichartigen und darum mit ihm Verbundenen anzuziehen sucht, so können wir die Kräfte der Himmelskörper herabziehen, indem wir alle Dinge sammeln, die unter den betreffenden Stern gehören. Und nicht nur die himmlischen Kräfte ziehen wir damit herab, sondern da die Himmelskörper selber ihre Kräfte von der Welt der Ideen empfangen, so können wir durch sie auch die Intelligenzen und Dämonen, die durch die Planeten wirken, herabziehen. Betrachtet man diesen Satz im Lichte des ganzen Agrippaschen Systems, so enthält er deutlich genug die Anleitung zu einer Beschwörung, d. h. wie man eine Intelligenz oder einen Dämon herabziehen soll. Es fehlt nur eins: der Name und die Zahl des Wesens, das beschworen werden soll. „Denn in den Zahlen liegen die größten, verborgensten und wirksamsten Kräfte, weil die Zahlen an sich vollkommen und im Himmlischen begründet sind. Deshalb eignen sie sich besonders für die magischen Operationen, und sie vermögen vieles zur Erreichung dämonischer oder göttlicher Gaben auszurichten.“ Wir haben also zuerst den Namen des zu beschwörenden Geistes zu finden, und dazu giebt Agrippa uns die nötige Anweisung.

Es findet sich eine große Menge guter und böser Geister; ihren wahren Namen aber und ihre Arbeit kennt nur Gott, der die Sterne zählt und bei Namen nennt. Verschiedene Namen sind in der Schrift genannt und andere von den alten jüdischen Weisen. Es giebt aber auch andere Methoden, um die Namen mancher anderer guten und bösen Engel zu entziffern; dieselben sind uns von den Kabbalisten überliefert. Eine solche Methode heißt die berechnende und wird mit Hilfe umstehender Tafel (S. 188) ausgeführt. Die Berechnung hängt von den Namen Gottes ab, die eine besonders magische Kraft haben. Man nimmt einen dieser Namen, welche die 72 Schemhamphorasch (vrgl. oben S. 119) heißen; will man nun den Namen eines Engels finden, so sucht man dessen Buchstaben in richtiger Reihenfolge in der Säule der Tafel, welche die Ueberschrift „die guten“ trägt.

	☽	☿	♀	☉	♂	♃	♄	die guten
Th	Z	V	H	D	G	B	A	A
Sh	N	M	L	K	J	T	Ch	B
R	Sh	R	Q	Tz	P	O	S	G
Q	V	H	D	G	B	A	Th	D
Tz	M	L	K	J	T	Ch	Z	H
P	R	Q	Tz	P	O	S	N	V
O	H	D	G	B	A	Th	Sh	Z
S	L	K	J	T	Ch	Z	V	Ch
N	Q	Tz	P	O	S	N	M	T
M	D	G	B	A	Th	Sh	R	J
L	K	J	T	Ch	Z	V	H	K
K	Tz	P	O	S	N	M	L	L
J	G	B	A	Th	Sh	R	Q	M
T	J	T	Ch	Z	V	H	D	N
Ch	P	O	S	N	M	L	K	S
Z	B	A	Th	Sh	R	Q	Tz	O
V	T	Ch	Z	V	H	D	G	P
H	O	S	N	M,	L	K	J	Tz
D	A	Th	Sh	R	Q	Tz	P	Q
G	Ch	Z	V	H	D	G	B	R
B	S	N	M	L	K	J	T	Sh
A	Th	Sh	R	Q	Tz	P	O	Th
die bösen	♄	♃	♂	☉	♀	☿	☽	

Nimmt man dann die Buchstaben, die in derselben Zeile, aber in der mit dem entsprechenden Planeten bezeichneten Rubrik, stehen und stellt diese Buchstaben in der gefundenen Reihenfolge zusammen, so hat man den Namen des Engels. Ist es dagegen der Name eines Dämons, den man sucht, so geht man von der Rubrik aus, welche „die bösen" bezeichnet ist und nimmt die Buchstaben aus der Säule, die unten durch das Zeichen des betreffenden Planets bezeichnet ist. Sucht man z. B. den Namen eines der Dämonen der Sonne, so wählt man erst einen Namen Gottes etwa M L H, Melahel. Diese 3 Buchstaben sucht man dann in der durch „die bösen" bezeichneten Rubrik auf. In der Rubrik, die unten das Zeichen der ☉ trägt, steht in derselben Zeile mit M der Buchstabe A, mit L Ch und mit H M. Der Name des Dämons ist also A Ch M. „Um aber die Namen der guten Geister von denen der Dämonen zu unterscheiden, pflegt man öfters einen Namen für die göttliche Allmacht hinzufügen, so E L, O N, I A H oder I O D, der dann zusammen mit jenem ausgesprochen wird. Und da I A H der Name für die Wohlthaten und I O D für die Göttlichkeit ist, so werden diese nur bei den Namen der Engel hinzugefügt. Dagegen E L, welches die „Kraft" oder „Macht" bezeichnet, wird sowohl guten wie bösen Geistern beigelegt, denn die bösen Geister können, wenn Gottes Kraft ihnen genommen wird, weder handeln noch auch nur existieren." Der Name des gesuchten Dämon ist also A Ch M E L, Achamiel. Das ist ein mächtiger Geist, denn seine Zahl ist 7 × die heilige 7, A Ch M = 49.

Es erübrigt noch, aus dem gefundenen Namen des Geistes Charakter oder „Sigill" abzuleiten. „Dieses ist nur eine bestimmte Art von Buchstaben oder Schrift, welche den

Namen der Götter und Geister gegen profanen Gebrauch beschützen sollen. Bei den Hebräern gab es mehrere Arten, die Sigille der Geister zu finden; die älteste derselben ist die Schrift, welche Moses und die Propheten gebraucht haben, weshalb sie nicht leichtfertig jemandem offenbart werden darf. Bei den Kabbalisten gab es auch eine andere Methode, die früher mit großer Ehrfurcht behandelt wurde, die aber jetzt allgemein bekannt und angewandt ist." Die Methode, die Agrippa dann bespricht, ist die oben (S. 120 f.) besprochene Kabbala der „neun Kammern". Man schreibt die für die einzelnen Buchstaben daselbst angegebenen Figuren (Achamial) in einer Zeile, läßt dann die Punkte fort, verbindet die Buchstaben (vrgl. zweite Zeile), und zieht endlich die so entstandenen Figuren ganz zusammen (vrgl. dritte Zeile). Das ergiebt dann Achamiels Charakter. In der noch existierenden Clavicula Salomonis ist der Charakter der Geister auf diese Weise gefunden; aber man kann diese magischen Figuren auch nach vielen anderen Methoden bilden. — Das Verfahren, um einen Geist zu „zitieren", ist sehr verschieden und richtet sich teils nach der Natur des Geistes, teils nach dem Zweck, den man erreichen will. Hier mögen nur einige Angaben aus dem 4. Buch der okkulten Philosophie genügen. „Wenn man einen bösen Geist erscheinen lassen will, muß man auf die Natur des Geistes und seines Planeten Rücksicht nehmen. Man muß eine Zeit wählen, wo der betreffende Planet herrscht, und die Arbeit entweder am Tage oder bei Nacht ausführen, je nachdem die Sterne und Geister es fordern. Man beschreibt dann einen Kreis, hauptsächlich als Schutz für den Beschwörer selbst, und zeichnet die Pentakeln hinein, d. h. solche heilige Zeichen, die uns gegen schädliche Einwirkungen beschützen und schadenfrohe Dämonen zähmen, während sie wohlwollende Geister zu unserer Hilfe heranlocken. Die Pentakeln bestehen aus den Namen und Charakteren für gute Geister vom höchsten Rang, ferner aus heiligen Figuren, passenden Schriftstellen, geometrischen Figuren und Zusammensetzungen aus verschiedenen Namen Gottes. Außerdem muß man in den Kreis die Namen der guten Geister schreiben, die in der betreffenden Stunde herrschen, weil man mit ihrer Hilfe Gewalt über den zitierten Geist bekommt. Innerhalb oder außerhalb des Kreises muß man zugleich eckige Figuren anbringen, deren Zahl im Verhältnis zum Werke der Beschwörung steht. Danach sorgt man für Licht, Salben und Rauchwerk, das nach der Natur des Geistes und der Planeten zusammengesetzt ist und infolge seiner natürlichen und himmlischen Kräfte mit ihr harmoniert. Heilige und geweihte Gegenstände dürfen ebenfalls nicht fehlen, da sie zum Schutze des Beschwörers und seiner Begleiter dienen und außerdem den Geistern Fesseln anlegen; dahin gehören heilige Tafeln, Bilder, Pentakeln, Schwert, Kleider von passendem Stoff und richtiger Farbe u. s. w.

Fig. 12.

Fig. 13.

Ist nun alles so vorbereitet, so tritt der Magier mit seinen Begleitern in den Kreis und weiht ihn und die Dinge, die gebraucht werden sollen. Danach beginnt er mit lauter Stimme sein Gebet, zuerst zu Gott und dann zu den guten Geistern. Wenn das Gebet beendet ist, ruft er den Geist, mit dem er reden will, und unter Hinweis auf seine Autorität und Kraft wendet er sich mit einer milden und freundlichen Beschwörung nach

allen Himmelsrichtungen. Dann hält er inne und sieht nach, ob der Geist sich nicht zeigt. Zaudert dieser, so wiederholt er die Beschwörung dreimal. Weigert der Geist sich noch immer, so beginnt er die Beschwörung von vorne mit stärkeren Worten. Zeigt sich dann der Geist, so muß er ihn freundlich behandeln und nach seinem Namen fragen. Ist er verlogen und halsstarrig, bändigt er ihn durch eine passende Beschwörung; man kann auch mit einem geweihten Schwert ein Dreieck oder Fünfeck außerhalb des Kreises machen und ihn zwingen, da hineinzutreten. So zwingt man ihn auch zu geloben, was man will, und läßt ihn sein Gelübde mit der Hand auf dem Schwert beeidigen. Hat man das erreicht, was man wollte, giebt man ihm freundlich Erlaubnis, zu verschwinden; will er aber nicht, so zwingt man ihn durch eine kräftige Exorcisationsformel. Erst einige Zeit nach seinem Verschwinden darf man selbst aus dem Kreise treten. Sollte es geschehen, daß gar keine Geister sich zeigen, so darf man doch nicht aus dem Kreise heraustreten, ohne den Geistern vorschriftsmäßig den Befehl, sich zu entfernen, gegeben zu haben, denn es trifft sich oft, daß die Geister kommen, ohne daß der Beschwörer sie sieht, und sie würden ihm Schaden zufügen, sobald er aus dem Kreise zu ihnen heraustritt, falls er nicht unter höherem Schutz steht." Wünschte man gute Geister zu zitieren, so war das Verfahren wesentlich dasselbe. Nur erforderte dieses stets eine längere Vorbereitungszeit (nicht unter 7 Tagen, oft sogar mehrere Jahre). Jedenfalls mußte man sich in den letzten Tagen heiligen Ceremonien, wie Fasten, Gebet, Reinigungen, hingeben. So vorbereitet, konnte man den Zauberkreis betreten, der an einem abseits gelegenen, geweihten Platze gezeichnet war, und dann die nötigen Beschwörungen vornehmen.

Man kann jedoch auch ohne Zauberkreis einen Geist zitieren; man muß dann aber ein geweihtes Buch besitzen, in dem die Namen der Geister aufgezeichnet sind, welche dem Magier durch einen Eid Gehorsam geleistet haben. Das Pergament dieses Buches darf früher nicht gebraucht worden sein. Auf der linken Seite eines jeden Blattes im Buch sieht man das Bild des Geistes, auf der rechten dessen Charakter, worüber die Eidesformel geschrieben ist, durch die der Geist sich zum Gehorsam verpflichtet hat. Zugleich enthält das Buch die Namen der Geister, ihren Rang in der Geisterwelt, ihre Geschäfte und die Beschwörungen, durch welche sie zitiert werden sollen. Das Buch ist sorgfältig gebunden und verschlossen, da es dem Magier zum Schaden dienen würde, falls es geöffnet würde, wenn es nicht gerade gebraucht werden soll.

Behufs Abfassung des Buches kann man verschiedene Wege einschlagen. Der gewöhnlichste und sicherste ist folgender. Man zeichnet einen Zauberkreis und verfährt ganz so, wie es oben beschrieben ist, indem man alle die Geister zitiert, deren Namen im Buch verzeichnet sind. Wenn die Geister sich zeigen, wird das Buch in ein Dreieck außerhalb des Zauberkreises gelegt. Die Eidesformeln, mit denen die Geister sich zum Gehorsam verpflichten sollen, werden vorgelesen, und jeder einzelne von ihnen wird nun gezwungen, unter einem besonderen Eid die Stelle im Buch zu berühren, wo sein Bild sich findet. Nach dieser Einweihung wird das Buch geschlossen, und die Geister bekommen in der gewöhnlichen Weise Befehl, sich zu entfernen. Wenn der Magier später das Buch benutzen will, braucht er es nur aufzuschlagen und den Namen des Geistes, dessen Anwesenheit gewünscht wird, sowie die entsprechende Eidesformel zu lesen, dann zeigt sich der Geist; wenn dieser das dann ausgerichtet hat, was er soll, wird er jedesmal durch eine besondere Formel verabschiedet.

Die Alchemie.

Im System der magischen Wissenschaften spielt die Alchemie, wie bereits oben bemerkt, nur eine geringe Rolle. Agrippa bespricht die Goldmacherkunst und sucht ihre Möglichkeit zu erklären, obwohl er halbwegs selber daran

zweifelt, aber einen großen theoretischen Gewinn hat er nicht von dieser Kunst. Desto größer aber war ihre praktische Bedeutung. Mehrere Jahrhunderte hindurch war ein Alchemist eine fast ebenso unentbehrliche Persönlichkeit an jedem Hof wie ein Astrolog; der Alchemist sollte die notwendigen Geldmittel zu den Unternehmungen schaffen, deren günstigen Ausfall der Astrolog voraussagte. Außerdem wurde die Goldmacherkunst von zahlreichen hohen Geistlichen und wohlhabenden Privatleuten betrieben, und man opferte unglaubliche Summen, um das große Elixir zu finden. Dadurch wurde es geradezu gefährlich, sich mit dieser Kunst zu befassen. Stets zirkulierten Gerüchte, daß es diesem oder jenem geglückt sei, das Elixir zu finden, und das hielt den Mut der weniger Glücklichen aufrecht. Es mußte durch fortgesetzte Arbeit doch auch ihnen zuletzt gelingen, einen Ersatz für die vielen Kosten zu finden und die Früchte der langjährigen Arbeit zu genießen; deshalb blieb man gewöhnlich bei, bis man ruiniert war; höchstens die Fürsten konnten sich beständig solche teueren Experimente erlauben. So vergeudete z. B. König Friedrich III von Dänemark während seiner zwanzigjährigen Regierung mehrere Millionen Thaler mit derartigen alchemistischen Versuchen.

Es giebt kaum ein Ding zwischen Himmel und Erde, das nicht in den Schmelztiegel oder Destillationskolben der Alchemisten wandern mußte. Alles wurde geprüft, aus allem suchte man die Quintessenz zu ziehen in der Hoffnung, daß der Zufall einem doch einmal die Bestandteile, aus denen das große Elixir dargestellt werden konnte, in die Hände spielen würde. Aus diesen mannigfachen Versuchen gewann man natürlich viele wertvollen Kenntnisse über die Wechselwirkungen der Stoffe, jedoch nicht das, was die Alchemisten suchten. Ein deutliches Zeugnis hiervon haben wir in der enormen alchemistischen Litteratur des 16.—18. Jahrhunderts. Alles, was hier an wertvollen chemischen Prozessen aufgezeichnet ist, hat die moderne Chemie natürlich aufgenommen; aber trotz der Fülle von Rezepten über Metallverwandlungen hält doch kein einziges das, was es in Aussicht stellt. Allerdings konnte man auch von vorneherein nichts anderes erwarten; denn wenn es wirklich jemandem gelungen wäre, den philosophischen Stein zu finden, so hätte er sehr dumm sein müssen, wenn er diese Entdeckung in einer Schrift preisgegeben hätte. Die Geschichte der Alchemie zeigt uns auch, daß Metallverwandlungen niemals den bekannteren Alchemisten, die für Fürsten arbeiteten und als alchemistische Verfasser auftraten, geglückt sind. Vielmehr kommen alle Berichte über angebliche Verwandlungen darauf hinaus, daß dieselben von irgend einem Unbekannten ausgeführt sind, der plötzlich auftauchte und ebenso schnell wieder spurlos verschwand. Die bedeutenderen Forscher, welche in der Hoffnung auf eine Verwandlung sich praktisch damit beschäftigt haben, räumen fast alle offen ein, daß sie niemals mehr Gold haben gewinnen können, als sie bei Beginn ihrer Arbeit genommen hatten. Als Beispiele hierfür sind früher schon Arnold Villanova und Cornelius Agrippa genannt worden.

Doch giebt es auch Ausnahmen. Johann Baptist van Helmont und Johann Friedrich Helvetius, zwei hervorragende holländische Aerzte und Chemiker des 17. Jahrhunderts, berichten ausführlich über Metallverwandlungen. In beiden Fällen erfolgte dieselbe in gleicher Weise.

Ein unbekannter Fremder besuchte sie, und da das Gespräch auf Alchemie kam, stellte er sich als Adept vor und schenkte ihnen eine unbedeutende Menge eines roten Pulvers; dann ging er seiner Wege. Van Helmont schüttete nun sein Pulver, in Wachs eingehüllt, auf Quecksilber, das gleich in Gold verwandelt wurde, und zwar hat ein Teil des Pulvers 19 200 Teile Quecksilber verwandelt. Helvetius warf sein Pulver auf geschmolzenes Blei und erhielt ebenfalls eine große Masse reines Gold. — Es ist eigentlich unbegreiflich, daß diese Männer sich haben täuschen lassen; sie waren beide ausgezeichnete Chemiker und hätten doch Gold von gefärbten Metallmischungen unterscheiden müssen. Unzweifelhaft liegt aber ihren Angaben ein Irrtum zu Grunde, denn in allen Fällen, wo man später Gelegenheit gehabt hat, das alchemistische Gold zu untersuchen, hat dieses sich als golddähnliche Metallmischung erwiesen, das oft wohl etwas wirkliches Gold enthielt. So hat das Münzkabinett in Wien noch eine Medaille von alchemistischem Gold; das spez. Gewicht desselben beträgt aber nur 12,6 und das des Goldes 19,3; es ist also kein echtes Gold. 1675 wurden in Oesterreich Dukaten aus alchemistischem Gold geprägt; sie hatten die Inschrift: „Aus Wenzel Seylers Pulvers Macht, bin ich von Zinn zu Gold gemacht"; sie waren größer als gewöhnliche Dukaten, jedoch geringer an Gewicht, waren also auch nicht von reinem Gold.

Die reiche alchemistische Litteratur liefert genügende Beweise dafür, daß die Methoden, welche zu Metallverwandlungen angewandt wurden, nur Nachahmungen und Fälschungen zu liefern vermochten. Sie täuschten daher nur den der Chemie Unkundigen; aber da die Alchemisten oft selber recht unwissend waren, so haben sie im allgemeinen wohl geglaubt, daß sie das, was sie zu leisten vorgaben, auch wirklich zustande brächten.

Die Methoden fallen übrigens in 2 Gruppen: Die Universal- und Partikularprozesse. Bei den Universalprozessen, die nur selten behandelt werden, erstrebte man die völlige Umwandlung eines unedlen Metalls in ein edles. Alle jetzt noch bekannten Rezepte hierfür gehen aber nur darauf hinaus, auf höchst künstlichem und umständlichem Wege ein anderes unedles Metall einzuschmuggeln, das die ursprüngliche Farbe des Silbers oder Goldes haben kann; da man aber schon im 16. Jahrhundert mehrere Mittel kannte, um derartige Mischungen von edlen Metallen zu unterscheiden, so konnte diese Art von Verwandlungen nur den ganz Unwissenden täuschen. Deshalb waren die Partikularprozesse die häufigsten. Durch diese konnte man es erreichen, entweder das Gewicht einer vorhandenen Menge edlen Metalls zu vergrößern oder auch einen kleineren Teil eines unedlen Metalls in Gold oder Silber zu verwandeln. Auch diese Methoden waren nach unseren chemischen Begriffen ganz unnötig verwickelt, aber desto schwerer war es, das Resultat zu kontrollieren. Einige Beispiele von den verschiedenen Partikularprozessen dürften genügende Aufklärung geben.

Eine allgemeine Methode, um das Gewicht des Goldes zu vermehren, war die sogen. Cementation. Man schmolz Gold zusammen mit Silber und Kupfer und hämmerte die Mischung in ganz dünnen Blättern aus. Diese wurden dann schichtweise mit dem Cementpulver in einen Tiegel gepackt. Der Tiegel wurde mehrere Tage lang mit immer stärkerem

Feuer erhitzt; wenn es genug war, bestanden die Metallplatten scheinbar aus reinem Gold, und zwar war dessen Gewicht jetzt etwas größer, als das der ursprünglich vorhandenen Menge Goldes. Die Sache ist ganz natürlich. Das Cementpulver war so zusammengesetzt, daß es in der Wärme Kupfer und Silber, nicht aber Gold auflöste. Es blieb also nur das Gold aus den Metallblättern zurück; dieses enthielt jedoch meistens eine geringe Menge Kupfer und Silber, wenn man nur darauf geachtet hatte, nicht zu viel Cementpulver zu nehmen. Das Gesamtgewicht des Goldes war also jetzt ein größeres als das des ursprünglich genommenen; das Gold war aber auch nicht mehr rein.

Um unedle Metalle teilweise in edle zu verwandeln, hatte man zahlreiche Methoden. Wässerige Lösungen von Silbersalzen, z. B. von salpetersaurem Silber, sind ganz farblos und verraten so durch ihr Aussehen in keiner Weise, daß sie eine gewisse Menge edlen Metalls enthalten. Gießt man nun etwas Quecksilber in eine solche Flüssigkeit, so löst ein Teil des Quecksilbers sich auf, während das Silber sich ausscheidet und sich mit dem übrigen Quecksilber verbindet, das dabei fest wird. Erhitzt man nun das „fixierte" Quecksilber, so bleibt das reine Silber zurück. Für den Unwissenden sieht es dann wohl so aus, als ob die wasserhelle Flüssigkeit einen Teil des Quecksilbers in Silber verwandelt hätte; man erhält aber natürlich nicht mehr Silber, als in der Lösung war. Aehnliche Kunststücke lassen sich ausführen, wenn man Gold in geschmolzenes Schwefelnatrium bringt. Man erhält dadurch einen Körper, der scheinbar kein Gold enthält; legt man aber ein Stück Silber in die Lösung, so verschwindet das Silber, und das Gold wird ausgeschieden. Dieses sieht natürlich höchst seltsam für den aus, der nicht weiß, daß das Gold vom Anfang an schon vorhanden war.

Indessen beschränkten die Alchemisten sich nicht nur auf solche feineren Kunststücke, wenn sie Fürsten oder reiche Leute täuschen wollten. Es ist in zahlreichen Fällen nachgewiesen, daß sie das Gold dadurch in die Schmelztiegel brachten, daß sie vorher Kohlenstücke oder die Stangen zum Umrühren aushöhlten und diese Löcher dann mit Gold füllten. Die Oeffnungen wurden dann mit gefärbtem Wachs verschlossen. Wenn die Tiegel nun mit einem solchem Kohlenstück bedeckt wurden, oder wenn man mit einer solchen Stange umrührte, so kam das Gold in den Tiegel, und es war keine Kunst, es dort nachzuweisen. Man verwandelte auch Eisen in Gold, indem man einen Nagel in eine dazu vorbereitete Flüssigkeit steckte. Einige Zeit nachher wurde er aufgenommen und abgewaschen; es zeigte sich dann, daß er so weit Gold geworden war, als er in der Flüssigkeit gesteckt hatte. Die Erklärung hierfür ist sehr einfach. Die Goldspitze war vorher an den Nagel angelötet und mit einer dem Eisen ähnlichen Farbe überstrichen. Verschwand diese durch Auflösen oder Waschen, so zeigte sich das Gold. Derartiger Nägel gab es viele in den Kunstkabinetten der Fürsten.

Es ist begreiflich, daß die Entdeckung derartiger Betrügereien in Verbindung mit den erfolglosen Anstrengungen der vielen ehrlichen Alchemisten zuletzt den Glauben an die Möglichkeit der Goldmacherkunst untergraben mußte.

Magia naturalis.

Die Sympathien und Antipathien der Dinge in der Natur.

Agrippas große Reform der Magie bezweckte, diese in eine Art Naturwissenschaft umzuformen. Alle magischen Wirkungen beruhten nach seiner Auffassung auf den okkulten Eigenschaften und Kräften der Dinge. Diese zeigten sich besonders darin, daß ein jedes Ding vom Gleichartigen Kräfte an

sich zog und zwar nicht nur in der elementaren, sondern auch in den höheren Welten, während das Ungleichartige sich abstieß. Diese Lehre von der gegenseitigen Sympathie und Antipathie der Dinge, die schon in der neuplatonischen Philosophie eine nicht unbedeutende Rolle spielte, erhob Agrippa zu einem alles umfassenden Naturgesetz; mehr als 2 Jahrhunderte lang galt dieselbe für eine Erklärung aller Naturerscheinungen, über die man sonst keine Rechenschaft ablegen konnte. Natürlich glückte es Agrippa nicht, alle Parteien, namentlich die Geistlichkeit, davon zu überzeugen, daß die Magie ausschließlich in der Anwendung der Naturkräfte bestände. Wohl aber wurde er durch diese seine Auffassung — mag er es auch nicht direkt erstrebt haben — der Gründer einer neuen magischen Wissenschaft, die in der Folgezeit allgemeinen Anhang fand, der Magia naturalis. Sehr kritisch und genau war er nämlich bei der Wahl der „Thatsachen", die er als Beweise für das allgemeine Gesetz von der Sympathie und Antipathie aufstellte, nicht gewesen. Alles, was er in Schriften des Altertums, namentlich in der Naturgeschichte des Plinius, an merkwürdigen Berichten über Steine, Pflanzen und Tiere fand, nahm er auf und fügte manches hinzu, was dem Aberglauben seiner Zeit entlehnt war. Von diesem bunten Material, das ihm als Beweis für die Richtigkeit obigen Gesetzes diente, gehörte ein Teil ins Gebiet der Fabel. Manches andere dagegen beruhte wohl auf richtigen Beobachtungen, die nur falsch erklärt wurden. Eine wissenschaftliche Sichtung des Stoffes vorzunehmen, war aber weder Agrippa noch seinen nächsten Nachfolgern möglich, und so wurde die ganze Sammlung die Grundlage für eine neue Wissenschaft, die Magia naturalis, d. h. die Lehre von den magischen Kräften der Dinge in der Natur.

Diese „natürliche Magie" erlangte erst eine große Bedeutung, als die Grundgedanken, wenn auch mit gewissen Aenderungen, als wesentliches Stück in die Heilkunde des Paracelsus aufgenommen wurden. Etwas später bearbeitete Giambettista della Porta sie dann als selbständige Wissenschaft. Porta hält Agrippas Theorie noch treulich fest und zitiert dieselben Fabeln, aber außerdem führt er eine Menge physikalischer Versuche an und zieht aus ihnen ganz richtige Schlüsse, so daß die „Sympathien und Antipathien der Natur" schon begrenzt werden. Trotzdem konnte noch ein Jahrhundert später selbst ein Mann wie Galilei sich von obiger Theorie nicht ganz frei machen. Auf Grund gewisser Versuche fing er in seinen letzten Lebensjahren zwar an, eine der vielen „Antipathien der Natur", den Horror vacui, „ihren Schrecken vor dem leeren Raum", anzuzweifeln, aber er erlebte es doch nicht, diese phantastische Erklärung durch eine wirkliche Erforschung der Ursachen ersetzt zu sehen. Zu seiner Zeit nahmen die „Sympathiemittel" eine hervorragende Stelle in der Medizin ein. Als aber die naturwissenschaftliche Erkenntnis im Laufe der späteren Zeit zunahm, fing man an, auch die Fabeln auszuscheiden und sie durch die Anwendung der Naturkräfte zu ersetzen, die durch die Experimente der

Forscher ans Licht gezogen wurden. So geht die Magia naturalis im 17. und 18. Jahrhundert allmählich in angewandte Physik und Chemie über. Sie bildet demnach den Uebergang von den alten magischen Wissenschaften zur modernen Naturwissenschaft; wir haben in ihrer Entwicklung ein deutliches Bild davon, wie der Glaube an die Magie mit fortschreitender Erkenntnis der Naturgesetze schwindet. Darum wollen wir diese Entwicklung näher betrachten und zunächst aus einigen Beispielen zu verstehen suchen, wie Agrippa seine Lehre von den Sympathien und Antipathien der Dinge begründet.

„Die gegenseitigen Einwirkungen der Dinge treten als Freundschaft oder Feindschaft oft deutlich hervor. Unter den Elementen ist z. B. das Feuer dem Wasser und die Luft der Erde feind. Auch unter Mineralien, Pflanzen und Tieren zeigen sich solche Neigungen. Der Magnet übt eine besondere Kraft auf das Eisen aus, der Smaragd auf Reichtum und Gesundheit, der Jaspis auf die Geburt, der Achat auf die Beredsamkeit. In ähnlicher Weise zieht Naphtha das Feuer an, das sofort darauf überspringt, sobald es mit ihr zusammentrifft. Eine ähnliche Neigung besteht zwischen der männlichen und weiblichen Palme: sie umschlingen sich gegenseitig, und die weibliche trägt keine Frucht ohne die männliche. Der Mandelbaum ist weniger fruchtbar, wenn er alleine steht. Auch zwischen Tieren und Pflanzen und den Tieren unter sich bestehen ähnliche Verhältnisse. Die Katze hat große Freude an der Malve, an der sie sich reibt; dadurch soll sie auch ohne einen Kater schwanger werden können. Viele Tiere haben eine instinktartige Erfahrung in der Heilkunst. Wenn die Kröte von einem giftigen Tier gebissen ist, sucht sie Salbei auf und reibt die verwundete Stelle an der Pflanze, um sich gegen das Gift zu schützen. Wenn der Löwe Fieber hat, heilt er sich dadurch, daß er Affenfleisch frißt. Daß die Pflanze Eschenwurz dazu dienen kann, Pfeile auszuziehen, haben wir von den Hirschen gelernt, denn wenn sie sich von einem Pfeil getroffen fühlen, befreien sie sich von demselben dadurch, daß sie jene Wurzel fressen. Dasselbe thun die Ziegen auf Kreta, und wenn ein Elefant ein Chamäleon gefressen hat, hilft er sich durch Blätter des wilden Oelbaumes u. s. f.

Als Gegensatz zu diesen Freundschaften finden wir in der Natur viele Feindschaften, gleichsam einen Naturhaß, ein überwältigendes Widerstreben, infolgedessen ein Ding das Entgegengesetzte flieht und von sich stößt. So stößt der Saphir Pestbeulen, Fieberhitze und Augenkrankheiten von sich. Der Amethyst wirkt gegen Trunksucht, Jaspis gegen Blutfluß und böse Geister, der Smaragd gegen Unkeuschheit, der Achat gegen Gift, die Korallen gegen Blendwerk und Magenleiden, der Topas gegen Leidenschaften wie Geiz, Völlerei und Ausschreitungen in der Liebe. Die Gurken hassen das Oel in so hohem Grade, daß sie sich wie ein Haken krümmen, um es nicht zu berühren. Der Diamant haßt den Magnet, so daß dieser kein Eisen an sich ziehen kann, wenn ein Diamant daneben gelegt wird. Unter den Tieren hassen Mäuse und Wiesel sich, und deshalb wird Käse, bei dessen Zubereitung man Wieselhirn als Lab gebraucht hat, nicht von Mäusen angerührt. Der Panther fürchtet die Hyäne so, daß die Haare aus einem Pantherfell ausfallen, wenn man es einem Hyänenfell gegenüber aufhängt. Aehnlich steht es mit den Schafen; hängt man ein Wolfsfell in einem Schafstall auf, so werden die Schafe traurig und fressen nicht mehr aus übermäßiger Furcht“ u. s. w.

Dieser Auszug genügt, um zu zeigen, welcher Art die Fabeln waren, welche die damaligen Gelehrten nicht nur glaubten, sondern auch unter Aufopferung ihrer Zeit in ein System zu bringen suchten. Wir werden jetzt den ebenso sonderbaren Grundgedanken in der magischen Medizin des Paracelsus leichter begreifen.

Paracelsus und die magische Medizin.

Aureolus Philippus Theophrastus Bombast von Hohenheim Paracelsus ist 1493 in einem kleinen Dorfe bei Zürich geboren. Er gehörte einer alten, berühmten schwäbischen Familie an und wurde sehr sorgfältig von seinem Vater erzogen, der ihn schon von früher Jugend an in Alchemie, Chirurgie und Medizin unterrichtete. 16 Jahre alt bezog er die Universität Basel, aber er scheint keine Ruhe und Ausdauer für eine gründliche Ausbildung auf der Universität gehabt zu haben; die daraus entspringenden Nachteile fühlte er später in mannigfachster Weise. Einige Jahre später kam er zum Abt Tritheim nach Würzburg, der ihn in alle Geheimwissenschaften einweihte; auf dessen Empfehlung hin wurde er ins Laboratorium eines reichen Alchemisten, Fugger, aufgenommen, welcher ihn in den Geheimnissen der Chemie unterrichtete.

Ueber die nächsten 12 Jahre seines Lebens weiß man nicht viel; er unternahm Reisen, doch lauten die Berichte über die Stätten seines Aufenthaltes sehr verschieden. Nach einer allerdings sehr unwahrscheinlichen Sage ist er in Afrika und Asien und lange in der Gefangenschaft der Tataren gewesen; wahrscheinlicher ist es, daß er sich in verschiedenen Gegenden Europas (auch im Norden, z. B. in Dänemark und Schweden) aufhielt. Auf diesen Reisen besuchte er nicht nur Aerzte und Alchemisten, sondern auch kluge Frauen, Scharfrichter, Bader, Juden und Zigeuner, um brauchbare ärztliche Ratschläge zu sammeln. 32 Jahre alt, kehrte er nach Deutschland zurück und gewann bald durch eine Reihe von glücklichen Kuren einen großen Ruf als Arzt. 1526 wurde er als Professor der Medizin in Basel angestellt und erregte hier großes Aufsehen dadurch, daß er vollständig mit allen alten Traditionen brach. Er hielt seine Vorlesungen auf deutsch und nicht auf lateinisch, wie es Brauch war. Während die medizinischen Vorlesungen zu jener Zeit überall nur in Erklärungen von Galens, Hippokrates' und Avicennas Schriften bestanden, trug Paracelsus die Wissenschaft in seiner eigenen Weise vor. Ja, er ging so weit, daß er die Schriften der alten Aerzte öffentlich auf dem Markte in Basel verbrannte, indem er sie für völlig unbrauchbar erklärte. Dadurch erregte er natürlich große Bitterkeit bei anderen Aerzten; sie warfen ihm vor, ein unwissender Charlatan zu sein, dessen Feindschaft gegen die alten Schriften davon herrühre, daß er sie nicht genügend verstehe, weil er nicht Latein könne. Als Paracelsus sich außerdem in einen Prozeß mit einer hochgestellten Persönlichkeit verwickelte, die ihn um das Honorar für eine glückliche Kur betrügen wollte, so sah er sich gezwungen, Basel 1528 zu verlassen, und zog nun bis zu seinem Tode in Deutschland umher; dabei war er stets von einigen Schülern begleitet, die bei ihm aushielten, bis sie genug von seinen geheimen Medizinen kennen gelernt hatten, um auf eigene Hand praktizieren zu können. Sein Ruf als Arzt folgte ihm überall, aber was er durch seine Kuren verdiente, brachte er in Wirtschaften und Kneipen mit Landstreichern und Leuten aus niedrigem Stande schnell wieder durch. 1541 wurde er vom Bischof nach Salzburg berufen, wurde hier aber noch im selben Jahre auf Veranlassung einiger feindlich gesinnter Aerzte meuchlings ermordet.

Ueber wenige Männer und deren Bedeutung lauten die Urteile so verschieden wie über Paracelsus. Seine begeisterten Anhänger nannten ihn „den König aller Geheimnisse“. Aber die Hochgelehrten ärgerten sich über sein unstetes Leben und seine Trunksucht, sowie darüber, daß dieser „Schwindler“ ohne ordentliche Ausbildung Krankheiten heilte, mit denen sie selbst nicht fertig werden konnten. Sie suchten ihm deshalb möglichst viel Verdruß zu bereiten. Er aber blieb ihnen keine Antwort schuldig; seine Schriften wimmeln von Ausfällen und Schimpfreden gegen sie. Soviel aber steht fest,

daß Paracelsus ein hochbegabter Mann war und in seiner Weise viele wertvolle Kenntnisse sammelte; ohne dieses hätte er weder als praktischer Arzt noch als theoretischer Reformator der Medizin den Einfluß gewinnen können, den er thatsächlich hatte. Er hat viel geschrieben; die deutsche Ausgabe seiner gesammelten Werke besteht aus drei mächtigen Foliobänden. Daß sich bei so großer Produktion zahlreiche Widersprüche vorfinden, ist wohl begreiflich. Bei seinem unsteten Leben hatte er natürlich nur selten Gelegenheit zu ruhiger Arbeit; außerdem ist nur ein kleiner Teil seiner Werke von ihm selbst abgefaßt. Das meiste ist von seinen Schülern als Diktat niedergeschrieben und zwar gewöhnlich des Morgens, wenn er taumelnd von einem Gelage heimkehrte. Er diktierte dann so schnell, „als ob der Teufel aus ihm spräche". Man begreift, daß unter solchen Umständen nicht immer die erwünschte Klarheit und Uebereinstimmung in seinen Schriften herrscht.

Seine Verdienste um die Medizin zu beurteilen, liegt außerhalb unserer Aufgabe. Genial, wie er war, hat er in vielen Punkten das Richtige getroffen, so daß seine Ideen einen wirklichen Fortschritt bezeichnen. Auf einem Gebiete jedoch ist seine Originalität, wie mir scheint, überschätzt worden. Die allgemeinen philosophischen Betrachtungen, auf denen seine Medizin aufgebaut ist und deren Ursprünglichkeit ihm zur Ehre angerechnet wird, hat er sicher von Agrippa entlehnt. Das ganze magische System, das Agrippa bestimmt formuliert und klar dargelegt hatte, findet man bei Paracelsus, nur etwas verdunkelt und verhüllt durch selbstgewählte technische Ausdrücke, wieder. Bedenkt man ferner, daß Paracelsus den Mann zum Lehrer in den magischen Wissenschaften hatte, der Agrippas vertrauter Freund war und seine Occulta philosophia eher als irgend ein anderer gelesen hatte, den Abt Tritheim in Würzburg, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß Paracelsus auf diesem Wege schon in seiner Jugend Agrippas System kennen gelernt hat. Dieses diente ihm als Ausgangspunkt, und seine Reform der Medizin bestand zum Teil darin, daß er Agrippas Theorien speziell auf diesem Gebiet durchzuführen suchte. Als viel gelesener und umstrittener Verfasser ist Paracelsus dann später für den Urheber des philosophischen Systems angesehen worden, während man den rechten Autor vergaß. Jedenfalls gleicht sein System dem des Agrippa so sehr, daß wir es nicht näher darzulegen brauchen. Die magische Seite seiner Heilkunst beruht geradezu auf der Lehre von der Unterordnung des Niedrigeren unter das Höhere und von den Sympathien und Antipathien der Dinge. Aus diesen Gesetzen entspringen zwei der wichtigsten Heilmethoden des Paracelsus, seine Lehre von den „Arcana" und den „Sympathiemitteln". Wir wollen jede für sich betrachten.

Da jeder einzelne Teil des menschlichen Körpers einem bestimmten Planet oder Himmelszeichen unterworfen ist, so werden auch die Stoffe, welche unter denselben Stern oder dasselbe Zeichen gehören, wirksame Mittel gegen Krankheiten des betreffenden Körperteiles sein. So ist Gold ein

spezifisches Mittel gegen Herzkrankheiten, weil das Gold und das Herz der Sonne unterworfen sind; ähnlich verhält es sich in anderen Fällen. Nach der Auffassung des Paracelsus wirkt ein jeder Stoff nur auf einen ganz beschränkten Teil des Körpers und nicht auf den Körper als Ganzes. Ein Stoff, dessen Einfluß so begrenzt ist, nennt er ein Arcanum, und es ist ein Hauptlehrsatz in seiner Medizin: Alle wirksamen Kräfte sind Arcana und wirken in keinem Fall auf die Komplexion (den ganzen Organismus). Da die Chemiker schon damals viele Stoffe dargestellt hatten, die sich als besonders wirksame Arcana zeigten, so mußte es nach der Auffassung des Paracelsus die Aufgabe der Alchemie sein, nicht edle Metalle, sondern Arcana darzustellen. „Es ist nicht richtig, daß sie sagen, die Alchemie mache Gold und Silber, hier ist das Wichtigste, daß sie Arcana mache und diese gegen die Krankheiten richte.“ Er empfiehlt deshalb eifrig das Studium der Chemie, die uns auch lehren soll, die wirksamen Stoffe aus den Pflanzen zu gewinnen, und hat sich dadurch ein großes Verdienst um die Heilkunde erworben. Weniger wertvoll dagegen ist, wie wir gesehen haben, die Art, wie er die Stoffe bestimmt, welche gegen die verschiedenen Krankheiten angewandt werden sollen. Da es dabei ja nur darauf ankommt, etwas zu wählen, das unter denselben Teil des Sternenhimmels gehört wie das kranke Glied des Körpers, so ist eine Medizin, ein wirksamer Stoff, keineswegs notwendig. Sigille und magische „Charaktere“, welche die Kräfte der betreffenden Sterne enthalten, bringen denselben Nutzen. In seiner Schrift „Archidoxeos magicae“ ist eine Unmenge solcher Sigille abgebildet, die als Schutz- und Heilmittel gegen Schwindsucht, Podagra, Fallsucht, Krämpfe u. s. w. gebraucht werden können.

Da alle gleichartigen Dinge ihre Kräfte gegenseitig anziehen, so kann man eine Krankheit auch dadurch heben, daß man einige Krankheitsstoffe auf ein anderes Wesen, eine Pflanze oder ein Tier überführt. Geschieht dies unter Beobachtung gewisser Vorsichtsmaßregeln, so werden die entfernten Stoffe die ganze Krankheit an sich ziehen; sie geht auf die Pflanze oder das Tier über, und der Mensch wird gesund. Die Methode heißt „durch Sympathie heilen“; sie beruht offenbar auf der Lehre von der Anziehung der gleichartigen Dinge. Paracelsus faßte die Sache aber etwas anders auf; er nahm nämlich eine einzelne Seite der Dinge an, ihre „Lebenskraft“ oder „Mumie“, welche die Anziehung bewirkte. Wenn man einige der Krankheitsstoffe entfernte, so enthielten diese einen Teil von der Mumie der Krankheit; diese Stoffe mit der darin befindlichen Mumie nannte er den „Magneten“, weil sie den Rest der Krankheit nach sich zogen, wenn sie auf ein anderes lebendes Wesen übertragen, begraben oder sonst irgendwie vernichtet waren. Solche „magnetische“ Kuren scheinen übrigens schon von alters her ein wesentliches Stück der Volksmedizin gewesen zu sein; Paracelsus hat dieselben nur aufgenommen und theoretisch begründet.

„Man hält dafür, dasz alle Zufälle des gantzen menschlichen Leibes gar leicht geheilet werden können, wenn man das rothe und noch warme Blut des Patienten in ein Ey thut, dasselbe einem Huhn so lange, bisz es purresciret, zu brüten unterleget, und nachgehends mit Brodt oder Fleisch vermischet einem Thier zu fressen giebet."

„Es wird der Zahn-Schmertzen transplantiret in eine Weide, Holderbaum, Haselstaude etc. auf diese Weise: Nachdem die Rinde ein wenig abgeschälet worden, so schneide ein Spänchen heraus, mit demselben stich in das Zahn-Fleisch, so lange bisz es blutet, hernach lege den blutigen Span wieder an seinen Ort, decke die Rinde darüber, und verwahre sie wohl mit Kothe."

„Die Schwindsucht kann folgendermaßen curiret werden: Nimm Johannis-Brodt, so viel du wilt, giesz guten Wein darauf, und lasz es 24 Stunden weichen. Den andern Tag darauf lasz zuvor den Urin, trinck darauf von dem Wein, und continuire es neun Tage nach einander, so dasz du dich von allem andern Geträncke gäntzlich enthaltest, indessen allen gelassenen Urin auffsammlest, und in den Rauch hängest, damit er allgemach verzehret werde, so wird die Schwindsucht nach und nach geheilet werden."

Derartige Sympathiemittel sind sehr zahlreich in den Schriften der Paracelsisten. Die „klugen Frauen" in unseren Tagen kennen noch verschiedene derselben und wenden sie an.

Die natürliche Magie.

Der erste, der die natürliche Magie als selbständige Wissenschaft bearbeitete, war Giambettista della Porta (Johann Baptista Porta).

Er ist 1538 in Neapel geboren und gehörte einer reichen und angesehenen Familie an, so daß er sich dem Studium seiner Lieblingswissenschaft ganz hingeben konnte. Schon 1553, d. h. im Alter von 15 Jahren, gab er sein Hauptwerk, die Magia naturalis, heraus, das außerordentliches Aufsehen erregte. Nach längeren Reisen stiftete er 1560 in Neapel eine „Gesellschaft zur Erforschung der Geheimnisse der Natur"; dieselbe wurde jedoch bald auf Befehl des Papstes aufgelöst. Er setzte indessen seine physikalischen Versuche beständig fort, so daß er 1589 seine Magia in einer stark vermehrten Form aufs neue herausgeben konnte. Während die 1. Ausgabe nur 4 Teile enthält, ist die 2. Ausgabe ein sehr umfangreiches Werk von 20 Büchern. Er starb 1615*). Die älteste Ausgabe in 4 Büchern scheint nach der Anzahl der Auflagen die gelesenste gewesen zu sein — wahrscheinlich, weil sie am meisten vom Aberglauben der damaligen Zeit enthielt. Porta sagt zwar, daß er alle darin besprochenen Versuche selber geprüft habe; wenn das der Fall ist, so hat er nicht die geringste Rücksicht darauf genommen, ob ein Versuch ihm glückte oder nicht, denn das Buch enthält eine Menge von unmöglichen Experimenten; aber gerade durch sie hat das Buch wohl so großes Glück gemacht, da das dem Geschmack der damaligen Zeit für das Abenteuerliche entsprach.

Das erste Buch enthält die Theorie der natürlichen Magie, d. h. Agrippas magisches System mit denselben Beispielen und z. T. in derselben Ordnung dargestellt und beleuchtet; es ist also nur ein Auszug aus dem 1. Buche der Occulta philosophia. Die 3 anderen Teile dagegen enthalten praktische Anweisungen, gute und unmögliche durcheinander; sie

---

*) Als einen Beitrag zur Illustration der außerordentlichen Verbreitung seiner Magia führe ich an, daß ich ein — offenbar noch keineswegs vollständiges — Verzeichnis von 30 verschiedenen Ausgaben derselben in lateinischer, italienischer, französischer, deutscher und holländischer Sprache habe zusammenstellen können; es soll ferner eine Ausgabe in arabischer Sprache bestanden haben u. s. f. Das Buch hat umsomehr Interesse, als es uns ein Bild von den physikalischen und chemischen Kenntnissen der damaligen Zeit giebt. Anm. d. Verf.

haben insofern nichts mit dem 1. Teil gemein, als die hier gegebene Theorie gar nicht zur Erklärung benutzt wird. Das 2. Buch ist etwa als ein Gärtnerbuch zu bezeichnen, welches Anleitung giebt, wie man Früchte umformen, Blumen färben und so pfropfen kann, daß derselbe Baum verschiedene Arten Blüten und Früchte trägt. Es enthält zum Teil recht schnurrige Anweisungen, z. B. die Blüten eines Baumes dadurch zu färben, daß man Spalten in die Zweige schneidet, verschiedene Farbstoffe in die Spalten bringt und die Rinde darüber deckt. Dieses läßt sich thatsächlich teilweise ausführen, und Porta hat offenbar selbst den Versuch gemacht. Er fügt hinzu, daß man niemals Auripigment (Schwefelarsen) dazu benutzen darf, denn dieses töte sofort die Pflanzen.

Im zweiten Buch findet man Rezepte für Feuerwerk, für Fackeln, die vom Winde nicht ausgelöscht werden, für eine Schrift, die erst durch besondere Behandlung des Papiers sichtbar wird, für Haarfärbe- und Schönheitsmittel u. s. w. Auch hier macht Porta die wunderlichsten Angaben; so erzählt er, daß man die Augen von Kindern schwarz färben könne, wenn man ihr Hinterhaupt mit Oel bestreiche, das mit der Asche eines Kreuzes gemischt sei. Ferner könne man bewirken, daß alle Menschen in einem Zimmer wie Eselsköpfe aussehen. Man kocht zu dem Zweck einen Eselskopf 3 volle Tage in Oel, bis die Knochen bloß gelegt sind, dann stößt man die Knochen, mischt das Pulver mit dem Oel und gießt dieses auf Lampen. Wenn diese angezündet werden, wird man die wunderbare Wirkung sehen. Bei der Gelegenheit erzählt er auch von seinen Versuchen mit Hexensalben, deren einzige Wirkung gewesen sei, daß die Hexen in einen tiefen Schlaf fielen, in dem sie von allerlei wunderbaren Erlebnissen träumten. — Das 3. Buch handelt von der Alchemie; hier sagt der Verfasser aber gleich, daß er seinen Lesern keine goldenen Berge versprechen wolle, denn die könne die Alchemie nicht bieten. Dagegen giebt er zahlreiche Rezepte zum Färben der Metalle und zu anderen chemischen Kunststücken. — Im 4. Buch endlich behandelt er die Anwendung von Spiegeln und Linsen und führt eine Reihe wichtiger und bis dahin unbekannter optischer Versuche an. Unter anderen Instrumenten beschreibt er auch die Laterna magica.

Die große Ausgabe von 1589 enthält zwar noch viel Aberglauben, aber die schlimmsten Fabeln sind doch entfernt, und an ihre Stelle sind teils zahlreiche Anweisungen in Bezug auf Fischerei, Jagd, Kochkunst und Aehnliches getreten, teils viele neue physikalische Beobachtungen und Versuche mit Magneten, Wagen u. s. f. Von besonderem Interesse sind einige Schilderungen im 8. Buch, die darauf hinzuweisen scheinen, daß Porta und die Mitglieder der Gesellschaft zur Erforschung der Naturgeheimnisse die Hypnose und hypnotische Suggestionen gekannt haben. Die Methoden sind natürlich nicht dieselben wie die gegenwärtigen, aber ihre hypnotische Wirkung ist nicht zu bezweifeln. So wird genau geschildert, wie ein Mensch dazu gebracht werden kann, wie ein Fisch auf der Diele herumzuschwimmen, wie eine Ente zu watscheln, Gras mit dem Munde abzubeißen und andere derartige Wirkungen der Suggestion.

Die Entwicklung der natürlichen Magie hielt in den folgenden Jahrhunderten gleichen Schritt mit den Naturwissenschaften. Viele Herausgeber der späteren Auflagen der Magia naturalis — dieselbe erschien bis 1715 — fügten Anmerkungen über die Unausführbarkeit der gegebenen Anweisungen hinzu und erklärten, wie man früher dazu kommen konnte, an Derartiges zu glauben. Neue Werke tauchten auf und zwar immer mehr rein physikalischen Inhalts, je weiter man in der Zeit vorrückte. Schotts große „Magia universalis“ 1657 wird wohl mit einer Abhandlung über die verschiedenen Arten der Magie eingeleitet, ist aber sonst nur ein Handbuch der Physik mit vielen praktischen Anweisungen zu Zauberkunststücken, wie wir jetzt sagen würden.

Doch verlor sich der Glaube an die alte Sympathielehre deshalb nicht so bald. Noch aus dem Jahre 1702 liegt ein kleines, interessantes Buch vor, „Geheime Unterredungen von magia naturali", ein Gespräch zwischen einem Philosophen und Theologen, in dem der Philosoph mit großer Ueberlegenheit die alte Sympathietheorie Agrippas auseinandersetzt. Martius' „Unterricht von der magia naturali" 1751 ist ein Arzneibuch, ganz im Geiste des Paracelsus geschrieben. Länger jedoch als bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts scheinen diese Anschauungen sich nicht gehalten zu haben. Die dritte Ausgabe des zuletzt genannten Buches vom Jahre 1779 ist vollständig umgearbeitet; es hat nur noch den Titel und ist sonst lediglich eine Anleitung zu Taschenspielerkunststücken mit Karten, Spiegeln u. s. w. Dasselbe gilt z. T. auch von Halles: „Magie oder die Zauberkräfte der Natur", einem Riesenwerk in 17 Bänden, 1784—1802. Es ist die verwirrendste und bunteste Mischung von Physik, Chemie, Kochkunst, Ackerbau u. s. w.; aber es enthält eine Menge höchst interessanter Aufklärungen über die Mittel, mit denen die alten Magier andere und z. T. sich selbst getäuscht haben. Was man dann später im 19. Jahrhundert unter natürlicher Magie verstand, brauchen wir nicht näher zu besprechen.

Virgula mercurialis, die Wünschelrute.

Die Wünschelrute ist jedenfalls in der Form, wie sie in Europa angewandt wurde, das letzte Glied des großen magischen Apparates. Sie hat zwar ihre Vorbilder im Altertum, jedoch läßt sich keine Verbindung zwischen ihren damaligen Formen und der Gestalt, die sie in Europa am Schluß des Mittelalters annahm, nachweisen. Ob sie während der dazwischenliegenden Zeit den breiten Schichten des Volkes bekannt war und langsam bestimmten Veränderungen unterlag, mag dahingestellt sein. Von den mittelalterlichen Verfassern wird sie nicht erwähnt, und wir können deshalb keine Rechenschaft über ihre Geschichte ablegen. Was man weiß, ist in Kürze Folgendes.

Unter Kaiser Valens (364—79 n. Chr.) wurden mehrere vornehme Männer angeklagt, sich gegen den Kaiser verschworen und durch magische Künste den Namen seines Nachfolgers erforscht zu haben. Sie hatten einen Ring dazu benutzt, der an einem feinen Faden hing. Einer hielt den Faden in der Hand, und der Ring hing frei mitten über einem Metallgefäß, in dessen Rand die Buchstaben des Alphabets in gleichem Abstand von einander eingraviert waren. Man ließ den Ring über den Rand des Gefäßes schwingen, bei gewissen Buchstaben aber stockte derselbe und gab auf diese Weise die erwünschte Antwort.

In der Folgezeit hört man dann nichts weiter von derartigen Apparaten, bis Paracelsus in seinen Schriften erzählt, daß die deutschen Bergleute zur

Auffindung verborgener Metalladern eine in Form eines Y gegabelte Rute gebrauchten, deren 2 Zweige der Suchende horizontal in den Händen hielt. Ging er nun langsam übers Feld, so senkte die Rute sich an der Stelle, wo Metall lag. Indes glückte es nicht einem jeden; auch scheinen die Angaben der Wünschelrute nicht immer ganz zuverlässig gewesen zu sein, denn Paracelsus rechnet dieses Verfahren zu den „unsichern Künsten". Sehr verbreitet dürfte ihre Anwendung wohl auch nicht gewesen sein, denn sonst hätte der in der Magie fast allwissende Agrippa sie sicher erwähnt, da sie ja sehr gut in seine Lehre von den Sympathien der natürlichen Dinge paßte. Vermutlich stieß Paracelsus, der sich ja viel mit den niedrigeren Volksklassen abgab, in irgend einer Gegend auf ihren Gebrauch, und nachdem er sie in seinen Schriften erst erwähnt hatte, fand sie bald allgemeinere Verbreitung. Jedenfalls wird sie nun bei den folgenden Verfassern gewöhnlich besprochen, so unter anderen in den alchemistischen Schriften des Basilius Valentinus*).

Die Ansichten über die Wünschelrute und ihre Anwendung waren übrigens sehr geteilt. Einige Verfasser geben an, daß man die Rute von einem Baum nehmen müsse, der natürliche Sympathie für das gesuchte Metall habe, also für jedes einzelne Metall eine bestimmte Baumart. Andere meinen, daß die Baumart ganz gleichgültig sei, nur müsse der Zweig leicht biegsam und deshalb am besten von Hasel, Weide oder Esche sein. Einige erklären die Sache durch natürliche Sympathie; die kirchlichen Verfasser rechnen sie gewöhnlich zu den teuflischen Künsten, andere halten sie für reinen Aberglauben.

1630 machte ein französischer Edelmann in Böhmen die wertvolle Entdeckung, daß Erlen- und Weidenzweige auch zum Auffinden unterirdischer Wasseradern gebraucht werden könnten. Die wissenschaftliche Welt hatte jedoch vor dem Jahre 1692 kein besonderes Interesse dafür. Mit diesem Jahre beginnt aber der interessanteste Teil in der Geschichte der Wünschelrute. Den 5. Juli 1692 abends 10 Uhr fand man nämlich einen Weinhändler nebst Gattin in Lyon ermordet. Da der Obrigkeit jede Spur der Mörder fehlte, so wurde durch private Initiative ein reicher Landmann, J a q u e s A y m a r, herbeigerufen, der im Rufe stand, mit Hilfe einer Rute nicht bloß Metall- und Wasseradern, sondern auch Diebe und Mörder entdecken zu können. Aymar behauptete gleich, daß seine Rute ihn nach 3 verschiedenen Richtungen führe, so daß 3 am Verbrechen beteiligt sein müßten; er folgte nun den Spuren viele Meilen weit zu Wasser und zu Lande, bis es ihm endlich gelang, einen der Verbrecher

*) Ich hebe diese Schriften deshalb hervor, weil Valentinus nach der Annahme vieler ein Benediktinermönch war, der etwa 100 Jahre vor Paracelsus in Erfurt lebte. In diesem Fall würden die ältesten Angaben über die Wünschelrute ja bedeutend weiter zurückreichen. Aber es ist wahrscheinlicher, daß dieser Valentinus, dessen Werke erst gegen 1600 erschienen, niemals existiert hat, oder mit anderen Worten, daß der Name ein Pseudonym ist, unter dem der Herausgeber, der Ratskämmerer Thölde in Frankenhausen, seine Autorschaft verbergen wollte. Anm. des Verf.

zu finden. Dieser leugnete allerdings zuerst jede Beteiligung am Morde, wurde aber doch hingerichtet, da man einige recht zweifelhafte Zugeständnisse von ihm erlangt hatte. Dieses Ereignis erregte selbstverständlich großes Aufsehen, und in kurzer Zeit wurde eine Anzahl gelehrter Bücher geschrieben, welche, jedes in seiner Weise, die Wirkungen der Rute zu erklären suchten. Die Geistlichen erblickten teuflische Kunst darin; aber der gelehrte Theologe Vallemont zeigte in seinem großen Werk: „Physique occulte ou traité de la baguette divinatoire“, daß die Wirkungen der Wünschelrute vollständig mit den magnetischen und elektrischen Wirkungen übereinstimmen, so daß nicht der geringste Grund zur Annahme übernatürlicher Ursachen vorliege. Eins vergaß er freilich, wie alle anderen gelehrten Verfasser, nämlich zu untersuchen, ob die Rute das, was man ihr zutraute, auch wirklich leistete. Einen schweren Stoß erhielten nun alle Theorien, als man nachwies, daß der bekannte Physiker Athanasius Kircher schon vor einem Menschenalter durch Versuche bewiesen hatte, ein Zweig senke sich weder zum Wasser noch zu Metall oder einem anderen Gegenstand, wenn er nicht von der Hand eines Menschen gehalten werde, sondern bloß an einem festen Zapfen, um den er sich leicht drehen könne, angebracht sei. Schlimmer aber wurde es, als Aymar nach Paris zum Sohne des Prinzen von Condé berufen wurde, der verschiedene Experimente mit ihm anstellte. Dabei zeigte sich, daß er weder Wasser noch Metalle, die von Menschen versteckt waren, und ebensowenig Diebstähle, die der Polizei bereits bekannt waren, entdecken konnte. Nun fing man an zu zweifeln, ob der Hingerichtete überhaupt der Mörder gewesen sei. Endlich traf der Pater Lebrun den Nagel auf den Kopf durch eine Reihe sehr interessanter Versuche, die er bei verschiedenen Personen anstellte, in deren Händen die Rute sich sehr lebhaft bewegte. Er selber ging von der Annahme aus, daß teuflischer Einfluß mit im Spiele wäre, und bewog daher seine Versuchsobjekte dazu, Gott anzurufen, daß die Rute ruhig bleiben möge, wenn die Bewegung durch böse Geister verursacht sei. Von dem Augenblick an rührte der Zweig sich nicht mehr in den Händen der Betreffenden. Das Wunderbarste bei der Geschichte aber ist, daß der Pater den ebenso unerwarteten als richtigen Schluß daraus zog: daß „die Ursache zu den Bewegungen der Rute sich nach den Wünschen des Menschen richtet und durch seine Absichten bestimmt wird“.

Danach verlor die gelehrte Welt das Interesse an der Wünschelrute. Aber der Glaube an dieselbe lebt noch heutigen Tages im Volke.

Die Popularisierung der Wissenschaften.

Die Faustsage und Faustbücher.

Der letzte der gelehrten Magier war tot und sein schwarzer Hund spurlos von der Oberfläche der Erde verschwunden (vrgl. oben S. 164).

Die Resultate der freien Forschung wurden verketzert, soweit sie nicht mit den Anschauungen der Kirche übereinstimmten; die Forscher mußten dann ihre Ansichten abschwören, wenn sie nicht den Tod auf dem Scheiterhaufen vorzogen. Aber man konnte doch nicht gut eine Anklage wegen Zauberei gegen die Männer erheben, die selbst nicht an Derartiges glaubten, und deren Arbeit Schritt für Schritt den Glauben an die alten magischen Lehren niederriß. Sie stürzten die Astrologie, die wichtigste der Wahrsagewissenschaften, die Grundlage für die übrigen, dadurch, daß sie der Erde ihre privilegierte Stellung im Centrum der Welt entrissen, daß sie die Bahnen der Planeten berechneten und Gesetze für die Geschwindigkeit der Weltkörper fanden. Auch unter den anderen magischen Künsten begann der Boden zu wanken, als die Versuche betreffs der Bewegung fallender Körper, der Schwingungen des Pendels und des Luftdrucks den Einsichtigen klar machte, daß man ein wirkliches Verständnis für die Natur nur erreichen konnte, wenn man die Ursachen zu den irdischen Phänomenen auf der Erde und nicht in höheren Welten suchte. So zerschnitten die Forscher langsam die magische Verbindung mit den himmlischen und intellektuellen Welten, und von diesem Gesichtspunkt aus konnte die Kirche die Männer der freien Forschung nur als Helfer und Bundesgenossen begrüßen. Sie hat daher auch nie eine Anklage wegen Zauberei gegen sie erhoben. Der große Haufe aber folgte nur der Parole, die von der Kirche ausging; er fand daher keine Gelegenheit, die Männer der neuen Zeit mit einem Kranz von Sagen und wunderlichen Geschichten zu umgeben, wie man es bei ihren Vorläufern gethan hatte. — Die gelehrten Magier gehörten also der Geschichte und der Sage an. Es dauerte auch nicht länger als ein halbes Jahrhundert, so hatte die Volksdichtung sich derselben bemächtigt. Alle die abenteuerlichen Berichte, die von Forschern vergangener Jahrhunderte erzählt wurden, sammelte dieselbe wie in einem Brennpunkt um eine einzelne Person. Dieses war keineswegs etwas Neues, bis dahin Unbekanntes. In der „goldenen Legende“ (Legenda aurea) hatte man ein aus der Vorzeit ererbtes Vorbild, welches das ganze Mittelalter hindurch allgemein bekannt und gelesen war. Es wird daselbst erzählt, wie ein großer Magier des christlichen Altertums, Cyprian von Antiochien, durch die Macht seiner Zauberei die Christen verfolgte und plagte, insonderheit eine christliche Jungfrau, Justina, die er zu besitzen wünschte. Aber obwohl Cyprian ihr eine Schar böser Geister und zuletzt den

Fürsten der Teufel sandte, welche sie durch lockenden Zauber zu verführen suchten, so überwand sie dieselben doch durch ihre Gebete. Als Cyprian sah, daß die Teufel nichts gegen sie vermochten, verhöhnte er dieselben, brach das Bündnis mit ihrem Fürsten und wurde selbst ein Christ, und obwohl er viele schwere Sünden auf dem Gewissen hatte, wurde er doch ein großer Mann in der Kirche und erlitt zuletzt den Märtyrertod.

Man kann kein sicheres Urteil darüber abgeben, ob dieser Cyprian wirklich jemals gelebt hat. Wahrscheinlich liegt eine geschichtliche Begebenheit der Legende zu Grunde, aber da dieselbe auf zwei z. T. ganz widersprechende Weisen erzählt wird, ist der historische Stoff im Laufe der Zeit offenbar wesentlich umgestaltet worden. Namentlich sind die Berichte über Cyprians wunderbare Zauberkünste gegen Schluß der alten Zeit stark vermehrt, so daß man vermutlich um diese einzelne Person das meiste von dem sammelte, was von den Zauberern der damaligen Zeit, den alexandrinischen Philosophen, überhaupt erzählt wurde. Später hat dann dieser Cyprian die unverdiente Ehre genossen, mit einer historischen Persönlichkeit verwechselt zu werden, mit dem Bischof Cyprianus von Karthago, mit dem der Cyprian der Sage nach nur das gemeinsam hat, daß beide ursprünglich Heiden waren und als Märtyrer endeten. Daß es aber nicht der karthagische Bischof war, um dessen Leben die Sage sich bildete, geht daraus klar hervor, daß die Erzählung von Cyprian und Justina schon im Morgenlande geschrieben vorlag, ehe man dort etwas vom karthagischen Bischof wußte.

Eine Parallele zur Sage vom Cyprian haben wir in der Faustsage. Die historische Grundlage derselben bildet ein umherziehender Taschenspieler und Charlatan, Georg Sabellicus, der sich selbst „Faust den Jüngeren" nannte und nach Ansicht des Volkes im Bündnis mit dem Teufel stand. Diese Auffassung wurde durch den Umstand bestärkt, daß er auf unbekannte Weise eines gewaltsamen Todes starb; es verbreitete sich nun das Gerücht, daß der Teufel ihn mit Leib und Seele geholt hätte. Sein Tod fällt ungefähr ins Jahr 1540. Sowohl Abt Tritheim als Agrippas Schüler Johann Weier bezeichnen diesen Georg Sabellicus Faust als einen Mann, den sie persönlich gesehen haben, und von dem viel gesprochen wurde. Er nannte sich „Faust den Jüngeren" zum Unterschied vom Buchdrucker Johann Faust, den ebenfalls sein Handwerk in den Augen des Volkes zum Schwarzkünstler und Gesellen des Teufels machte. Später geriet es in Vergessenheit, daß der Buchdrucker Faust oder Fust und der Taschenspieler Faust der Jüngere zwei verschiedene Personen waren, und so wurde Georg Sabellicus geradezu identisch mit Johann Faust.

Die älteste Darstellung der Faustsage erschien in Frankfurt a. M. 1587, gedruckt bei Joh. Spies. Sie schildert Faust als einen begabten Bauernsohn, der zu einem wohlsituierten Verwandten ins Haus kommt und später auf die Universität geschickt wird, um Theologie zu studieren. Nachdem er den Magistergrad mit hoher Auszeichnung erworben

hat, gerät er in schlechte Gesellschaft, verlegt sich auf die Magie und zitiert schließlich den Teufel. Mit dem schließt er den Kontrakt ab, daß derselbe ihm 24 Jahre dienen soll, wofür seine Seele dem Bösen gehört. Das Buch berichtet dann über lange Gespräche mit dem Teufel, der ihn in den Geheimnissen der Magie weiter ausbildet; später macht er eine Reise in die Hölle und besieht sich dieselbe, danach eine um die Erde. Bei dieser Reise setzt er alle durch seine magischen Künste in Erstaunen. Hier hat der Verfasser nun Gelegenheit, alle Sagen, die früher von den gelehrten Magiern des Mittelalters erzählt

Fig. 14.

Ohne Kreiß lies mich nicht laut,
sonst bin ich dir gefährlich,
der Geist dringt auf die Haut,
so du nicht magst bewährlich.
und must ergeben dich, wenn er dich Bloß thut finden.

Läst nicht abweisen sich, mit ihm sich zu verbinden,
drum stell zuvor mein Kreiß, Characters, wohl anmerck,
stell an das mit Fleiß, eh du schreits zum Werck,
den denck auf einen Geist,
hab acht deßen Zeichen,
woran dir liegt am meist,
affect wirst du erreichen.

Wenn du citirst in kraft,
den sollst die Geister zwingen,
gleich wie ich selbst gemaht,
alls muß der Geist dir bringen.

wurden, um Fausts Person zu sammeln. Unter anderem kommt Faust in den Palast des Papstes, führt hier eine Anzahl Streiche aus und verhöhnt den Papst und die hohe Geistlichkeit. Dieses zeigt, daß die Faustsage auf protestantischem Boden entstanden ist; in einer 12 Jahre jüngeren Bearbeitung der Sage, dem Widmannschen Faustbuch von 1599, heißt es ausdrücklich, daß Faust durch das Papsttum, dessen Teufelsbeschwörungen und Abgötterei zur Magie verführt worden sei. Die Geschichte endet dann damit, daß der Teufel nach Ablauf des Kontraktes Faust einen furchtbaren Tod bereitet, zum Schreck und zur Warnung für alle Gleichgesinnten. Einen anderen Ausgang konnte die Geschichte auch nicht nehmen. Während der Heide Cyprian aus Unwissenheit sündigte und deshalb ge-

rettet werden konnte, indem er ein frommer Christ wurde, gab es für den Theologen Faust keine Rettung mehr, weil er mit vollem Bewußtsein der Sündhaftigkeit seiner Handlungsweise sich auf die Magie warf.

In jener Zeit, wo niemand die persönliche Existenz eines Teufels bezweifelte, und wo nur einzelne kritische Geister höchstens die Möglichkeit eines eigentlichen Kontraktes mit demselben in Frage zogen, wurde das Faustbuch natürlich ein sehr verbreitetes Erbauungsbuch. So erschien denn auch eine ganze Reihe Ausgaben und neuer Bearbeitungen,

Fig. 15.

Dieses folgende Siegel sub N.° 1
mußt du allezeit für dich in den Kreiß legen,
wenn du citirst.

N.° 1,

Aziel, Sigillum,

N.° 2.

O Aziel bin ich genannt, ein Herr über alle verborgene Schä-
ze der Erden, ich habe Macht alle verborgene Schätze auf-
zuthun – darzustellen – und zu geben den Menschen welche
ich will, ich bin auch den Menschen gehäßig, und suche

und da Dr. Faust so zur Personifikation der ganzen gelehrten Magie wurde, so lag es für einen unternehmenden Verfasser nahe, magische Werke unter Fausts Namen herauszugeben; denn der genügte, um selbst dem wertlosesten Produkt guten Absatz zu verschaffen. So entstand am Schluß des 16. Jahrhunderts, meistens unter diesem Namen, ein Haufe von Schriften, die alle Anweisungen zur Beschwörung verschiedener Geister enthielten. Es existieren mehr als ein Dutzend solcher Werke mit verschiedenen Titeln: „Dr. Fausts großer und gewaltiger Höllenzwang“, „Der gewaltige Meergeist“, „Dr. Johann Faustens Miracul-, Kunst- und Wunderbuch, oder die schwarze Rabe, auch der dreifache Höllenzwang genannt“ u. s. w. Diese Schriften beweisen deutlich durch ihren Inhalt,

daß sie nach den Anweisungen der Bücher eines Agrippa und anderer Magier abgefaßt sind. Außer ihnen finden sich aber noch andere Schriften, die ebenfalls oft mit Faust in Verbindung gebracht werden, aber wahrscheinlich nur freie Bearbeitungen viel älterer jüdischer Werke sind; z. B. das auf Deutsch geschriebene „Semiphoras et Schemhamphoras Salomonis Regis“, ferner „Fausts vierfacher Höllenzwang“ und andere. Die noch existierende „Clavicula Salomonis“ dagegen ist keine Uebersetzung oder Bearbeitung des alten kabbalistischen Werkes „Schlüssel des Salomo“, vrgl. S. 186 Anm. Endlich finden sich noch einige lateinische Schriften, z. B. „verus Jesuitarum libellus“ mit Beschwörungen, die dem Cyprian zugeschrieben werden. Wahrscheinlich hat er aber mit diesen Schriften nichts weiter gemeinsam, als daß er ihnen seinen Namen geliehen hat. — Ursprünglich existierten diese Schriften, die am Ende des 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts entstanden, nur als Manuskripte, für die man bis zu 200 Thalern zahlte — eine enorme Summe in jener Zeit: es bezahlte sich für die Verfasser offenbar besser, sie als Manuskripte zu verkaufen, als sie drucken zu lassen. Gedruckte Exemplare kommen erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts vor; manche von diesen geben zwar an, um 1500 gedruckt zu sein, aber Sprache, Druck und Papier beweisen, daß sie mindestens 200 Jahre jünger sind*).

Das Eigentümliche bei dieser ganzen Faustlitteratur des 17. u. 18. Jahrhunderts ist ihr stark ausgeprägter populärer Charakter im Vergleich zu den magischen Werken früherer Zeiten. Diese enthalten auch alle notwendigen Anweisungen zu einer Beschwörung, aber der Magier muß selber durch teilweise recht weitläufige Berechnungen die Namen, Sigille 2c. der Geister finden, ebenso die passenden Worte zu den Beschwörungen. Diese Schwierigkeiten fallen bei den Faustbüchern weg, in denen Namen, Sigille, Gebete und Beschwörungen angeführt sind, so daß der Magier selber nichts zu thun hat. Daraus geht hervor, daß Philosophen und Naturforscher sich nicht mehr mit der Magie beschäftigten, sondern daß das Interesse für dieselbe in tiefere Schichten des Volkes hinabgesunken war.

Die „kuriosen“ Wissenschaften.

Wie die Beschwörungskunst durch die Faustschriften populär geworden war, so wurden auch die übrigen magischen Wissenschaften dem Volke in zahlreichen Büchern zugänglich gemacht. Es waren dies z. T. Uebersetzungen älterer bekannter lateinischer Verfasser, teils aber auch neue Bearbeitungen der verschiedenen Wissenschaften. Je weiter man aber in der Zeit vorrückte, desto populärer, d. h. desto leichter anwendbar, wurden diese Schriften. Man hatte nun feste Regeln für alles, so daß nichts der Intuition des Fragenden überlassen blieb. Selbst Divinationsmethoden wie die Oneiromantie, die Traumdeutung, die bei allen Völkern des Altertums eine Sache der persönlichen Inspiration war, und von der Agrippa sagt, daß man überhaupt keine festen Regeln dafür geben könne, wurden jetzt in ein System gebracht. Be-

*) Aus diesen verschiedenen Werken ist der Cyprianus entstanden, dem Fig. 14 und 15 entlehnt sind. Das Original befindet sich in der Königl. Bibliothek in Kopenhagen. Anm. des Verf.

quemer konnte es nicht gemacht werden; aber solch eine grob mechanische Behandlung der Träume mußte notwendigerweise tötend auf die Wahrsagekunst selbst und auf den Glauben daran wirken. Wir werden später sehen, daß die Traumdeutung, wie sie im Altertum ausgeübt wurde, keineswegs reine Illusion war, — wenn man aber diese Kunst als Lexikon druckt, so wird sie allerdings Humbug. Aehnlich verhält es sich auch mit den meisten anderen magischen Wissenschaften; je mechanischer sie werden, je weniger Spielraum die Phantasie des einzelnen hat, desto leichter entdeckt man, daß sie mehr versprechen, als sie halten können. Die Popularisierung hat daher wohl mehr als irgend etwas anderes dazu beigetragen, den Glauben an sie zu zerstören.

Es ist auch charakteristisch, daß die Verfasser dieser Handbücher für die „curieusen Wissenschaften", wie sie wohl genannt werden, sich immer sehr vorsichtig über den Wert der Methoden aussprechen. Es ist nichts Seltenes, wenn der Verfasser in seiner Vorrede ausdrücklich bemerkt, man glaube sicherlich nicht mehr an diese Dinge; dabei ist er aber vom Gegenteil überzeugt.

In einem Schriftchen von etwa 20 Seiten: „Astrologischer Wahrsager zu jedermanns Nutz verfertigt im Jahr 1703" heißt es:

„Geneigter Leser! Weiln der Gebrauch folgender Tabellen gar leichte, als ist nicht mehr dabey zu erinnern, als dasz die Zeichen nicht zu gebrauchen, als nur vermittelst eines Calenders des Jahrs, darinn man ist. Sie werden gewiszlich (jedoch nicht anderst als gläublicher Mutmaßung nach) in der Stern-, Artzney-Kunst und andern Menschlichen Geschäfften und Wissenschafften keinen schlechten Nutzen haben; obschon ein und andere düncken solte, dasz sie nicht sonderlich nützlich oder nothwendig, lehret doch die tägliche Erfahrung ein anders. Er lebe wohl, und gebrauche sich dieses zu seinem besten."

Langsam schwand der Glaube an die magischen Wissenschaften und damit auch das Interesse für dieselben. Die letzten Werke dieser Art erschienen am Anfang unseres Jahrhunderts. Es trat dann eine Pause ein, bis der Spiritismus in den fünfziger Jahren die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf die Magie hinlenkte. Im Volke aber, und namentlich bei den „klugen Frauen", finden sich noch zahlreiche abergläubische Anschauungen und kuriose ärztliche Ratschläge, die ein unmittelbares Erbe der gelehrten Magier sind.

Der Volksaberglaube in der Gegenwart.

Hier können natürlich nicht alle abergläubischen Vorstellungen besprochen werden, die möglicherweise heutigen Tages im Volke noch leben. Der Aberglaube ist nicht nur in jedem einzelnen Lande, sondern auch in den einzelnen Gegenden eines Landes verschieden. Außerdem ist es kaum möglich festzustellen, was zu einer gegebenen Zeit geglaubt und nicht geglaubt wird; mancher Aberglaube existiert noch lange als bloße Redensart, nachdem man schon längst aufgehört hat, den Worten eine wirkliche Bedeutung beizulegen. Ein Versuch, das darzustellen, was sich in unseren Tagen an Aberglauben

noch findet, ist darum eine ziemlich erfolglose Arbeit. Wohl aber hat der Nachweis, woher die abergläubischen Ansichten und magischen Operationen unseres Jahrhunderts stammen, Interesse für uns. Dieser Nachweis kann natürlich nur in großen Zügen geführt werden, wobei es auf Einzelheiten nicht ankommen kann. Zunächst untersuchen wir das Erbe der gelehrten Magier.

Dahin gehören namentlich die rein astrologischen Bestimmungen, der Einfluß des Mondes und anderer Planeten auf verschiedene Handlungen, Krankheiten und Aehnliches. Ferner kommen in Betracht die vielen Sympathiemittel und magnetischen Kuren, die noch in großem Umfang angewendet werden und meist mehr oder weniger verdrehte Formen von den Methoden der Paracelsisten sind. Weiter ist die Anwendung der Wünschelrute zum Wasserfinden noch im Gebrauch, eine Handlung, die mit unbestreitbarem Glück noch heutigen Tages von vielen alten Brunnengräbern auf dem Lande ausgeführt wird. Endlich möge noch erwähnt werden, daß die Sagen, die von alter Zeit her an „Cyprianus" geknüpft waren, keineswegs vergessen sind; benutzt man das Buch auch nicht zum Zitieren von Geistern, so ist es doch immer noch ein Gegenstand abergläubischen Schreckens. Man darf diese Zweige des Aberglaubens und der Zauberei wohl mit Sicherheit auf die gelehrte Magie zurückführen.

Auf der anderen Seite existiert noch mancher Aberglaube, der auf die Zeit des Heidentums zurückzuführen ist. Der Glaube an Heinzelmännchen, Zwerge und Gnomen, an Wechselbälge, verborgene Schätze, Spuk und Hexerei kann so weit zurück verfolgt werden, als unsere geschichtlichen Ueberlieferungen überhaupt reichen. Sehr alt sind offenbar auch die Zauberformeln und Beschwörungen, die durch ihr halb christliches, halb heidnisches Gepräge sich deutlich als bloße Umgestaltungen heidnischer Zaubersprüche erweisen. Viele eigentümliche Methoden, sich gegen Hexerei und böse Geister zu schützen, haben sich allerdings zur Blütezeit des Hexenwesens unzweifelhaft besonders stark entwickelt, aber damit ist die Möglichkeit, daß man hier alten heidnischen Vorstellungen nur christliche Formen gegeben hat, keineswegs ausgeschlossen. — Endlich bleibt noch eine Menge von Anschauungen und Operationen übrig, über deren Ursprung man wohl nie Klarheit bekommen wird.

III. Abschnitt.

Der moderne Spiritismus und Okkultismus.

Die Vorgeschichte des modernen Spiritismus.

Der Spiritismus vor Swedenborg.

Man trifft bei neueren spiritistischen Verfassern häufig die Behauptung, daß der Spiritismus ebenso alt sei wie das Menschengeschlecht. Wenn diese Behauptung, wie es meistens der Fall ist, ohne irgend einen Beweis aufgestellt wird, so scheint das zunächst auf dem Bestreben zu beruhen, den magischen Künsten ein möglichst hohes Alter zuzuschreiben, um dadurch ihr Ansehen und ihre Ehrwürdigkeit zu erhöhen. Ein solches Vorgehen ist aus den Werken der älteren Magier genügend bekannt. Es dürfte jene Behauptung indes nicht ganz unbegründet sein; denn es läßt sich nicht leugnen, daß der Aberglaube früherer Zeiten sowohl in der Theorie als auch in der Praxis vieles enthält, was in hohem Grade an den Spiritismus der Jetztzeit erinnert. Um dieses zu beweisen, müssen wir uns natürlich zunächst über den Kern der modernen spiritistischen Lehre klar werden. So lange dieser nicht genau festgestellt ist, wird ein jeder Versuch, Analogien aus früheren Zeiten zu finden, nur ein unsicheres Umhertappen sein.

Es ist indessen nicht leicht, die Hauptpunkte des Spiritismus in unserer Zeit anzugeben; denn so neu derselbe auch ist, so hat er doch schon eine reiche Entwicklung durchgemacht und sich in verschiedene Richtungen, in eine mehr volkstümliche, den eigentlichen Spiritismus, und in eine mehr wissenschaftliche, den Okkultismus, geteilt. Die Männer der Wissenschaft, welche sich für den Spiritismus interessieren, brachten zu seinem Studium eben manche Voraussetzungen mit, die den breiten Schichten des Volkes

unbekannt sind, so z. B. die Kenntnis der Gesetze der Natur und des Seelenlebens. Sie mußten deshalb die spiritistischen Phänomene anders auffassen, als das „ungelehrte" Volk. Aber selbst wenn wir von den wissenschaftlichen, okkultistischen Theorien absehen und nur beim eigentlichen Spiritismus, von dem vorläufig allein die Rede ist, stehen bleiben, so ist auch da bei weitem keine Einigkeit in allen Punkten vorhanden. Man kann scharf zwischen einer anglo-amerikanischen und einer französischen Richtung scheiden; die erstere verwirft vollständig einen der Hauptpunkte der letzteren. Indessen scheint diese Uneinigkeit sich doch wesentlich auf gewisse religiöse Fragen zu erstrecken, welche kaum einen größeren Einfluß auf den Charakter des Spiritismus haben, mögen dieselben auch beantwortet werden, wie sie wollen. Der Spiritismus bekommt sein eigentümliches Gepräge eben durch die Lehre von der Natur der Geister und deren Verhältnis zu den Menschen, und in dieser Beziehung scheinen alle über folgende Sätze einig zu sein:

Die Menschenseele ist unsterblich und vermag nach dem leiblichen Tode mit den Nachlebenden in Verbindung zu treten und eine Reihe physikalischer und psychischer Phänomene hervorzurufen, welche der Mensch, wenigstens nach unserer gegenwärtigen Kenntnis der Naturkräfte und des Seelenlebens, nicht hervorzurufen vermag. Damit die Geister, die Seelen der Verstorbenen, mit der Menschenwelt in Verbindung treten können, ist ein besonders beanlagter Mensch, ein sogenanntes „Medium", als Mittelsperson erforderlich. Die Anlage, ein Medium zu werden, die „Mediumität", findet sich bei jedem Menschen in höherem oder niedrigerem Grade, aber selbst die besten Naturanlagen müssen durch Uebung ausgebildet werden.

Hiermit ist der Inhalt des Spiritismus natürlich keineswegs erschöpft; es sind dies nur die charakteristischen Lehren desselben in kurzer und bündiger Form. Nehmen wir diese Sätze nun als Ausgangspunkt, so wird es nicht schwierig sein, selbst in den allerältesten schriftlichen Ueberlieferungen ähnliche Gedanken zu finden, hin und wieder auch bestimmte Anweisungen dazu, wie man sich mit den Geistern in Verbindung setzen kann. Bei den Aegyptern war es, wie wir früher gesehen haben, ein uralter Glaube, daß die Seele, Khou, nach dem Tode zur Erde zurückkehren, verschiedene Gestalten annehmen und sogar in lebende Menschen eindringen, sie „besetzen" könne (vergl. ob. S. 130). Bei Homer finden wir eine ausführliche Schilderung, wie Odysseus es machte, um mit den Geistern in Verbindung zu treten (vergl. ob. S. 49). Er ist wahrscheinlich das älteste „Medium", über das man bestimmte Nachricht hat; allerdings war seine Methode unleugbar etwas verschieden von der unserer Medien; doch ist hierauf kein großes Gewicht zu legen. Die Spiritisten nehmen doch allgemein an, daß die Seele nicht gleich nach dem Tode vollkommen wird. Sie ist noch mit allen Vorstellungen des Erdenlebens behaftet, welche erst nach und nach einer höheren Einsicht weichen müssen. Es ist deshalb ganz in der Ordnung, daß der Grieche Odysseus,

welcher mit seinen erst kürzlich verstorbenen Freunden sprechen wollte, sie durch die Mittel herbeirufen mußte, welche die damalige Zeit als zur Einwirkung auf geistige Wesen geeignet ansah; folglich opferte er den Verstorbenen, wie er den Göttern zu opfern pflegte, und erreichte damit auch das, was er beabsichtigte, nämlich die Geister herbeizurufen und von ihnen Mitteilungen über die Zukunft zu erhalten. Sein Ziel war also dasselbe, wie das der Spiritisten unserer Tage; nur die Methode war eine andere und mußte eine andere sein. Hätte Odysseus das moderne Verfahren eingeschlagen und sich mit seinen Kameraden um einen Tisch gesetzt, so hätte er kaum etwas erreicht; denn erstens waren die griechischen Bronzetische äußerst schwer und unhandlich, und sodann konnten weder Odysseus noch seine verstorbenen Freunde lesen oder schreiben; ein Versuch, eine schriftliche Mitteilung durch Klopfen hervorzurufen, würde also sicher mißglückt sein. Wir sehen daraus, daß, wenn die Grundgedanken auch dieselben sind, eine jede Zeit doch ihre eigenen Methoden hat, die mit den allgemeinen Vorstellungen des Zeitalters im Einklange stehen. Wir werden deshalb auch finden, daß, je näher wir unserem Jahrhundert kommen, und je mehr das geistige Leben im allgemeinen dem unsrigen gleicht, desto mehr auch die spiritistische Praxis der der Gegenwart entspricht. — Auf ein Zeugnis des Altertums möchte ich noch hinweisen. Wir finden am Schlusse desselben das oben (S. 132) erwähnte Werk: „De mysteriis“ und sehen daraus, daß der Verfasser die Mediumität und die Verhältnisse, unter denen ein Medium wirken kann, sehr wohl kennt. Er weiß, daß das Medium in einen besonderen Zustand, den er Ekstase, Entzückung oder Enthusiasmus nennt, versetzt werden muß; es ist offenbar derselbe Zustand, der jetzt „Trance“ heißt. Er führt ferner aus, daß ein großer Unterschied in den Leistungen der Medien sei. Der gewöhnliche Magier, sagt das Buch der Mysterien, kann nur mit Hilfe der Dämonen wirken, aber damit ruft er nur einen Schein statt der Wirklichkeit hervor. Der Theurg dagegen, welcher durch Frömmigkeit seine Seele zur Aehnlichkeit mit den Göttern erhebt, kann das wirklich hervorrufen, was er will. In die spiritistische Sprache der Gegenwart übersetzt, heißt das also, daß das weniger vollkommene und entwickelte Medium nur mit den niedrigeren, lügnerischen und boshaften Geistern, deren Mitteilungen gewöhnlich auf Betrug hinauslaufen, in Verbindung treten kann; das Medium muß eben eine hohe Stufe der Entwicklung erreicht haben und ein frommer Mensch sein, um die höher stehenden Geister herbeirufen zu können.

Im Mittelalter und in der neueren Zeit tritt die Aehnlichkeit mit dem modernen Spiritismus immer stärker hervor. Ich halte mich nicht weiter bei dem gelehrten Apparat auf, welchen die wissenschaftliche Magie benutzte, um sich mit Geistern in Verbindung zu setzen. Dies ist früher ausführlich genug dargestellt (S. 185—190). In theoretischer Beziehung finden sich unleugbar wesentliche Abweichungen vom Spiritismus der Gegenwart. Die gelehrten

Magier unterschieden zwischen Intelligenzen (Engeln) und Dämonen und betrachteten diese beiden Gruppen geistiger Wesen als besondere Geschöpfe, welche nichts mit den Seelen der Verstorbenen zu thun haben. Jetzt dagegen meint man, daß sowohl die Engel als die Dämonen nur bestimmte Entwicklungsstufen der Seelen sind, welche ursprünglich hier auf Erden gelebt haben. Indessen ist kein großes Gewicht auf diesen Unterschied zu legen, da beide Richtungen doch darin einig sind, daß diese geistigen Wesen, mögen sie nun diesen oder jenen Ursprung haben, mit Menschen in Verbindung treten können. Was die Praxis anbelangt, so wandten die gelehrten Magier wohl eine Menge merkwürdiger Kunststücke an, die ihrer falschen Auffassung vom Weltall entsprachen; dieselben sind aber nur als unnötige Schnurrpfeifereien anzusehen. Auch legten sie großes Gewicht darauf, bei der Beschwörung mit narkotischen Stoffen zu räuchern; daraus sehen wir, daß sie einen ekstatischen Zustand für notwendig hielten und auch Mittel, denselben hervorzurufen, kannten. Alles in allem genommen, muß man die praktische Kabbala als eine mit manchem Ueberflüssigen belastete Form des Spiritismus ansehen.

Als die Geheimwissenschaften populär wurden und der große gelehrte Apparat fortfiel, trat der Kern dieser magischen Kunststücke, das mit dem Spiritismus der Jetztzeit Uebereinstimmende, auch mehr in den Vordergrund. In Schriften aus dem 17. und dem Anfange des 18. Jahrhunderts findet man z. B. Anweisungen zur Ausbildung der Mediumität, die mit dem ganz übereinstimmen, was in modernen Schriften darüber gelehrt wird. Es ist nur ein wesentlicher Unterschied vorhanden, der im Geiste der Zeit begründet ist. Die Kirche hat bekanntlich nie mit freundlichen Augen auf die magischen Kunststücke, speziell auf die Geisterbeschwörungen, geblickt, und vor ein paar Jahrhunderten wandte sie noch recht kräftige Mittel an, um Leute von derartigen Versuchen abzuhalten. Wollte sich daher jemand mit dergleichen befassen, so geschah dies am besten im geheimen. Es konnte demnach auch keine Rede davon sein, sich in einem Kreise Gleichgesinnter zum Medium auszubilden; man mußte dieses für sich allein thun. Daraus folgt aber auch, daß die Ausbildung längere Zeit erforderte; denn das Medium wird, wie die Spiritisten sehr wohl wissen, in hohem Grade dadurch gestärkt und entwickelt, daß es in einem „harmonischen“ Kreise wirkt. Wo dieser fehlt, muß die Entwicklung notwendigerweise langsamer vor sich gehen. Mit dieser Ausnahme ging die Entwicklung der Mediumität ganz wie jetzt vor sich, und das Resultat war auch dasselbe.

In einem kleinen, merkwürdigen Buche von Abraham v. Worms: „Buch der wahren Praktik in der uralten göttlichen Magie“, welches wahrscheinlich aus dem 17. Jahrhundert stammt, findet man eine vollständige Anweisung, um sich nach der Methode der damaligen Zeit zum Medium auszubilden. Dies geschieht zunächst durch Gebete, Anrufungen und andere heilige Ceremonien und erfordert genau anderthalb Jahre. Während dieser ganzen Zeit geschehen keine besonderen Dinge; aber dann ist das Medium vollkommen entwickelt.

„Den ersten Tag (des vierten halben Jahres), ehe es Mittag sein wird, ja sobald dein Gebett recht inbrünstig aus deinem Hertzen flammet und durch die Wolcken für Gottes Angesicht dringet, wirstu sehen, dasz eine überaus natürliche Clarheit die ganze Cammer erfüllet und ein lieblicher Geruch dich umgeben wird."

Man kann kaum irren, wenn man annimmt, daß hier von den Lichtphänomenen die Rede ist, welche bei den jetzigen spiritistischen Seancen so bekannt sind.

„Den dritten Tag aber wirstu erfahren, wie wohl du diese Zeit der 18 Monate angeleget und der rechten Weiszheit des Herrn nachgesucht habest, wan du nemblichen deinen Schutzengel, den auserwählten Engel des Herrn, die Bildnisz eines schönen Engels, vor dir erscheinen und dich mit so freundlichen und holdseligen Wortten anreden, dasz solche Süßigkeit keines Menschen Zung aussprechen kann. Er wird dir auch erklären, welches die rechte Weiszheit seye, wo sie herkomme, ob und wie du in deiner Würkung gefehlet, was dir noch mangle, wie du dich hinfüro verhalten, die bösen Geister beherrschen und zu all deinem Vorhaben glücklich gereichen kannst und sollst."

Wir haben hier offenbar einen materialisierten Geist, welcher das Medium ebenso, wie es heute noch geschieht, unterrichtet und seine Führung übernimmt. Wir wollen nun im folgenden auf die modernen Parallelen zu dieser alten Schilderung näher eingehen und daraus die große Aehnlichkeit zwischen ihnen erkennen.

Man wußte also in jenen Zeiten ganz genau, wie die Mediumität entwickelt werden konnte. Man war aber auch, und wahrscheinlich in weit größerem Umfange als jetzt, mit dem plötzlichen und unwillkürlichen (spontanen) Auftreten der Mediumität bekannt. Die Annalen der Hexenprozesse sind voll von Berichten über „Besessenheit"; dieselben stimmen genau mit den Beschreibungen überein, welche man in modernen spiritistischen Zeitschriften unter dem Namen „spontane Anfälle von Mediumität" findet. Bei solchen Anfällen sind es gewöhnlich niedrig stehende, boshafte Geister, („Spukgeister"), welche mit dem Menschen in Verbindung treten; sie peinigen und plagen das Medium und dessen Umgebung mit ihrem Spuk, und es ist daher leicht verständlich, daß man vor einigen hundert Jahren einen solchen Anfall als „ein Besessensein vom Teufel" ansah. Man meinte, daß die nächste Ursache der Besessenheit eine Hexe sei, welche sich für irgend etwas rächen wollte; ein Fall von Besessenheit war deshalb regelmäßig die Veranlassung zu einem Hexenprozeß.

Wir brauchen nicht lange nach Beispielen für „Besessenheit", „spontane Mediumität", oder wie man das Ding nennen will, zu suchen. Nur eine typische Geschichte möge folgen*), die von einer Frau, Anna Bartskjärs, in deren Haus dieselbe in den Jahren 1608—1609 passierte, geschrieben ist; ihre Aufzeichnung wurde mit Zusätzen und Erklärungen 1674 vom Rektor in Herlufsholm, Mag. Brunsmand, herausgegeben. Einige Zitate aus dem 1. Kapitel dieses Buches mögen genügen, um zu zeigen, daß man schon vor drei Jahrhunderten die Phänomene, welche jetzt eine so große Rolle im Spiritismus spielen, sehr wohl kannte.

„Das erste Mal, als wir den Schreck in unserem Hause erlebten, war es in einer Nacht, wo mein seliger Mann Hans Bartskjär und ich im Bette lagen; da war etwas unter unserm Haupte, wie eine Henne, die ihre Küchlein zusammenlockt. Einige Zeit nachher reiste Hans Bartskjär selig nach Deutschland. Vierzehn Tage darauf entstand ein großes Entsetzen im Hause, und wohin wir kamen, war es scheußlich. Wir hatten einen kleinen

---

*) In Dänemark bekannt unter dem Namen „Köge Huskors". Anm. des Verf.

Knaben von zwölf Jahren bei uns, welcher meines Mannes Mutterbruders Sohn war. Als dieser abends ins Bett sollte, fing er an zu klagen und zu weinen und sagte, er wage nicht auf dem Boden zu liegen, weil so viel Böses um ihn herum passiere. Ich legte ihn dann in unsere eigene Kammer. Kurz nachdem er sich gelegt hatte, fing er jämmerlich an zu schreien. Wir liefen eiligst zu ihm: da schüttelten alle vier Bettpfosten ihn hin und her; seine Augen waren so weit aufgerissen, als nur möglich war, und keiner vermochte sie zu schließen; sein Mund war so geschlossen, daß keiner ihn aufbrechen konnte. Als wir lange bei ihm gestanden hatten, fand er die Sprache wieder und rief . . . . . Am Abende (des folgenden Tages), als wir Abendbrot essen sollten, stand er am Tische, um sein Essen zu erhalten. Da sagte ich zu ihm: Jakob, nimm dein Essen, geh zu Bett und befiehl dich dem Schutze Gottes. Solltest du wieder so anfangen, wie in der vorigen Nacht, so erschreckst du uns alle, so daß wir aus dem Hause hinauslaufen müssen. — Als ich das sagte, wurden die Stuben- und die Küchenthür bis zur Wand aufgeschlagen. Und er wurde schnell vom Tische in den Hof entrückt und anderthalb Ellen von der Erde in die Luft erhoben. So hing er mit ausgestreckten Armen, offenen Augen und geschlossenem Munde in der Luft. Sein Kinn ging auf und nieder, als wenn er es verlieren sollte. Wir faßten ihn an seinen Beinen und seinen Achseln und zogen mit aller Gewalt und wollten ihn wieder zur Erde herabheben. Aber wir konnten ihn nicht von der Stelle rücken. Wir fielen dann alle im Hofe auf die Kniee und riefen zum ewigen Gott, er möge Gnade und Barmherzigkeit üben. Als wir nun gebetet hatten, kam er wieder los und stand auf der Erde, aber sein Mund war noch verschlossen, und er konnte gar nicht sprechen."

Die mediumistischen Phänomene, die hier besprochen werden, sind teils Klopftöne, nämlich das Glucksen einer Henne unter dem Kopfkissen, teils selbständige Bewegungen lebloser Dinge, so der Thüren und des Bettes, endlich das Schweben des Mediums in der Luft, die sogenannte Levitation. Wir werden im folgenden reichliche Gelegenheit haben, alles dieses näher zu besprechen; der Leser, welcher mit dem Auftreten dieser Phänomene in der neueren Zeit nicht vertraut ist, sei nur auf den Abschnitt von der Entstehung des modernen Spiritismus (S. 230 ff.) verwiesen und er wird erkennen, daß die berüchtigten Spukgeschichten in Hydesville und Stratford (S. 234 ff.) nur Kopien, allerdings recht abgeschwächte Kopien, obiger Geschichte sind.

Wir lassen nun hiermit diese älteren Formen des Spiritismus und Mediumismus liegen und gehen zu einer kurzen Beschreibung des Lebens und der Thätigkeit des Mannes über, welcher ohne Frage den größten direkten Einfluß auf den Aberglauben unserer Zeit gehabt hat.

Emanuel Swedenborg.

Emanuel Swedenborg, der bedeutendste Seher der neueren Zeit, war am 29. Januar 1688 auf dem Hofe Sveden in Dalarne geboren. Er war der zweitälteste Sohn des gelehrten Bischofs Jasper Svedberg und erhielt wie seine Geschwister eine sehr sorgfältige und fromme Erziehung. Schon in der Heimat erwarb er sich große Kenntnisse in der Theologie und den alten Sprachen. An der Universität Upsala studierte er hauptsächlich Naturwissenschaft, und dieses Studium setzte er im Auslande fort, als die Pest ihn 1710 zwang, Upsala zu verlassen. Vier Jahre später kehrte er heim, reich an Kenntnissen, wie ein von ihm verfaßtes gelehrtes Werk über mathematische und physikalische Themata bezeugt. Er wurde vom Staate nun als Ratgeber bei der Anlage von Kanälen und Docks herangezogen, wurde später Mitglied des Bergwerkskollegiums und machte in diesen Stellungen zahlreiche Erfindungen und Verbesserungen. Durch bedeutende Werke über Physik

und Mineralogie gewann er einen solchen Ruf als Gelehrter, daß er Mitglied der meisten gelehrten Gesellschaften wurde. Wegen seiner Verdienste ums Vaterland wurde er außerdem noch unter dem Namen „Swedenborg“ in den Adelstand erhoben.

Das ist die Außenseite von Swedenborgs Leben. Dieselbe ist so glänzend, daß es unerklärlich erscheint, warum der berühmte Naturforscher plötzlich 1745 um Entlassung aus allen Aemtern bittet und den Rest seines Lebens der doch mehr zweifelhaften Beschäftigung eines Wahrsagers und Mystikers weiht. Aber sein Leben hat auch eine „Schattenseite“, die weniger anziehend ist, und hier wird man die Ursache des genannten Phänomens zu suchen haben. Von dieser dunkeln Geschichte kennt man den Anfang und den Schluß; aber es ist nicht schwer, das dazwischenliegende Stück sich hinzuzudenken. Der Anfang ist eine unglückliche Jugendliebe. Er verlobte sich zwar mit der Geliebten; aber er merkte bald, daß sie von ihren Eltern zu der Verbindung gezwungen worden war, und gab ihr deshalb das Jawort zurück. Vergessen aber konnte er sie nicht, und er verheiratete sich nie.

Den Schluß der Geschichte kennen wir aus einem Tagebuch, welches Swedenborg auf einer Reise über Holland nach England in den Jahren 1743—44 schrieb. Dieses Buch enthält sehr wenig über die Reise und das, was er an den verschiedenen Orten gesehen hat; der ganze Inhalt besteht aus minutiösen Schilderungen seiner Träume und seines inneren Lebens. Sie zeigen uns Swedenborg als einen Menschen, dessen Nervensystem durch sexuelle Ausschweifungen, die er selbst seine „nächtliche Hauptpassion“ nennt, vollständig zerrüttet war. Es wimmelt in seinen Träumen von Frauengestalten, und sein Verhältnis zu ihnen ist so ausführlich und mit so nackten Worten geschildert, daß Swedenborg wohl kaum jemals daran gedacht hat, dieses Buch könne einmal der Oeffentlichkeit übergeben werden. Aber nicht genug damit, daß seine Träume sich um geschlechtliche Verhältnisse drehen; auch im wachen Zustande wird sein Bewußtsein von ähnlichen Vorstellungen beherrscht, so daß er nicht zu arbeiten vermag. Die einzige Art und Weise, wie er sich von diesen häßlichen Gedanken für eine kurze Zeit frei machen kann, ist die, daß er Gott herzlich anruft und seine Zuflucht zum Kreuze auf Golgatha nimmt. Während er in diesem Zustande zwischen tiefen religiösen Betrachtungen und Gedanken der widerstrebendsten Art hin und her geworfen wird, hat er in der Nacht vom 6. auf den 7. April 1744 im halbwachen Zustande die erste sogenannte „Vision“.

Diese wird im Tagebuch folgendermaßen beschrieben: „Ich legte mich um zehn Uhr ins Bett; eine halbe Stunde nachher hörte ich ein Gepolter unter meinem Kopfe und dachte, der Versucher verschwände jetzt. Gleich darauf verspürte ich unter Getöse ein starkes Schütteln vom Kopfe bis zum Fuße. Ich fand, daß etwas Heiliges über mir sei, und schlief darauf ein. Ungefähr zwischen 12 und 2 Uhr überlief mich wieder ein Schauder vom Kopfe bis zum Fuße mit einem Getöse, als ob viele Winde zusammenstießen. Das schüttelte mich gewaltig und warf mich auf mein Angesicht. In dem Augenblick, als ich niedergeworfen wurde, war ich ganz wach und sah, daß ich niedergeworfen war, und

wunderte mich, was dies bedeuten sollte. Und ich sprach, als wenn ich wach wäre, fand aber doch, daß die Worte mir in den Mund gelegt wurden, und ich sagte: ‚O allmächtiger Jesus Christus, daß du aus so großer Gnade es für wert achtest, zu einem so großen Sünder zu kommen, macht mich deiner Gnade würdig‘; ich faltete meine Hände, und da erschien eine Hand, welche meine Hände hart umfaßte; gleich darauf setzte ich mein Gebet fort und sagte: ‚Du hast verheißen, alle Sünder in Gnaden anzunehmen, du kannst nicht anders als dein Wort halten.‘ In demselben Augenblick saß ich auf seinem Schoß und sah ihn von Angesicht zu Angesicht, und es war ein Antlitz mit der heiligsten Miene, das nicht beschrieben werden kann“ u. s. w.

Nach diesem Vorgange, welchen Swedenborg für eine wirkliche Offenbarung hält, ist er von Gottes Gnade überzeugt. Er setzt seine religiösen Betrachtungen und das Lesen in der Bibel fort und scheint auch mehr und mehr Herr über seine häßlichen Gedanken zu werden. Aber damit ist sein Nervensystem natürlich noch lange nicht wiederhergestellt, was sich auch darin zeigt, daß er ein Jahr nach der ersten Vision eine zweite hat, in welcher er sich von Gott als Organ für eine neue Offenbarung berufen fühlt. Ueber diese Vision berichtet er folgendes:

„Ich war in London und aß abends spät im gewohnten Gasthofe, wo ich mein eignes Zimmer hatte, um alleine zu sein. Gegen Schluß der Mahlzeit bemerkte ich, daß eine Art Nebel sich vor meinen Augen ausbreitete, und ich sah den Fußboden mit häßlichen kriechenden Tieren, Schlangen, Eidechsen, Kröten und anderen bedeckt. Ich erschrak hierüber umsomehr, als es beinahe finster wurde. Doch verschwand die Finsternis bald, und ich sah einen Mann, von strahlendem Lichte umgeben, in einer Ecke der Stube sitzen, er rief mir mit lauter Stimme zu: „Iß nicht so viel!“ Bei diesem Rufe verschwand das Gesicht, und als ich zu mir gekommen war, ging ich schnell nach Hause, ohne mit jemandem darüber zu sprechen. Ich dachte über diese Begebenheit viel nach, konnte mir jedoch die Erscheinung nicht erklären. In der folgenden Nacht aber zeigte dieselbe glänzende Gestalt sich wieder und sprach: „Ich bin Gott der Herr, Schöpfer und Erlöser, ich habe dich auserwählt, den Menschen den inneren geistlichen Sinn der heiligen Schrift zu erklären, und ich will dir eingeben, was du schreiben sollst.“ — Der Mann war in Purpur gekleidet, und die Erscheinung dauerte etwa eine halbe Stunde. In dieser Nacht wurde mein inneres Auge geöffnet, so daß ich die Geister im Himmel und in der Hölle sehen konnte, unter denen ich frühere Bekannte sah. Von diesem Zeitpunkte an trennte ich mich von allen weltlichen Beschäftigungen, um mich ausschließlich den geistlichen Betrachtungen zu widmen, wie es mir befohlen war. Später wurde das Auge meines Geistes öfters geöffnet, so daß ich mitten am Tage sehen konnte, was in jener Welt vor sich ging, und mit den Geistern wie mit Menschen sprechen konnte.“

Dieser Bericht ist höchst merkwürdig. Der erste Teil des Gesichtes, die vielen widerlichen Tiere, könnte beinahe auf einen deliriumartigen Zustand hindeuten, aber da Swedenborg stets sehr mäßig im Essen und Trinken war, so muß sein Nervensystem auf andere Weise zerstört worden sein. Wie krank er war, geht ja auch aus dem folgenden Teile der Vision hervor. Daß Gott sich ihm wirklich offenbaren sollte, um ihm zu befehlen, weniger zu essen, ist doch sehr unwahrscheinlich. Das Gesicht war eben eine Halluzination. Indessen — Swedenborg hält sich für berufen, das Werkzeug einer neuen Offenbarung zu sein. Dadurch wird es auch verständlich, weshalb er sich so plötzlich ins Privatleben zurückzieht; aber jeder unparteiische Richter wird einräumen, daß seine spätere Wirksamkeit als Prophet einer, gelinde gesagt, etwas getrübten Quelle entstammt.

Swedenborg verkehrte fortwährend mit den Geistern bis zu seinem Tode 1772. Er sah und sprach nicht nur mit Personen, die er zu ihren Lebzeiten gekannt hatte, sondern auch mit Männern wie Virgil, Luther und Melanchthon; mit diesen führte er manches lehrreiche Gespräch. Es würde zu weit führen, auf alle diese Erscheinungen näher einzugehen.

Um aber zu beweisen, wie vollständig Swedenborg selbst vom Glauben an ihre Wirklichkeit durchdrungen war, führen wir einen dieser Geisterbesuche an, bei dem der bekannte Professor Porthan von Åbo anwesend war. Er besuchte Swedenborg in London, konnte ihn jedoch nicht gleich sprechen, da ein anderer bei ihm war. Porthan hörte auch, daß Swedenborg ein lebhaftes Gespräch mit jemandem im Nebenzimmer führte, es war ihm jedoch nicht möglich, einen einzigen Laut von dem aufzufangen, was der andere sagte. Dann ging die Thüre auf, und Swedenborg begleitete unter fortgesetztem Gespräch eine Porthan unsichtbare Gestalt bis an die Thür, wo er mit der größten Höflichkeit von der eingebildeten Person Abschied nahm. Darauf wandte er sich an Porthan und erzählte ihm, er hätte eben Besuch von Virgil gehabt, welcher sich äußerst freundlich bezeigt und ihm manche interessante Aufklärung gegeben hätte.

Swedenborgs Geistererscheinungen sind insofern nicht auffallend, als sie eben auf ein krankes Hirn hinweisen, das ihm die Personen, mit denen er sich lebhaft beschäftigte, in Halluzinationen vorgaukelte. Dagegen entwickelte sich, wahrscheinlich ebenfalls nach 1743, eine andere Gabe bei ihm, welche zahlreiche höchst rätselhafte Erscheinungen hervorrief. Er wurde nämlich zeitlich und räumlich hellsehend, so daß er sowohl das erblicken konnte, was in Zukunft geschehen sollte, als auch das, was gleichzeitig an entfernten Orten stattfand. Hierüber finden sich zahlreiche Berichte, und da mehrere derselben von kritischen und keineswegs leichtgläubigen Männern geschrieben sind, welche sich sofort alle mögliche Mühe gaben, um den wahren Kern herauszufinden, so kann man diese Geschichten nicht ohne weiteres als erdichtet abweisen. So hat Swedenborgs berühmter Zeitgenosse Immanuel Kant in verschiedenen Schriften die Resultate seiner Nachforschungen über Swedenborgs Hellseherei niedergelegt.

Hier mögen einige der von Kant berichteten Fälle folgen.

Das merkwürdigste Beispiel von Swedenborgs Hellseherei ist gewiß der bekannte Bericht von dem Brande in Stockholm. Am 1. September 1759 kam Swedenborg nach Schweden zurück und ging nachmittags vier Uhr in Gothenburg ans Land. Er wurde gleich von einem Freunde in eine Gesellschaft eingeladen. Um sechs Uhr verließ er die Gesellschaft, kam aber nach einem Augenblick bleich und entsetzt zurück. Er erzählte, daß ein großes Feuer in Stockholm wüte; er war sehr unruhig und ging häufig hinaus in die frische Luft. Gegen acht Uhr erzählte er, daß das Feuer gelöscht sei, gerade drei Häuser vor seiner eignen Wohnung in Stockholm. Diese Angaben Swedenborgs verbreiteten sich natürlich sofort in der Stadt und kamen auch dem Gouverneur zu Ohren. Am nächsten Morgen sandte er einen Boten nach Swedenborg, welcher ihm alle Einzelheiten des Brandes beschrieb. Erst Montag Abend kam eine Stafette von Stockholm nach Gothenburg und Dienstag Morgen ein königlicher Kurier. Die Berichte dieser Boten stimmten genau mit Swedenborgs Beschreibungen überein. Kants Bericht ist ungefähr sechs Jahre nach der Begebenheit geschrieben. Er hatte seine Aufzeichnungen von einem Freunde, der selbst in den beiden betreffenden Städten gewesen war und mit Augenzeugen gesprochen hatte, welche sich der merkwürdigen Geschichte noch genau erinnerten. — Noch ein zweites ähnliches Beispiel erzählt Kant: Frau Marteville, die Witwe des holländischen Gesandten in Stockholm, erhielt von einem Goldschmied eine Rechnung von 25000 holländischen Gulden. Sie war davon überzeugt, daß ihr verstorbener Mann, welcher in Geldsachen sehr gewissenhaft war, schon längst die Rechnung bezahlt hatte, aber sie konnte die Quittung des Goldschmiedes nicht finden. In ihrer Not wandte sie sich an Swedenborg und bat ihn, falls er in der Geisterwelt ihrem Manne begegnen sollte, ihn nach der Rechnung zu

fragen. Swedenborg versprach es, kam nach drei Tagen wieder und erzählte, er hätte mit Herrn Marteville gesprochen; dieser hätte angegeben, die erwähnte Quittung läge in einem geheimen Fach in einem gewissen Schrank. Dort fand man sie auch. — Wir sehen davon ab, daß Swedenborg glaubte, seine Aufklärungen von den Geistern erlangt zu haben, eine Auffassung, der wir kein großes Gewicht beilegen. Vielmehr dürfte diese Geschichte, ebenso wie die vorige, auf Hellseherei deuten, wenn sie sich wirklich so zugetragen hat, wie sie hier erzählt ist. Der zweite Mann der Frau Marteville hat aber später eine genauere Beschreibung dieser Begebenheit geliefert. Nach seiner Darstellung träumte der Frau M. des Nachts, wo die Quittung war, und sie stand gleich auf und fand sie wirklich daselbst. Den nächsten Morgen kam Swedenborg zu ihr und erzählte, daß ihm des Nachts geträumt habe, die Quittung läge in dem erwähnten Schranke. Es war gerade da, wo Frau M. sie selbst gefunden hatte. Die Sache wird bei dieser Darstellungsweise zwar nicht verständlicher, aber der Umstand, daß derselbe Vorfall so verschieden dargestellt wird, macht es wahrscheinlich, daß das Ganze sich viel natürlicher zugetragen hat.

Auch von Swedenborgs Gabe, Zukünftiges vorauszusehen, werden eine Menge Beispiele erzählt. So soll er den Tag und die Stunde für die Beendigung einer Seereise vorhergesagt haben, und das Merkwürdige hierbei ist, daß die Zeit, welche er angab, kürzer war, als die, welche man sonst unter günstigen Umständen für die Reise zu brauchen pflegte. In einer Gesellschaft wurde er gefragt, wer von den Anwesenden zuerst sterben werde. Dem Fragesteller vertraute Swedenborg an, daß ein Herr O. O. (einer der Anwesenden) schon am nächsten Morgen einviertel vor sechs Uhr sterben werde; es soll dies auch wirklich eingetroffen sein. Wir wollen uns jedoch nicht weiter bei diesen merkwürdigen Geschichten aufhalten, in denen Wahres und Falsches wahrscheinlich so vermischt ist, daß eine Scheidung jetzt nicht mehr möglich sein dürfte. Von weit größerem Interesse für uns sind Swedenborgs mystisch-religiösen Werke; denn in ihnen finden wir die ganze theoretische Grundlage des modernen Spiritismus, welcher nachweislich seine wichtigsten Lehrsätze von ihm entlehnt hat.

Swedenborg hat eine Menge umfangreicher Werke geschrieben, in denen er seine theologischen Betrachtungen und Erklärungen der heiligen Schrift niedergelegt hat. Er geht dabei ganz in kabbalistischer Weise vor, indem er hinter jedem Worte der Schrift einen neuen verborgenen Sinn sucht. „In jedem einzelnen Ausdrucke des Wortes Gottes liegt eine innere Bedeutung, so daß nicht natürliche und weltliche Dinge, wie sie in der Bedeutung des Buchstabens liegen, darunter zu verstehen sind, sondern geistliche und himmlische; und dies gilt nicht nur von der Bedeutung mehrerer Wörter, sondern von jedem einzelnen Worte.“ Diese mystischen Erklärungen, durch die Swedenborg der Stifter einer neuen religiösen Sekte geworden ist, haben für uns keinen Wert; es kommt nur die eine Seite seiner Lehre in Betracht, die von den Geistern, d. h. den Seelen der Verstorbenen, und deren Zustande handelt. Fast alles, was sich auf diese Frage bezieht, findet sich in seiner Schrift: „De Coelo et ejus mirabilibus et de Inferno, ex auditis et visis“, London 1758. Dieses Buch, welches sehr bald in verschiedene europäische Sprachen übersetzt wurde, ist wohl das verbreitetste seiner Werke, und ein Vergleich zwischen den darin enthaltenen Lehren und den modernen spiritistischen Anschauungen zeigt deutlich, wie viel die letzteren von Swedenborg entlehnt haben. Wir wollen hier jedoch keinen derartigen Vergleich ausführen,

sondern nur die Hauptpunkte der Swedenborgschen Lehre betrachten. Der Leser kann diese dann leicht selbst mit der weiter unten aufgeführten Darstellung des Spiritismus vergleichen.

In mehreren Punkten unterscheidet Swedenborgs Lehre sich vom Protestantismus und nähert sich dem Katholizismus, so hauptsächlich in der Annahme einer Geisterwelt, eines Mittelzustandes, den die Seele nach dem Tode durchmacht, um entweder für den Himmel oder für die Hölle vorbereitet zu werden.

„Die Geisterwelt ist nicht der Himmel, auch nicht die Hölle, sondern ein Mittelort und ein Mittelzustand zwischen beiden; dorthin kommt der Mensch zuerst nach dem Tode, und nach vollbrachter Zeit wird er dann gemäß seines Lebens in der Welt entweder in den Himmel erhoben oder in die Hölle geworfen."

„Die Dauer des Aufenthaltes daselbst ist nicht bestimmt; einige kommen nur hinein und werden dann gleich entweder in den Himmel erhoben oder in die Hölle geworfen; andere bleiben einige Wochen dort, andere wiederum mehrere Jahre, doch nicht über dreißig." — Im Gegensatz zu allen früheren Auffassungen von den überirdischen Dingen nimmt Swedenborg an, daß es keine ursprünglichen Engel oder Teufel giebt; dieselben sind nach seiner Meinung alle Menschen gewesen. „In der christlichen Welt ist man ganz unwissend darüber, daß der Himmel und die Hölle aus dem Menschengeschlechte bestehen; denn man glaubt, daß die Engel von Anfang an geschaffen sind, und daß der Himmel so entstand; ebenso, daß der Teufel oder Satan ein Engel des Lichtes war, aber zugleich mit seiner Schar hinabgestoßen wurde, weil er widerspenstig war, und daß die Hölle dadurch entstand. Die Engel verwundern sich in einem hohen Grade darüber, daß ein solcher Glaube in der christlichen Welt existiert. Deshalb wollen sie, daß ich aus ihrem Munde als sicher hinstellen soll, daß es im ganzen Himmel keinen einzigen Engel giebt, welcher von Anfang an geschaffen ist, und in der Hölle ebenfalls keinen Teufel, welcher als ein Engel des Lichtes erschaffen und dann hinabgeworfen wurde, sondern daß alle, sowohl im Himmel als in der Hölle, vom Menschengeschlecht herstammen."

Alle Geister, Engel und Teufel haben Menschengestalt.

„Daß der Geist des Menschen nach seiner Trennung vom Körper Mensch ist und von ähnlicher Gestalt, davon habe ich mich durch die tägliche Erfahrung mehrerer Jahre überzeugt; denn ich habe sie tausende Male gesehen, gehört und mit ihnen gesprochen. Deshalb, wenn der Mensch ein Geist geworden ist, so weiß er nichts anderes, als daß er in dem Körper steckt, den er auf der Welt hatte, und folglich weiß er auch nicht, daß er tot ist. Der Geistesmensch besitzt auch jeden äußern und innern Sinn, den er auf Erden hatte. Er sieht, hört und spricht wie früher, riecht und schmeckt ebenfalls, und wenn er berührt wird, fühlt er auch wie früher. Er begehrt auch, wünscht, verlangt, denkt, überlegt, läßt sich beeinflussen, liebt und hat einen Willen wie früher, und wer seine Freude an wissenschaftlicher Beschäftigung findet, liest und schreibt wie früher."

Wenn der Mensch mit den Geistern in Verbindung treten soll, so muß er in einem besonderen Zustande sein. Aber dieser Zustand kann zwei verschiedene Formen annehmen, indem entweder der Mensch (d. h. der Geist des lebenden Menschen) dem Körper entrückt, oder indem der Körper vom Geiste an einen anderen Ort hingeführt wird.

„Was den ersten Punkt betrifft, das Entrücktwerden aus dem Körper, so verhält es sich damit also: Der Mensch wird in einen gewissen Zustand versetzt, der ein Mittelzustand

zwischen Schlafen und Wachen ist. In demselben weiß er nichts anderes, als daß er vollständig wach ist. In diesem Zustande habe ich ganz klar und deutlich Geister und Engel gesehen und gehört und merkwürdigerweise auch berührt und zwar so, als ob mein Körper nicht besonders dabei beteiligt gewesen wäre.

Was den zweiten Punkt betrifft, nämlich das Entrücktwerden vom Geiste an einen anderen Ort, so habe ich 2—3mal lebhaft erfahren, was das ist, und wie es geschieht. Ich will ein einzelnes Beispiel anführen. Ich ging durch die Straßen einer Stadt und über Felder und war zur selbigen Zeit im Gespräche mit Geistern, wußte aber nichts anderes, als daß ich wach war, und ich sah auch alles ganz wie sonst. Nachdem ich aber so mehrere Stunden gewandert war, merkte ich plötzlich und sah es auch mit leiblichen Augen, daß ich an einem ganz anderen Orte war."

Wir erfahren auch, wie es zugeht, wenn die Geister mit den Menschen sprechen. „Die Rede der Engel und der Geister mit einem Menschen wird ebenso deutlich gehört wie die Rede eines Menschen mit einem anderen; aber von den Anwesenden wird sie nicht vernommen, sondern nur von dem, mit dem gesprochen wird. Die Ursache hierzu liegt darin, daß die Rede eines Engels oder eines Geistes erst in die Gedanken des Menschen gelangt und von hier aus auf einem inneren Wege in sein Gehörorgan kommt, dieses also von innen her in Bewegung setzt." Man könnte so etwas wohl am besten Besessenheit nennen. „Aber heutzutage wird es selten jemandem erlaubt, mit Geistern zu reden, weil es gefährlich ist; denn dann kommen sie zur Erkenntnis, daß sie bei ihm sind, was sie sonst nicht wissen, und die Natur der bösen Geister ist derartig, daß sie einen tödlichen Haß gegen den Menschen hegen und nichts so sehr begehren, als ihn sowohl der Seele als dem Leibe nach zu verderben." Man könnte diese Zitate noch weiter ausdehnen und das meiste von den Hauptlehren des modernen Spiritismus nur nach Auszügen aus Swedenborgs Werk darstellen. Für uns möge es aber genug sein, da wir nun die wichtigsten Punkte erhalten haben.

Die deutschen Pneumatologen.

Es giebt nichts Neues unter der Sonne. Eine ähnliche Bewegung wie die, welche in unseren Tagen von den amerikanischen Spiritisten ausgegangen ist, ist schon früher einmal dagewesen, allerdings in einem geringeren Umfange. Die Anhänger Swedenborgs spalteten sich in zwei Richtungen, in eine populär-unkritische und eine mehr wissenschaftliche. Die erste nahm blindlings die wildesten Phantasien „des nordischen Sehers" von Himmel und Hölle als religiöse Dogmen an und baute eine eigene Religion, „die Kirche des neuen Jerusalems", darauf auf. Die andere Richtung, welche hauptsächlich von deutschen Aerzten, Juristen und Theologen vertreten wurde, nahm zunächst nur Swedenborgs Grundgedanken von der Möglichkeit einer Verbindung zwischen dem Menschen und der Geisterwelt auf; diese Gedanken wurden dann weiterentwickelt und mit der jeweiligen wissenschaftlichen Erkenntnis der verschiedenen Zeiten in Uebereinstimmung gebracht. Diese letzte Richtung, die deutsche Pneumatologie oder „Geisterlehre", interessiert uns hier ausschließlich, weil die Pneumatologen unleugbar den Ruhm haben, zuerst die Lehren, welche jetzt unter dem Namen „Spiritismus" bekannt sind, dargestellt zu haben. Hiermit soll nicht gesagt sein, daß die amerikanischen Spiritisten ihre Ideen nur von den deutschen Pneumatologen entlehnt hätten.

Wahrscheinlich haben die Amerikaner dieselben nicht einmal dem Namen nach gekannt. Aber trotzdem bleibt die Thatsache bestehen, daß eine mit dem amerikanischen Spiritismus übereinstimmende Lehre von europäischen Gelehrten mindestens 2 Dezennien vor Beginn der modernen spiritistischen Bewegung entwickelt war. In kurzen Zügen wollen wir diesen europäischen Spiritismus oder die Pneumatologie darstellen. Da es jedoch zu weit führen würde, auf den verschiedenen Standpunkt der einzelnen Forscher einzugehen, so hebe ich nur die Männer hervor, deren Auffassung wesentlich mit der der modernen Spiritisten übereinstimmt.

Der eigentliche Theoretiker unter den Pneumatologen ist Joh. Heinrich Jung-Stilling.

Er war 1740 in Nassau als Sohn eines armen Dorfschullehrers geboren. Seine Großeltern, bei denen er erzogen wurde, waren streng pietistisch, aber dabei abergläubisch, so daß seine Phantasie von früher Jugend an mit Geschichten von Ahnungen, Vorzeichen und Spuk erfüllt wurde. In Straßburg studierte er Medizin und erwarb sich einen großen Ruf als Augenarzt; später wurde er Professor der Staatswissenschaft an der Universität Heidelberg. Er starb 1817.

Jung-Stilling hat eine Menge mystisch-religiöser Werke und Romane geschrieben, die wir hier außer acht lassen. In seiner „Theorie der Geisterkunde" (Nürnberg 1808) ist seine Lehre von den Geistern im Zusammenhang dargestellt, so daß wir uns ausschließlich daran halten können. Im wesentlichen steht der Verfasser auf Swedenborgs Standpunkt. Sein Werk ist aber dadurch besonders interessant, daß es den ersten Versuch enthält, das Verhältnis des Menschen zur Geisterwelt mit Hilfe des Hypnotismus zu erklären. Die 1779 durch Mesmer hervorgerufene Bewegung hatte eine genauere Kenntnis der hypnotischen oder (nach damaliger Bezeichnung) der mesmerischen oder tierisch-magnetischen Phänomene herbeigeführt. Jung-Stilling war als Arzt natürlich mit denselben wohlbekannt, und da man damals glaubte, daß ein Mensch durch Versetzung in den tiefsten hypnotischen Zustand, in den Somnambulismus, hellsehend werden könnte, so lag es nahe, diese angenommene Thatsache zur Erklärung der Hellseherei zu benutzen. Jung-Stillings Theorie ist deshalb beachtenswert, da sie der modernen okkultistischen beinahe vorgreift. Der Mensch besteht aus Körper, Seele oder Nervengeist und Geist. Der Geist ist göttlichen Ursprungs, sein Beobachtungsvermögen würde unbegrenzt sein, wenn er nicht durch den Nervengeist an den Körper gebunden wäre. Durch die mesmerische Behandlung kann diese Verbindung zwischen Körper und Geist größtenteils aufgehoben werden; dadurch wird das Beobachtungsvermögen der Somnambulen frei gemacht, sie werden räumlich und zeitlich hellsehend und können sogar dahin gelangen, daß sie die Geister sehen. Wenn der Geist des lebendigen Menschen mit dem Nervengeist sich vom Körper frei macht, so kann er sich anderen an ganz entfernten Orten zeigen; der Somnambule kann so zum Doppelgänger werden. Die Sichtbarkeit desselben kommt dadurch zustande, daß der Geist

vermittelst des Nervengeistes aus der jeweiligen Umgebung Materie an sich zieht und sich so einen Körper bildet. Auf diese Weise kann das Phantom mehreren auf einmal sichtbar werden. Hier ist offenbar die Erklärung der modernen Materialisationen in den wesentlichsten Punkten antizipiert. Dasselbe wird man bei den meisten anderen spiritistischen Phänomenen und Theorien in ähnlicher Weise finden, wenn man sich in seine Schriften weiter vertieft. Hierbei wollen wir uns jedoch nicht aufhalten, da die spätere eingehende Behandlung des modernen Spiritismus dann nur eine langweilige Wiederholung werden würde. Die spiritistische Theorie und Praxis unserer eigenen Zeit aber kann unbedingt den Hauptteil unseres Interesses beanspruchen, da sie eine Verbreitung und Bedeutung hat, wie sie die alte Pneumatologie niemals besaß.

In einer Beziehung brachte der europäische Spiritismus wertvolle Resultate zu Tage: er weckte das Interesse für die alten Formen des Aberglaubens, die noch im Volke lebten, und führte zu eifrigen Bestrebungen, Berichte hierüber zu sammeln. Da ein Verständnis des Aberglaubens vor allen Dingen erfordert, daß man die abergläubischen Vorstellungen selber kennt, so haben solche Sammlungen des Materials offenbar keinen geringen wissenschaftlichen Wert. Das größte Verdienst in dieser Beziehung hat sich der Prediger Georg Conrad Horst (1767—1838) erworben. Seine „Dämonomagie", Frankfurt 1818, ist der älteste Versuch, die Geschichte der Hexenprozesse zu beschreiben. Er nahm eine Menge alter Bücher und Manuskripte, welche verschiedene Gebiete des Aberglaubens und der Zauberei behandeln, in genauer Wiedergabe in seine „Zauberbibliothek" (1821—26) auf. Bei dieser Sammelarbeit wurde er darauf aufmerksam, daß die Hellseherei keineswegs etwas Ungewöhnliches war und sich auch nicht nur bei den geschichtlich bekannten Sehern vorfand, sondern daß es ganze Volksstämme gab, wie z. B. die Hochschotten, bei denen sie fast zum Alltäglichen gehörte. Er sammelte daher in seiner „Deuteroskopie" 1830 eine Menge Berichte über Prophezeiungen, welche in Erfüllung gegangen waren. Dabei ging er recht kritisch zu Werke, indem er sich stets das zur Beurteilung der Zuverlässigkeit des betreffenden Sehers notwendige Material zu verschaffen suchte. Horsts Deuteroskopie ist so ein Meisterwerk geworden, welches nur von einzelnen englischen Arbeiten ähnlicher Art aus den letzten Jahren übertroffen wird. Er versuchte keine Erklärung der vielen merkwürdigen Ereignisse zu geben; sein beständiger Refrain ist: „Wie soll man sich das erklären? — Ich weiß es nicht." Auch finden wir keine Anordnung des Stoffes; dieselbe würde wohl auch recht schwierig sein. Doch macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen solchen Gesichten und Träumen besteht, bei denen das später eingetroffene Ereignis prophezeit ist, und einer weit allgemeineren Gruppe, bei der es nur im voraus symbolisch angedeutet war. Als Beispiel der ersten Art können Swedenborgs Prophezeiungen genannt

werden. **Beide Arten können übrigens in derselben Familie und auch bei derselben Person nebeneinander vorkommen.**

Zur näheren Beleuchtung derartiger Phänomene führe ich einige der am besten beglaubigten Geschichten aus dem Werke von Horst an. Dieselben kamen in einer Familie Lysius aus Flensburg vor, bei der sich in jeder Generation mehrere hellsehende Personen vorfanden. Das bedeutendste Glied der Familie, Heinrich Lysius, welcher als Professor der Theologie in Königsberg in der Mitte des vorigen Jahrhunderts starb, war ein eifriger Gegner des Hexenglaubens und ein Bekämpfer der Hexenprozesse und scheint also für seine Zeit wenig abergläubisch gewesen zu sein. Dieser Mann war selber hellsehend. Er stellte einen Bericht über die in der Familie vorgekommenen Gesichte zusammen. Die Großmutter, Anna Lang, sah eines Tages einen prachtvollen Leichenzug die Straße hinab kommen. Sie beschrieb ihn in allen Einzelheiten. Doch paßte die Beschreibung nur auf den Leichenzug eines Adeligen, und ein solcher wohnte gar nicht im Posthause, von dem das Leichenbegängnis ausgehen sollte. Zwei Tage später jedoch duellierten sich zwei holsteinische Edelleute außerhalb Flensburgs. Der eine wurde tödlich verletzt ins Posthaus gebracht, starb hier, und nun erfolgte seine Beerdigung von hier aus, und zwar gerade so, wie Anna Lang es in den kleinsten Einzelheiten im voraus geschildert hatte. Dieses Beispiel zeigt uns ein direktes Voraussehen einer zukünftigen Begebenheit. — Als die alte Großmutter krank wurde, stellte man ihr Bett in die Wohnstube, um sie leichter pflegen zu können. Eines Abends war Lysius bei ihr gewesen und wollte in sein Studierzimmer zurückgehen. Da sah er vor der Wohnstubenthür einen Sarg, der in der Weise aufgestellt war, wie dieses gewöhnlich bei einem Paradebett geschieht. Der Sarg stand jedoch an der unbequemsten Stelle des ganzen Hauses; denn er versperrte die beiden am häufigsten benutzten Thüren. Lysius rief sofort seine älteste Schwester (die ebenfalls hellsehend war) und fragte sie, ob sie auch die Leiche sähe. Sie erschrak, wurde blaß und ging, ohne eine Antwort zu geben, fort. Kurz darauf starb die Großmutter. Am Begräbnistage aber wurde der Sarg in Abwesenheit und ohne Wissen des Lysius gerade an dem Platze aufgestellt, wo er ihn gesehen hatte; dieses war aber gerade wegen der äußerst ungünstigen Wahl des Platzes besonders merkwürdig.

Alte Berichte heben als etwas bei den Hochschotten allgemein Bekanntes hervor, daß die Hellseherei in gewissen Familien erblich sei, und daß ein Hellseher, welcher ein Gesicht hat., dieses nur durch Berührung auf einen Andern übertragen kann. Die angeführten Geschichten illustrieren dies. Die Großmutter und die beiden Geschwister sind hellsehend, desgleichen ihre Mutter; die Schwester hat aber dasselbe Gesicht wie der Bruder, wie ihre Gemütsbewegung deutlich genug beweist.

Als Beispiel eines *symbolischen Traumes* kann ein anderes Erlebnis des Lysius angeführt werden. Er war in Geschäften in Kopenhagen und lag eines Abends in einem Himmelbett, mit dem Gesichte der Wand zugewandt. Der letzte Brief, den er vom Hause bekommen hatte, berichtete, daß alles dort sich wohl befände. Plötzlich wurde es ganz hell im Zimmer, und er sah den Schatten eines Menschen über den Vorhang des Bettes hingleiten. „Zu gleicher Zeit," schreibt Lysius, „wurde mir in der nachdrücklichsten Weise eingeprägt, gerade als ob es mir laut gesagt würde: Umbra matris tuae (dies ist der Schatten deiner Mutter)." Er untersuchte gleich das Zimmer, fand jedoch nichts, was das Phänomen zu erklären vermochte. Mit der nächsten Post erhielt er die Nachricht, daß die Mutter gerade an dem Abend gestorben war, wo er das Gesicht gehabt hatte.

In diesem Gesichte ist der Tod der Mutter durch eine leicht verständliche Symbolik angedeutet; aber in den meisten derartigen Berichten ist die Symbolik so gesucht und phantastisch, daß wirklich ein guter Wille dazu gehört, um überhaupt irgend eine Bedeutung des Gesichtes herauszufinden. Aus Horsts reichhaltiger Sammlung wähle ich nur ein Beispiel dafür, dessen Richtigkeit auch durch sehr zuverlässige Zeugen beglaubigt sein soll.

Eine junge vornehme Dame kam gesund von einer Gesellschaft nach Hause und ging zu Bett. Ihre Gesellschaftsdame und ihre Kammerzofe waren beide im Schlafzimmer, während sie sich entkleidete. Dann ging die Gesellschaftsdame die Treppe hinab in ihr eigenes Zimmer; auf der Treppe sah sie ihre Herrin ihr entgegenkommen, jedoch nicht entkleidet, wie sie sie verlassen hatte, sondern in dem Gewande, das sie in der Gesellschaft getragen hatte. Die junge Dame erschrak heftig bei diesem Anblicke und setzte sich bleich und zitternd auf ihr Bett. Bald darauf kam die Kammerzofe zu ihr hinein und fragte, was ihr fehle. Die Gesellschaftsdame antwortete: „Ich sah . . .“ In demselben Augenblick rief die Zofe: „Ja, ich sah auch . . .“ Sie hatten beide dasselbe Gesicht gehabt, das sie noch denselben Abend dem Hausherrn erzählten. Dieser sorgte natürlich dafür, daß seine Frau nichts davon zu wissen bekam; des Nachts aber wurde diese krank und starb acht Tage nachher.

Ob die beiden Damen wirklich dasselbe Gesicht gehabt haben, erscheint doch sehr zweifelhaft; in jedem Falle haben wir keine Garantie dafür, daß die eine ihre Erzählung nicht nach der der anderen ergänzt hat. Aber hiervon abgesehen, ist nicht viel Bemerkenswertes an der Geschichte. Daß sie ihre Gebieterin im Gesellschaftsanzug sehen, ist doch ein äußerst zweifelhaftes Vorzeichen des Todes; ein Totenhemd wäre deutlicher gewesen. Das Ganze scheint ein zufälliges Zusammentreffen verschiedener Umstände gewesen zu sein, worauf ich hier nicht näher eingehe; im letzten Teil meiner Arbeit werde ich den Wert derartiger Berichte genauer prüfen.

Horst giebt, wie gesagt, keine Erklärungen dieser Phänomene; er teilt nur mit, daß man bei den schottischen Hellsehern und auch bei anderen beobachtet hat, wie die Augen, solange das Gesicht dauert, starr und unbeweglich sind, und daß der Seher in diesem Zustande leicht einer Ohnmacht ausgesetzt ist, wenn er plötzlich von einem starken Sinnesreiz betroffen wird. Dies deutet seiner Ansicht nach auf einen krankhaften somnambulen Zustand hin, worin die Erklärung vielleicht gesucht werden könne. Horsts Kollege, der Arzt und Philosoph Carl August von Eschenmayer, betrachtet die Dinge jedoch nicht so nüchtern. Er erklärt geradezu, daß diese Gabe der Ahnungen sich nur durch Annahme von Schutzgeistern erklären lasse, die bei dem Seher das Gesicht hervorrufen. Mit dieser Erklärung greift Eschenmayer einer modernen spiritistischen Theorie vor. Noch merkwürdiger ist es allerdings, daß er, ein Professor der Philosophie des 19. Jahrhunderts, nicht über den Standpunkt unserer alten germanischen Vorfahren hinausgekommen ist; denn auch sie erklärten alle derartigen Gesichte mit Hilfe von Schutzgeistern (Fylgjar, vergl. S. 65).

Die Seherin von Prevorst.

Wir haben gesehen, wie Swedenborg die Lehre von der wechselseitigen Verbindung zwischen der Menschen- und der Geisterwelt entwickelte, und wie die Pneumatologen die Hellseherei und ein so modernes Phänomen wie die Geistermaterialisationen in diese Kategorie mit hineinzogen. Hiermit sind jedoch keineswegs alle spiritistischen Theorieen und Erfahrungen erschöpft. Es fehlt noch die große Gruppe der physikalischen Phänomene, denen zum großen Teil der Spiritismus seine enorme Verbreitung und Bedeutung verdankt. Oben ist schon erwähnt worden, daß diese Erscheinungen in älterer Zeit in Europa wohl bekannt waren; Horst hätte, wenn er sie nicht anderswo gefunden hätte, aus den Aktenstücken der Hexenprozesse zahlreiche Berichte derartiger Phänomene sammeln können. Aber die Pneumatologen brauchten sich nicht mit geschichtlichen Zeugnissen zu begnügen; sie hatten ein Medium zu ihrer ausschließlichen Verfügung, Friederike Hauffe, geborene Wanner,

die vielleicht das bedeutendste Medium unseres Jahrhunderts gewesen ist. Sie war hellsehend, sowohl in Bezug auf die Zukunft als auf die Ferne, hatte fortwährend Umgang mit Geistern, sprach und schrieb mediumistisch und rief an allen möglichen leblosen Gegenständen selbständige Bewegungen hervor; kurz: sie war ein Universalmedium.

Zwei Jahre lang hielt sie sich bei dem bekannten Arzte Andreas Justinus Kerner (1786—1862) in Weinsberg auf. Kerner führte sorgfältig Buch über die merkwürdigen Phänomene, welche sich während ihres Aufenthalts daselbst zeigten; außerdem experimentierte er viel mit ihr. Die Anzahl der „Seancen" — um diesen modernen Ausdruck zu gebrauchen — soll ein paar Tausend betragen haben. Alles, was er hierbei wahrnahm, sammelte er in seinem großen Werke: „Die Seherin von Prevorst" Stuttgart 1829. Diesem sonderbaren Buche ist die nachfolgende kurz gefaßte Schilderung des Lebens und der Wirksamkeit der Seherin entnommen.

Friederike Wanner ist 1801 in dem kleinen Bergdorfe Prevorst in Württemberg geboren. Wie alle Bergbewohner ist das Volk hier kräftig; die meisten erreichen ein hohes Alter, ohne jemals eigentlich krank gewesen zu sein. Die Krankheiten, welche in den Thälern allgemein sind, zeigen sich hier selten, dagegen treten vielfach schon von Kindheit an nervöse Erkrankungen auf. So ist in der Umgegend von Prevorst eine dem Veitstanze ähnliche Krankheit epidemisch bei den Kindern, die alle gleichzeitig von derselben ergriffen werden. Friederike Wanner, die als Kind ungemein kräftig gewesen zu sein scheint, hat an diesen nervösen Anfällen nicht gelitten; wohl aber führte die Einsamkeit der Gegend und der Mangel an genügender Beschäftigung dazu, daß sie früh in sich verschlossen wurde und zu Grübeleien neigte. Sie fing nun schon an, hellsehend zu werden, wenigstens in ihren Träumen, und als sie später ins Haus der Großeltern in Löwenstein anderthalb Meilen von Prevorst, kam, sah sie auch Gespenster. Im Alter von ungefähr 17 Jahren kehrte sie ins Elternhaus zurück und zwar zuerst nach Prevorst, später nach Oberstenfeld, wohin der Vater, ein Forstmann, versetzt wurde. Während der langwierigen Krankheit ihrer Eltern, die viele Sorge und viel Nachtwachen mit sich brachte, entwickelte sich ihr Gefühlsleben fortwährend in krankhafter Weise; sie versank immer mehr in sich selbst. 1821 heiratete sie einen Kaufmann Hauffe von Kürnbach, und von diesem Augenblicke an stand ihr Leben in einem diametralen Gegensatz zu dem früheren. Kürnbach liegt tief in einem von Bergen eingeengten Thale; die klimatischen Verhältnisse waren hier ganz anderer Art, als sie sie früher gewohnt gewesen war. Weit schlimmer war es jedoch, daß sie als Gattin eines Geschäftsmannes gezwungen war, ein großes Haus zu machen, während sie früher nur die Einsamkeit gekannt hatte. Sie mußte sich deshalb in hohem Grade Gewalt anthun, um sich freundlich und entgegenkommend zu zeigen. Länger als sieben Monate hielt sie dieses Leben jedoch nicht aus, im Anfange des Jahres 1822 hatte sie nach einem nächtlichen Traume einen heftigen hysterischen Anfall mit furchtbaren Krämpfen. Eine durchaus verkehrte Behandlung von Dorfchirurgen und klugen Weibern zerstörte ihre Körperkraft noch mehr; sie wurde z. B. im Laufe einer kurzen Zeit 32 mal zu Ader gelassen. Da hierdurch keine Besserung eintrat, rief man endlich einen ordentlichen Arzt hinzu, der sie suggestiv durch magnetisches Streichen behandelte. Dies half etwas, doch wurde sie bei weitem nicht geheilt.

Wir übergehen nun ihr Leben in den folgenden vier Jahren, in denen sie sich abwechselnd in ihrem Heim, bei den Eltern in Oberstenfeld und in einem Bade in Löwenstein aufhielt. An allen diesen Orten wurde sie von Aerzten mit Magnetismus und von verschiedenen Quacksalbern mit Amuletten und Sympathiemitteln behandelt. In diesen Jahren bekam sie auch zwei Kinder, von welchen das älteste bald starb. Alles dieses bewirkte eine immer stärker werdende psychische Störung bei ihr; sie sah stets Geister, und

ihre Hellseherei entwickelte sich immer mehr. Ueber diese Periode erzählt Kerner folgende Einzelheiten:

„Um diese Zeit fühlte sie, daß alle Abend sieben Uhr, sieben Tage lang, ein nur von ihr gesehener Geist sie magnetisierte. Es geschah mit drei Fingern, die der Geist gleich Strahlen ausbreitete. Die Striche gingen meist nur bis zur Herzgrube. Sie erkannte in dieser geistigen Gestalt ihre Großmutter. Eine unbegreifliche, aber von vielen ehrbaren Zeugen beglaubigte Thatsache ist, daß ihr während dieser Zeit Dinge, deren längere Berührung ihr schädlich waren, wie von einer unsichtbaren Hand weggenommen wurden. Man sah solche Gegenstände, z. B. sehr oft den silbernen Löffel, aus ihrer Hand in ziemlicher Entfernung von ihr auf den Teller gelegt werden, ohne daß sie wie geworfen fielen, sie gingen ganz langsam durch die Luft, als trüge sie eine unsichtbare Hand dahin, wohin sie gehörten."

Weiter heißt es von ihr, daß sich die Gabe der Hellseherei in dieser Zeit besonders bei ihr zeigte. In Glas und Spiegeln sah sie Dinge, welche an weit entfernten Orten vor sich gingen. So beschrieb sie sehr genau ein Fuhrwerk, die darin sitzenden Menschen, die Farbe der Pferde u. s. w., und eine halbe Stunde nachher rollte ein solches Fuhrwerk wirklich am Hause vorbei. Trotz regelmäßiger ärztlicher Behandlung und vorübergehender Besserungen wurde ihr Zustand im ganzen nicht viel günstiger, man ging deshalb wiederum fort von den Aerzten und suchte Zuflucht bei Quacksalbern der niedrigsten Art. Als ihr Mann jetzt ihre Rückkehr wünschte und sie wirklich dazu überredete, verschlimmerte sich ihr Zustand noch mehr. Zu ihren früheren Krankheiten kamen nun noch Blutfluß, Skorbut und dergleichen. Jetzt wurden die Aerzte aufs neue konsultiert, und es wurde fast gegen Kerners Willen beschlossen, daß sie sich in seine Kur nach Weinsberg begeben sollte. Von ihrem Zustande zu dieser Zeit erzählt Kerner:

„Frau H. kam am 25. November 1826 hier an, ein Bild des Todes, völlig verzehrt, sich zu heben und zu legen unfähig. Alle 3 bis 4 Minuten mußte ihr ein Löffel Suppe gereicht werden, den sie oft nicht verschlingen konnte, sondern nur in den Mund nahm und wieder ausspie. Reichte man ihr ihn nicht, so verfiel sie in Ohnmacht oder Starrkrampf. Ihr Zahnfleisch war dick skorbutisch geschwollen, immer blutend, ihre Zähne waren ihr alle aus dem Munde gefallen. Krämpfe, somnambuler Zustand, wechselten mit einem mit Nachtschweißen und blutigen Durchfällen verbundenen Fieber. Jeden Abend um 7 Uhr verfiel sie in magnetischen Schlaf. Als sie am ersten Abend ihrer Ankunft in diesen Schlaf verfiel, begehrte sie nach mir, ich aber ließ ihr sagen, daß ich jetzt und in Zukunft mit ihr nur wach sprechen werde.

Als sie wach war, ging ich zu ihr und erklärte ihr kurz und ernst: daß ich auf das, was sie im Schlafe spreche, keine Rücksicht nehme, daß ich gar nicht wissen wolle, was sie da spreche, und daß ihr somnambules Wesen, das nun zum Jammer ihrer Verwandten schon so lange andauere, endlich aufhören müsse. Diese Eröffnung begleitete ich noch mit einigen allerdings ernsten Ausdrücken: denn es war mein Vorsatz, durch eine ernste psychische Behandlung und dadurch auch durch Hervorrufung eines festen Willens in ihr vom Gehirne aus das vorwiegende Leben ihres Bauchsystems zu unterdrücken."

Dieser gewiß vollständig richtige Plan mißglückte jedoch ganz.

„Es war zur Heilungsweise, die ich einschlagen wollte, zu spät. Durch die frühern magnetischen Einwirkungen verschiedener Art war ihrem Nervenleben eine zu ungewöhnliche, entgegengesetzte Richtung gegeben worden, sie hatte kein Leben mehr, das aus der Kraft der Organe geschöpft wurde; sie konnte nicht mehr anders als von entlehntem Leben, von der Nervenkraft anderer, von magnetischen Einflüssen, leben, wie sie offenbar lange nur lebte . . . . . Sie war in einem so tiefen somnambulen Leben, daß sie — wie man noch später zur Gewißheit erfuhr — nie im wachen Zustande war, wenn sie dies auch zu sein schien."

Kerner sah sich daher genötigt, nur um sie am Leben zu erhalten, eine neue hypnotische Behandlung anzuwenden. Da diese regelmäßig durchgeführt und von einem so tüchtigen Arzte, wie Kerner es war, geleitet wurde, so kam die Patientin allmählich wieder zu Kräften, und die mediumistischen Phänomene traten mit einer erstaunlichen Häufigkeit und Stärke hervor. Ich übergehe hier alle die Erscheinungen, die wir schon von Swedenborg her kennen, Geistererscheinungen und Prophezeiungen, welche genau kontrolliert wurden und nach Kerners Behauptung immer eintrafen. Von größerem Interesse für uns ist Frau Hauffes Wirksamkeit als Medium in anderer Beziehung. Schon früher sind einige Beispiele von den merkwürdigen physikalischen Phänomenen, welche sich in ihrer Gegenwart ereigneten, erwähnt worden. Etwas Aehnliches geschah auch in Kerners Haus; er erzählt davon:

„Abends 7 Uhr am 6. Oktober 1827, als ich und einige andere Personen bei Frau H. im Zimmer waren, ging auf einmal die Thüre des Vorzimmers von selbst auf und wieder zu. Wir sahen sogleich nach, aber es war nirgends ein Mensch zu sehen, der dies hätte thun können. Kurze Zeit darauf hörte man in der Luft des Zimmers, in dem wir waren, ganz deutlich eigene metallische, fast melodische Töne, die einige Minuten andauerten, es wurde aber keine Erscheinung erblickt. Am 7. halb 12 Uhr morgens hörte man wieder die gleichen Töne in der Luft des Zimmers, und Frau H. sah bald darauf die Geistergestalt einer Frau an der offenen Thüre, die vom Vorzimmer in ihr Zimmer führte, vorübergehen.“

Als Heilmedium spielte Frau H. auch eine hervorragende Rolle. Im somnambulen Zustande gab sie an, was nicht allein mit ihr, sondern auch mit anderen Personen, die sie um Rat fragten, geschehen solle; in mehreren Fällen hatte sie diese Personen nicht einmal gesehen, sondern nur die Beschreibung ihres Zustandes vernommen. Kerner führt mehrere Beispiele von höchst mystischen Kuren an, die nach der Anweisung der Seherin ausgeführt wurden und wirklich auch zum gewünschten Resultat führten. Da sie fast ausschließlich Amulette verordnete, so ist es nicht schwierig zu sehen, worin das Geheimnis der Heilkraft in diesen Fällen lag.

Die modernen Schreib- und Sprachmedien bedienen sich ohne Ausnahme solcher Sprachen, welche entweder noch gesprochen werden oder doch gesprochen worden sind. Oft ziehen sie es freilich vor, ihre Mitteilungen in einer Sprache zu machen, die weder sie, noch ihre Umgebung kennt; aber diese Sprache wird immer für irgend eine lebende oder tote ausgegeben. In diesen Punkten war die Seherin von Prevorst ihren jetzigen Kollegen indes bedeutend voraus; sie schrieb und sprach gewöhnlich in Ausdrücken, die sie ihre „innere Sprache“ nannte, und von der sie behauptete, daß es die besondere Sprache der Geister sei. Kerner sagt im vollen Ernste:

„Sprachkenner fanden in dieser Sprache auch wirklich hie und da den koptischen, arabischen und hebräischen Worten ähnliche Worte. So gebrauchte sie für Hand den Ausdruck Bjat. Bi, oder vielmehr pi, ist aber im Koptischen, Altägyptischen der Artikel der, die, das. Jat ist hebräisch und heißt Hand. Der nämliche Fall scheint mit pi jogi, Schafe, zu sein.“

Diese Wörter soll sie ganz konsequent gebraucht haben, so daß ihre Umgebung sie zuletzt verstand, wenn sie so sprach. Sie schrieb auch in dieser Sprache und gebrauchte dann nicht die gewöhnlichen Buchstaben, sondern ebenfalls selbsterfundene Schriftzeichen. Diese Zeichen waren jedoch auch nur teilweise aus Buchstaben zusammengesetzt; dieselben Wörter wurden oft auf verschiedene Weise geschrieben, so daß nur sie allein es lesen konnte. Kerner glaubte damals leider so blind an sie, daß er offenbar gar nicht untersuchte, ob sie auch zu verschiedenen Zeiten dieselben Zeichen in derselben Weise las. Man ist sicherlich berechtigt, einen gewissen Zweifel hierüber zu hegen.

Von all den vielen theoretisch-mystischen Mitteilungen über die Weltordnung,

welche die Seherin gemacht hat, ist nur eine einzige der Erwähnung wert, weil sie einer modernen spiritistischen Theorie vorgreift, welche die physikalischen Manifestationen der Medien erklären soll. Sie sagt:

„Durch den Nervengeist ist die Seele mit dem Leibe und der Leib mit der Welt verbunden. Dieser Nervengeist geht mit der Seele nach dem Tode über und ist unzerstörbar. Durch ihn bildet die Seele eine ätherische Hülle um den Geist. Er ist nach dem Tode noch eines Wachstumes fähig, und durch ihn bringen die Geister des Zwischenreiches, in Verbindung mit einem besondern Stoffe, den er aus der Luft anzieht, Töne hervor, durch die sie sich den Menschen hörbar machen können, auch sind sie durch ihn imstande, die Schwerkraft in den Körpern aufzuheben, so daß sie also solche von der Stelle zu rücken oder zu heben, zu werfen u. s. w. fähig sind, auch vermögen sie durch ihn sich dem Menschen fühlbar zu machen. Ein Mensch, der in einem ganz reinen, seligen Zustande stirbt, das aber nur wenigen Menschen wird, nimmt diesen Nervengeist nicht mit hinüber. Selige Geister, denen dieser Nervengeist nicht anhängt, können sich nicht hörbar machen, spuken nicht. Unselige Geister sind dies am meisten zu thun fähig.“

Der moderne Spiritismus hat kaum eine einzige Thatsache oder Theorie, welche in der deutschen Pneumatologie nicht deutlich ausgesprochen war, nachdem diese ihre letzte Ausbildung durch die Seherin von Prevorst erhalten hatte.

Die Entstehung des Spiritismus in Amerika.

Andrew Jackson Davis.

Andrew Jackson Davis, der „Swedenborg der neuen Welt“, wie man ihn nicht mit Unrecht genannt hat, wurde am 11. August 1826 auf einer kleinen Farm in Blooming-Grove, in der Grafschaft Orange im Staate New-York, geboren. Sein Elternhaus war äußerst armselig. Sein Vater war ein trunksüchtiger Flickschuster, die Mutter eine sehr religiöse und feinfühlende Frau, die sich mit großer Zärtlichkeit des schwächlichen und ungelehrigen Kindes annahm; sie war übrigens nervös und hellsehend, so daß der junge Davis sowohl väterlicher- als mütterlicherseits erblich belastet und zum Somnambulismus disponiert war. Diese Anlagen wurden nun in hohem Grade dadurch entwickelt, daß das Kind sich stets unter der Aufsicht der abergläubischen und überspannten Mutter befand; seine Phantasie und sein Gefühlsleben erhielten auf solche Weise beständig neue Nahrung, während er sonst so weit zurück war, daß er erst im zehnten Jahre in die Schule gesandt werden konnte. Aber schon nach einem Jahre, ehe er sich die ersten Anfangsgründe angeeignet hatte, hörte der Schulunterricht auf. Er arbeitete nun zuerst in einer Gypsmühle, später bei einem Dorfkrämer, zeigte sich jedoch zu schwächlich und ungeschickt dazu. Eine sehr religiöse Farmerswitwe nahm ihn nun als Schafhirten an. Von ihr wurde er zum eifrigen Studium des Katechismus und zum Kirchenbesuch angehalten, und infolge der hierdurch veranlaßten religiösen Grübeleien bekam er Visionen im somnambulen Zustande. Acht Nächte hintereinander wandelte er im Schlafe umher und verfertigte ein Gemälde vom Garten Eden, wie dieser sich ihm im Schlafe zeigte. Nach mehrfachem Wechsel seines Berufes wurde er wieder Kaufmannslehrling und erhielt nun Gelegenheit, in einer Abendschule den Mängeln seiner Schulbildung abzuhelfen. In dieser Zeit, am Schlusse des Jahres 1843, trat ein großer Wendepunkt in Davis' Leben ein. Er geriet in die Hände eines Magnetiseurs, Mr. Levingston, welcher in dem abnorm veranlagten Knaben ein ausgezeichnetes Medium für seine Experimente fand; unter dieser Behandlung entwickelten

sich die abnormen Anlagen des Knaben äußerst schnell. Im somnambulen Zustande hatte Davis eine Vision nach der andern; besonders viel verkehrte er mit den Geistern Galens und Swedenborgs. Seine Hellseherei erstreckte sich zu dieser Zeit hauptsächlich auf die Behandlung von Kranken; er wurde ein Heilmedium, indem er im somnambulen Zustand die Krankheit der Patienten, sowie Mittel gegen dieselbe angab. Einige Jahre lang zog er nun als Heilmedium mit Mr. Levingston und einem Geistlichen, Mr. Smith, zusammen in Amerika umher; seine vielen Freistunden benutzte er zum eifrigen Studium namentlich medizinischer und naturwissenschaftlicher Schriften, der mystischen Werke Swedenborgs u. s. w.

Im Mai 1845 hatte Davis eine Reihe von Visionen, in welchen ihm „außerordentliche Offenbarungen“ gegeben wurden mit dem Befehle, dieselben zum augenblicklichen und zukünftigen Wohle der Menschheit bekannt zu machen. Er ließ sich nun in New-York nieder und diktierte hier im somnambulen Zustande eine vollständige Natur- und Geisterphilosophie. Diese Arbeit dauerte zwei Jahre, und so entstand Davis' erstes und bedeutendstes Werk: „The principles of nature, her divine relevations, and a voice to mankind“. Die Gedanken, welche in dieser sonderbaren Schrift niedergelegt sind, fanden vielen Widerspruch, verschafften ihm aber auch eine Schar begeisterter Anhänger, welche die neue Philosophie über ganz Amerika verbreiteten.

Davis war nun ein bekannter Mann geworden. Im Jahre 1850 wurde er nach Stratford gerufen, um sein Urteil über die dort vorgefallenen Spukgeschichten abzugeben. Zur Aufklärung derselben schrieb er sein eigentliches spiritistisches Werk: „The philosophy of spiritual intercourse“. Er lebte nun teils davon, daß er umherreiste und Vorlesungen über seine Philosophie hielt, teils davon, daß er Redakteur verschiedener spiritistischer Zeitschriften wurde. Seine Grundgedanken arbeitete er dann weiter in dem Riesenwerk: „The great harmonia“ 1850—60 in sechs großen Bänden aus. Er war dreimal verheiratet und erhielt jedenfalls mit einer seiner Frauen ein nicht unbedeutendes Vermögen. Er schrieb noch verschiedene andere Schriften, eine Autobiographie, „the magic staff“, und verschiedene Bücher über Kindererziehung. 1884 wurde er vom Medizinalkollegium der Vereinigten Staaten zum Doktor der Medizin und Anthropologie ernannt. Ein Jahr darauf zog er sich in ein ruhigeres Leben nach New-Jersey zurück, wo er, so weit mir bekannt ist, jetzt noch lebt.

Von Davis' zahlreichen Schriften wollen wir vorläufig nur die erste betrachten, seine „Principles of nature“. Dieses Buch steht zwar nur in einem entfernteren Verhältnis zu unserem eigentlichen Gegenstande, aber es finden sich hier doch schon die Grundgedanken über den Zustand der Seele nach dem Tode, aus denen Davis später in der „Lehre vom Verkehre mit den Geistern“ nur die Konsequenzen zu ziehen brauchte, um sein spiritistisches System vollständig auszubilden. Durch diesen inneren Zusammenhang zwischen den beiden Büchern ist die Lehre, welche in den „Naturprinzipien“ gepredigt wird, das religiöse und zum Teil das soziale Programm für viele Spiritisten geworden. Die ungeheure Verbreitung des Buches — es erlebte beinahe 40 starke Auflagen in 50 Jahren — zeigt auch, daß es eine hervorragende Rolle in dem geistigen Leben des modernen Amerikas spielt. Jedenfalls ist der weitere Verlauf des Spiritismus ohne die Kenntnis dieses Buches unverständlich.

Davis war höchst unwissend, als er sein Hauptwerk schrieb. Ueberall, wo es sich um positive astronomische, geologische oder historische Kenntnisse handelt, giebt er sich die traurigsten Blößen. Es ist deshalb für einen einigermaßen gebildeten Menschen eine wahre Tortur, sich durch die ersten Teile des Buches hindurchzuarbeiten. Aber der dritte Teil „a voice to mankind“, der die sozialen Verhältnisse unserer Zeit behandelt, fesselt das Interesse, und man fängt an, den Sinn des Werkes zu verstehen: das tiefe Mitleid des Proletarierkindes mit seinen Leidensgenossen, deren unglückliche Lage er aus eigener Erfahrung

nur zu gut kennt, kommt hier zu Worte. Wo Davis diese Verhältnisse behandelt, erhebt er sich zu wirklicher Beredsamkeit.

„Die Armen sind diejenigen, deren Wünsche unerfüllt bleiben. So sind sie elend gemacht, und ihre Existenz bleibt ganz ungewürdigt. Es sind diejenigen, welche allen Druck und alle Leiden des Geschlechts auf sich haben, und infolge ihrer Unwissenheit sind sie gezwungen, in solcher Lage zu bleiben. Sie können nicht mit bewegender Beredsamkeit das Laster und das Elend darstellen, welches unter ihnen herrscht; sie können sich nicht von den Fesseln befreien, welche sie ketten und zur Erde niederziehen. Sie können dem Gefängnisse des Sektentums nicht entrinnen, noch ihre Stimme gegen die vielen unmenschlichen Verfahrungsweisen erheben, welche wider sie eingerichtet sind. Die Armen stehen auf der niedrigsten Stufe in der Gesellschaft und tragen daher durch ihren beständigen Gewerbsfleiß die große Last der Welt, welche auf ihnen ruht. Sie haben keine Mittel, um sich davon loszumachen, noch um für sich selbst fortzuschreiten, weil sich alles ihrem Fortschritt widersetzt und ihr Aufsteigen hemmt . . ." *)

Davis' ganzes Werk scheint nun ausschließlich darauf angelegt zu sein, den Stiefkindern der Gesellschaft den Trost zu bringen, daß ein Fortschritt wirklich möglich, daß Armut kein notwendiges Uebel ist. Aber eine Hauptschwierigkeit begegnet ihm hier: Die herrschende Religion vertritt den entgegengesetzten Standpunkt und behauptet, Armut lasse sich überhaupt nicht ausrotten. Dieser Stein des Anstoßes muß erst entfernt werden, und um dies zu thun, geht Davis mit einer Gründlichkeit zu Werke, die weit mehr germanisch als eigentlich amerikanisch ist. Er schreibt eine vollständige Kosmologie.

Er beginnt sein Buch damit, die Entwicklung der Weltkörper aus dem Urnebel zu schildern, und geht dann dazu über, die geologischen Formationen der Erde und die Entstehung und Entwicklung des Lebens der Pflanzen und der Tiere zu behandeln. Im zweiten Teile beschäftigt er sich mit der Urgeschichte des Menschengeschlechtes, und hier interessiert er sich natürlich besonders für den Ursprung der Religionen und unter diesen wiederum hauptsächlich für die biblischen Lehren, welche sehr sorgfältig durchgenommen werden. Die Bibel kennt Davis offenbar durch und durch, aber die Kaltblütigkeit, mit der er historische „Thatsachen" umformt, wenn es gilt, den mythologischen Charakter der Religionen nachzuweisen, steht gewiß einzig da.

„Der Grund, weshalb ich beeindruckt bin, über die „biblische Geschichte" besonders zu sprechen, ist, weil aus ihrem Vorhandensein in der Welt sich riesige Monumente der Unwissenheit, des Aberglaubens und falscher Auffassung erhoben haben. Aus diesem Grunde habe ich gezeigt, daß einige von ihren Teilen Kompendien oder Auszüge von orientalischer Mythologie — jüdischer, egyptischer und persischer Poesie — und von den Erzeugnissen der glänzendsten Einbildungen unterrichteter Geister sind. Es sind viele edle und erleuchtete Personen in jenen geschriebenen Seiten vorgestellt, deren Kräfte des Denkens und Fähigkeiten der Einbildung gerade die tiefste Achtung und Bewunderung erheischen. Viele darin enthaltene allegorische und symbolische Darstellungen sind außerordentlich schön und lassen sich auf eine höchst glänzende und prächtige Weise erklären. Aber die Welt bekleidet diese Geschichte mit mehr Göttlichkeit, als sie selbst beansprucht, und hüllt so das Ganze in ein Gewand der Düsterheit und des undurchdringlichen Mystizismus oder Geheimnisses, welches dem Urteile Gewalt anthut und die Vermögen des Geistes aus ihrem natürlichen Zustande und der Art und Weise ihrer Thätigkeit verdrängt." *)

*) Wörtlich entnommen aus: A. J. Davis, die Prinzipien der Natur; übersetzt von Gregor Constantin Wittig. 2. Ausg. Leipzig, 1889.

Unter den Dogmen des Christentums sind ihm besonders die Erbsünde, die Versöhnung und die ewige Verdammnis ein Dorn im Auge.

„Die Lehre von der Erbsünde stellt den Menschen sowohl in leiblicher als geistiger Beziehung als ursprünglich rein, als die Blüte der göttlichen Schöpfung dar; sie legt dem Menschen fast alle Eigenschaften eines himmlischen Wesens bei. Während der Mensch so lebte, wurde er Versuchungen so bestrickender Art unterworfen, daß er unfähig war, ihnen zu widerstehen. Wie ungerecht ist es doch, der Gottheit die Schöpfung des Menschen zuzuschreiben und zu glauben, daß Gott den Menschen mit aller Reinheit und Güte ausgerüstet, zu gleicher Zeit ihm aber die Fähigkeit, einer Versuchung zu widerstehen, verweigert habe. Es ist unwürdig, der Gottheit den verderblichen Plan anzudichten, daß der Mensch für alle Zeit und vielleicht auch für die Ewigkeit unglücklich gemacht werden sollte, ein Plan, welcher selbst ungeborene Geschlechter Jahrtausende hindurch umfaßt. Die Erbsünde ist so auf einem großen, aber höchst ungerechten Tadel über die Weisheit und Liebe des Schöpfers begründet."

„Es wird angenommen, daß Christus bestimmt war, ein Mittel zu sein, wodurch der Mensch der ewigen Verdammnis entgehen sollte. Dies ist eine Ansicht, die sich der Theologie der ersten Erdenbewohner sehr nähert. Aber es ist nicht wahr, ja, man kann sagen, es ist kein Funke gesunder Vernunft in der Behauptung, daß Christus gekommen sei, um eine Schuld zu bezahlen, die die Menschheit gemacht habe." „Es ist auch der Mühe wert, zu beachten, daß der Glaube an die ewige Verdammnis dort am umfangreichsten blüht, wo Thorheit, Unwissenheit und Aberglaube herrscht. Nicht weniger beachtenswert ist es, daß dieses schreckliche und ungerechte Dogma in demselben Grade schwindet, in welchem der menschliche Geist vorgefaßte Meinungen verwirft und intelligent wird. Das Dogma ist der Finsternis entsprungen, es erzeugt Finsternis, und es ist an und für sich so außerordentlich finster, daß es sich nicht dem klaren, hellen Lichte nähern kann, das den Thron der erleuchteten Vernunft umgiebt. Die Menschen sind wirklich verleitet worden, an einen Ocean eines ewigen Feuers zu glauben, das durch den Brennstoff verworfener und verdammter Seelen unterhalten wird, deren Leiden die Glorie und Majestät des göttlichen Geistes vermehren sollen! Es wird wirklich gelehrt, daß er den brennenden Abgrund geschaffen habe, und daß von ihm die Feuerpfeile ausgehen, mit denen die Strafe des Allmächtigen den Menschen in eine schreckliche Verdammnis hinabschleudert!"

Im Gegensatze zu dieser düsteren Lehre stellt Davis bessere Zustände fürs andere Leben in Aussicht. In einem großen lyrischen Erguß, eines wahren Propheten würdig, giebt Davis eine Schilderung vom Leben der Geister und deren stetigem Fortschritt in der „anderen Sphäre".

Der Platz erlaubt mir leider nicht, diesen großen Abschnitt vollständig wiederzugeben, und ein Bruchstück würde nur einen schlechten Begriff von dem wirklich erhabenen, prophetischen Tone, den Davis hier anschlägt, geben. Seine Betrachtungen nähern sich sehr denjenigen Swedenborgs, nur mit dem Unterschiede, daß, während Swedenborg noch eine Hölle für die Geister kennt, die nicht vorwärts schreiten wollen, bei Davis kein Stillstand noch Rückgang möglich ist; alle Seelen gehen einer immer größeren Vollkommenheit entgegen.

Es ist begreiflich, daß Davis nicht grade mit sympathischen Augen auf die Geistlichkeit blickt. Aber in seinem Angriffe ist keine Grobheit, er ist immer der humane, überlegene Mann, welcher ihre Verirrungen beklagt und sie nicht ohne Witz behandelt.

„Die Geistlichen sind außerordentlich unglücklich gestellt. Sie verdienen die Sympathieen der ganzen Welt, während ihre Beschäftigung sobald als möglich geändert werden sollte. Ihr Einfluß sollte mehr auf Wahrheit als auf Unwissenheit, mehr auf Wohlwollen als auf Beschränkung, mehr auf Licht als auf Finsternis, mehr auf die Natur als auf ein Buch, und mehr auf Gott als auf den Teufel gerichtet sein, welcher heutigen Tages eine

der wichtigsten Persönlichkeiten ist, ihre wankenden Systeme gegen die Angriffe der natürlichen Moralität und menschlichen Intelligenz zu unterstützen und zu schützen."

So wird der religiöse Abschnitt des Buches durch eine Polemik mit oft treffenden Ausfällen gegen diejenigen Religionen gewürzt, die den größten Teil der Menschheit zu einer unheilbaren Armut auf Erden und zu einem noch traurigeren Zustande nach demselben verdammen.

Im Gegensatze hierzu behauptet Davis, wie wir gesehen haben, für den Einzelnen eine fortschreitende Entwickelung im zukünftigen Leben und ebenso auf Erden einen stetigen Fortschritt zu erträglicheren Zuständen. Wir leben in einem Zustande der Unvollkommenheit; aber so wie die Himmelskörper mit ihren regelmäßigen Bewegungen sich aus einem Chaos entwickelt haben, so wird auch die menschliche Gesellschaft von ungeordneten Zuständen zu geordneteren fortschreiten.

Der Spuk in Hydesville und in Stratford.

Wir kommen nun zu dem Ereignisse, das den eigentlichen Anlaß zur ganzen spiritistischen Bewegung gegeben hat.

In dem kleinen Dorfe Hydesville in der Grafschaft Wayne wurde ein Mann nachts durch Klopfen an seine Thür geweckt. Es war indes niemand da. Kaum hatte er sich aber wieder ins Bett gelegt, als es wiederum klopfte, und dieses wiederholte sich mehrere Male, ohne daß er die Ursache entdecken konnte. Einige Zeit nachher wachte seine kleine Tochter um Mitternacht mit einem Schrei auf und erzählte, eine kalte Hand sei ihr über das Gesicht gefahren. Dann hörte man nichts mehr von der Sache, bis achtzehn Monate später ein angesehener Methodist, Mr. Fox, mit Frau und drei Töchtern in das Haus einzog. Im Februar 1848 fing eines Abends, als die Kinder zu Bett gebracht waren, das eigentümliche Klopfen wiederum an. Eins der Kinder begann aus Spaß mit den Fingern zu knipsen, und das Klopfen erfolgte in demselben Takte. Das Kind rief: „Zähle nun ein, zwei, drei, vier" u. s. w.; vor jeder Zahl klatschte es in die Hände. Das unbekannte Wesen klopfte in derselben Weise. Frau Fox forderte es nun auf, bis zehn zu zählen, worauf zehn Schläge gehört wurden. Sie fragte dann nach dem Alter der Kinder, für jedes einzelne wurde die richtige Anzahl Schläge gegeben. Die Frau fragte dann, ob es ein menschliches Wesen sei, das diesen Lärm mache, aber es kam keine Antwort. Sie fragte dann, ob es ein Geist sei; wenn es der Fall sei, so solle dieses durch zwei Schläge bestätigt werden. Es klopfte zweimal. Sie fragte nun weiter und erfuhr, daß der Geist hier auf Erden Krämer gewesen sei, in demselben Hause gewohnt habe, ermordet und im Keller begraben sei. Bei der Untersuchung fand man später auch wirklich ein Skelett im Keller. Die Sache erregte Aufsehen, die Nachbarn strömten herbei, um das wunderliche Klopfen zu hören, das sich stets in der darauf folgenden Zeit wiederholte; niemand konnte die Ursache entdecken. Die Familie Fox wurde für vom Teufel besessen erklärt und aus der Methodistenkirche ausgestoßen; kurz darauf zog sie nach der Stadt Rochester.

Hier ging das Klopfen wieder los und erregte dasselbe Aufsehen wie früher. Da es nur in Gegenwart der Kinder stattfand, nahm man ganz natürlich an, daß sie in irgend einer Weise den ganzen Lärm verursachten.

Es wurde deshalb ein Komité aus den angesehensten Männern der Stadt eingesetzt, das die Sache untersuchen sollte. Dieses ging sorgfältig zu Werke, es stellte die Kinder barfuß auf Kissen und vergewisserte sich dessen, daß sie keinen Apparat hatten, mit dem sie die Laute hervorrufen konnten. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln hörte man das Klopfen im

Fußboden und in den Wänden; es war aber nicht möglich, die Ursache zu entdecken. Viele Menschen kamen nun des Abends zur Familie Fox, um dies berüchtigte Klopfen zu hören; man sammelte sich gewöhnlich um einen größeren Tisch, und nun schienen die Laute von diesem auszugehen. Auf solche Weise wurde das Tischklopfen und kurz darauf auch die Bewegungen des Tisches, das Tischrücken, entdeckt. Mehrere Personen fanden nun, daß auch in ihrer Nähe solche Laute und Bewegungen entstehen konnten, während dieses bei anderen Leuten niemals geschah; damit war also die besondere Gabe der Mediumität festgestellt.

Es wurden nun erst in Rochester und später in den Nachbarstädten öffentliche Vorträge über diese merkwürdigen Phänomene gehalten. Die Sache wurde dadurch in weiteren Kreisen bekannt; man fing überall an, mit den Tischen zu experimentieren, und in kurzer Zeit verbreitete sich die Bewegung über ganz Amerika und pflanzte sich nach Europa fort. Wie es hier weiter ging, werden wir später betrachten; zunächst wollen wir nur die Verhältnisse in Amerika besprechen. Es dauerte natürlich nicht lange, bis man entdeckte, daß die Geister noch mehr leisten konnten, als bloß mit Tischbeinen klopfen. In den spiritistischen Seancen traten allerlei wunderbare Erscheinungen auf, namentlich wenn man sich im Dunkeln um die Tische versammelte. Gegenstände, die kein Mensch berührte, setzten sich in Bewegung; musikalische Instrumente spielten von selbst ganze Melodieen; die Medien begannen zu sprechen und Mitteilungen von Dingen zu machen, die sie gar nicht wissen konnten — alles Zeichen dafür, daß höhere intelligente Wesen hier thätig waren. Es wird nicht nötig sein, auf diese ersten schwachen Anfänge näher einzugehen, wir werden später die eigentümlichsten mediumistischen Phänomene einzeln durchnehmen, und es wird dann, soweit möglich, die geschichtliche Entwicklung eines jeden genauer besprochen werden. Da alle diese Ereignisse ganz unverständlich waren, reizten sie die Gelehrten zur näheren Untersuchung. Eine solche fand auch statt; der hoch angesehene amerikanische Jurist Edmonds und der Chemiker Prof. Hare nahmen sich der Sache an. Ihre interessantesten Untersuchungen werden später besprochen; hier möge die Thatsache genügen, daß sie sich beide der spiritistischen Lehre als der einzig möglichen Erklärung anschlossen. Gleichzeitig erhoben sich aber auch von verschiedenen Seiten sehr ernste Widersprüche gegen ihre Resultate. Ein amerikanischer Hypnotiseur, Dods, zeigte klar, wie alle Beschreibungen Edmonds' so unbestimmt und unzuverlässig waren, daß man in keiner Weise Garantie dafür hätte, daß die von ihm wahrgenommenen Phänomene nicht auf Betrug von seiten der Medien in Verbindung mit gewissen hypnotischen Phänomenen beruhten. Die amerikanischen Gelehrten hatten also nicht vermocht, die mediumistischen Phänomene über jeden Zweifel zu erheben.

Kaum war das Klopfen in Rochester verstummt, so fingen in einer anderen amerikanischen Stadt, Stratford, einige Spukgeschichten noch ernsterer Art an. Dieses Ereignis interessiert deshalb besonders, weil es Davis, der hinzugerufen wurde, Anlaß gab, die ganze Theorie von der Verbindung

der Geister mit den Menschen, wie sie gegenwärtig, wenn auch mit kleinen Modifikationen, von allen eigentlichen Spiritisten festgehalten wird, auszuarbeiten.

Der Spuk ereignete sich im Hause des Predigers Dr. theol. Phelps; er begann, wie in Hydesville, mit Klopfen und Bewegungen. Außerdem wurden verschiedene Gegenstände in geheimnisvoller Weise in den Stuben umhergeworfen, und selbst als man die Thüren abschloß, hinderte dieses die Gegenstände nicht, sich auf eigene Hand umherzutummeln. Man sah, wie ein Stuhl sich von der Diele erhob und fünf- bis sechsmal mit einer solchen Wucht hinabfiel, daß das ganze Haus erzitterte und selbst die Nachbarn es spürten. Ein großer Metallarmleuchter, der auf einem Kamine stand, wurde von einer unsichtbaren Kraft auf den Fußboden gesetzt und solange gegen denselben geschlagen, bis er zerbrach. In einem der Zimmer zeigten sich Gestalten, aus Kleidern gemacht, die im Hause gesammelt waren; dieselben waren so ausgestopft, daß sie Menschen ähnlich sahen. Am häufigsten knüpften diese Ereignisse sich an die Person des jungen, 11 Jahre alten Harry Phelps. Er wurde auf verschiedene Weise vom Spuk geplagt; bald wurden seine Kleider zerrissen, bald wurde er in den Brunnen geworfen, einmal wurde er sogar gebunden und an einem Baum aufgehängt. Später begannen allerlei Zerstörungen, die Fenster und die Glasgeräte des Hauses wurden zerschlagen; es wurden Blätter aus Dr. Phelps' Notizbüchern, die in einem verschlossenen Sekretär lagen, gerissen; zuletzt brach sogar Feuer in demselben aus, so daß eine Menge Briefe und Manuskripte verbrannten. Nachdem so ein paar Jahre verflossen waren, beschloß man endlich, mit den feindlichen Mächten auf die von der Familie Fox angewiesene Weise zu verhandeln, und die Störungen hörten dann allmählich auf.

Indessen war Davis, wie schon erwähnt, im Hause gewesen und hatte die Dinge mit angesehen. Es war natürlich zu viel verlangt, daß eine somnambule Natur wie Davis, der selbst häufig Verkehr mit den Geistern hatte, ähnliche Ereignisse vernünftig auffassen sollte. Er kam deshalb zu demselben Resultate wie die anderen: Geister trieben ihr Unwesen in Stratford, in Hydesville und überall, wo die Tische klopften. Zur Erklärung dessen, warum und wie die Geister solches thaten, schrieb er seine sehr kuriose „Philosophy of spiritual intercourse". Hier teilt er Verschiedenes von seinen Beobachtungen in Stratford mit, das nicht ohne Bedeutung ist. Zunächst berichtet er, daß der Knabe Harry sehr nervöser Natur war; darauf sagt er: „Die Eltern haben beständig in allen Fällen die Aussagen des Knaben für buchstäblich wahr genommen, aber ich entdeckte, daß er häufig in einer gewissen geistigen Aufregung nicht imstande war, zwischen den Wirkungen, die er selbst hervorrief, und denen, die von einem anwesenden Geiste hervorgerufen wurden, zu unterscheiden." Endlich heißt es: „Die Unglücksfälle, die im Hause vorkamen, habe ich als Beweise für satanische Wirkungen anführen hören, aber ich habe entdeckt, daß einige von ihnen vom Knaben aus Spaß und andere von unverzeihlich boshaften Personen, welche der Familie ganz fremd waren, ausgeführt wurden."

Man kann nicht leugnen, daß etwas von dem Rätselhaften der Sache schon durch diese Aeußerungen schwindet. Es wird sogar recht wahrscheinlich, daß die Phänomene ihren ganzen mystischen Charakter verloren hätten, wenn ein Mann zugegen gewesen wäre, der nicht wie Davis an Geister zu glauben von vornherein geneigt war, sondern etwas von der Vorgeschichte solcher Besessenheit in Europa gekannt hätte.

Davis' spiritistische Lehre.

Als Davis sich von der wachsenden spiritistischen Flut mitreißen ließ, mußte es natürlich ihm, dem berühmten Seher, eingegeben werden, die Theorie des Spiritismus zu schreiben. Sein Buch „vom Verkehr mit den Geistern" ist im höchsten Grade naiv und verrät ebenso wie „die Naturprinzipien" den Mangel des Verfassers an gründlichen historischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen. Er weiß so z. B. gar nicht, daß die Spukgeschichten in Hydesville und Stratford vorher schon hundertfach in Europa vorgekommen waren; ihm ist es etwas ganz Neues.

„Zu allen Zeiten hat es wohl einzelne äußerst schwache, dunkle Anzeichen für unsichtbare geistige Kräfte gegeben; denn manche Individuen, sowie verschiedene Sekten haben vermeintliche Offenbarungen von der unsichtbaren und geheimnisvollen Welt erfahren. Aber niemals früher ist der Menschheit ein so klarer, zusammenhängender und unbestreitbarer Beweis für die Anwesenheit und den Einfluß der Geister gegeben worden als in diesem Jahrhundert. Und der Grund hierzu ist der, daß die Menschen im allgemeinen, mit nur wenigen Ausnahmen, niemals vorher gewagt haben, ihre Vernunft bei den geheimnisvollen und übernatürlichen Begebenheiten anzuwenden. Ein jeder Versuch von seiten eines Geistes, seine wirkliche Existenz und seine Mission zu offenbaren, ist immer mit vernichtender Skepsis oder fanatischem Aberglauben zurückgewiesen worden. . . . . Aber jetzt ist die Zeit gekommen, wo die zwei Welten, die geistige und die natürliche, darauf vorbereitet sind, sich zu begegnen und sich auf dem Boden der geistigen Freiheit und des Fortschrittes zu umarmen."

Die Menschen tragen jedoch nicht allein die Schuld daran, daß eine regelmäßige Verbindung zwischen den zwei Welten bis jetzt nicht hat stattfinden können. Auch die Geister haben ihren Anteil daran, indem sie nun erst die Mittel zu einer solchen Verbindung entdeckt und die Methode in ein System gebracht haben. Dies hat darin seinen Grund, daß alle Geister ursprünglich Menschenseelen sind, die nicht gleich nach dem Tode vollkommen werden.

„Es ist vollständig falsch, wenn viele Personen annehmen, daß die Seelen gleich ein beinahe grenzenloses Wissen erhalten, sobald sie in das neue Leben eintreten. In höheren Sphären schreiten die Geister in Liebe und Weisheit fort, ganz ebenso wie der Mensch in dieser Welt sein Wissen mit wissenschaftlichen und philosophischen Kenntnissen bereichert."

Hierzu kommt noch, daß die Entwicklung der Geister durchgängig einseitig ist; die meisten werden sich gewöhnlich nur in der Richtung ausbilden, wie sie sich hier auf Erden am meisten beschäftigten.

„Viele Geister entwickeln sich weit in der besonderen Wahrheit oder Wissenschaft, für welche sie die größte Sympathie und das größte Interesse empfinden, während sie in anderen Wahrheiten und Wissenschaften verhältnismäßig unaufgeklärt sein können."

Da die Verhältnisse in der Geisterwelt so liegen, so mußte es erst Geister mit bestimmten Interessen geben, und diese Geister mußten gewisse Entdeckungen gemacht haben, ehe eine regelmäßige Verbindung stattfinden konnte. Aber nun ist das Verfahren entdeckt worden, und dieses verdankt man Davis' berühmtem Landsmann Benjamin Franklin, welcher das große „Panthea-Prinzip" oder die Methode der elektrischen Vibrationen fand.

Davis hat die Geschichte aus Franklins eigenem Munde, indem er eine lange Konferenz mit diesem vorgeschrittenen Geiste hatte, der Folgendes erzählte:

„Bei Erforschung der zahlreichen Manifestationen geistiger Gegenwart unter den vielfältigen Sekten und Nationen der Erde bemerkte ich, daß das große allgemeine Prinzip des anomalen Verkehrs von den Geistern, wenn sie sich von Zeit zu Zeit mitteilen, niemals von den Erdbewohnern richtig verstanden worden war. In Uebereinstimmung mit der großen unauslöschlichen Liebe, die ich für wissenschaftliche Untersuchungen und Forschungen fühle, bin ich beständig — mit ruhiger und glühender Freude — von Punkt zu Punkt in dieser Kenntnis fortgeschritten durch Verfolgung der Prinzipien der Panthea oder der Elektrizität bis hinein in ihre unzählbaren Windungen und verschiedenen Modifikationen. Ich habe dieses Elementes mächtige Wirkungen in dem großen Nervensysteme der Natur, seinen Uebergang von Konstellation zu Konstellation, von Planet zu Planet, seine weiten und mächtigen Flüge von den Bewohnern der höheren Zirkel der zweiten Sphäre bis zu der Bevölkerung auf den entferntesten Welten betrachtet; und in allen seinen weiten Flügen und vielfältigen Operationen habe ich Gott erkannt. Diese wundervollen und Seelen absorbierenden Beobachtungen sind auch von Individuen gemacht worden, die in Hinsicht intellektueller Befähigungen und Entdeckungen weit ausgezeichneter sind als ich; obschon diese Geister noch nicht die Anwendung der Pantheaprinzipien als das Mittel der Begründung eines Verkehrs mit den Bewohnern der Erde studiert haben."

In solcher Weise fährt Davis auf jeder Seite fort und wagt diesen verrückten Nonsens seinen Lesern als eine Aeußerung von Franklins Geist zu bieten. Das Ende der Geschichte ist nun, daß Franklin und seine Freunde in der anderen Welt entdecken, wie sie mit Hilfe des Pantheaprinzips oder „des göttlichen Elementes" Gegenstände auf der Erde in Bewegung setzen und so mit den Erdbewohnern in Verbindung treten können. Sie probieren nun an verschiedenen Stellen der Erde, und es glückt ihnen auch, hier und da einige schwache Töne hervorzurufen, „aber vornehmlich in Rochester — wo wir die notwendigen Bedingungen vorfanden — riefen wir die ersten Mitteilungen hervor, welche bis zu einem gewissen Grade die Aufmerksamkeit der Welt beschäftigten und den skeptischen Verstand interessierten. Wir freuten uns über den günstigen Ausfall unserer Experimente, namentlich als wir sahen, daß die von uns hervorgerufenen Töne manche anzogen, welche anfingen, nach ihrem Ursprung und der Veranlassung zu forschen; aber häufige Mißverständnisse konnten wir doch nicht verhindern. Infolge von Erbitterung und Unkenntnis der geistigen Ursachen faßten viele Personen die gegebenen Mitteilungen ganz falsch auf; so sind viele falsche Urteile und Gutachten entstanden, welche bis jetzt nicht berichtigt sind. Auch konnten wir die fast ganz genaue menschliche Nachahmung unserer Vibrationen nicht verhindern, bei denen gelegentlich Sätze buchstabiert wurden — im Widerspruch mit unseren Anweisungen an die Medien und entgegen den Bedingungen, welche wir für eine Verbindung vermittelst Töne als passend angegeben hatten."

Davis muß nun leider einräumen, daß es nicht weit her ist mit den Früchten, welche „der anomale Verkehr vermittelst des Pantheaprinzips" gezeitigt hat. „Es ist wahr, daß alle Mitteilungen, welche bis jetzt durch elektrische Vibrationen erhalten wurden, nicht genügende Bedeutung für einen aufgeklärten Menschen zu haben scheinen. Die Antworten sind ganz vereinzelt und äußerst lakonisch, sie haben sich oftmals als ganz unzuverlässig und sehr häufig ohne alle Bedeutung erwiesen. Die Mitteilungen sind trivial und verraten im Vergleich mit der gewöhnlichen Unterhaltung zwischen Menschen eine so geringe Intelligenz, daß manche ernsten Menschen überhaupt daran zweifeln, daß jemals wertvolle Mitteilungen durch Töne erreicht werden können; aus demselben Grunde erklären die Skeptiker, daß diese Töne aus rein menschlichen Quellen entsprungen seien, und zwar

---

*) Wörtlich entnommen aus: A. J. Davis, die Philosophie des geistigen Verkehrs, übersetzt von Gregor Constantin Wittig. Leipzig. 1884.

mit dem Zweck, um einen Betrug hervorzurufen. Der allgemeine Eindruck ist der, daß die Geisterwelt würdigere und erhabenere Wahrheiten entwickeln müßte."

Den Grund davon, daß das ganze Resultat ein so äußerst kärgliches ist, sucht Davis darin, daß weder die Geister noch die Menschen die neue Entdeckung in rechter Weise zu benutzen verstehen. „Die Geister können den Menschen nicht immer eine Sache von allen Seiten klar machen, namentlich dann nicht, wenn sie sich der unvollkommenen, langwierigen und langweiligen Methode der elektrischen Töne bedienen. Da aber die Geister weder unfehlbar, noch allmächtig, zugleich aber gezwungen sind, sich nach den Bedingungen der neuen Methode zu richten, welche sie nicht ganz beherrschen, so kann man sich nicht immer auf die Anzahl der Klopflaute verlassen, welche diesen oder jenen Satz angeben sollen." Auf solche Weise entstehen oft Mißverständnisse; Selbstwidersprüche der Geister sind auch nicht ausgeschlossen. „Diese Selbstwidersprüche müssen der großen Klasse sympathischer Geister zugeschrieben werden, worunter man Geister versteht, die, obwohl sie von der Erde fort sind, sich doch nicht ganz von den starken Banden und Beziehungen zu den Menschen befreit haben. Infolgedessen werden sie, wenn sie sich einem Kreise von Freunden nähern, die versammelt sind, um mit ihnen in Verbindung zu treten, in dem Grade in den Gedankengang, welcher im Kreise herrscht, hineingezogen, daß sie fast allem beistimmen, was der Fragesteller bejaht haben möchte. Als Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung könnte ich hunderte von Ereignissen anführen, wo die Geister, welche durch Töne Mitteilungen machten, zu einer Zeit etwas gesagt haben, dem sie später auf das bestimmteste widersprochen haben. Es werden theologische Fragen an sie gerichtet; in einer Versammlung und unter gewissen Umständen werden dann Antworten hervorgerufen, welche genau mit den herrschenden Anschauungen dieses Kreises übereinstimmen; aber in einer anderen Versammlung und unter ganz anderen Einflüssen werden die gegebenen Antworten modifiziert, so daß sie mit den Hauptanschauungen des neuen Kreises übereinstimmen."

Das Aergste hierbei ist, wie Davis sagt, der Umstand, daß derartige Mitteilungen im Namen eines Apostels oder eines anderen hohen Geistes gemacht werden. „Aber es ist mir eingegeben, hier die Frage zu beantworten, welche sich dem Leser ganz natürlich aufdrängt, nämlich die, wie es zugehen kann, daß ein entwickelter Geist, wie z. B. St. Paulus, in einem so hohen Grade seine Antworten von den Wünschen der Teilnehmer des Zirkels abhängig macht. Diesen Punkt habe ich sehr genau untersucht, und infolge eines kritischen inneren Rückblicks entdeckt, daß in keinem der erwähnten Zirkel eine Mitteilung vom wirklichen Apostel Paulus noch von irgend jemandem seiner glorreichen Genossen gemacht ist. Dagegen finde ich, daß ein verstorbener Freund oder ein Verwandter von einem oder mehreren der Anwesenden in sympathische Verbindung mit der Versammlung getreten ist und auf ihre Fragen geantwortet hat . . . Und ebenso wie Menschen in der äußeren Welt sich leiten und durch die Umgebungen und den Einfluß einzelner Personen bestimmen lassen können, so giebt es auch in der inneren Welt eine Klasse unentwickelter Geister, welche sich von den positiven Vorstellungen der Menschen beeinflussen lassen, wenn sie sich vermittelst der Töne mit einem Kreise in Verbindung setzten. Diese Geister, welche mehr in göttlicher Liebe als in Weisheit vorgeschritten sind, lassen sich leicht beeinflussen, gerade das zu fühlen, was die Mehrzahl der Personen im Kreise fühlt und denkt." Wenn also in einer Seance gefragt wird, ob dieser oder jener hohe Geist zugegen sei, so antwortet ein solcher sympathischer Geist „ja", indem er sich durch die Wünsche der Anwesenden bestimmen läßt und in Uebereinstimmung mit ihnen antwortet. Auf solche Weise bekommen die Teilnehmer des Kreises alle ihre Anschauungen bestätigt; die Geister reden ihnen geradezu nach dem Munde.

„Nach dem jetzt herrschenden Glauben werden manche denkenden Menschen der Meinung sein, daß es notwendigerweise böse Geister sein müssen, die kommen und sich unter falschem Namen vorstellen und Lehrsätzen und Gedanken beistimmen, von denen sie keine

klare Vorstellung haben, wodurch sie die Leute irreleiten und sich selber widersprechen. Aber es ist mir eingegeben worden, meine Leser zu versichern, daß das ganze Problem sich lösen läßt, ohne die Existenz böser oder auch nur unwissender Geister anzunehmen. Es sind gerade die freundlichen, liebenden und empfänglichen Geister, welche durch den Verkehr mit nachlebenden Verwandten und Freunden sich angezogen fühlen, und welche, durch ihre sympathischen Gefühle verleitet, allem beistimmen, wonach sie gefragt werden."

Davis' Werk enthält noch andere wilde Phantasieen, z. B. von der Befreiung der Seele vom Körper durch den Tod, von der Einrichtung der Geisterwelt, von der „verfeinerten" Elektrizität, wodurch die Geister die Tische in Bewegung bringen u. s. w. Alles dieses sind nur Nebensachen, die ohne Bedeutung für das Verständnis des Spiritismus sind und deshalb hier übergangen werden können.

Die weitere Verbreitung des Spiritismus.

Die Ursachen der Verbreitung des Spiritismus.

Von Amerika pflanzte der Spiritismus sich schnell nach Europa fort und erregte überall das größte Aufsehen. Im Anfang der fünfziger Jahre beschäftigten sich alle mit ihm, und Millionen wurden eifrige Anhänger. Es ist bei näherer Betrachtung eine höchst merkwürdige Erscheinung, der wir gegenüber stehen. Ein recht unwissender, somnambuler Amerikaner und einige Kinder veranlassen eine Bewegung, welche sich nicht allein über das Vaterland „des Humbugs", sondern über die ganze civilisierte Welt ausbreitet. Und die Bewegung verschwindet nicht ebenso schnell, wie sie entstanden ist; vielmehr jetzt, ein halbes Jahrhundert später, ist sie verbreiteter und lebenskräftiger denn je zuvor. Aber selbst, wenn man soweit gehen wollte, den Sieg des Spiritismus anzunehmen, weil er die Wahrheit sei, was ich ganz gewiß nicht glaube, so wäre die Sache dennoch nicht verständlich. Denn der Spiritismus ist keine neue Wahrheit; er existierte völlig entwickelt in seiner ganzen modernen Gestalt schon zu der Zeit, als Davis geboren wurde. Die deutschen Pneumatologen hatten die Lehre klarer, reiner und mit größerer Tiefe und Gründlichkeit dargestellt, als die ungelehrten Amerikaner es vermochten. Weshalb verbreitete der Spiritismus sich denn nicht schon im ersten Viertel des Jahrhunderts, getragen von einer Reihe tüchtiger, hochangesehener Männer? Davis' Lehre von den Geistern, sofern sie über das hinausgeht, was sich in den entsprechenden Büchern von Jung-Stilling, Eschenmayer und Kerner findet, ist eigentlich nur Gallimatthias; warum glückte es ihm und nicht ihnen, die diese angebliche Wahrheit brachten, durchzudringen? Um dieses zu verstehen, müssen wir auf die feinen Unterschiede achten, die sich zwischen dem amerikanischen Spiritismus und der deutschen Pneumatologie finden. Hier fallen nun zwei Abweichungen besonders in die Augen, die auch genügen, um das ganze Phänomen zu erklären. 1) Die Amerikaner haben das Tischrücken

entdeckt — dieses kannten die Deutschen nicht; 2) der amerikanische Spiritismus hat trotz seines falschen wissenschaftlichen Zuschnittes ein hervorragend religiöses Gepräge — die deutsche Pneumatologie aber war trotz des engen Anschlusses an das Christentum ein philosophisches System. In jenen beiden Thatsachen liegt unzweifelhaft das Geheimnis der Ausbreitung des Spiritismus, und wir wollen deshalb jede derselben etwas näher betrachten.

Das Tischrücken ist nachweislich die Veranlassung gewesen, daß der Spiritismus überhaupt in weiteren Kreisen bekannt wurde. Die sonderbare Behauptung, daß ein Tisch sich dadurch in Bewegung setzen soll, daß ein Kreis von Menschen sich um ihn setzt und die Hände ruhig auf demselben liegen läßt, mußte notwendigerweise Aufsehen erregen. Das war etwas, was alle untersuchen konnten, weil der einzige notwendige Apparat, ein Tisch, sich überall vorfand. Es ist eine bekannte Thatsache, derer sich manche von den jetzt Lebenden noch erinnern werden, daß in den ersten Jahren nach 1850 eine wahre Tischtanzepidemie in ganz Europa wütete. Tische zum Tanzen zu bringen, war damals geradezu ein Gesellschaftsspiel, das alle probieren wollten, und erst als alle sich davon überzeugt hatten, daß es sich ohne Schwierigkeit machen ließ, schlief das Interesse dafür ein. Natürlich wurde nicht ein jeder, der sich mit Tischrücken amüsierte, ein gläubiger Spiritist. In Zeitungen und Broschüren gaben Gelehrte mehr oder weniger richtige Erklärungen des Phänomens ab; Karikaturzeichner machten sich in Flugblättern darüber lustig. Aber gerade das Tischrücken, wieviel man auch darüber spottete, und wie sehr man es karikierte, trug offenbar dazu bei, daß man sich über die Lehre, mit der es aufs engste zusammenhing, Aufschluß verschaffte. So hat das Tischrücken unzweifelhaft das bewirkt, daß der Spiritismus überhaupt bekannt wurde.

Indes ist es doch noch ein großer Unterschied, eine Lehre zu kennen und sie anzunehmen. Daß der Spiritismus aber Anhänger fand, hat seinen Grund im zweiten der genannten Umstände, in seinem religiösen Charakter.

Nach der Auffassung der Spiritisten selbst, die auf jeder zweiten Seite ihrer Zeitschriften ausgesprochen wird, rührt der Fortschritt des Spiritismus hauptsächlich davon her, daß er ein berechtigter und lebendiger Protest gegen den naturwissenschaftlichen Materialismus ist, der bis jetzt all unser Denken beherrscht hat, dessen die Menschen aber müde sind. Diese Behauptung ist ebenso oberflächlich als verkehrt, wie das meiste, was auf spiritistischer Seite vorgebracht wird. Zunächst existiert schon seit langer Zeit ein naturwissenschaftlicher Materialismus nicht mehr. In der Mitte des Jahrhunderts flackerten die materialistischen Ideen wohl für eine kurze Zeit auf, indem sie von Männern wie Vogt, Moleschott und Büchner verteidigt wurden, aber diese Glanzperiode erinnert mehr an das Aufflackern einer Flamme vor ihrem Erlöschen. Schon 1857 zeigte F. A. Lange in seiner: „Geschichte des Materialismus“ so gründlich die völlige Unhaltbarkeit des krassen Mate-

rialismus, daß dieser seit der Zeit nicht wieder durchgedrungen ist und fürs erste auch kaum wieder durchdringen wird. Ein Gelehrter, welcher heutigen Tages behaupten wollte, daß das Dasein sich nur durch die Materie und deren Kräfte erklären ließe, würde damit nur beweisen, daß ihm die elementarsten philosophischen Begriffe fehlen. So weit mir bekannt, hat der Materialismus im letzten Menschenalter auch keinen Repräsentanten gehabt, dessen Namen einen Klang in der wissenschaftlichen Welt hätte. Die Behauptung, daß die materialistischen Ideen längere Zeit hindurch die alleinherrschenden gewesen seien, ist also vollständig aus der Luft gegriffen; folglich ist es auch eine ganz unhaltbare Behauptung, daß die Leute derselben müde geworden seien und deshalb Rettung im Spiritismus gesucht haben. Der philosophische Streit um den Materialismus in der Mitte des Jahrhunderts erregte unzweifelhaft auch außerhalb der wissenschaftlichen Kreise Aufsehen; aber die ganze Bewegung war von so kurzer Dauer, daß sie keine Spuren im Bewußtsein des Volkes zurückließ. Büchners „Kraft und Stoff“, die populärste materialistische Schrift, ist längst vergessen und wird wohl höchstens noch von Philosophen gelesen. Die Erklärung der Spiritisten rücksichtlich des Erfolgs, den sie unstreitig gehabt haben, ist demnach so oberflächlich und unhaltbar, daß sie eben ganz sinnlos wird, wenn man sie isoliert für sich ins Auge faßt. Man muß sie aber, um sie zu begreifen, im Zusammenhang mit der Unmenge von Hohn- und Scheltworten betrachten, womit die Spiritisten die Naturforscher überschütten, weil diese sich durchweg der spiritistischen Lehre gegenüber ablehnend verhalten. In diesem Lichte besehen, wird der Ausdruck „naturwissenschaftlicher Materialismus“ nur zu einem Schimpfwort wie so viele andere Ausdrücke; man darf ihn nicht im streng philosophischen Sinne nehmen, sondern er bedeutet nur: die Wissenschaft, die für die Geister keinen Raum hat. Das ist natürlich vom Standpunkte eines Spiritisten aus das Aergste, was es giebt, wenn man für seine Geister keinen Gebrauch hat.

Wir lassen nun gern die vielleicht gutgemeinten, aber nicht glücklichen Angriffe der Spiritisten liegen und untersuchen die Bedeutung des religiösen Charakters des Spiritismus. Im Vorhergehenden haben wir schon gesehen, daß der Kern in Davis' Lehre folgender ist: „Der Gegensatz zwischen Gut und Böse existiert nicht; man kann nur von mehr oder weniger Vollkommenem reden. Das Unvollkommene wird sich entwickeln und allmählich vollkommen werden. Folglich giebt es auch keine bösen Geister; alle, selbst die niedrigsten, werden zuletzt vollkommen, selig werden.“ Oder kurz und gut: eine ewige Verdammnis giebt es nicht. Wir werden im Folgenden sehen, daß dieser Satz der Hauptpunkt des französischen Spiritismus ist, wie Allan Kardec ihn auf dem Boden des Katholizismus entwickelt hat. Die Lehre Kardecs von der Reïnkarnation geht gerade darauf hinaus, die Möglichkeit, daß alle Geister selig werden können, zu beweisen. Es ist unzweifelhaft kein

Zufall, wenn zwei Männer, die auf so verschiedener religiösen Grundlage stehen wie Davis und Kardec, zu demselben Resultat kommen. In Wirklichkeit haben beide eben die Lehre von der ewigen Verdammnis angreifen wollen: hierauf sind ihre Systeme von vornherein angelegt. Damit ist der bedeutende Fortschritt des Spiritismus auch leicht verständlich. Für die große Masse des Volkes ist derselbe schlechthin eine Religion wie jede andere, und man wirft sich ihm in die Arme, um sich von einem Dogma der Kirche loszureißen, das mit der humanen Vorstellung unserer Zeit von Rechtfertigung und Vergeltung nicht harmoniert. Deshalb wird der Spiritismus auch in Zukunft immer wieder Anhänger finden und Fortschritte machen.

Indes behaupte ich keineswegs, daß ausschließlich religiöse Interessen den Fortschritt des Spiritismus bewirkt haben. Die vielen merkwürdigen Phänomene, welche in Gegenwart der Medien hervortraten, haben wohl auch dazu beigetragen, daß Leute, die keine andere Erklärung für dieselben finden konnten, ihre Zuflucht zum Glauben an Geister nahmen. Daß die Thatsachen selbst die Leute überzeugt haben sollten, ist sicher in weit geringerem Umfange anzunehmen, als man gewöhnlich glaubt; denn diese „Thatsachen“ sind äußerst selten. Unter tausend Spiritisten hat wohl kaum einer mit eigenen Augen etwas gesehen, was ihn von dem Mitwirken der Geister wirklich hätte überzeugen können, wenn er nicht von vornherein den Glauben daran mitgebracht hätte. Was in den privaten spiritistischen Kreisen sich ereignet, ist gewöhnlich so unbedeutend, daß kein vernünftiger Mensch dadurch zu der Annahme bewogen werden kann, Geister hätten ihre Hand dabei im Spiele. Man muß eben von vornherein den Glauben daran haben, um eine Bekräftigung desselben durch die Ereignisse in den privaten Seancen zu finden. Ein solcher Glaube kann natürlich dadurch entstehen — und ist in manchen Fällen auch so entstanden, — daß man Berichte über weit merkwürdigere Phänomene als die selbsterlebten liest. Wenn diese sonderbaren Phänomene — nach der Behauptung der Beobachter — nur als das Wirken von Geistern erklärt werden können, so ist damit also gegeben, daß Geister in die Menschenwelt eingreifen. Natürlich liegt es dann auch sehr nahe, das Mitwirken der Geister auch bei weniger merkwürdigen Ereignissen anzunehmen.

Es unterliegt, wie gesagt, keinem Zweifel, daß viele auf diesem Wege gläubige Spiritisten geworden sind. Aber dies erklärt den Fortschritt des Spiritismus nicht genügend; denn viele Männer der Wissenschaft haben im Laufe der Zeit die mediumistischen Phänomene untersucht und ihre Richtigkeit eingeräumt, aber mit Ausnahme von Wallace und vielleicht Zöllner hat sich doch keiner, der von irgend welcher Bedeutung ist, dem Spiritismus angeschlossen. Sie sind vielmehr Okkultisten, d. h. sie nehmen an, daß die Phänomene durch irgend eine bis jetzt noch unbekannte, „okkulte“ Naturwirkung zustande kommen. Eine große Schar von Gelehrten ist sich in dieser Erklärung einig gewesen;

wir werden später auf sie und ihre Versuche zurückkommen. Warum wollen die Spiritisten nun eine solche natürlichere Erklärung nicht annehmen? Warum sollen die lieben Geister alles machen? Mit einem Worte: Warum räumt der Spiritismus nicht dem Okkultismus den Platz ein?

Die Antwort wird jedem einleuchtend sein, der nicht selber Spiritist ist. Der Widerstand gegen die natürliche Erklärung kann nur durch religiöses Interesse diktiert sein. Man hält den Glauben an die Geister deswegen fest, weil nur die Geister zuverlässige Aufklärungen über das zukünftige Leben geben können. Man sollte doch meinen, daß es den Spiritisten ganz gleichgültig sein müßte, wie die Wissenschaft die mediumistischen Phänomene erklärt, wenn sie deren Existenz nur einräumt. Aber das ist ihnen nun einmal nicht gleichgültig. Einem Menschen, der aus Büchern wenig gelernt hat, fällt es nicht ein, einem Physiker zu widersprechen, wenn dieser die Bewegungen des Pendels erklärt; er räumt ruhig ein, daß der Physiker das besser verstehe. Aber derselbe Mensch wehrt sich mit Händen und Füßen gegen jede natürliche Erklärung der viel schwierigeren mediumistischen Phänomene. Warum räumt er nicht ein, daß Psychologen und Physiologen das besser verstehen müssen als er? Hier ist nur eine Erklärung möglich: weil es ihm vor allem darum zu thun ist, eine Garantie für die Richtigkeit der sogenannten Geistermitteilungen zu bekommen. Diese Garantie hat er aber nicht, wenn er nicht länger glauben darf, daß sie wirklich von Geistern herrühren.

Also: der Glaube der meisten Menschen an den Spiritismus ist rein religiöser Natur. Wer das Bedürfnis hat, selbständig zu denken, sich aber nicht vollständig vom Autoritätsglauben irgend einer Art loszureißen vermag, findet im Spiritismus eine mächtige Stütze. Von den Geistern wird er immer solche religiösen Sätze diktiert bekommen, welche seinem religiösen Bedürfnisse entsprechen; dadurch hat er einen doppelten Vorteil erreicht: er hat die Religion gefunden, deren er bedarf, und diese Religion ist ihm auf übernatürlichem Wege, durch Offenbarungen, garantiert. Deshalb gewinnt der Spiritismus immer mehr Boden und hat eine Zukunft für sich.

Ich werde jetzt in kurzen Zügen die Entwicklung des Spiritismus in Europa schildern und dabei Gelegenheit finden, verschiedene Einzelheiten, die vorläufig als bloße Behauptungen hingestellt sind, näher zu beleuchten. Wir betrachten zuerst besonders den französischen Spiritismus, sodann den allgemeinen Entwicklungsgang in Europa und schließen mit einer detaillierteren Behandlung der populär-spiritistischen Seancen.

Der französische Spiritismus.

Frankreich war das Land Europas, in welchem der Spiritismus zuerst Anhang und Verbreitung fand. Schon 1849 bildeten sich hier auf Veranlassung einer aus Amerika heimgekehrten Dame verschiedene spiritistische

Zirkel, die sich um Tische versammelten und vermittelst dieser Mitteilungen von Geistern erhielten. In Frankreich erschien auch 1851 die älteste spiritistische Zeitschrift: „La table parlante“. Schon der Titel zeigt uns, daß das Tischrücken unter allen mediumistischen Phänomenen das bekannteste war und die Aufmerksamkeit am meisten auf den Spiritismus hinleitete. Ungefähr um dieselbe Zeit, im Anfange der fünfziger Jahre, entstand außerdem eine reiche Litteratur von spiritistischen Spezialwerken, welche sowohl die Geister, als auch die Medien und das Tischrücken teils vom praktischen, teils vom theoretischen Gesichtspunkte aus betrachteten. Es ist unmöglich, auf dieselben und ihre Verfasser näher einzugehen. Die meisten sind längst vergessen und von dem Manne verdrängt, der als der eigentliche Schöpfer des französischen Spiritismus zu bezeichnen ist, Rivail, genannt Allan Kardec. Er hat übrigens vielfach das benutzt, was sich in den Schriften seiner Vorgänger an brauchbarem Material vorfand, so daß wir also durch Betrachtung seiner Wirksamkeit einen Ueberblick über den damaligen Standpunkt des Spiritismus in Frankreich erhalten.

Hippolyte Denisard Rivail ist 1804 in Lyon geboren und bei dem berühmten Pädagogen Pestalozzi erzogen worden. Später studierte er Jura, Medizin und Sprachen; mit Ausnahme der russischen soll er alle europäischen Sprachen gekannt haben. 1850 trat er in einen spiritistischen Zirkel ein, der mit einem der besten Medien, Celina Japhet, arbeitete. Rivail überzeugte sich bald davon, daß Celina wirklich mit Geistern in Verbindung stand, und er legte ihr nun eine ganze Reihe von Fragen in Bezug auf die Geister und Geisterwelt vor. Diese beantwortete sie im somnambulen Zustande teils durch Schreiben, teils durch inspirierte Reden. Alles, was er so durch Celina und eine andere Somnambule, Frau Bodin, erfuhr, stellte er in seinem berühmten Werke: „Livre des Esprits“, Paris 1858, zusammen. Da Rivail, schon bevor er Spiritist wurde, ein eifriger Anhänger des Glaubens an Präexistenz und Seelenwanderung war, so ist es nicht zu verwundern, daß die Mitteilungen der Geister diese Lehre in allem bestätigten, so daß dieselbe einen Kernpunkt im „Buch der Geister“ bildet. Dieses wurde unter dem Schriftstellernamen Allan Kardec herausgegeben, da Rivail nach Aussage der Geister in einer früheren Existenz so geheißen hatte.

„Das Buch der Geister“ ist eine Art Bibel für alle Spiritisten in den romanischen Ländern geworden. Es behandelt alle möglichen Fragen über Gott und über die Menschenseele, sowohl in dem Zustand, wo sie an den Körper gebunden ist, als auch in dem, wo sie von demselben frei, also Geist, ist. Die Grundsätze dieser ganzen Lehre hat Kardec in einem kleinen Buche zusammengestellt: „Qu'est-ce-que le spiritisme?“, Paris 1859. Einige herausgegriffene Zitate genügen, um die Punkte hervorzuheben, welche für uns das meiste Interesse haben. Vor allem betrachten wir die religiöse Seite seiner Lehre.

„Wenn es möglich wäre, alle vernünftigen Menschen, von ihren innersten Gedanken geleitet, über die ewige Strafe abstimmen zu lassen, so würde man bald sehen, nach welcher Seite hin die meisten sich neigen. Denn die Vorstellung von der ewigen Strafe ist offenbar eine Verleugnung der unerschöpflichen Barmherzigkeit Gottes. Der Spiritismus kann auch die Entstehung dieses Glaubens erklären. Wir treffen bisweilen leidende und unglückliche Geister, welche infolge der Beschränktheit ihrer Begriffe und ihres Wissens den Zeitpunkt nicht kennen, wo ihre Qualen aufhören sollen. Sie sind durch die Ueberzeugung niedergeschlagen, daß dieselben ewig dauern werden, und darin besteht zum Teil ihre Strafe. Uebrigens existiert keine bestimmte Grenze für die Strafzeit der niederen Geister. Der

Weg zur Besserung steht ihnen stets offen, aber der Weg kann weit sein, und da sie, wie wir zu sehen Gelegenheit gehabt haben, oft mehrere Jahrhunderte lang auf solche Weise gepeinigt werden, so haben sie Grund zu glauben, daß sie ewig leiden sollen.

Der Spiritismus erkennt keine Teufel in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes an, räumt aber wohl ein, daß es böse Geister giebt, die viel Böses anrichten, dadurch, daß sie schlechte Begierden und Gedanken erwecken. Der Spiritismus lehrt jedoch zugleich, daß diese Geister nicht nur dazu geschaffen sind, um Böses zu thun, oder bestimmt sind, bis in Ewigkeit der Macht des Bösen unterworfen zu sein — der Ausschuß der Schöpfung und die Henker der Menschheit —, sondern daß sie unvollkommene und für das Gute unzugängliche Geister sind, deren Besserung Gott der Zukunft überlassen hat. Hiermit stimmt die Annahme der griechisch-katholischen Kirche überein, daß der Teufel zuletzt bekehrt werden wird, woraus sich die Bekehrung der bösen Geister ergiebt und die Lehre von der ewigen Strafe verworfen ist."

Als den Weg, auf dem alle Geister zuletzt selig werden, nimmt Kardec die **Wiedergeburt** an. Seine Lehre unterscheidet sich jedoch dadurch von den Vorstellungen des Altertums über die Seelenwanderung, daß er bestimmt daran festhält, die Menschenseele könne nur in einem menschlichen Körper wieder Wohnung nehmen, während das Altertum sich auch Tiere als zeitweiligen Aufenthaltsort dachte. Die Kardecsche Lehre kann kurz in folgenden Sätzen wiedergegeben werden:

„Die Geister werden reiner und edler durch die Prüfungen, denen sie im irdischen Leben unterworfen sind. Da dieses Leben aber im Verhältnis zu der unbegrenzten Dauer des geistigen Lebens nur ein Augenblick ist, so würde **ein** Dasein in diesem Leben unmöglich zur vollständigen Läuterung des Geistes genügen; deswegen tritt dieser so oft aus dem irdischen Leben und wieder ins irdische Leben zurück, als es zur Erreichung dieses Zweckes notwendig ist. Wie oft ein jeder Geist dieses irdische Dasein durchmachen muß, ist unbestimmt. Der Geist, der alle zu seiner Reinigung notwendigen Wiedergeburten durchgemacht hat, ist keiner mehr unterworfen. Er ist dann ein reiner Geist und genießt die höchste Seligkeit des ewigen Lebens. Bei jeder Reïnkarnation schreitet der Geist fort an Kenntnissen und Erfahrungen, die seine Veredlung befördern. Die Wiedergeburt ist also die Hand, die ihm gereicht wird, damit er allmählich in der Veredlung wachsen kann. Das, was der Geist im irdischen Dasein sich an Kenntnissen und Sittlichkeit erworben hat, geht nie wieder verloren."

Nach diesen Proben von Kardecs Spiritismus unterliegt es keinem Zweifel, daß die ganze Lehre wesentlich aus religiösem Interesse entsprungen ist. Außerdem hat sie die vorzügliche Eigenschaft, zugleich die verschiedenen mediumistischen Phänomene erklären zu können. Diese Seite des Spiritismus behandelt Kardec in seinem zweiten Hauptwerke: „Le livre des médiums", Paris 1861. In dem recht umfangreichen Werke ist eine Darstellung aller mediumistischen Phänomene gegeben, die man zu jener Zeit kannte. Am interessantesten erscheint mir der Abschnitt, der von den verschiedenen Arten

der Medien handelt. Es ist gewiß der älteste Versuch einer Klassifikation derselben. Ein großer Logiker war Kardec offenbar nicht.

Seine Einteilung der Medien wird nach zwei verschiedenen Gesichtspunkten durchgeführt, die er aber durcheinander wirft, indem er bald auf den Zustand der Medien, bald auf ihre Leistungen Rücksicht nimmt. Wir erhalten dabei folgende Klassen: die physikalischen Medien, die Laute und Bewegungen lebloser Gegenstände hervorrufen; die sensitiven Medien, die die Gegenwart der Geister empfinden; die hörenden, welche die Geister hören, und die sehenden, die sie sehen. Die redenden Medien sind die, durch deren Vermittelung die Geister auf dem Wege des Wortes sich kundgeben, die schreibenden heißen die, mit deren Hilfe die Geister schriftliche Mitteilungen machen. Dann hat man noch somnambule Medien, die nur im somnambulen Zustande wirken können, und heilende Medien, welche die Diagnosen und Verordnungen der Geister in Krankheitsfällen mitteilen.

Das Sonderbarste an der ganzen Einteilung ist der Umstand, daß Kardec nirgendswo, so weit ich sehen kann, zu erklären versucht, warum ein Medium im allgemeinen nur einer dieser Klassen angehört. Man sollte doch glauben, daß ein schreibendes Medium, mit dessen Hilfe die Geister einen Bleistift in Bewegung setzen können, auch andere leblose Gegenstände bewegen könnte, folglich auch ein physikalisches Medium wäre; aber dies ist keineswegs der Fall. — Was die Medien ferner eigentlich ausrichten sollen, ist auch nicht klar. Der deutschen Pneumatologie hat Kardec nämlich den Satz entlehnt, daß die Geister eine halb materielle Hülle haben, den Nervengeist oder Perisprit, wie er ihn nennt. Im leiblichen Leben verbindet der Perisprit den Geist mit dem Leibe, im Tode aber folgt der Perisprit dem Geiste, und dadurch wird dieser fähig, sich dem Medium sichtbar oder hörbar zu machen und auf den irdischen Stoff einzuwirken. Wenn aber ein Geist durch den Perisprit auf einen Gegenstand, z. B. einen Tisch, in dessen Nähe das Medium sich gar nicht befindet, einwirken kann, warum braucht das Medium dann überhaupt zugegen zu sein? Das ist ein vollständiges Rätsel. Kardec hat offenbar recht, wenn er behauptet, daß der Spiritismus eine unvollkommene Wissenschaft sei, denn es bedarf wahrlich noch vieler experimenteller Untersuchungen und theoretischer Erwägungen, bevor nur im großen und ganzen etwas mehr Klarheit in die Sache kommt.

Der Spiritismus im übrigen Europa.

Wie in Frankreich erregte der Spiritismus auch im übrigen Europa gleich bei seinem Auftreten großes Aufsehen. Ueberall, namentlich aber in Deutschland, schrieb man eine ganze Reihe Bücher über die merkwürdigen Phänomene, besonders über das allgemeinste und das bekannteste, das Klopfen und Reden der Tische. Aber keiner der vielen Verfasser, die sich mit dem Spiritismus beschäftigten, hat ihn so allseitig behandelt und hat eine solche Bedeutung erlangt, wie Allan Kardec. Wir können deshalb ruhig diese zahl-

reichen, ganz oder teilweise vergessenen Autoren übergehen. Die Bewegung hat sich übrigens in den meisten Ländern offenbar bald wieder verloren, mit Ausnahme von England. Wahrscheinlich haben private spiritistische Kreise hier und da existiert, wo man sich regelmäßig um Tische versammelte, um sich an einem Zusammensein mit den lieben Toten zu erfreuen. Aber ein bedeutenderes Medium, das die Aufmerksamkeit in weiteren Kreisen erregt hätte, scheint in den ersten zwanzig Jahren nach dem Hervortreten des Spiritismus außerhalb Englands nicht dagewesen zu sein.

In England dagegen blieb das Interesse für den Spiritismus frischer, wahrscheinlich infolge der näheren Verbindung mit Amerika. Beide Schwestern Fox, deren Namen unauslöschlich mit der Geschichte des modernen Spiritismus verknüpft sind, heirateten Engländer, nnd da sie ihre mediumistischen Eigenschaften viele Jahre hindurch bewahrten, so genügte ihr Aufenthalt in England allein schon, um die Bewegung hier andauern zu lassen. Da sich nun die Medien im allgemeinen in solchen Kreisen entwickeln, in denen man sich mit spiritistischen Versuchen beschäftigt, so ist es ganz natürlich, daß allmählich immer mehr gute Medien auf englischem Boden auftauchten. Zuletzt häuften die Thatsachen sich doch so an, daß Gelehrte sich gezwungen sahen, die Sache näher zu untersuchen; von diesem Zeitpunkte an, d. h. von ungefähr 1870, kann man den modernen Okkultismus datieren. Aber schon vor dieser Zeit war ein bekannter, hervorragender Gelehrter, der Naturforscher Alfred Russel Wallace, für den Spiritismus gewonnen worden. Er gab 1866 ein kleineres Buch: „The Scientific Aspect of the Supernatural“, heraus, in welchem er unter anderem seine eigenen Erfahrungen mitteilt. Da es nun interessant ist, zu sehen, was gute Medien in der damaligen Zeit leisten konnten, und was dazu gehörte, um eine skeptische Natur wie Wallace zu überzeugen, führe ich einige seiner merkwürdigsten Beobachtungen an.

In seinem eigenen Familienkreise konnte Wallace nichts weiter als Bewegungen und Klopflaute an Tischen hervorrufen. Er sagt ausdrücklich, daß die Erscheinungen keine Fortschritte gemacht hätten; er schließt daraus, daß seitens der Teilnehmer kein Betrug verübt worden sei, denn es wäre undenkbar, daß gebildete Menschen sich damit amüsieren könnten, immer wieder eine so erbärmliche und nichtssagende Betrügerei auszuüben. Hierin muß man ihm sicher recht geben. Das Tischrücken und die Klopflaute erfordern keine „Kunst“, um zustande zu kommen, und wäre ein Betrug mit im Spiele gewesen, so hätten sich wohl merkwürdigere Phänomene eingestellt. Da Wallace mit dem nun nicht zufrieden war, was er unter solchen Umständen, wo der Betrug ausgeschlossen war, zu sehen bekam, so fing er im September 1865 mit Besuchen bei einem bekannten Medium, Mrs. Marshall in London, an. Hier war die Möglichkeit eines Betruges wohl so wenig wie möglich ausgeschlossen, und so erlebte er denn auch hier eine Menge Wunder. Wir wollen einige derselben betrachten.

Die gewöhnliche Art und Weise, wie eine Geistesmitteilung bei Mrs. Marshall gegeben wurde, war folgende: Derjenige, welcher Mitteilungen wünschte, zeigte der Reihe nach auf die Buchstaben eines gedruckten Alphabets. Klopflaute gaben dann die Buch-

staben an, welche die Antwort bildeten. Auf diese Weise konnten Namen oder ganze Sätze schnell zusammenbuchstabiert werden. Wallace erzählt nun, daß er einmal von seiner Schwester und einer Dame, die niemals früher bei Mrs. Marshall gewesen waren, begleitet wurde. „Die Dame wünschte, daß der Name eines verstorbenen Verwandten ihnen vorbuchstabiert werde, und sie zeigte in gewohnter Weise auf die Buchstaben des Alphabets, während ich (Wallace) die Buchstaben niederschrieb, die durch Klopfen angegeben wurden. Die ersten Buchstaben waren y, r, n. „Das ist dummes Zeug," sagte die Dame, „es ist am besten, wir fangen von vorne an." In demselben Augenblick kam ein e, und da ich zu verstehen glaubte, was es bedeutete, sagte ich: „Wollen Sie nicht fortfahren, ich verstehe es." Das Ganze wurde nun so vorbuchstabiert: y r n e h k c o c f f e j. Die Dame konnte jedoch die Namen noch nicht verstehen, bis ich sie in folgender Weise niedergeschrieben hatte: yrneh kcocffej, was wirklich der Name des Verstorbenen, Henry Jeffcock, nur von hinten gelesen, war.

Bei einer anderen Gelegenheit war ich von einem Freunde vom Lande begleitet, welcher dem Medium ganz fremd war, und dessen Name gar nicht genannt wurde. Nachdem wir eine angebliche Mitteilung von seinem verstorbenen Sohne bekommen hatten, wurde ein Stück Papier unter den Tisch gelegt, und wenige Minuten nachher fanden wir den Namen des Mannes auf demselben geschrieben. Bei diesen Experimenten befand sich sicherlich keine Maschinerie unter dem Tische, und es bleibt deshalb nur die Frage übrig, ob es dem Medium möglich war, die Stiefel auszuziehen, Papier und Bleistift mit den Zehen zu fassen, einen Namen, den es erst erraten mußte, zu schreiben und dann endlich die Stiefel wieder anzuziehen, ohne die Hände vom Tische zu nehmen oder irgendwie seine Anstrengungen zu verraten?"

Nachdem Wallace so durch Mrs. Marshall in die Phänomene des höheren Spiritismus eingeweiht worden war, suchte er in seinem eigenen Bekanntenkreise ein Medium zu finden, das etwas mehr als Klopflaute hervorrufen konnte. Es glückte ihm auch wirklich, ein weibliches Medium zu bekommen, in dessen Gegenwart verschiedene physikalische Phänomene erzielt wurden. Eins derselben, welches er häufig zu beobachten Gelegenheit hatte, beschreibt er auf folgende Weise: „Wir standen um einen kleinen Arbeitstisch, dessen Platte ungefähr 20 Zoll im Durchmesser betrug, und wir legten alle unsere Hände in der Nähe des Mittelpunktes dicht zusammen. Nach kurzer Zeit schwankt der Tisch von der einen Seite zur anderen, und gleichsam, als wolle er das Gleichgewicht erlangen, hebt er sich 6—12 Zoll senkrecht hoch und hält sich oft so fünfzehn bis zwanzig Sekunden in der Luft. Während dieser Zeit können eine oder zwei Personen aus der Gesellschaft auf denselben schlagen oder drücken, da er einer bedeutenden Kraft widersteht. Den ersten Eindruck, den man erhält, ist natürlich der, daß jemand den Tisch mit dem Fuße hebt. Um diesem Einwand entgegen zu treten .... konstruierte ich einen Cylinder von spanischem Rohre und Stangen, mit Leinen überzogen. Der Tisch wurde in diesen Cylinder wie in einen Brunnen gestellt, und da der Cylinder ungefähr 18 Zoll hoch war, hielt er die Füße und die Kleider der Damen vollständig vom Tische ab. Dieser Apparat hinderte nun in keiner Weise die Bewegungen des Tisches nach oben, und da die Hände des Mediums stets von allen Anwesenden gesehen werden konnten, weil sie auf der Tischplatte ruhten, so leuchtet ein, daß die eine oder andere neue und unbekannte Kraft hier wirksam sein mußte."

Während dieser letzte Satz zunächst darauf hindeuten könnte, daß Wallace auf einem okkultistischen Standpunkt stand, indem er eine unbekannte Kraft als Ursache der Phänomene annahm, so hat er sich doch später entschieden dem Spiritismus angeschlossen. 1874 ließ er sich in Gegenwart des Mediums Mrs. Guppy vom Photographen Hudson mehrere Male photographieren. Auf den Bildern zeigten sich zugleich mehr oder weniger deutliche Bilder seiner vor vielen Jahren verstorbenen Mutter. Er sah selbst alle Platten während des Entwickelns, und jedesmal trat die fremde Gestalt in dem Augenblick her-

vor, wo der Entwickler über die Platte gegossen wurde, während sein eignes Bild erst ungefähr zwanzig Sekunden später sichtbar wurde. Es konnte also keinem Zweifel unterliegen, daß es wirklich Geister giebt, welche imstande sind, ins irdische Dasein einzugreifen und auf die Materie einzuwirken.

Einen ähnlichen Standpunkt nahm auch der bekannte deutsche Astrophysiker Zöllner ein; dieser stellte zur Erklärung der spiritistischen Phänomene eine Theorie von „vierdimensionalen intelligenten Wesen", welche die eigentliche Ursache der mediumistischen Erscheinungen sein sollten, auf. Zöllner nähert sich hier offenbar dem Spiritismus, insofern er annimmt, daß intelligente Wesen, welche keine Menschen sind, bei den Phänomenen mitwirken, aber er unterscheidet sich auf der anderen Seite wiederum von dem krassen populären Spiritismus dadurch, daß er diese Wesen als „vierdimensionale" charakterisiert. Dieser Zusatz zeigt, daß Zöllner seinen Ausgangspunkt von den mathematischen Betrachtungen über die Dimensionen des Raumes genommen hat; es ist auch bekannt, daß er sich viel mit diesem Zweige der Mathematik beschäftigte, ehe er mit spiritistischen Versuchen anfing. Die Theorie von den vierdimensionalen Wesen ist eine zwar höchst phantastische, aber unzweifelhaft richtige Konsequenz gewisser mathematischer Konstruktionen. Und Zöllner zog diese Konsequenz, um die spiritistischen Phänomene auf eine natürliche Weise zu erklären. Wenn es nämlich Wesen giebt, die den Raum nach vier Dimensionen anzuschauen vermögen, so können sie, wie Zöllner zeigt, alle spiritistischen Phänomene hervorrufen und zwar dadurch, daß sie nur durch die vierte Dimension des Raumes ohne Anwendung anderer Naturkräfte als die, welche man bis jetzt kennt, wirken.

Zöllners Grundgedanke ist also der, die spiritistischen Phänomene auf natürliche Weise zu erklären; da dies aber gerade das Hauptstreben der Okkultisten ist, so ist er insofern also Okkultist. Aber er unterscheidet sich von anderen Okkultisten dadurch, daß er einen sehr gewagten Versuch macht, gewisse mathematische Abstraktionen in die Wirklichkeit zu übertragen. Die anderen Okkultisten ziehen den natürlicheren Ausweg vor, eine Naturkraft anzunehmen, deren Wirkungen ab und zu in den mediumistischen Phänomenen hervortreten, deren Gesetze wir aber bis jetzt noch nicht kennen. Es leuchtet aber ein, daß Zöllners Hypothese, mag sie nun glücklicher oder unglücklicher sein als die anderen bisher versuchten Erklärungen, doch in die Reihe der okkultistischen Forschungen gehört. Wir wollen uns daher hier nicht weiter mit Zöllner aufhalten, ich werde später am rechten Orte seine Theorieen und seine zahlreichen Experimente, die sie zu bestätigen schienen, ausführlich besprechen.

Die volkstümlichen spiritistischen Sitzungen.

Hervorragende Medien sind sehr selten. Wenn man eine der größeren spiritistischen Zeitschriften durchsieht, so findet man, daß in dem halben Jahrhundert, welches seit dem Entstehen des modernen Spiritismus verflossen ist,

kaum zwanzig Medien dagewesen sind, die ein solches Aufsehen erregt haben, daß ihre Namen in weiteren Kreisen bekannt geworden sind. Etwas größer würde die Anzahl der guten Medien wohl werden, wenn man alle diejenigen mitrechnete, die nie öffentlich aufgetreten sind, sondern nur in privaten Kreisen gewirkt haben. Aber die Leistungen dieser Privatmedien sind natürlich nur von verhältnismäßig wenigen beobachtet worden, nur von Freunden und Bekannten, die gerade Zutritt zum Kreise hatten. Man darf deshalb ganz gewiß behaupten, daß nur ein verschwindend kleiner Bruchteil der vielen Millionen, die sich dem Spiritismus angeschlossen haben, die merkwürdigeren mediumistischen Prästationen selbst gesehen hat.

Andererseits ist es eine Thatsache, daß sich tausende von spiritistischen Kreisen auf der ganzen Erde finden, die regelmäßig ein- oder zweimal in der Woche Sitzungen abhalten. Was findet nun in diesen Sitzungen statt? Da gute Medien äußerst selten sind, ein gutes Medium aber eine notwendige Bedingung für gute Resultate ist, so können auch keine besonders wunderbaren Begebenheiten bei diesen zahlreichen Sitzungen stattfinden. Andererseits hat es aber offenbar ein großes Interesse zu wissen, womit man sich in diesen Versammlungen beschäftigt; denn bei einer Untersuchung über diese Frage kommen wir zur Klarheit über mehrere wesentliche Punkte. Zunächst erfahren wir, womit der gewöhnliche Spiritist zufrieden sein muß, welche Phänomene er aus eigener Erfahrung kennt, und welche dazu dienen, seinen Glauben an Geister zu stärken. Sodann können wir die Phänomene, die infolge der bei den meisten Menschen vorkommenden mediumistischen Gaben auftreten, scharf von den weit selteneren Erscheinungen, die eine besondere Entwicklung der Mediumität voraussetzen, trennen. Eine solche Sonderung ist augenscheinlich von der größten Bedeutung, wenn man erkennen will, was den mediumistischen Phänomenen in letzter Instanz zu Grunde liegt.

Genau darüber Rechenschaft abzulegen, was in den gewöhnlichen spiritistischen Sitzungen überhaupt vor sich gehen mag, ist der Natur der Sache nach so gut wie ausgeschlossen. Da es alle möglichen Entwicklungsstufen bei den Medien giebt, und da jedes Medium seine „hellen Augenblicke“ haben kann, in denen es mehr als gewöhnlich leistet, so kann man keine scharfen Grenzen ziehen. Ich hebe dieses ausdrücklich hervor, damit dieser oder jener Spiritist mir nicht den Vorwurf macht, daß ich Phänomene nicht mitaufgeführt habe, die er bei irgend einer Gelegenheit vielleicht gesehen hat oder — sich einbildet gesehen zu haben. In der folgenden Schilderung der gewöhnlichen Sitzungen bespreche ich nur das, was meiner Meinung nach als das Durchschnittliche, als das Normale betrachtet werden muß. Eine eingehende Benutzung der spiritistischen Litteratur und eine mehrjährige Teilnahme an solchen Sitzungen ist die Grundlage, auf der ich meine Auffassung aufbaue. Um die Uebersicht der Phänomene zu erleichtern, teile ich sie in

drei Gruppen: die physikalischen, die physikalisch-intellektuellen und die rein intellektuellen Erscheinungen.

Die physikalischen Phänomene. In den Sitzungen, in denen man die Geister durch Tische sich bemerkbar machen läßt, werden Mitteilungen gewöhnlich durch eine Reihe wilder und planloser Bewegungen der Tische eingeleitet. Dieselben drehen und bewegen sich oft mit so großer Eile über den Fußboden, daß die Teilnehmer nur mit Mühe folgen können. Wenn die Bewegung erst in Gang gekommen ist, können ein oder zwei Teilnehmer dieselbe leicht unterhalten, und selbst ein einzelnes Medium ist unter diesen Umständen imstande, Kräfte zu entwickeln, die, wie man glauben sollte, weit über die eines Menschen hinausgehen. So kann ein einzelnes weibliches Medium scheinbar ohne Anstrengung den Tisch in Bewegung halten, selbst dann, wenn ein erwachsener, kräftig gebauter Mann sich darauf setzt. Ich habe selber mehrmals ein Gewicht von fünf Kilo mitten auf einen kleinen, runden Tisch gesetzt, der von zwei weiblichen Medien in lebhafter Bewegung gehalten wurde; wenige Sekunden nachher wurde das Gewicht wie eine Rakete weit hin in die Stube geschleudert. Dieses „Tischrücken" infolge Berührung der Hände der Teilnehmer ist, soweit ich es zu beurteilen vermag, das einzige physikalische Phänomen, welches unter gewöhnlichen Verhältnissen vorkommt. Wie wir früher gesehen haben, war es auch das einzige, welches Wallace hervorbringen konnte, ehe er ein besonderes entwickeltes Medium zur Mitwirkung fand. Ob in den gewöhnlichen Seancen Bewegungen von Tischen oder anderen Gegenständen ohne Berührung vorkommen, lasse ich dahingestellt sein. Es wird allerdings oft behauptet, daß dieses stattgefunden hat, aber ich habe meine guten Gründe, es zu bezweifeln. Ich habe nämlich zu wiederholten Malen stundenlang mit recht guten Medien gesessen und nach allen Regeln der Kunst versucht, einen Gegenstand, über dem wir die Hände hielten, in Bewegung zu setzen; aber wir konnten nicht einmal ein Streichhölzchen dazu bringen, sich auch nur um den Bruchteil eines Millimeters fortzubewegen. Als es ein einziges Mal geschah, daß die Medien glaubten, der Tisch bewege sich schwach ohne Berührung, zeigte sich leider bei näherer Untersuchung, daß einige Finger mit ihm noch in Berührung waren. Man kann daher sicher behaupten, daß es einer bedeutenden Entwicklung des Mediums bedarf, wenn dieses selbständige Bewegungen lebloser Dinge hervorbringen soll.

Die physikalisch-intellektuellen Phänomene. Wenn der Tisch des Umherfahrens müde geworden ist, dann beginnen wohl die „Klopflaute", durch welche die Geister sich bemerkbar machen. Ihre Mitteilungen können auf viele verschiedene Weisen gemacht werden. Eine dieser Methoden ist bereits früher erwähnt worden; sie besteht darin, daß ein Teilnehmer der Reihe nach auf die Buchstaben des Alphabets zeigt; die Klopflaute geben dann die Buchstaben an, aus welchen die Mitteilung zusammengesetzt wird. Bei der ältesten,

aber beschwerlicheren Methode brauchte man keinen weiteren Apparat als den Tisch, welcher durch die Anzahl der Schläge die Stelle des Buchstabens im Alphabet direkt angab. So bedeutet ein Schlag a, zwei Schläge b u. s. w. Soll eine Frage mit „nein“ oder „ja“ beantwortet werden, so bedeutet ein Schlag nein, drei Schläge ja, zwei Schläge dagegen, daß die Antwort unbestimmt sei.

Eine häufig angewandte Modifikation des Tisches ist die Planchette. Dies ist eigentlich weiter nichts als ein kleines, dreibeiniges Tischchen mit einer Platte, so groß wie ein paar Hände. Die Beine sind nur einige Zoll lang, zwei sind mit Rollen und das dritte ist mit einem Bleistift versehen. Setzt man diesen kleinen Tisch auf einen Bogen Papier und legt die Hände auf ihn, so wird er sich nach Verlauf von kurzer Zeit zu bewegen anfangen, und der Bleistift zeichnet den Gang der Bewegung auf dem Papier ab. Unter den Händen der meisten Menschen kommt freilich im Anfange nur ein Gewirr von Strichen zustande, aber durch einige Uebung wird die natürliche Mediumität doch so entwickelt, daß Buchstaben, Worte und zuletzt ganze Sätze geschrieben werden. Auf solche Weise können Antworten auf gestellte Fragen erfolgen, und sehr oft weiß das Medium selbst nicht, was seine Hände geschrieben haben. Der gewöhnliche Charakter dieser Mitteilungen soll gleich betrachtet werden.

Die rein intellektuellen Phänomene unterscheiden sich nur dadurch von den zuletzt erwähnten, daß sie keinen besonderen physikalischen Apparat erfordern. Die Phänomene bestehen entweder in Schrift oder Rede, wonach die Medien in Schreib- oder Sprechmedien geteilt werden. Die Schreibmedien bedürfen natürlich eines Schreibgerätes, z. B. eines Bleistiftes, damit die Geister sich vermittelst desselben verständlich machen können; sie nehmen dies Gerät zwar in die Hand, haben aber sonst kein besonderes Hilfsmittel — dadurch unterscheiden sich ihre Prästationen von den physikalisch-intellektuellen. Daß unter diesen Umständen eine bedeutend größere Entwicklung der Mediumität erforderlich ist, um unbewußte Schrift hervorzubringen, davon kann man sich leicht überzeugen. Nur wenige Menschen sind imstande, die Planchette längere Zeit ruhig zu halten, wenn sie die Hände auf ihr ruhen lassen; ein Bleistift dagegen beginnt gewöhnlich nicht zu schreiben, wenn man ihn ruhig in der Hand hält. Dieser Unterschied beruht darauf, daß ein bedeutender Reibungswiderstand überwunden werden muß, wenn eine Hand über ein Stück Papier hingleiten soll; bei den Rollen der Planchette ist der Widerstand dagegen so gering, daß selbst die leiseste Erschütterung den Apparat in Bewegung setzt. Die eigentlichen Schreib- und Sprechmedien sind gewöhnlich, wenn auch nicht immer, in einem eigentümlichen ekstatischen Zustande, „Trance“. Dieser Zustand ist lange nicht so häufig bei den Medien, welche durch Tischklopfen und ähnliche physikalische Phänomene Mitteilungen machen; daraus folgt, daß zu letzteren eine geringere Entwicklung der Mediumität erforderlich ist. Man sieht es

nämlich gerne als ein Zeichen einer hohen Entwicklung eines Mediums an, wenn es während der Sitzungen in den Trancezustand verfällt. Aber nachdem ich verschiedene mehr oder weniger entwickelte Medien gesehen habe, bin ich zu der Ansicht gekommen, daß Trance keineswegs ein scharf begrenzter Zustand ist. Es finden sich vielmehr alle möglichen Abstufungen desselben, und namentlich die niedrigsten Grade sind oft am schwersten zu konstatieren. Indes ist es sicher, daß die eigentlichen Schreib- und Sprechmedien gewöhnlich deutlichere Zeichen eines Trancezustandes darbieten, als die erwähnten physikalischen Medien. Die Bedeutung dieser Verschiedenheit soll im letzten Teil dieses Werkes näher dargelegt werden.

Wir betrachten jetzt den gewöhnlichen Charakter der Mitteilungen, welche auf die eine oder andere Weise zustande kommen, sei es durch Tischklopfen oder durch die Planchette, durch Schrift oder Rede. In jedem Falle unterscheide ich scharf zwischen dem, was ich gesehen habe, und dem, was gewöhnlich berichtet wird. Während nämlich die spiritistischen Zeitschriften voll sind von Berichten über „Geistermitteilungen", die nur durch das Eingreifen höherer Mächte erklärt werden können, wenn sie überhaupt wahr sind, so bin ich so unglücklich gewesen, niemals Derartiges zu erleben. In meiner Gegenwart sind niemals deutliche Antworten auf eine Frage gegeben worden, wenn nicht wenigstens einer der Mitwirkenden diese selber zu beantworten vermochte. Auch haben die Leistungen der Medien niemals die Kenntnisse oder Bildungsstufen derselben überschritten. Gleichwohl können recht merkwürdige Dinge geschehen; ich werde eine Reihe von Beispielen verschiedener Art anführen.

Längere Zeit hindurch experimentierte ich mit drei weiblichen Medien, zwei finnischen und einer deutschen Dame, Frau G. Letztere reiste ab. Die beiden finnischen Damen setzten sich in der folgenden Sitzung an die Planchette und fragten: „Denkt Frau G. an uns?" Die Antwort lautete: „infidele", mit großen, deutlichen Buchstaben geschrieben. Diese Antwort erregte große Verstimmung bei den Medien, welche weiter fragten: „Warum ist sie untreu?" Antwort: „amour et autre amitie". Jetzt griff ich ein und fragte: „Warum sprichst du französisch?", und die Antwort lautete: „Paris". Als ich das Wort vorlas, brachen die Medien in die Worte aus: „Ach ja! jetzt ungefähr muß Frau G. in Paris angekommen sein." Keine von ihnen hatte vorher daran gedacht — jedenfalls behaupteten sie es, und ich sehe es auch für wahrscheinlich an. Denn selbst, wenn sie daran gedacht hatten, war das doch kein Grund, die Antworten auf französisch zu geben; ihre eigne oder Frau G.'s Muttersprache hätte doch näher gelegen, und die beiden Damen sprachen und schrieben alle drei Sprachen fließend.

Fig. 16.

Ein männliches Medium, welches sich lebhaft für Politik interessierte, stellte in einer Sitzung am 20. März 1893, als er nebst einer der oben erwähnten Medien an der Planchette saß, die Frage: „Bekommen wir in diesem Jahr ein Finanzgesetz?" Die Antwort ist in natürlicher Größe in nebenstehender Figur wiedergegeben. Es sei dem Leser überlassen, zu entscheiden, ob es ein „ja" oder „nei"*) bedeutet. In genialer Zweideutigkeit scheint dies graphische Kunststück den berühmten griechischen Orakelsprüchen nicht nachzustehen.

*) dänisch; = nein.

Man braucht nicht lange mit Medien, die verschiedenen Klassen der Gesellschaft angehören, zu arbeiten, um zu entdecken, daß derselbe Unterschied, welcher sich in ihrem täglichen Leben zeigt, sich auch in ihren mediumistischen Leistungen verrät.

Fig. 17.

Ich führe einige Beispiele aus meiner eignen Erfahrung an. In einem größeren spiritistischen Kreise, welcher sich ausschließlich aus Mitgliedern des ärmeren Bürgerstandes zusammensetzte, wirkten zwei ausgezeichnete weibliche Medien. An den Sitzungen nahmen sowohl Frauen als Männer teil, aber eines der bedeutendsten Mitglieder des Kreises kam immer allein; seine Frau war nämlich der Ansicht, daß die Mitteilungen der

Geister gewöhnlich Unsinn seien, weshalb sie nicht mehr daran teilnehmen wollte. Diese Auffassung, die unleugbar ihrem gesunden Menschenverstande alle Ehre machte, reizte natürlich die Geister, die durch verschiedene Medien lange Reden und Schriftstücke an ihren Mann richteten, damit er sie auf bessere Gedanken brächte. Bei einer Gelegenheit, bei der ich zugegen war, wurde eines der Medien von einem Geiste V. ergriffen, der sich als die Tochter des erwähnten Ehepaares ausgab; unter Einfluß dieses Geistes hielt das Medium erst eine lange Rede an den Mann und schrieb darauf einen Brief an die Mutter. Dieser Brief gelangte allerdings niemals in die Hände derselben, da ich ihn zu mir nahm. Er füllt zwei Folioseiten aus, von welchen die erste hier in halber Größe photographisch wiedergegeben ist (vrgl. Fig. 17). Der Brief wurde in einem fast dunklen Zimmer geschrieben, außerdem hielt das Medium noch die Augen geschlossen; dasselbe war in einem so tiefen Trance, daß es nicht merkte, wie ich ab und zu ein Blatt Papier zwischen seine Augen und den Bogen, auf dem es schrieb, schob. Es ist also ganz natürlich, daß die Linien des Schreibens ineinander übergehen, und daß häufig überflüssige Buchstaben vorkommen u. s. w. Der Wortlaut des Briefes ist folgender:

„Min dyrebare Moder. Jeg er saa enderlig glad ved Fader, og Moder du maa for Aalt ikke tro at at Aanderne ikke altid er saa oprigtig, men min Dyrebare Moder jeg taler ikke hos C . . . taler jeg ikke hjos, men pröv dem rigtig. Min kjäre Moder jeg vil gjärne tale med dig for der er mange ting, som jeg har at tale med dig. en Venlig hilsen fra din kjäre lille V. . . . til min kjäre Moder. Farvel for i Dag.“

(„Meine teure Mutter. Ich bin so unendlich froh über Vater; und Mutter, du mußt keineswegs glauben, daß die Geister nicht immer so aufrichtig sind, aber meine teure Mutter, ich spreche nicht bei C. . . . spreche ich nicht, aber prüfe sie richtig. Meine liebe Mutter, ich wollte gerne mir Dir reden, denn es sind so viele Dinge, von denen ich mit Dir zu reden habe. Einen freundlichen Gruß von deiner lieben kleinen V. . . . an meine liebe Mutter. Adieu für heute.“)

Man muß zugeben, daß dieser Brief weder der Form noch dem Inhalte nach über die Leistungen einer einfachen Bürgersfrau hinausgeht.

In derselben Sitzung erhielt ich weitere Beweise dafür, daß die Kenntnisse und der Bildungsgrad des Mediums für dessen Leistungen maßgebend sind. Ein Medium redete häufig, wie man mir im voraus erzählt hatte, „mit Zungen“. Damit bezeichnen die Spiritisten das Phänomen, daß das Medium eine Sprache redet, die es oftmals selbst nicht versteht und jedenfalls im normalen Zustande nicht reden kann.

Man hat eine ganze Reihe Berichte über derartige Fälle; einer der interessantesten ist ausführlich von dem amerikanischen Richter Edmonds geschildert, dessen Tochter Laura ein Medium war. Außer ihrer Muttersprache konnte sie nur französisch; nichtsdestoweniger verstand und sprach sie einmal in einer Sitzung mit einem Herrn Evangelides aus Griechenland neugriechisch, und der Grieche versicherte, daß ihre Sprache korrekt wäre. Ich war natürlich gespannt darauf, etwas Aehnliches zu erleben, aber ich wurde in meinen Erwartungen bitter getäuscht. Das redende Medium wurde allerdings vom Geiste eines kürzlich verstorbenen schwedischen Predigers, der lange Predigten durch den Mund desselben hielt, ergriffen; bei der ganzen Vorstellung aber wunderte mich nur eins, nämlich, wie schnell der schwedische Geistliche im anderen Leben seine Muttersprache vergessen hatte. Seine Sprache war einfach nach dem nicht unbekannten Rezepte gemacht: wenn man das e am Schlusse eines dänischen Wortes mit a vertauscht, so wird es schwedisch. Selbst die gewöhnlichsten schwedischen Ausdrücke hatte der Prediger vergessen; noch schlimmer aber war es, daß die Aussprache der einzelnen schwedischen Wörter, die er gebrauchte, falsch war. So kam

z. B. das Wort „genom“ mehrere Male vor, aber es wurde stets mit dem dänischen g statt je gesprochen. Kurz, die ganze Leistung machte den Eindruck, daß das Medium einmal eine abgerissene Ecke einer schwedischen Zeitung gesehen hatte und nun im Trancezustande einige Brocken reproduzierte, ohne eine Ahnung von der richtigen Aussprache des Schwedischen zu haben.

Nach solchen Erfahrungen ist man nicht sehr geneigt, an die Geschichte von Miß Laura Edmonds und ihrem korrekten Neugriechisch zu glauben, vorausgesetzt, daß sie wirklich nie etwas von der Sprache gelernt hat.

Es steht dem gewiß nichts im Wege, daß ein Medium in Trance Dinge mitteilt, deren es sich nicht bewußt ist, oder Sprachen redet, die es im normalen Zustande nicht beherrscht. Aber die Bedingung dazu ist doch unzweifelhaft die, daß das Medium die Sprache früher gekannt oder über die Sache, von der es redet, Bescheid gewußt hat. Das Ganze kann vollständig vergessen sein; aber bei einer gegebenen Veranlassung taucht es dann im Trancezustand wieder auf. Die Spiritisten behaupten allerdings, daß mitunter auch Mitteilungen über Dinge, von denen das Medium niemals etwas gewußt hat und nie hat wissen können, gegeben werden. Indes ist es nicht leicht zu beweisen, daß ein Mensch von einem bestimmten Gegenstand niemals etwas hat reden hören; man giebt sich eben äußerst selten die Mühe, zu untersuchen, ob das Mitgeteilte nicht doch vielleicht innerhalb der Wissensgrenze des Mediums gelegen hat. Wenn eine solche Untersuchung einmal ausnahmsweise stattfindet, so kommt man gewöhnlich zu einem anderen Resultate.

Als Beispiele hierfür können einige recht merkwürdige mediumistische Mitteilungen angeführt werden, die der bekannte russische Spiritist, Staatsrat Aksákow, in mehreren Privatsitzungen erhielt. Die Medien waren nahe Verwandte von ihm. Aksákow, offenbar ein sehr gewissenhafter und energischer Mann, kam zuletzt zu dem Resultate, daß seine Medien die betreffenden Aussprüche wahrscheinlich in einem Buche gelesen und bald wieder vergessen hatten. Ich referiere hier kurz eine dieser Begebenheiten.

In einer von Aksákows Sitzungen buchstabierte der Psychograph die Worte: „EMEK HABACChA“. Auf Befragen, was dies bedeute, antwortete derselbe, daß es „Thal der Thränen“ bedeute und Hebräisch sei. Weiter wurde mitgeteilt, daß es ein bekanntes Motto sei, welches von einem portugiesisch-jüdischen Arzte Namens Sardovy gebraucht worden sei. Später erklärte der Psychograph jedoch, der Name sei nicht richtig, der Mann heiße B. Cardosio.

Aksákow untersuchte nun die Sache und fand, daß das Wort in der That hebräisch ist, „Thal der Thränen“ bedeutet und nur einmal im alten Testament, Ps. 84, V. 7 vorkommt. Ueber Cardosio jedoch konnte er nur in Erfahrung bringen, daß es einen portugiesischen Arzt Namens Fernando Cardoso gegeben hätte, der zum Judentum übergetreten wäre. Aber Aksákow konnte in keinem ihm zur Verfügung stehenden Werke darüber Aufklärung finden, ob dieser Mann jemals das hebräische Zitat angewandt hatte. Er gab seine Untersuchungen jedoch nicht auf, sondern durchforschte einige Jahre später die verschiedenen Werke des Cardoso im British Museum; sie waren voll von hebräischen Zitaten, aber das betreffende Wort konnte er nicht finden. Es blieb deshalb ein Rätsel, wie die Medien zu dem hebräischen Wort gekommen waren, und warum sie es mit dem den meisten Menschen gewiß unbekannten Cardoso in Verbindung gebracht hatten. Erst einige Jahre später fand Aksákow die Lösung des Rätsels; er las nämlich in einer kleinen

deutschen Sammlung von Sinnsprüchen und Devisen die Worte: „EMEK HABBAChA — das Thal der Thränen" als ein Motto, gebraucht vom portugiesisch-jüdischen Arzt B. Cardosio. Es war also klar, daß die Medien den unrichtig geschriebenen Namen und das Motto hier entlehnt hatten. Beim weiteren Nachsuchen im Buche fand Aksákow, daß mehrere der merkwürdigen Mitteilungen in fremden Sprachen, die ihm in seinen Sitzungen gemacht worden waren, derselben Quelle entstammten. Das Buch war einige Monate vor jenen Seancen erschienen; es war daher mehr als wahrscheinlich, daß ein Medium flüchtig in demselben gelesen hatte; dabei waren einige Zitate im Gedächtnis hängen geblieben und später mediumistisch wiedergegeben worden.

Würden alle Spiritisten ebenso sorgfältige Untersuchungen darüber anstellen, woher das Wissen der Medien stammt, so würde eine große Zahl der spiritistischen Wunder bald verschwinden und der Weg für eine streng wissenschaftliche Erklärung dieser Phänomene geebnet sein. Aber eben deshalb hüten die Spiritisten sich wohl davor, die mediumistischen Mitteilungen allzu genau bei Licht zu besehen.

Die dialektische Gesellschaft.

1869 war ein wichtiges Jahr für die Geschichte des Spiritismus. In diesem Jahre trat das erste wissenschaftliche Komité mit der besonderen Aufgabe, die spiritistischen Phänomene zu untersuchen, zusammen. Da dasselbe nach achtzehnmonatlicher Arbeit eine Erklärung abgab, die jedenfalls stark für die Wirklichkeit einiger mediumistischer Phänomene sprach, so schien die Sache damit eine wissenschaftliche Anerkennung gefunden zu haben, wie die Gutachten einzelner amerikanischer Gelehrter ihr nie hatten verschaffen können. Die Spiritisten triumphierten, obgleich der Bericht des Komités keineswegs so günstig für die spiritistische Theorie lautete. Derselbe räumt zwar die Wirklichkeit der Phänomene ein, ist aber geneigt, sie als Wirkungen einer bis jetzt unbekannten Naturkraft anzusehen. Diese Auffassung, die gewöhnlich mit dem Namen Okkultismus bezeichnet wird, trat in den folgenden Jahren in stets schärferen Gegensatz zum eigentlichen Spiritismus; sie fand Anklang und weitere Ausbildung bei verschiedenen Gelehrten. Aber der Keim zu den verschiedenen Theorien dieser Männer liegt doch im Bericht der dialektischen Gesellschaft; man muß daher den modernen Okkultismus von der Abfassung desselben an datieren. Wir wollen nun sehen, wie dies Komité zustande kam, und wie es arbeitete.

Im Frühjahr 1867 hatte sich in London ein Verein unter dem Namen „die dialektische Gesellschaft" gebildet. Er stellte es sich vor allem zur Aufgabe, seinen Mitgliedern Gelegenheit zu einem völlig freien und ungebundenen Gedankenaustausch über solche Themata zu geben, über die im täglichen Leben nicht leicht diskutiert wird.

Im Programm der Gesellschaft heißt es hierüber:

„Die bürgerliche Gesellschaft hat im allgemeinen noch nicht einen so fortgeschrittenen Standpunkt erreicht, daß sie dem Einzelnen gestattet, seine ehrliche und wohlüberlegte Anschauung auszusprechen, ohne daß er sich mehr oder weniger strenge Strafgerichte zuzieht. Die Wirkung hiervon ist die, daß die Menschen sich davor scheuen, solche Meinungen auszusprechen, die, wenn sie unrichtig sind, korrigiert, wenn sie richtig sind, aber angenommen werden müssen. In der dialektischen Gesellschaft zu London sollen deshalb niemandem wegen seiner Ansichten Vorwürfe gemacht werden, vielmehr soll jeder sogar ermuntert werden, über seine Anschauungen den Kollegen gegenüber vollständige Rechenschaft abzulegen."

Die Gesellschaft bestand aus angesehenen Gelehrten, Aerzten, Juristen, Ingenieuren und Männern in hervorragenden praktischen Stellungen; der Vorsitzende war der berühmte Forscher Sir John Lubbock. In Uebereinstimmung mit dem Programm diskutierte man frei über allerlei unpopuläre Themata, und so kam auch einmal im Januar 1869 die Rede auf den Spiritismus. In der folgenden Sitzung am 26. Januar ging man vom Reden zum Handeln über und wählte ein Komité mit dem Auftrage, teils durch eigene Versuche, teils durch Verhör glaubwürdiger Zeugen und durch Sammeln von Berichten sich darüber klar zu werden, wie weit die spiritistischen Phänomene wahr seien oder nicht. Dieses Komité bestand aus stark dreißig Mitgliedern. Es teilte sich in verschiedene Unterkomités, von denen jedes seine eigene Aufgabe erhielt. Anderthalb Jahre nachher, am 20. Juli 1870, erstattete das Komité seinen Bericht mit dem Wunsche, daß derselbe auf Kosten der Gesellschaft gedruckt werden möge. Die Gesellschaft verweigerte dieses jedoch, weil die im Berichte gesammelten Zeugnisse und Erklärungen der untersuchten Phänomene so viele Widersprüche enthielten, daß man, streng genommen, weder aus noch ein wußte. Das Komité veröffentlichte nun den Bericht auf seine eigene Verantwortung; derselbe bildet einen dicken Oktavband.

In diesem großen Buche haben die Berichte der experimentierenden Unterkomités über ihre Versuche, sowie die Schlüsse, die daraus gezogen werden, das größte Interesse. Diese Schlüsse stellt das Komité selber in folgenden sechs Punkten zusammen.

„Die Berichte der verschiedenen Unterkomités ergänzen sich gegenseitig und scheinen uns nachstehende Sätze zu begründen:

1. Es können Töne sehr verschiedenen Charakters entstehen, welche von Möbeln, vom Fußboden und von den Wänden auszugehen scheinen, und die Schwingungen, welche sie begleiten, können oft deutlich wahrgenommen werden. Diese Töne können nicht von irgend einer Muskelthätigkeit oder von mechanischen Erfindungen herrühren.

2. Schwere Körper können in Bewegung gesetzt werden ohne mechanische Kunstgriffe irgend welcher Art und ohne entsprechende Anstrengung der Muskelkraft von seiten der Anwesenden, häufig zugleich auch ohne jede Berührung oder Verbindung mit irgend einer Person.

3. Die erwähnten Töne und Bewegungen finden oft zu der Zeit oder in einer solchen Weise statt, wie die anwesenden Personen es gewünscht haben; außerdem können sie Fragen beantworten oder zusammenhängende Mitteilungen durch eine Reihe von Zeichen zusammenbuchstabieren.

4. Die auf diese Weise erhaltenen Antworten oder Mitteilungen sind zum größten Teil ganz sinnlos; bisweilen werden aber auch Thatsachen, die nur einem der Anwesenden bekannt sind, mitgeteilt.

5. Die Umstände, unter denen die Phänomene hervortreten, sind verschiedener Art; aber eine Thatsache ist wichtig, daß die Anwesenheit gewisser Personen für ihr Erscheinen notwendig zu sein scheint, während die Gegenwart anderer Personen gewöhnlich ein Hindernis ist. Dieser Unterschied ist jedoch nicht abhängig vom Glauben oder Unglauben der Betreffenden den Phänomenen gegenüber.

6. Das Auftreten der Phänomene ist aber durchaus nicht durch die Anwesenheit oder Abwesenheit bestimmter Personen gesichert."

Wie man sieht, ist das Resultat der Anstrengungen so vieler hervorragender Männer kein bedeutendes gewesen. Das meiste von dem, was das Komité gefunden hat, kann in jeder gewöhnlichen Sitzung festgestellt werden. Die Gegenwart bestimmter Personen, der Medien, ist eine allgemein bekannte Bedingung für das Erscheinen der Geister. Die intellektuellen Phänomene, welche das Komité wahrnahm, waren hauptsächlich nur „Sinnlosigkeiten"; es hat sich niemals etwas gezeigt, worüber der eine oder der andere der Anwesenden nicht schon orientiert gewesen wäre. Das einzige seltenere Phänomen, welches das Komité konstatieren konnte, war die Bewegung schwerer Körper ohne Berührung, und dies wurde noch dazu nur von einer experimentierenden Gruppe beobachtet. Da es indessen nicht ohne Bedeutung ist, zu sehen, wie man bei den Versuchen vorging, so gebe ich das Wesentlichste vom Berichte des Unterkomités mit dessen eigenen Worten wieder.

„Das Komité hat seit seiner Ernennung 40 Versammlungen abgehalten, in denen Versuche angestellt worden sind. Alle diese Versammlungen wurden in den Privatwohnungen der Mitglieder abgehalten, und zwar absichtlich aus dem Grunde, um jede Möglichkeit von im voraus angebrachten Maschinerieen auszuschließen. Die Tische, mit denen die Versuche angestellt wurden, waren schwere Speisetische; der kleinste war etwa 6 Fuß lang und 4 Fuß breit, der größte 9 Fuß lang und 4½ Fuß breit. Die Zimmer, in denen man die Versuche anstellte, wurden stets vorher und während der Versuche untersucht, um sicher zu sein, daß sich keine Maschinerie und kein Instrument vorfand, wodurch die Bewegungen oder die Töne hervorgebracht werden konnten. Die Versuche wurden so oft als möglich bei vollem Gaslicht über dem Tische ausgeführt. In mehreren Fällen saßen einzelne der Mitglieder während der Dauer der Experimente unter dem Tische.

Das Komité hat die Anwendung von professionellen oder bezahlten Medien ganz vermieden. Alle Anwesende waren Mitglieder des Komités, Personen von hervorragender sozialer Stellung und unbestechlicher Redlichkeit; sie würden keinen Vorteil von einem Betrug gehabt haben, hätten aber in den Augen ihrer Kollegen alles verloren, wenn ein solcher entdeckt worden wäre.

Das Komité hat auch einige Versammlungen abgehalten, in denen kein Medium anwesend war, um zu prüfen, ob die Mitglieder durch eigene willkürliche Anstrengungen Wirkungen hervorbringen könnten, welche denen ähnlich waren, die in Gegenwart der Medien stattfanden. Aber sie vermochten in keiner Weise derartige Phänomene hervorzurufen.

Die lange und sorgfältig ausgeführten Versuche, bei denen alle denkbaren Vorsichtsmaßregeln wahrgenommen wurden, führten zur Aufstellung folgender Sätze:

1. Unter gewissen körperlichen und seelischen Zuständen bei einer oder mehreren anwesenden Personen zeigt sich eine Kraft, die genügt, um eine Bewegung schwerer Körper ohne Anwendung von Muskelkraft, ohne Berührung oder materielle Verbindung irgend einer Art zwischen diesen Körpern und den betreffenden Personen herbeizuführen.

2. Diese Kraft kann deutliche Töne hervorbringen, welche scheinbar von festen Körpern ausgehen, die nicht berührt werden und keine sichtbare Verbindung mit irgend einer anwesenden Person haben. Daß diese Töne von den verschiedenen festen Körpern ausgehen, ist dadurch nachweisbar, daß man durch Berührung die Schwingungen derselben wahrnehmen kann.

3. Endlich ist die wirkende Kraft häufig von Intelligenz geleitet.

Die Beschreibung eines einzelnen Experimentes und die Art, wie dasselbe ausgeführt worden ist, wird am besten die Sorgfalt beweisen, mit der das Komité seine Untersuchungen angestellt hat. Solange ein Fuß, ein Finger oder Kleider den sich bewegenden oder tönenden Körper berührten oder möglicherweise auch nur berühren konnten, hatte man keine Sicherheit dafür, daß die Bewegungen oder die Töne nicht direkt von den Personen, welche die Dinge berührten, hervorgerufen wurden. Deshalb versuchte man folgendes Experiment: Ein Ausschuß von elf Personen saß erst 40 Minuten um einen der früher erwähnten großen Eßtische und brachte denselben auf verschiedene Weise in Bewegung und zum Tönen. Darauf wurden die Stühle neun Zoll vom Tische entfernt und mit der Rückseite gegen denselben gekehrt, und alle Anwesenden knieten nun auf den Stühlen und hatten ihre Arme auf der Rückenlehne. In dieser Stellung waren alle Füße vom Tische abgewandt, so daß keiner mit denselben gegen den Tisch stoßen konnte. Alle Hände waren über dem Tische sichtbar und wurden ungefähr vier Zoll von der Oberfläche entfernt gehalten. — Es dauerte keine Minute, so bewegte sich der gänzlich unberührte Tisch viermal, zuerst ungefähr fünf Zoll nach der einen, dann zwölf Zoll nach der entgegengesetzten Seite, hierauf fünf und schließlich ungefähr sechs Zoll. Darauf wurden alle Personen noch weiter vom Tische entfernt, aber dieser bewegte sich trotzdem wieder. Diese Versuche wurden auch an anderen Abenden ausgeführt; im ganzen hat das Komité mehr denn 50 derartige Bewegungen ohne Berührung gesehen. Bei Versuchen dieser Art wurde immer die äußerste Vorsicht angewandt, um alle mechanischen oder sonstigen Kunstgriffe zu verhindern. Diese waren aber schon deshalb ausgeschlossen, weil die Bewegungen bald in der einen, bald in der anderen Richtung erfolgten. Täuschung oder Betrug war somit unmöglich. Durch stetige Wiederholung dieser Versuche unter sehr verschiedenen Umständen kamen alle Mitglieder, wie skeptisch sie sich anfangs auch gestellt hatten, zu der Ueberzeugung, daß es eine Kraft giebt, die schwere Körper ohne materielle Berührung in Bewegung zu setzen vermag, und daß diese Kraft in einer noch unbekannten Weise von der Anwesenheit gewisser menschlicher Wesen abhängig ist.

Das Komité kann keine bestimmte Ansicht über die Natur oder den Ursprung dieser Kraft aussprechen; es hat sich nur damit beschäftigt zu untersuchen, inwiefern die Kraft eine Thatsache sei oder nicht."

So weit der Bericht des Unterkomités. Derselbe ist offenbar klar und deutlich genug und läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß man wirklich

das merkwürdige Phänomen beobachtet hat, daß schwere Körper ohne Berührung unter Umständen, wo jeder Betrug ausgeschlossen schien, sich bewegten. Aber der Wert des Berichtes wird unglücklicherweise dadurch abgeschwächt, daß nicht alle Mitglieder des Komités darin einig sind, daß alles ganz richtig zugegangen sei. Mehrere Mitglieder, und noch dazu die angesehensten, haben lange Separatvota, in denen sie zu ganz abweichenden Resultaten kommen, abgegeben. So stammt ein Resumé von einem sonst allerdings nicht weiter bekannten Mr. Jeffery her. Dieser scheint in seinem Referat besonders glücklich gewesen zu sein; denn mehrere andere Komitémitglieder haben sich seinem Gutachten einfach angeschlossen. Er kommt zu folgendem Resultat:

„Alle Leistungen der sogenannten ‚Trancemedien', die wir gesehen haben, waren aller Wahrscheinlichkeit nach in den meisten Fällen weiter nichts als gewöhnliche hysterische Affektionen, während sie in anderen Fällen das Gepräge eines bewußten Betruges hatten; außerdem waren die Aeußerungen, welche die Medien im Trancezustande machten, durchschnittlich unzusammenhängend und geschmacklos.

Die schreibenden und zeichnenden Medien, die wir gesehen haben, benutzten Feder und Bleistift in gewöhnlicher Weise, nur mit dem Unterschied, daß die Medien sich bisweilen von phantastischen Impulsen leiten ließen.

Wir haben niemals durch Klopflaute oder in anderer Weise Mitteilungen von unbekannten Thatsachen, die später als richtig nachgewiesen werden konnten, erhalten können; die Mitteilungen haben niemals eine Belehrung von praktischer Bedeutung oder irgend einen neuen Gedanken enthalten, sie waren im Gegenteil entweder frivol oder absurd.

Wenn die Mitteilungen als Nachrichten von Geistern Verstorbener aufgefaßt werden sollten, so stehen sie im Widerspruch mit unseren natürlichen erhabenen Vorstellungen vom Zustande der Seelen nach dem Tode; die angeblichen Offenbarungen waren für intelligente, religiöse Menschen geradezu anstößig.

Alle Phänomene, die Gegenstand unserer Untersuchungen gewesen sind, waren derartig, daß sie leicht durch Betrug hervorgerufen werden konnten; sie stellten große Forderungen an die Leichtgläubigkeit der Menschen. Aber die meisten Spiritisten besitzen einen solchen Glaubenseifer, daß ihr Zeugnis dadurch unzuverlässig wird; außerdem ist die Grenze zwischen bewußtem Betrug und Selbstbetrug keine scharfe, sondern ein breites Gebiet, auf dem sehr viel populäres Blendwerk eine Zeitlang freies Spiel haben kann.

Dessenungeachtet sind mehrere von uns Zeugen von merkwürdigen Phänomenen gewesen, die wir doch nicht auf bewußten oder unbewußten Betrug zurückführen konnten."

Es ist beachtenswert, daß Mr. Jeffery kein Bedenken hegt, viele der merkwürdigen Phänomene, welche viele Komitémitglieder glaubten wahrgenommen zu haben, als bewußten Betrug oder Selbstbetrug zu erklären. Dieser Punkt wird in einem sehr ausführlichen Gutachten von Dr. Edmunds, dem Vorsitzenden eines Unterkomités, näher ausgeführt. Er schreibt unter anderem:

„Durchaus wahrheitsliebende Menschen werden ohne Zweifel Dinge berichten, welche, wenn sie wahr sind, unerklärlich bleiben, es sei denn, daß man die Hypothese einer übernatürlichen Einmischung zu Hilfe nimmt. Aber ich habe hinreichend Erfahrungen gesammelt, um mich zu überzeugen, daß dergleichen Erzählungen ein Resultat von Selbstbetrug in der einen oder anderen Form sind; die Erzählung ist viel mehr ein Produkt der

Phantasie als ein Bericht von Thatsachen. Wenn man z. B. ein halbes Dutzend der glaubwürdigsten Personen aufforderte, jede für sich möge einen Bericht über die Ereignisse in einer dieser Sitzungen niederschreiben, so würden ihre Erzählungen ganz sicher in einem bedenklichen Maße von einander abweichen."

Dr. Edmunds erwähnt dann einige Beispiele dafür, wie die Angaben eines Teilnehmers über gewisse merkwürdige Einzelheiten in einer Versammlung von anderen Teilnehmern bestimmt geleugnet wurden. Dieses ist sehr interessant. Edmunds hebt hier eine Thatsache hervor, deren Bedeutung man längere Zeit hindurch nicht zu schätzen verstand; erst 20 Jahre später wurde es durch eine Reihe genialer Versuche bewiesen, daß mehrere Teilnehmer in derselben Versammlung gewöhnlich gar nicht dasselbe wahrnehmen, resp. das Wahrgenommene in derselben Weise darstellen. Besonders das wurde nachgewiesen, daß ein Ereignis, welches sich in einigen Berichten sehr wunderbar anhörte, in anderen ebenso zuverlässigen Darstellungen weit weniger rätselhaft erschien. Dieser Nachweis ist offenbar von größter Bedeutung für die Beurteilung der Frage, wie weit man solchen Berichten überhaupt Glauben schenken darf. Wir werden uns deshalb im letzten Teil dieses Werkes hiermit näher beschäftigen.

Crookes und die psychische Kraft.

Crookes' Versuche mit Gewichtsveränderungen.

Man begreift, daß der Bericht der dialektischen Gesellschaft nicht das letzte Wort der Wissenschaft in der Frage über die Wirklichkeit der mediumistischen Phänomene sein konnte. Behauptung stand gegen Behauptung, so daß der unbefangene Leser schwer beurteilen konnte, welche Partei recht hatte. Es erregte deshalb allgemein Freude, als bekannt wurde, daß der angesehene Chemiker William Crookes, Mitglied der Royal Society, angefangen hatte, die Sache einer neuen sorgfältigen Prüfung zu unterziehen, noch bevor die dialektische Gesellschaft ihre Untersuchungen abgeschlossen hatte. Namentlich die Versuche der Gesellschaft über Bewegungen ohne Berührung hatten seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen; er wünschte sie unter zuverlässigeren und darum beweiskräftigeren Verhältnissen zu wiederholen. Solange nämlich das Urteil über die ausgeführten Bewegungen ausschließlich auf den Gutachten der Anwesenden beruhte, war die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die beobachteten Bewegungen rein eingebildete, bloße Halluzinationen der Teilnehmer waren. Ließ man dagegen die Kraft auf Apparate einwirken, welche so eingerichtet waren, daß sie automatisch die ausgeführte Bewegung aufzeichneten, so war jede derartige Möglichkeit ausgeschlossen; denn wie empfänglich die anwesenden Personen auch für Einbildungen sein mochten, so

darf man doch nicht annehmen, daß ein Medium auf ein Instrument suggerierend einwirken kann. Uebrigens ging Crookes davon aus, daß der Nachweis, die ganze Sache sei Aberglaube und beruhe nur auf bis dahin unentdeckten Kunstgriffen, ihm mittels solcher Apparate leicht glücken werde. Er kam jedoch zu einem ganz anderen Resultat.

Das berühmte Medium Daniel Dunglas Home leistete Crookes Hilfe bei den Versuchen. In seiner Gegenwart zeigten sich aber merkwürdige Phänomene. Im Vergleich zu diesen war das, was Crookes mit anderen Medien erreichte, höchst geringfügig. Home hatte hauptsächlich die Gabe, auf musikalischen Instrumenten, die er nicht direkt berührte (gewöhnlich wurde eine Harmonika benutzt), Töne hervorzurufen, sowie das Gewicht von Körpern zu verändern. Beide Prästationen eignen sich vorzüglich für eine genaue

Fig. 18.

wissenschaftliche Untersuchung, und Crookes führte diese augenscheinlich mit großer Sorgfalt aus. Er hat über diese Versuche mit Home und anderen Medien in einer Reihe von Artikeln im „Quartely Journal of Science" 1871—74 berichtet; die wichtigsten derselben sind in einem kleinen Buche gesammelt: „Researches in the phenomena of Spiritualism". Nach dieser Quelle werde ich nun mit Crookes' eigenen Worten seine merkwürdigsten Resultate darstellen.

Dieser Bericht ist freilich so häufig zitiert und kommentiert, daß er kaum das Interesse der Neuheit für jemanden haben wird; wenn ich ihn trotzdem hier wortgetreu mit wenigen Auslassungen wiedergebe, so geschieht dieses, wie der Leser gleich sehen wird, in einer bestimmten Absicht.

„Die Sitzungen wurden am Abend in einem großen, von Gas erleuchteten Zimmer abgehalten. Der Apparat, welcher dazu diente, die Bewegungen der Harmonika zu kon-

trollieren, bestand aus einem Bauer, das mit zwei Holzringen von 1 Fuß 10 Zoll, resp. 2 Fuß Durchmesser versehen war. Die Ringe waren durch zwölf schmale Stäbe miteinander verbunden, so daß das Ganze ein trommelartiges Gestell bildete, das oben und unten offen war (vergl. Fig. 18). Rund um dieses Gestell waren 50 Yards*) isolierten Kupferdrahts in 24 Windungen gezogen, und zwar so, daß zwei benachbarte Windungen etwas weniger als einen Zoll voneinander entfernt waren. Diese Windungen waren wieder durch Schnüre befestigt; so entstanden Maschen, die etwas weniger als 2 Zoll lang und 1 Zoll breit waren. Die Höhe des Bauers war so groß, daß es gerade unter meinen Eßtisch geschoben werden konnte, und wenn es dort stand, konnte weder eine Hand noch ein Fuß von oben oder von unten hineinkommen.

Die Harmonika war ganz neu, da ich sie eigens zu diesen Versuchen gekauft hatte. Home hatte das Instrument nie gesehen und noch weniger vor Beginn der Versuche in der Hand gehabt.

In einem anderen Teil des Zimmers war ein Apparat (vergl. Fig. 19) aufgestellt, um die Gewichtsveränderungen der Körper zu untersuchen. Er bestand aus einem Mahagonibrett, welches 36 Zoll lang, $9^1/_2$ Zoll breit und 1 Zoll dick war. An jedem Ende war als Fuß

Fig. 19.

eine Mahagonileiste von anderthalb Zoll Breite angeschroben. Das eine Ende des Brettes ruhte auf einem festen Tische, das andere wurde von einer Federwage, die an einem soliden dreibeinigen Ständer hing, getragen. Die Wage war mit einem selbstregistrierenden Zeiger versehen, welcher den ausgeübten Maximaldruck anzeigte. Der Apparat wurde so aufgestellt, daß das Mahagonibrett wagerecht war, und daß der Fuß flach auf der Unterlage ruhte. In dieser Stellung übte es einen Zug von 3 lbs**) an der Federwage aus.

Bevor Home die Stube betrat, war der Apparat in Ordnung gebracht; der Zweck desselben wurde ihm in keiner Weise erklärt, ehe er Platz nahm. Um naheliegenden kritischen Einwendungen zu entgehen, ist es vielleicht von Wert zu bemerken, daß ich Home am Nachmittage einen Besuch in seiner Wohnung abstattete; er bat mich, das Gespräch in seinem Schlafzimmer fortzusetzen, während er sich umkleidete. Ich muß daher bezeugen, daß keine Maschinerie, kein Apparat oder eine andere geheime Einrichtung an seinem Körper verborgen war.

*) = 45,7 m.

**) 1 pound (lb) = 373,24 gr.

Bei den Versuchen waren der hervorragende Physiker Dr. W. Huggins, Advokat (sergeant of law) E. W. Cox, mein Bruder und der Assistent an meinem chemischen Laboratorium zugegen.

Home saß auf einem niedrigen Lehnstuhl. Zwischen seinen Beinen stand unter dem Tische das oben erwähnte Bauer. Ich selbst saß dicht bei ihm zu seiner Linken, ein anderer Beobachter hatte ebenfalls dicht neben ihm zu seiner Rechten Platz genommen; die übrigen Anwesenden hatten sich rund um den Tisch verteilt. Den größten Teil des Abends, namentlich wenn etwas von Bedeutung sich ereignete, hatten die Beobachter auf beiden Seiten von Home ihre Füße auf die seinigen gestellt, so daß sie die geringste Bewegung seinerseits zu entdecken im stande waren.

Home nahm die Harmonika zwischen den Daumen und Mittelfinger der einen Hand an dem Ende, wo die Schlüssel sich nicht befanden. Darauf öffnete ich selbst den Baßschlüssel und zog das Bauer gerade so weit unter dem Tische hervor, daß die Harmonika mit den Schlüsseln nach unten in dasselbe gesteckt werden konnte; sodann wurde es wieder soweit zurückgeschoben, als Homes Arm es erlaubte, jedoch ohne daß seine Hand den am nächsten Sitzenden verborgen war. Bald darauf begann die Harmonika in einer höchst merkwürdigen Weise hin und her zu schwingen, dann gingen einige Laute von ihr aus, und schließlich wurden mehrere Töne nacheinander von ihr gespielt. Während dieses geschah, kroch mein Assistent unter den Tisch und teilte mit, daß die Harmonika sich ausdehne und zusammenziehe; zugleich sahen wir anderen, daß die Hand, mit der Home die Harmonika hielt, ganz ruhig war; seine andere Hand ruhte auf dem Tische. Gleich darauf sahen wir, die wir dicht bei Home saßen, daß die Harmonika sich im Bauer bald hin und her, bald in einem Kreise bewegte, während sie gleichzeitig spielte. Dr. Huggins sah nun unter den Tisch und sagte, das Instrument bewege sich, obgleich Homes Hand ganz ruhig zu sein scheine.

Während Home beständig die Harmonika in der erwähnten Weise mit den Schlüsseln nach unten hielt, lag seine andere Hand ruhig auf dem Tische, und seine Füße wurden von den ihm zunächst Sitzenden festgehalten. Währenddessen hörten wir deutlich einzelne Töne nacheinander, danach wurde eine ganze Melodie gespielt. Da dieses Resultat nur dadurch zustande kommen konnte, daß auch die Schlüssel des Instrumentes in richtiger Ordnung niedergedrückt wurden, betrachteten die Anwesenden das Experiment als entscheidend. Aber das folgende war noch schlagender; denn Home entfernte seine Hand vollständig von der Harmonika, indem er jene aus dem Bauer herauszog und dem nächsten Nachbarn reichte. Das Instrument fuhr fort zu spielen, obgleich kein Mensch daran rührte.

Nachdem wir so entscheidende Resultate mit der Harmonika im Bauer erzielt hatten, wandten wir uns zu dem früher erwähnten Apparat mit der Wage. Home legte seine Finger leicht auf das äußerste Ende des Mahagonibrettes, das auf der Unterlage ruhte, während Dr. Huggins und ich ihm zu beiden Seiten saßen und darauf achteten, welche Wirkung nun eintreten würde. Fast unmittelbar darnach begann der Zeiger der Wage nach unten zu gehen, und wenige Sekunden später stieg er wiederum. Diese Bewegung wiederholte sich mehrere Male und schien auf eine Wellenbewegung in der psychischen Kraft hinzuweisen. Das Ende des Brettes schwankte während des Versuches auf und ab. Nun nahm Home aus eigner Initiative eine kleine Handglocke und eine Streichholzschachtel, die sich in der Nähe befanden und legte sie einzeln unter jede Hand, um uns davon zu überzeugen, daß er keinen Druck ausübe. Die sehr langsame Bewegung der Federwage wurde nun noch deutlicher wahrnehmbar, und Dr. Huggins, welcher den Zeiger beobachtete, sagte, daß er bis auf $6^1/_2$ lbs. hinabging. Da das normale Gewicht des Brettes in der Stellung, in der es hing, 3 lbs. betrug, so hatte der Druck sich um $3^1/_2$ lbs. vermehrt. Als wir gleich darauf nach dem Maximumzeiger sahen, entdeckten wir, daß er auf 9 lbs. hinabgegangen war. Dies entsprach demnach einer Zunahme des Druckes von 6 lbs.

Um zu untersuchen, ob es möglich wäre, irgend eine Wirkung auf die Federwage durch Druck an der Stelle, wo Home seine Finger gehabt hatte, auszuüben, stieg ich auf den Tisch und setzte den einen Fuß auf das Ende des Brettes. Dr. Huggins, der den Zeiger der Wage beobachtete, erklärte, daß mein ganzes Körpergewicht (140 lbs.) den Zeiger um $1^1/_2$ — 2 pounds zum Sinken brachte, wenn ich auf und ab schwang. Home saß in einem niedrigen Lehnstuhl; er hätte also selbst durch die größte Anstrengung die früher erwähnten Gewichtsveränderungen nicht hervorrufen können. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß sowohl seine Hände als seine Füße sorgfältig von allen, die im Zimmer waren, beobachtet wurden, und dieser Versuch scheint mir daher, wenn möglich, noch entscheidender zu sein als der mit der Harmonika."

In Bezug auf die Ursache dieser Phänomene, die Kraft, welche sie hervorgerufen hatte, macht Crookes noch einige Bemerkungen, die hier ohne Interesse sind. Er nennt diese unbekannte Ursache die „psychische Kraft", räumt aber ein, daß es übereilt wäre, irgend eine Hypothese über ihre Natur und Wirkung aufzustellen. In einer späteren Abhandlung spricht er sich dahin aus, daß seine sogenannte „psychische" Kraft dieselbe sei, die Professor Thury in Genf bereits 1855 unter dem Namen „ektenische oder fernwirkende" Kraft aufgestellt habe, ein Name, der vielleicht vorzuziehen ist, da er gar nichts über den Ursprung der Kraft andeutet. Da jedoch der Name hier keine Rolle spielt, benutzen wir den mehr bekannten Ausdruck „psychische Kraft"*).

Wir wollen nun eine andere Reihe von Crookes' Versuchen betrachten, welche mit demselben, jetzt aber etwas zweckmäßiger eingerichteten Apparat ausgeführt wurden.

*) In neueren spiritistischen Schriften findet man die psychische Kraft häufig mit Reichenbachs Odkraft verwechselt oder identifiziert; wir wollen deshalb das Verhältnis dieser beiden hypothetischen Kräfte etwas näher beleuchten. — Der Chemiker Karl Freiherr von Reichenbach ging von der Thatsache aus, daß das Nordlicht hauptsächlich an den magnetischen Polen der Erde auftritt; er nahm an, daß ein solches Lichtphänomen sich überall zeigen müsse, wo Magnetismus vorhanden sei, und er probierte deshalb, ob man bei vollständiger Dunkelheit ein ähnliches Licht durch große künstliche Magnete sollte hervorbringen können. Während er selbst und viele andere nichts wahrnahmen, fand er verschiedene Personen, die bei absoluter Finsternis an den Polen großer Magnete wirklich Licht sahen. Jedoch wurde nicht nur der Gesichtssinn bei diesen Personen, den sogenannten „Sensitiven", beeinflußt; auch der Temperatursinn zeigte sich empfänglich, denn die Sensitiven fühlten Wärme und Kälte, wenn sie die Hände über den Magnetpolen hielten. Die Sensitivsten wurden sogar von den Magneten angezogen, sodaß man ihre Glieder durch magnetische Anziehung in die Höhe heben konnte. Als Reichenbach diese Phänomene weiter verfolgte, fand er, daß nicht nur Magnete dieses Licht ausstrahlten; ein jeder Gegenstand, der dem Sonnenlichte ausgesetzt gewesen oder mit einer chemischen Wirksamkeit in Berührung gekommen war, zeigte sich damit geladen. Krystalle und namentlich der menschliche Körper waren eine beständige Quelle dieses Lichtes; sensitive Personen sahen dieselben als leuchtende Gegenstände im dunklen Raume. Die unbekannte Kraft, von der alle diese Wirkungen nach seiner Annahme herrühren sollten, nannte Reichenbach „die Odkraft". Er versuchte auch, das Odlicht zu photographieren und die mit demselben verbundene Wärme zu messen, aber dies mißglückte. Wohl glaubte er einmal eine Photographie des Odlichtes nach einer Exposition von 65 Stunden erhalten zu haben; aber er räumte später ein, daß dieses auf einem Irrtum beruht hätte; es war also kein anderer Beweis für die Existenz der Odkraft vorhanden, als die Wahrnehmungen der sensitiven Personen.

Seine ersten Versuche veröffentlichte Reichenbach in einer Reihe von Abhandlungen: „Untersuchungen über die Dynamide" 1849; später schrieb er ein großes Werk über den-

„Als ich das erste Mal diese Versuche anstellte, sah ich es für notwendig an, daß Homes Hand den aufgehängten Körper, dessen Gewicht sich verändern sollte, berührte; aber später fand ich, daß dieses nicht unbedingt notwendig war, und ich änderte meinen Apparat daher in folgender Weise, wie es in beifolgender Figur (20) gezeigt ist.

Fig. 20.

AB ist das früher erwähnte Mahagonibrett, welches bei B an die Federwage C gehängt ist; die Wage wird von dem soliden Dreifuß E getragen. Der Apparat wurde nun weiter so eingerichtet, daß er die stattfindenden Gewichtsveränderungen automatisch aufzeichnen konnte. Die hierzu notwendige Einrichtung ist in der Figur nicht angegeben. Zu diesem Zwecke wurde eine feine Stahlspitze an den Zeiger der Wage horizontal angelötet. Unter der Wage wurde ein Uhrwerk angebracht, welches eine geschwärzte Glasplatte an der Stahlspitze vorbeiführen konnte. Wenn dies geschieht, wird die Stahlspitze in der geschwärzten Oberfläche eine gerade Linie ziehen, solange die Wage in Ruhe ist. Aber sobald der Druck auf das Brett sich ändert, geht die Stahlspitze am Zeiger der Wage auf und ab und zeichnet folglich eine krumme Linie auf der Glasplatte. Aus der Form dieser Linie kann man berechnen, wie groß der Druck auf das Brett jeden Augenblick gewesen ist.

Während die Wage das Ende B des Brettes trägt, ruht das andere Ende A auf einem keilförmigen Holzstück, das an der Unterseite des Brettes festgeschroben ist. Die untere Kante des Keiles, um den das Brett sich dreht, ruht auf einer festen und soliden Holzunterlage G H. Auf dem Brette, genau über dem Unterstützungspunkt, ist ein Glas-

selben Gegenstand: „Der sensitive Mensch und sein Verhalten zum Ode.“ 1854—55. Als er nähere Bekanntschaft mit dem Tischrücken gemacht hatte, erklärte er auch dieses für eine Wirkung der Odkraft. Die Sensitiven glaubten nämlich, die Odflamme mit einer gewissen Kraft vom menschlichen Körper ausströmen zu sehen, und wenn diese Flamme auf irgend einen Körper einzuwirken begann, mußte dieser in Bewegung gesetzt werden. Die Bewegungen der Wünschelrute, der tanzenden Tische und der sich drehenden Schlüssel konnten so erklärt werden, wie Reichenbach ausführlich in der Schrift: „Die odische Lohe und einige Bewegungserscheinungen“ 1867 nachgewiesen hat. Das von Menschen ausströmende Od — Reichenbach nennt es Biod — fällt also zum Teil mit der „psychischen Kraft“ der modernen Okkultisten zusammen; aber während man sich die psychische Kraft doch unbedingt an Menschen oder vielleicht Tiere gebunden denken muß, kommt die angenommene Odkraft überall in der Natur vor. Anm. des Verf.

gefäß I angebracht, das mit Wasser gefüllt ist. L ist ein massiver eiserner Ständer, dessen Arm einen Ring M N trägt; in denselben ist ein halbkugelförmiges Kupfergefäß eingesetzt, dessen Boden vielfach durchlöchert ist. Der eiserne Ständer berührt das Brett A B nicht, und der Arm desselben mit dem Kupfergefäß ist so eingerichtet, daß das Gefäß anderthalb Zoll ins Wasser reicht, aber weder den Boden, noch den Rand des Glases berührt. Es zeigte sich nun, daß die Wage nicht im geringsten beeinflußt wurde, wenn man an dem eisernen Ständer rüttelte oder dagegen schlug; ebensowenig konnte man eine Gewichtsveränderung nachweisen, wenn man die Hand so tief ins Wasser steckte, als das durchlöcherte Kupfergefäß es erlaubte. Eine jede mechanische Uebertragung von Kraft vom Kupfergefäß aus auf das Brett A B ist somit ausgeschlossen.

Der Bequemlichkeit halber werde ich die Versuche nun in mehrere Gruppen teilen und von jeder Gruppe ein einzelnes Beispiel zur näheren Beschreibung auswählen. Es wird jedoch kein Versuch erwähnt, der nicht mehrere Male wiederholt ist; einige derselben sind auch in Homes Abwesenheit mit anderen Personen, die ähnliche Gaben besaßen, gemacht worden. Es war stets genügend Licht in dem Zimmer vorhanden (in meinem eigenen Eßzimmer), in dem die Versuche angestellt wurden, um alles zu sehen, was vor sich ging.

Experiment I. Nachdem der Apparat vollständig zurecht gestellt war, bevor Home in das Zimmer trat, wurde dieser gebeten, hereinzukommen und seine Finger in das Kupfergefäß N zu stecken. Er stand auf und tauchte die Fingerspitzen seiner rechten Hand ins Wasser; seine linke Hand und seine Füße wurden von den Anwesenden festgehalten.

Fig. 21. A.

Als er sagte, daß er eine Kraft oder einen Einfluß von seiner Hand ausgehen fühle, setzte ich das Uhrwerk in Bewegung, und beinahe in demselben Augenblicke sah man, wie das Ende B des Brettes langsam hinabsank und etwa 10 Sekunden lang unten blieb, dann stieg es etwas in die Höhe und ging zuletzt in seine normale Stellung zurück. Hierauf sank es wieder, stieg plötzlich, sank gradweise im Verlaufe von 17 Sekunden und stieg dann wieder bis zur normalen Höhe, auf der es bis zum Abschluß des Versuches verblieb. Der niedrigste Punkt, der auf der geschwärzten Glasplatte markiert war, entsprach einem direkten Druck von c. 5000 grains (= 323 gr.). Beifolgende Figur A (21) ist eine Kopie der Kurve, welche sich auf dem Glase vorfand. Der horizontale Maßstab giebt die Zeit in Sekunden, der vertikale den Druck in grains an.

Experiment II. Da die Berührung auch durch das Wasser hindurch sich ebenso wirksam wie eine direkte mechanische Berührung gezeigt hatte, wünschte ich zu sehen, ob die Kraft auch durch andere Teile des Apparates oder durch die Luft hindurch auf die Wage einwirken würde. Das Glasgefäß mit dem Wasser, der eiserne Ständer u. s. w. wurden entfernt, und Home legte seine Hände bei P (vergl. Fig. 20) auf den Tisch, auf dem das eine Ende des Brettes ruhte. Einer der Anwesenden legte wiederum seine Hände auf Homes Hände und setzte seine Füße auf dessen Füße. Ich selbst gab ebenfalls

während der ganzen Zeit genau auf ihn acht. In demselben Augenblick wurde das Uhrwerk in Gang gesetzt. Das Brett stieg ungleichmäßig auf und ab, so daß das Resultat die Kurve war, welche in Figur B (22) gezeigt ist.

Fig. 22. B.

Experiment III. Home wurde in einem Abstande von 1 Fuß vom Brette auf die eine Seite desselben gestellt. Seine Hände und Füße wurden von einem der Anwesenden festgehalten. Eine neue Kurve, welche in Figur C (23) dargestellt ist, zeigte sich auf der beweglichen Glasplatte."

Fig. 23. C.

Das Angeführte möge als Beispiel dafür genügen, wie Crookes bei diesen Versuchen zu Werke ging. Es wurden noch viele andere Experimente ausgeführt, teils mit den erwähnten, teils mit anderen Apparaten; aber man fand dadurch nicht viel mehr, als was wir schon kennen gelernt haben. Uebrigens kann natürlich keine Rede davon sein, hier eine vollständige Uebersetzung von Crookes' Werk wiederzugeben; obige Zitate genügen vollständig, um dem Leser einen Eindruck von diesen berühmten Untersuchungen zu geben. Dieselben scheinen, wie Crookes sie hier beschrieben hat, sehr sorgfältig und streng wissenschaftlich ausgeführt zu sein. Crookes ersinnt und verwendet selbst registrierende Meßapparate, und Home wird wie eine Art Kraftmaschine behandelt, die bald hier, bald dort aufgestellt wird, um unter verschiedenen Verhältnissen erprobt zu werden. Die Stube ist genügend erleuchtet, um alles zu sehen, und mehrere angesehene Gelehrte überwachen die richtige Ausführung der Versuche. Hier sind offenbar alle denkbaren Garantien dafür, daß die gewonnenen Resultate vollkommen zuverlässig sind, vorhanden, und Crookes' Versuche sind deshalb auch immer ein schwerer Stein des Anstoßes für die Gelehrten gewesen, welche solche mediumistischen Phänomene für Betrug seitens der Medien erklären wollten. Derartiges scheint vollständig bei den hier beschriebenen Experimenten ausgeschlossen zu sein, — vorausgesetzt, daß die Beschreibung überhaupt richtig ist.

Aber das ist sie nicht. Sie ist im Gegenteil so sehr ein Produkt von Crookes' Phantasie, daß sie gerade als ein Beweis gelten kann, wie ein auf seinem Gebiete ausgezeichneter Gelehrter sich in Selbstbetrug verwickeln kann, wenn er ihm unbekannte Gebiete zu betreten wagt. Wohl könnte diese Behauptung

sehr kühn erscheinen, wenn nicht Crookes selber den Beweis für ihre Richtigkeit geliefert hätte. Achtzehn Jahre nach diesem ersten Bericht hat er eine andere Darstellung derselben Versuche geliefert, aus der hervorgeht, daß das Ganze doch in etwas anderer Weise vor sich gegangen ist. Ein jeder, der obigen Bericht von 1871 liest, bekommt den Eindruck, daß die erwähnten Versuche in wenigen Sitzungen, in denen alles ganz glatt abging, ausgeführt worden sind. Männer der Wissenschaft ordnen alles; es finden keine Unterbrechungen, Störungen oder mißglückte Versuche, keine verdächtigen Bewegungen von seiten Homes statt; seine psychische Kraft wirkt mit einer Präzision, als ob sie von einer gut konstruierten Maschine und nicht von einem Menschen ausginge. Liest man aber dann Crookes' Aufzeichnungen in seinem Tagebuch über diese Versuche, so wird der Eindruck allerdings ein anderer. Diese Aufzeichnungen, welche teils während, teils unmittelbar nach den Sitzungen gemacht worden sind, hat Crookes in Proceedings of the Society for Psychical Research, Part XV 1889 veröffentlicht. Nur ein kleiner Auszug aus seinen Tagebüchern ist in denselben gedruckt; aber über die Sitzungen, die überhaupt besprochen werden, ist ein vollständiger Bericht gegeben. Zur näheren Illustration des Unterschiedes zwischen den beiden Darstellungen führe ich hier den Bericht über eine einzelne Sitzung an, in der einige der früher besprochenen Versuche angestellt wurden.

„Mittwoch, den 21. Juni 1871. Sitzung in Crookes' Privatwohnung. Von 8,40 bis 10,30 Abends. Anwesend sind: Mr. D. D. Home (Medium), Mrs. Wr. Crookes, Mr. Wr. Crookes, Mrs. Humphrey, Mr. C. Gimingham, Mr. Sergt. Cox, Mr. Wm. Crookes, Mrs. Wm. Crookes, Miß A. Crookes. Im Eßzimmer, von einer Gasflamme erleuchtet; rund um den Eßtisch. Auf dem Tische war eine mir gehörende Harmonika, ein langes, dünnes Holzlineal, ein Bleistift und etwas Papier; an der einen Seite, zum Teil auf dem Tische ruhend, war ein Apparat (vergl. Fig. 20) aufgestellt, um die Gewichtsveränderung der Körper zu untersuchen. Unter dem Tisch war das früher erwähnte Bauer.

Phänomene. Fast unmittelbar nachdem wir uns gesetzt hatten, wurden sehr lebhafte Vibrationen im Tische gespürt. Diese Vibrationen antworteten auf mehrere vorgelegte Fragen mit „Ja" und „Nein". Homes Hände wurden in einer sehr merkwürdigen Weise, die äußerst schmerzhaft aussah, zusammengezogen. Er erhob sich und streckte vorsichtig die Finger seiner rechten Hand ins Wasser des Kupfergefäßes, indem er sorgfältig irgend einen anderen Teil des Apparates zu berühren vermied. Mrs. Wm. Crookes, welche dicht dabei saß, sah das Ende des Brettes langsam hinabgehen und wieder emporsteigen. Bei Beobachtung des automatischen Zeigers fanden wir, daß eine Druckvermehrung von 10 ounces (311 gr) stattgefunden hatte. Weiter-geschah nichts.

Am selbigen Abend von 10,45 bis 11,45. Diese Sitzung wurde gleich nach der vorigen abgehalten. Wir erhoben uns alle, gingen umher, öffneten die Fenster und wechselten die Plätze. Miß A. Crookes verließ die Gesellschaft; es wurde dann vorgeschlagen, daß wir uns wieder setzen möchten. Das Zimmer, der Tisch und die Apparate sind dieselben wie vorhin. Das Licht wurde gedämpft, aber es war noch hell genug, so daß wir einander unterscheiden und jede Bewegung sehen konnten. Der Apparat konnte auch deutlich unterschieden werden. Der automatische Zeiger wurde dicht an den festen Zeiger der Wage gebracht. Wir saßen nun in der Ordnung um den Tisch, wie sie in

nebenstehender Figur (24) augegeben ist. A bezeichnet das oben erwähnte Lineal. Beinahe augenblicklich kam der Befehl: „Die Hände vom Tisch!“ Nachdem wir ruhig 1 bis 2 Minuten, gegenseitig uns die Hände haltend, gesessen hatten, hörten wir schwere Schläge auf den Tisch und danach auf den Fußboden beim Apparate mit der Wage. Dieser wurde in Bewegung gesetzt, und man hörte, daß die Federwage schnell nach unten sank. Nun erhielten wir folgende Botschaft: „Die Wage etwas verändert. Nachsehen!“ Ich ging hin und sah nach der Skala, die eine Druckvermehrung von 9 lbs. anzeigte. Da dieses Resultat bei so schwacher Beleuchtung erreicht war, daß man kaum das Brett und den Zeiger sich bewegen sehen konnte, bat ich, der Versuch möge bei besserer Beleuchtung wiederholt werden. Das Gas wurde aufgedreht, und wir saßen wie vorhin. Jetzt sah man, wie das Brett sich auf und ab bewegte, während Home sich in einiger Entfernung davon befand und den Tisch nicht berührte, da seine Hände festgehalten wurden. Der Zeiger gab nun eine Druckvermehrung von 2 lbs. an.

Fig. 24.

MRS WR C. D.D.H. MRS WM C.
MR WR C.
A
MR C.C.
MR WM C.
SERGT C. MRS H.

Home bat uns nun, die Plätze vertauschen zu wollen. Wir saßen jetzt so, wie nebenstehende Figur (25) angiebt. Nun wurde der Befehl gegeben: „Alle Hände, außer Dan's (Homes) vom Tische!“ Home rückte nun seinen Stuhl an die äußerste Ecke des Tisches und drehte seine Füße fort vom Apparat, dicht an Mrs. H. heran. Man hörte nun schwere Schläge auf den Tisch und danach auf das Mahagonibrett, das heftig auf und nieder bewegt wurde. Dann kam folgende Botschaft: „Jetzt haben wir unser Aeußerstes gethan!“ Der automatische Zeiger gab nun eine Gewichtsvermehrung von 4 lbs. an; dies sah ich, als ich an die Federwage heran trat.“

Fig. 25.

MRS WR C. MRS WM C. SERGT C.
MR WR C.
MR C.C.
MR HOME.
MR WM C. MRS H.

In derselben Sitzung ereigneten sich noch manche andere merkwürdige Dinge, aber diese haben weniger Interesse; für uns kommt es hier nur darauf an, zu sehen, unter welchen Umständen die Versuche mit dem Apparate ausgeführt wurden. Hierüber aber haben wir hinreichende Aufklärungen erhalten, die jedenfalls von einem Gesichtspunkte aus sehr befriedigend sind. Ich füge hier nur hinzu, daß die eben beschriebene Sitzung aus der Zahl der Aufzeichnungen willkürlich ausgewählt und ganz typisch ist. Ebenso wie hier geht es auch in allen übrigen Sitzungen zu, über die Crookes seine Aufzeichnungen veröffentlicht hat. Es ist leicht einzusehen, daß man aus den Notizen dieses Tagebuches ein ganz anderes Bild von den Verhältnissen bekommt als aus den ursprünglichen Berichten. Mehrere der Seancen oder jedenfalls Teile derselben sind fast Sitzungen im Dunkeln; denn so darf man sie doch nennen, wenn nur die zunächst Sitzenden eben wahrnehmen können,

was vor sich geht. Sodann sehen wir, daß keineswegs Crookes, sondern Home den Gang der Versuche durch die gegebenen Befehle leitet. Crookes und die anderen Teilnehmer werden einfach gezwungen, die Plätze einzunehmen, welche ihnen angewiesen werden, bis irgend etwas sich ereignet hat. Home dagegen geht frei umher, geht auf eigne Hand zu den Apparaten hin, rückt seinen Stuhl umher u. s. w. Endlich finden verschiedene kleine Unterbrechungen statt: bald sollen die Hände auf dem Tische sein, bald nicht, das Gas wird niedergedreht und wieder aufgedreht, die Plätze werden gewechselt und Derartiges mehr. Alles dieses zeigt uns, daß diese berühmten Crookesschen Sitzungen sich durchaus nicht von anderen spiritistischen Sitzungen unterscheiden; sie haben dasselbe unberechenbare und launenhafte Gepräge, dieselbe Abhängigkeit von dem Gutdünken des Mediums.

Dies gilt jedenfalls von den Sitzungen, über welche Crookes die Originalaufzeichnungen veröffentlicht hat. Möglicherweise hat er auch andere Versuche angestellt, die unter zuverlässigeren Verhältnissen ausgeführt sind. Aber es ist doch nicht wahrscheinlich, daß er unter seinen Aufzeichnungen gerade die, welche am wenigsten beweisen, hätte auswählen und die beweiskräftigen hätte ignorieren sollen. Wir dürfen daher ganz gewiß davon ausgehen, daß alle seine Versuche in Sitzungen, welche durchschnittlich denselben Charakter hatten wie die hier beschriebenen, angestellt sind. Folglich ist sein ursprünglicher Bericht von 1871 keine genaue Darstellung von dem, was wirklich stattgefunden hat, sondern ein Auszug, in dem nur gewisse bestimmte Ereignisse mit Auslassung aller begleitenden Nebenumstände geschildert werden. Wir wollen hier nicht untersuchen, von welcher Bedeutung gerade das ist, was Crookes aus seinem Bericht fortlassen zu können glaubte; das werden wir im letzten Teil dieses Buches näher besprechen. Hier stellen wir nur zwei Thatsachen fest: 1) Crookes' Versuche sind keine streng wissenschaftlichen Untersuchungen; sie sind in ganz gewöhnlichen spiritistischen Sitzungen angestellt und zwar gelegentlich, wann es dem Medium, das durch die gegebenen „Geisterbotschaften“ die Situation beherrschte, paßte. 2) Crookes kann kaum eine Ahnung davon gehabt haben, wie bedeutungsvoll die Umstände sind, die er im Berichte von 1871 stillschweigend übergeht. Hätte er das eingesehen, so hätte er niemals obige Schilderung geben können, ohne sich eines bewußten Betrugs schuldig zu machen.

Geisterphotographieen.

Wir können in dieser unserer geschichtlichen Darstellung uns natürlich nicht bei allen mediumistischen Phänomenen, die je aufgetreten sind, und bei den darüber angestellten Untersuchungen aufhalten, sondern beschränken uns teils auf die Erscheinungen, welche von hervorragenderen Forschern besonders sorgfältig geprüft worden sind, teils auf solche, welche in theoretischer Beziehung entscheidende Bedeutung erlangt haben. Nach beiden Gesichtspunkten hin nehmen

nun die sogenannten Geisterphotographieen neben anderen angeblichen Beweisen von der Materialisation der Geister einen wichtigen Platz ein. Von allen Zeugnissen für die Wirklichkeit dieser Phänomene darf man die Crookesschen wohl als die zuverlässigsten ansehen; ihre theoretische Bedeutung liegt auf der Hand. Die bisher besprochenen mediumistischen Phänomene lassen sich nämlich auch ohne spiritistische Hypothese erklären. Es ist ja möglich, daß Geister bei den physikalischen und intellektuellen Präſtationen ihre Hand wirklich mit im Spiele haben und sie in Gegenwart der Medien ausführen. Aber es ist auch denkbar, daß diese Erscheinungen ihre Ursache nur im Seelenleben des Mediums haben, also rein psychischer Natur sind, daß man sich also das Medium mit Kräften ausgerüstet denken muß, die von den Psychologen bisher nicht genügend beachtet worden sind. In diesem Falle ließen die mediumistischen Phänomene sich ganz gut ohne die spiritistische Hypothese erklären. Das ist Crookes' und der übrigen Okkultisten Auffassung. So unwahrscheinlich es ihnen auf der einen Seite erscheint, daß die Geister sich herablassen, um solche Kindereien — denn anders kann man wahrlich manche mediumistischen Präſtationen nicht bezeichnen — zu treiben, als so wahrscheinlich sehen sie es auf der anderen Seite an, daß es in der Natur und auch im Menschen Kräfte giebt, welche die Wissenschaft noch nicht kennt. Man muß also sagen, daß der Okkultismus immerhin auf den ersten Blick doch eine gewisse Aussicht auf den Sieg haben müßte. Umgekehrt aber: wenn es sich nachweisen ließe, daß die Geister sich uns wirklich sichtbar als lebende Wesen zeigen, so würde dieses natürlich sehr zu Gunsten des Spiritismus in die Wagschale fallen. Die Anhänger desselben haben daher von Anfang an eifrig nach solchen direkten und zuverlässigen Beweisen für das Mitwirken der Geister gesucht; und von den ersten Sitzungen an liegen auch schon Berichte darüber vor, daß man Hände gesehen und Berührungen gefühlt habe, und zwar unter solchen Umständen, daß einer der Anwesenden unmöglich der Urheber davon gewesen sein könne. Solange aber derartige Zeugnisse nur von einzelnen vorlagen, war die Möglichkeit doch nicht ausgeschlossen, daß es sich dabei um Halluzinationen, um reine Einbildung eines phantasiereichen Beobachters handelte. Volle Gewißheit erlangte man erst, wenn eine solche Geistererscheinung photographisch nachgewiesen werden konnte oder sich wenigstens mehreren streng kritischen Beobachtern mit solcher Deutlichkeit zeigte, daß jeder Zweifel an der Objektivität des Wahrgenommenen ausgeschlossen war.

Die Spiritisten haben denn auch im Laufe der Zeit mit vielem Geschick es verstanden, derartige Beweise zu liefern. Natürlich durfte man nicht erwarten, daß das Ziel auf einmal erreicht werden würde. Sowohl die Medien als auch die Geister mußten Zeit zur Entwicklung dieser neuen Art sich zu offenbaren haben. Anfangs gelang es nur, Photographieen von Wesen zu erhalten, welche höchstens den Medien sichtbar, allen Uebrigen dagegen unsichtbar waren. Aber 20 Jahre später hatten die Geister die Materialisation zu

einer solchen Vollkommenheit entwickelt, daß sie von einem großen Zuschauerkreise gesehen und bei starkem elektrischem Lichte photographiert werden konnten. Ihre Atmung und ihr Pulsschlag wurden gemessen; Haarlocken wurden abgeschnitten und zum ewigen Andenken aufbewahrt. Ja, ein Teilnehmer an einer Crookesschen Sitzung, in der der Geist Katie King sich zeigte, erklärte rund heraus, wenn dieser Geist eine psychische Kraft wäre, so müßte diese ein Weib sein. Hiernach mußte man doch sagen, daß selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen und eklatante Beweise geliefert waren. Wir wollen letztere nun ihrer geschichtlichen Entwicklung nach etwas näher betrachten.

Die ältesten Geisterphotographieen stammen aus der Zeit der Daguerrotypie. In einer amerikanischen spiritistischen Zeitschrift aus dem Jahre 1855 teilt der Redakteur mit, daß man lange vergebens gesucht habe, Geistererscheinungen auf einer Daguerrotypplatte sichtbar zu machen, daß jetzt aber die besten Aussichten für das Gelingen vorhanden seien.

Ein professioneller Daguerrotypist, der zugleich Medium war, hatte nämlich kurz zuvor ein Bild von seinem kleinen Knaben aufgenommen, und auf diesem Bilde zeigte sich oben ein breiter, wolkenähnlicher Lichtstreifen, der sich auf die Schultern des Knaben senkte und sich dort verlor. Der Lichtstreifen glich einem Sonnenstrahl, welcher durch eine kleine Oeffnung eindringt; bei näherer Beobachtung erschien er etwas durchsichtig. Kein früheres Bild hatte etwas Aehnliches gezeigt. Trotz der sorgfältigsten Untersuchung der Umgebung war man nicht imstande, eine vernünftige Ursache dieses Phänomens zu finden.

In demselben Jahrgange derselben Zeitschrift wird ein zweites ähnliches Ereignis mitgeteilt. Aber nach diesen allerdings recht zweifelhaften Resultaten scheinen die Geister die Manifestationen eingestellt zu haben; denn man hört nichts mehr von derartigen Bildern bis 1862. In diesem Jahr begann Mumler, vielleicht der bekannteste aller Geisterphotographen, seine Thätigkeit.

Mumler war ursprünglich Graveur; aber er pflegte Sonntags einen Freund zu besuchen, der in einem photographischen Geschäfte angestellt war, und es machte ihm Freude, der Arbeit desselben zuzusehen. So lernte er nach und nach die Technik des Photographierens, hatte aber keine Ahnung von der Natur und Wirkung der Chemikalien. Als er eines Sonntags ganz alleine im Atelier war, versuchte er sein eigenes Bild aufzunehmen und erhielt dabei außer diesem noch eine andere Gestalt auf der Platte. Bis dahin hatte er noch nie etwas von Geisterbildern gehört und glaubte deshalb zuerst, die zweite Gestalt rühre davon her, daß die Platte nicht ganz rein gewesen sei und noch Spuren eines früheren Bildes trage, wie es bei dem damals angewandten Kollodiumverfahren nicht selten vorkam. Aber durch spätere Versuche, bei denen diese Möglichkeit ganz ausgeschlossen war, kam er zu der Ueberzeugung, daß solche Geistergestalten von einer Kraft herrührten, die zu beherrschen der Mensch nicht imstande wäre. Da er häufig ähnliche Gestalten auf seinen Platten erhielt, beschloß er, dem Rate mehrerer Freunde gemäß, seine frühere Beschäftigung aufzugeben und sich der Photographie zu widmen. Nachdem er die Kunst regelrecht erlernt hatte, ließ er sich als Photograph und Medium nieder, aber er hatte seine Thätigkeit noch nicht lange ausgeübt, da wurde bekannt, daß das Bild einer noch lebenden Person bei verschiedenen Photographien als Geist figurierte. Bei

dieser Entdeckung verlor das Publikum das Vertrauen zu ihm, und man hörte nichts weiter von ihm und seinen Bildern, bis er 1869 in New-York auftrat. Hier wurde er jedoch nach einigen Monaten wegen Betruges angeklagt. Einige Photographen deckten nämlich die Methode auf, wie er Geistergestalten auf den Platten hervorrief; vier andere Fachmänner erklärten allerdings, daß sie alle seine Operationen überwacht, aber nie etwas Verdächtiges gesehen hätten. Einer derselben hatte Mumler sogar zu sich ins Haus kommen lassen; aber trotzdem hatten sich auch hier die Geistergestalten gezeigt, obgleich Mumler mit Platten und Instrumenten gearbeitet hatte, die niemals früher in seinen Händen gewesen waren.

Fig. 26. Geisterphotographieen Fig. 27.

aufgenommen von Mumler (S. 275). von Hudson (S. 278).

Nach diesem Zeugnis gab der Richter das Urteil ab, er sei zwar persönlich davon überzeugt, daß der Angeklagte in betrügerischer Weise vorgegangen sei; er könne ihn aber aus Mangel an genügenden Beweisen doch nicht verurteilen. Diese ziemlich zweifelhafte Freisprechung machten die Spiritisten sich natürlich sehr zu Nutzen.

Während des Prozesses traten auch verschiedene Personen auf, welche bezeugten, daß sie in den Geisterbildern ganz deutlich verstorbene Verwandte und Freunde hätten erkennen können. Dies schien natürlich ein ausgezeichnetes Argument für die Echtheit der Bilder zu sein. Damit der Leser aber selbst beurteilen kann, welchen Wert man dergleichen Beweisen beilegen darf, wird hier eine dieser Mumlerschen Geisterphotographieen (Fig. 26) wiedergegeben. Es sollte mich sehr wundern, wenn nicht die meisten Menschen bei einigermaßen gutem Willen ebenfalls eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dieser undeutlichen weißen Gestalt und einem ihrer Bekannten entdecken könnten.

Während Mumler, wie gesagt, freigesprochen wurde und seine Thätigkeit noch viele Jahre hindurch zur Freude der gläubigen Spiritisten fortsetzte, ging es den professionellen Geisterphotographen, welche in Europa auftraten, wesentlich schlechter. 1872 begann ein Photograph Hudson in England, ähnliche Bilder zu liefern, wie Mumler es gethan hatte; aber dieselben waren so roh ausgeführt, daß die Spiritisten selbst Verdacht schöpften und den Mann desavouierten. Nicht viel besser ging es Parkes, welcher einige Jahre später eine ähnliche Thätigkeit in England begann. Am meisten Aufsehen und Aergernis erregte aber Buguet in Paris. Von Leymarie, dem Redakteur der „Revue spirite“, empfohlen und von dem damals sehr angesehenen Medium Firman unterstützt, begann er 1873 seine Thätigkeit. Lombard aber, ein im Dienste der Polizei stehender Photograph, schöpfte Verdacht, daß das Ganze auf Betrug beruhte. Unter einem falschen Namen ging er zu Buguet, um mit einem Geist zusammen photographiert zu werden. Als Buguet die Kassette mit der Platte in den Apparat stecken wollte, nahm Lombard die Kassette und verlangte, daß die Platte ohne Exposition entwickelt werden sollte. Buguet räumte nun ein, daß das Bild des Geistes sich bereits im voraus auf der Platte befände. Bei einer Haussuchung fand man dann in Leichengewänder gehüllte Puppen und außerdem eine Anzahl Köpfe, die aus Photographieen ausgeschnitten und auf Karton geklebt waren. Mit Hilfe dieses Apparates stellte Buguet die verschiedenen Bilder von Geistern her.

Obgleich viele Personen auch bei dieser Gelegenheit erklärten, daß sie in den Geistergestalten auf Buguets Bildern verstorbene Freunde wiedererkannt hätten, wurden die Angeklagten doch des Betruges schuldig befunden; Buguet und Leymarie erhielten ein Jahr Gefängnis und eine Geldstrafe von 500 Frcs., Firman dagegen sechs Monate Gefängnis und eine Geldstrafe von 300 Frcs.

Das Merkwürdigste bei diesen Geisterphotographieen und den daraus entstandenen Prozessen ist vielleicht der Umstand, daß sie deutlich zeigen, welch mächtiger Trieb im Menschen liegt, sich um jeden Preis — betrügen zu lassen. Der bekannte Spiritist Aksákow hatte lange Mißtrauen gegen Buguet gehegt und deswegen an mehrere französische Spiritisten geschrieben.

„Aber meine Warnungen“, sagt er, „fanden bei dem französischen Enthusiasmus keine Beachtung. Ehe ich meinen Verdacht veröffentlichte, wartete ich das Resultat von Buguets Besuch in England ab; ich wußte, daß die englischen Spiritualisten in dieser Beziehung durch eine gute Schule gegangen waren: sie hatten ebenfalls einen spiritualistischen Photographen gehabt, Mr. Hudson, welcher der gewöhnlichen Versuchung anheimfiel, das Falsche mit dem Wahren um des Gewinnes willen zu vermengen; aber sie entlarvten ihn bald und verließen ihn. Das Urteil der englischen Spiritualisten fiel dennoch zu Gunsten Buguets aus . . . Leider hat soeben der Prozeß bewiesen, daß meine Verdachtsgründe mehr als gerecht waren und daß Buguet die französische Leichtgläubigkeit ausbeutete, wie sie es verdiente, indem er das Wahre mit dem Falschen vermischte.“ (Psychische Studien 1875 S. 339.)

Man sieht hieraus, daß Aksákow doch nicht viel besser als seine Glaubensgenossen ist. Obwohl der Prozeß klar und deutlich bewiesen hatte, daß Buguet ein einfacher Betrüger war, greift er noch nach einem höchst schwachen Strohhalm, indem er andeutet, daß unter Buguets vielen tausend falschen Geisterbildern doch einige echte („das Wahre mit dem Falschen") gewesen sein könnten. Dasselbe gilt nach seinem Urteil auch von Hudson. Aksákow hat hier wohl hauptsächlich an Bilder gedacht, auf denen sich die sog. Identitätsbeweise nachweisen lassen, d. h. Gegenstände verschiedener Art, namentlich Kleidungsstücke, welche für die Verstorbenen charakteristisch waren. Ein solcher Gegenstand von besonderer Gestalt ist in den verwischten Geisterbildern offenbar viel genauer wieder zu erkennen als menschliche Gesichtszüge, und ein derartiges bestimmtes Kennzeichen scheint deshalb ein guter Beweis für die Echtheit des Bildes zu sein — natürlich unter der Voraussetzung, daß der Photograph den Verstorbenen, resp. das für denselben charakteristische Merkmal, nicht gekannt hat; denn in diesem Falle würde er ja ebensogut den Identitätsbeweis liefern können, wie das Bild des Geistes selbst. Leider weiß man nicht viel von der Entstehungsgeschichte dieser Bilder; die meisten Berichte sind zu unvollständig, als daß man aus ihnen ersehen könnte, inwieweit die notwendigen Vorsichtsmaßregeln getroffen worden sind. Darf man nach einer der wenigen Geschichten, die einigermaßen ausführlich geschildert worden sind, ein Urteil abgeben, so sind die Identitätsbeweise nicht sehr überzeugend.

Eine ungenannte Dame (Mrs. X. können wir sie nennen) kam eines Tages mit einer Freundin, Mrs. F., zu Hudson und wurde photographiert. Auf dem Bilde (siehe obige Fig. 27) zeigte ihr verstorbener Vater sich mit einem Sammetkäppchen, das er in seinen letzten Lebensjahren getragen hatte, und das Mrs. X. sich gerade als Erkennungszeichen gedacht hatte. Die näheren Umstände bei der Entstehung dieses Bildes hat Mrs. X. selbst in einem Briefe an die Freundin beschrieben, und dieser Brief wurde in „Human Nature" 1874 von dem bekannten spiritistischen Verfasser Stainton Moses unter dem Pseudonym M. A. (Oxon) veröffentlicht. Aus diesem ziemlich ausführlichen Briefe nehme ich folgende Hauptpunkte heraus.

Mrs. X. wohnte auf dem Lande, fünfzehn Meilen von London entfernt und kannte keine anderen Spiritisten als ihre beiden Töchter, von denen die eine ein Medium war. Durch diese Tochter erhielt sie fortwährend Mitteilungen von einem Geiste, welcher sich für ihren verstorbenen Vater ausgab; der Geist wollte sich ihr gerne zeigen, aber die Kraft des Mediums war dazu nicht hinreichend. Eines Abends, als sie wie gewöhnlich an dem Tische saßen, erhielten sie plötzlich die Mitteilung: „Geh zu Hudson, ich werde mich dort zeigen." Sie wurden nun darüber einig, daß man ein bestimmtes Erkennungszeichen verabreden müsse, im Falle die Aehnlichkeit des Bildes eine geringe sei, und die Mutter sagte zu den Töchtern, daß sie nur an das Zeichen denken, es aber nicht nennen wolle, damit es nicht verraten werde. Das that sie auch, und der Tisch zeigte durch seine lebhaften Bewegungen, daß er der Wahl beistimmte.

Einige Tage darauf reiste die Mutter mit der Tochter, die kein Medium war, nach London. Unterwegs bat die Tochter die Mutter, ihr das Zeichen zu sagen, das sie gewählt habe; sonst könnten die Skeptiker nachher leicht Einwendungen erheben, wenn nur die Mutter das Zeichen gekannt hätte. Mrs. X. flüsterte der Tochter dann auch zu, woran sie gedacht hatte. Nach ihrer Ankunft in London trennten sie sich. Die Tochter besuchte

verschiedene Läden, und Mrs. X. ging zu ihrer Freundin, um mit ihr zu Hudson zu gehen. Sie war nie bei ihm gewesen, und er kannte sie nicht einmal dem Namen nach; aber gleich auf der ersten Platte zeigte ihr verstorbener Vater seine markierten Gesichtszüge unter dem erwähnten schwarzen Sammetkäppchen, welches gerade der Identitätsbeweis war, an den die Mutter gedacht hatte.

So lautet in kurzen Zügen der Bericht. Derselbe würde unzweifelhaft recht überzeugend sein, wenn Mrs. X. so vorsichtig gewesen wäre, das gedachte Erkennungszeichen nicht zu verraten. Aber weshalb wollte die Tochter dieses absolut wissen? Sollte man sich nicht denken können, daß sie, um der Mutter eine Freude zu machen, den frommen Betrug begangen hätte, Hudson das Geheimnis mitzuteilen? Sie hatte Zeit genug dazu, da sie wußte, daß die Mutter erst die Freundin abholen wollte; Hudson aber sollte sich wohl hüten, den Zusammenhang der Sache zu verraten; es lag also nicht die geringste Wahrscheinlichkeit dafür vor, daß die Sache entdeckt werden würde. Leider schweigt die Erzählung gerade über diesen wichtigen Punkt vollständig.

Die Geschichte hat aber noch ein interessantes Nachspiel. In einem 1894 unter dem Titel: „The veil lifted“ erschienenen Buche über Geisterphotographieen wird obige Begebenheit wörtlich so erzählt: „Die Mutter ging zu Hudson mit ihrer Tochter. Sie sagte dem Photographen nicht, woran sie dachte. Sie dachte und wünschte, daß ihr Vater sich zeigen sollte. Sie sagte weder ihrer Tochter noch sonst jemandem etwas von dem Zeichen, das sie gewählt hatte. Sie dachte daran, daß ihr Vater sich mit seinem eigentümlichen schwarzen Käppchen, das er in seinen letzten Jahren getragen hatte, zeigen sollte. Dieses Kennzeichen wurde nicht besprochen, ehe die Platte entwickelt war; da zeigte das Käppchen sich aber auch ganz deutlich, wie man auch auf dem Bilde sieht; die Gesichtszüge sind auch so markiert, daß kein Zweifel möglich ist.“ Dieser Bericht ist ein gutes Beispiel von spiritistischer Darstellungsweise. Der Verfasser hat hier ganz ungeniert den kleinen Nebenumstand fortgelassen, der wahrscheinlich die Erklärung der ganzen merkwürdigen Begebenheit enthält, daß die Tochter nämlich der Mutter das Geheimnis entlockt hatte. Durch eine solche Behandlung wird die Begebenheit allerdings höchst rätselhaft und übernatürlich. Das ist ja aber auch die Hauptsache; auf die Wahrheit — kommt es weniger an.

Wenn die spiritistischen Schriftsteller ähnliche Verdrehungen nicht einmal in den Fällen, wo der wahre Sachverhalt bekannt ist, vermeiden, so kann man sich ungefähr einen Begriff davon machen, wie zuverlässig ihre Berichte sind, wenn sie ihre eigenen Beobachtungen darstellen.

Während alle hervorragenden professionellen Geisterphotographen früher oder später als Betrüger entlarvt worden sind, stellt sich die Sache etwas anders bei den Männern, welche als Amateure, nur aus Interesse für die Sache, gesucht haben, Geisterphotographieen hervorzubringen. Unter diesen Männern haben jedenfalls einige in gutem Glauben gehandelt und sich unzweifelhaft eines bewußten Betrugs nicht schuldig gemacht; gleichwohl ist es einzelnen von ihnen gelungen, Geisterbilder zu erzielen. Der bekannteste von ihnen ist der Engländer Beattie, ein gut situierter Photograph, der sich von seinem Geschäfte zurückgezogen hatte. Als Hudsons Betrügereien entlarvt waren, bekam er Lust, die Sache selbst zu untersuchen.

Er vereinigte sich daher mit einigen Freunden, rechtschaffenen und angesehenen Männern, und mietete Atelier und Instrumente von einem Fachmann, Josty; dieser Josty, den Beattie sonst nicht weiter erwähnt, ging ihm stets zur Hand und scheint zum Teil auch

als Medium gedient zu haben. Von Josty weiß man weiter nichts, als daß es beständig mit ihm bergab ging; er war dem Trunk ergeben, wurde insolvent, und endete im Armenhaus.

Fig. 28.

Fig. 29.

Fig. 30.

Fig. 31.

Beatties Geisterphotographieen.

Beatties Versuche wurden 1872 und 1873 ausgeführt. Die Spiritisten betrachten dieselben als die beachtenswertesten Experimente, die jemals in der Art gemacht worden sind. Zuerst sah man nichts an den Bildern; aber allmählich tauchten unregelmäßige hellere Partien auf, welche schließlich die Form von menschlichen Gestalten annahmen.

Nebenstehende Photographieen (Fig. 28—31) zeigen uns vier von Beatties Bildern, welche aus der ganzen Reihe ausgewählt sind, um die fortschreitende Entwicklung vor Augen zu führen. Es ist wohl zu beachten, daß das Medium Josty und bisweilen auch einer der anderen Herren im voraus sagen konnten, was sich auf den Platten zeigen würde. Denkt man ferner daran, daß Mr. Josty gerade kein gut beleumundeter Mensch war, so wird man es nicht unwahrscheinlich finden, daß er beim Entstehen der Bilder seine Finger mit im Spiele gehabt hat. Aber dieser kleine und doch wesentliche Punkt ist erst 1891 aufgeklärt worden; die ursprünglichen Berichte über Beatties Versuche erwähnen Jostys Mitwirken mit keinem Worte, und man begreift darum, daß Beatties Bilder für den Spiritismus von großer Bedeutung waren.

Die Materialisationen.

Nach dem Bisherigen mußte man es als abgemacht ansehen, daß die Geister sich wirklich in Gestalten, welche chemische Strahlen zurückwarfen oder aussandten, zu zeigen vermochten. Deswegen konnten sie auch auf eine photographische Platte einwirken, ohne dem gewöhnlichen menschlichen Auge sichtbar zu werden. Es blieb jetzt nur noch ein Ziel übrig, nämlich die Geister zu veranlassen, daß sie sich allen sichtbar zeigten; denn dann war der Sieg des Spiritismus gewiß und entschieden. Dieses Ziel wurde wirklich auch kurze Zeit, nachdem Beattie seine epochemachenden Photographieen gemacht hatte, erreicht. Schon ein paar Jahre früher kam die Nachricht aus Amerika, daß Geister sich in Gegenwart des Mediums Mrs. Andrews einer ganzen Versammlung deutlich gezeigt hätten. Die europäischen Medien fingen nun gleich an, zu demselben Zweck Sitzungen abzuhalten, und es gelang ihnen auch wirklich bald, solche Erscheinungen hervorzurufen. Ein Umstand war dabei allerdings recht mißlich, nämlich, daß die materialisierten Geister nicht nur in den Gesichtszügen, sondern auch in der Stimme, dem Auftreten und den Reden immer eine bedenkliche Aehnlichkeit mit den Medien selbst hatten. Die Gegner des Spiritismus redeten deshalb sofort von Betrug. Crookes nahm sich 1872 nun vor, die Sache zu untersuchen. Als Medium wählte er die fünfzehnjährige Florence Cook, bei der man wegen ihrer Jugend doch gewiß keinen Betrug annehmen durfte. Länger als zwei Jahre stand sie ausschließlich ihm und seinen Freunden zur Verfügung; sie experimentierten in verschiedenen Privathäusern und unter allen erdenklichen Vorsichtsmaßregeln, um jeden Betrug auszuschließen, fortwährend mit ihr. Dennoch gelang es ihnen nicht, festzustellen, was und wer die Gestalt war, die sich beständig mit ihr zusammen zeigte.

Einen zusammenhängenden Bericht über diese Crookesschen Versuche giebt es leider nicht. Bald hat dieser, bald jener Teilnehmer an den Seancen Mitteilungen über dieselben veröffentlicht, und diese Artikel finden sich zerstreut in verschiedenen Zeitschriften. Aksákow hat die interessantesten Abschnitte in den „Psychischen Studien“ 1874 übersetzt, aber die Beschreibungen sind so kurz, daß man allen Grund zur Annahme hat, daß viele wesentlichen

Einzelheiten ausgelassen sind. Folglich ist es jetzt unmöglich zu entscheiden, wer der Geist „Katie King" gewesen ist. Dieser gab selbst an, er sei die materialisierte Gestalt einer Hofdame, Annie de Morgan, aus der Zeit der Königin Anna. Weist man diese Erklärung ab, so bleiben nur zwei Möglichkeiten übrig. Entweder hat das Medium selbst den Geist gespielt, oder Katie King ist eine von dem Medium verschiedene Person. Wir wollen nun die verschiedenen Gründe prüfen, welche für die eine oder die andere dieser beiden Möglichkeiten sprechen.

Dafür, daß Florence Cook und Katie King dieselbe Person sind, spricht eigentlich nur ein Umstand, nämlich der, daß niemand das Gesicht beider zu gleicher Zeit gesehen hat. Das Medium lag während der Versuche stets in Trance in einem dunklen Raum, der durch einen dichten Vorhang von dem Aufenthaltsorte der Zuschauer getrennt war, während der Geist sich oftmals mehrere Stunden lang unter den Zuschauern frei umherbewegte. Nur einzelne Teilnehmer erhielten Erlaubnis, in den dunklen Raum einzutreten; hier aber verschwand der Geist gewöhnlich für sie, wenn sie das Medium sahen. In einer der letzten Sitzungen wurde Katie bei elektrischem Lichte photographiert, während der Vorhang zur Seite gezogen war, so daß man das Medium auch sehen konnte; aber das Bild, das auf S. 284, Fig. 32 wiedergegeben ist, zeigt nur einen Teil von der Gestalt des Mediums, da das Gesicht durch Katie verdeckt wird. Man könnte daher wohl annehmen, daß Florence Cook selbst als Geist auftrat, während ein Bündel ausgestopfter Kleider das schlafende Medium darstellen mußte; doch hat diese Vermutung wenig Wahrscheinlichkeit für sich.

Viel eher ist anzunehmen, daß das Medium Florence und der Geist Katie zwei verschiedene Personen gewesen sind. Sie sahen sich unzweifelhaft sehr ähnlich, aber Katie war einen halben Kopf größer als das Medium, ihr Haar war heller und kräftiger, und sie hatte keine Löcher in den Ohren, während Florence gewöhnlich Ohrringe trug. Außerdem war Katie voller und hatte eine hellere Hautfarbe. Hierzu kommt noch, daß Katie sich immer in einem weißen, ausgeschnittenen Gewande zeigte, während das Medium vor Beginn der Sitzung gewöhnlich ein dunkles, am Halse eng anschließendes Kleid trug; da Crookes nun oft, wenn er in die Dunkelkammer kam, das Medium wenige Sekunden nachher, nachdem Katie allen sichtbar gewesen war, sah, so ist es fast undenkbar, daß sie so schnell die Kleider hätte wechseln können. Endlich wandte Crookes bei einigen Versuchen einen elektrischen Apparat an, welcher die geringste Bewegung des Mediums sofort anzeigte; derselbe deutete jedoch keine Spur einer Veränderung an, wenn Katie King unter den Zuschauern umherging. Demnach scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß Katie King und Florence Cook zwei verschiedene Personen gewesen sind.

Aber wer war denn Katie King? Crookes befühlte ihren Puls und untersuchte die Atmung, er schnitt eine Haarlocke von ihr ab, nachdem er

sich davon überzeugt hatte, daß das Haar wirklich auf ihrem Kopfe wuchs. Einmal küßte er sie sogar — nach speziell eingeholter Erlaubnis. Er kam dabei, wie er selbst sagt, zu der Ueberzeugung, daß sie ein Weib sei, ebenso körperlich wie das Medium. Andere Anwesende sagten auch, daß sie Gelegenheit gehabt hätten, die Wärme ihres Körpers durch die leichte Drapierung hindurch zu fühlen. Da man es nun als erwiesen ansehen konnte, daß Katie und das Medium zwei verschiedene Wesen waren, so lag der Schluß doch nahe, daß Katie King eine irdische Verwandte von Florence Cook sei. Dadurch würden sowohl die große Aehnlichkeit als auch die individuellen Verschiedenheiten gleichzeitig erklärt sein.

Diesen Schluß zog Crookes aber nicht. Er sah es für unmöglich an, daß die fünfzehnjährige Florence mehrere Jahre hindurch einen so raffinierten Betrug hätte ausführen können, er nahm vielmehr an, daß der Geist Katie eine Art Ausstrahlung des Mediums, eine Wirkung ihrer psychischen Kraft, wäre. Wie die psychische Kraft allerdings ein selbständiges, intelligentes Wesen von Fleisch und Blut zu schaffen vermag, darüber spricht er sich klugerweise nicht aus.

Es ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen, wer das rätselhafte Wesen Katie gewesen ist. Wir wollen uns damit begnügen, zwei Thatsachen festzustellen, die von der größten Bedeutung für die Entscheidung dieser Frage sind.

1. Die verschiedenen Berichte über die Crookesschen Sitzungen besprechen zwar ausführlich die Vorsichtsmaßregeln, durch die man zu verhindern suchte, daß Florence selbst in der Gestalt des Geistes auftrat; es wird aber fast nie erwähnt, daß man eine von außen her kommende Unterstützung des Mediums verhindert hat. Ein einziges Mal wird erzählt, daß man alle Thüren zu dem dunkeln Zimmer, in dem das Medium sich aufhielt, abgeschlossen und verklebt habe, mit Ausnahme der einen, vor welcher die Zuschauer saßen. Diese Maßregeln sind aber wahrlich nicht hinreichend gewesen, um jegliche Hilfleistung von außen her zu verhindern. Das ist ein schwacher Punkt in Crookes' Versuchen.

2. ist es bewiesen, daß Florence bei einer Gelegenheit — und wahrscheinlich auch bei mehreren — selbst als Katie aufgetreten ist. Sie veranstaltete nämlich 1879 und 1880 in „British Association of Spiritualists" eine Reihe von Sitzungen, in denen Katie sich zeigte. Einige anwesende Herren schöpften aber Verdacht, daß Florence (die damals verehelichte Mrs. Corner) selbst den Geist im weißen Gewande darstellte. In einer Sitzung am 9. Januar 1880 sprangen sie deshalb plötzlich hervor und ergriffen Katie, welche bei der Untersuchung sich denn auch als Mrs. Corner, nur bekleidet mit Flanellunterzeug und Korsett, erwies.

Die Spiritisten erklärten dieses schmerzliche Ereignis als eine „Pseudomaterialisation". Das Medium, welches in Trance liege, könne leicht unter

dem Einflusse einer Autosuggestion dahin kommen, unbewußt als Geist aufzutreten, ehe die wirkliche Materialisation begonnen habe. Diese Erklärung ist unzweifelhaft richtig, leider ist nur bisher kein einziger stichhaltiger Beweis dafür geliefert worden, daß nur einzelne und nicht alle Materialisationen Pseudomaterialisationen dieser oder ähnlicher Art sind. — Außer Crookes' Bild von Katie King und Florence Cook giebt es gegenwärtig nur eine einzige zuverlässige Photographie, welche Geist und Medium gleichzeitig zeigt. Diese Aufnahme ist 1887 von Aksákow in einem Privatkreise in London gemacht worden.

Fig. 32.

Katie King und Florence Cook.
Photogr. von Crookes (S. 282).

Fig. 33.

Eglington und ein unbekannter Geist.
Photogr. von Aksákow (S. 284).

Jede Möglichkeit, daß das Medium hier eine Unterstützung von außen her bekommen könnte, schien ausgeschlossen zu sein. Aber das Medium war der bekannte, wiederholt bei Betrügereien ertappte Eglington, der Geist aber, welcher nicht näher von den Anwesenden untersucht wurde, sieht — einer Puppe, die aus Maske, Rock, Betttuch 2c. gebildet ist, nicht unähnlich (vrgl. obenstehende Fig. 33). Die Originalphotographie selber ist so undeutlich, daß man sich wirklich zuerst fragen muß, ob der „Geist“ nicht das Medium und das Medium nicht eine Puppe ist. Auch schließt Aksákows lange Schilderung der Vorgänge in der Sitzung keineswegs die Möglichkeit aus, daß Eglington beide Rollen gespielt hat, indem er abwechselnd, je nachdem es angebracht war, bald in seinen eignen Kleidern und bald in denen des „Geistes“ auftrat. Jedenfalls muß man sagen, daß bis jetzt noch kein positiver

und unanfechtbarer Beweis für die Wirklichkeit der Materialisationen geliefert worden ist.

Die Geisterphotographieen zerfallen also, wie wir gesehen haben, in zwei Gruppen: in Bilder von Geistern, welche den Menschen (vielleicht mit Ausnahme des Mediums) nicht gleichzeitig sichtbar sind, und in solche, in denen der Geist zu gleicher Zeit von mehreren gesehen wird. Von allen Bildern der ersten Klasse ist es entweder als sicher oder doch höchst wahrscheinlich nachgewiesen, daß man mit den Platten irgend welche betrügerischen Künste vorgenommen hat. Dagegen sind die wenigen Bilder der zweiten Klasse, welche existieren, von Männern gemacht worden, deren Name allerdings dafür bürgt, daß die photographische Platte keiner unredlichen Manipulation unterworfen worden ist. Aber in allen diesen Fällen ist zunächst der photographierte „Geist" uud seine Natur selbst nicht über jeden Zweifel erhaben. Weiter aber ist auch mit dem Zugeständnis, daß wenigstens einige dieser Bilder „echt" sind, d. h. hervorgerufen durch andere Mittel als durch die uns bekannten Naturkräfte, für die Wahrheit des Spiritismus noch nichts bewiesen. Crookes, der doch einer der erfahrensten Forscher auf diesem Gebiete ist, behauptet, wie wir oben gesehen haben, daß man sich sehr wohl denken könne, die Geistergestalten seien nur durch die psychische Kraft des Mediums selbst hervorgerufen. Diesen Gedanken hat E. v. Hartmann in der neuesten Zeit wieder aufgenommen und im einzelnen durchgeführt, indem er beweist, wie die meisten mediumistischen Phänomene durch jene Kraft leicht erklärt werden können. Diese Meinungsverschiedenheiten zwischen den Spiritisten und Okkultisten haben für uns insofern Interesse, als sie deutlich zeigen, daß sowohl die spiritistische als auch die okkultistische Theorie auf einer höchst unsicheren Basis ruht. Nur das wollen wir konstatieren, daß die Spiritisten keineswegs den endgültigen Sieg, den sie von den Materialisationen erwarteten, erlangt haben.

Der Vollständigkeit halber sei hier noch erwähnt, daß man außer den Photographieen noch einen anderen mehr handgreiflichen Beweis für die Materialisation der Geister hat, nämlich Abgüsse von den Händen und Füßen der Geister. Der amerikanische Geologe Professor Denton hat den Ruhm, zuerst solche Abgüsse hergestellt zu haben. Er hatte die Beobachtung gemacht, daß man, wenn man den Finger abwechselnd in geschmolzenes Paraffin und in kaltes Wasser taucht, einen dicken Paraffinüberzug über den Finger erhält, den man abnehmen kann, ohne ihn zu beschädigen. Wenn man dann die Paraffinhülse mit Gips füllt, so erhält man einen ganz genauen Abguß des Fingers; jede Pore und Linie in der Haut zeigt sich an demselben so deutlich, daß kein Künstler den Finger so genau wiederzugeben vermag. Von dieser Entdeckung machte er in einer Materialisationssitzung Gebrauch und erhielt Abgüsse von Fingern, die keine Aehnlichkeit mit

denen der Anwesenden hatten. Später haben die Spiritisten auf diese Weise Abgüsse von ganzen Händen und Füßen erzielt, und sie betrachteten dieses als einen ausgezeichneten Beweis für das Mitwirken der Geister. Denn eine solche Paraffinform kann nach ihrer Behauptung nicht von der Hand eines Menschen gezogen werden, ohne zu zerbrechen, da die Hand durch die enge Oeffnung beim Handgelenk hindurch muß. Wenn eine solche Form also unbeschädigt bleibt, so muß sie von einem weniger materiellen Wesen herstammen, als der Mensch es ist.

Den Okkultisten gegenüber hat diese Behauptung offenbar keinen großen Wert; denn wenn die psychische Kraft an irgend einem Ort im Raume etwas, das einem lebenden Wesen ähnlich ist, hervorbringen kann, so kann sie dieses Wesen sich auch an dem Orte auflösen und verschwinden lassen, wenn die Form gebildet ist. So kann man also ebenfalls mit Hilfe der psychischen Kraft die Entstehung dieser Paraffinformen erklären.

Indes ist der durch die Paraffinformen gelieferte Beweis für die Materialisation der Geister ebensowenig stichhaltig wie die anderen Beweise, weil diese Formen gleichfalls unter durchaus unzuverlässigen Umständen in den Spiritistensitzungen entstanden sind. In Aksákows „Animismus und Spiritismus" Th. I. finden sich zahlreiche Berichte über derartige Sitzungen. Bald gleichen die gewonnenen Formen vollkommen den Händen und Füßen des Mediums, bald nicht. Was aber den letzteren Fall betrifft, so wird nirgends eine Garantie dafür gegeben, daß das Medium die Form nicht vor der Sitzung schon bei sich gehabt hat. Endlich ist auch die Behauptung, daß ein Mensch die über seiner Hand oder seinem Fuß hergestellte Form nicht unverletzt abstreifen kann, ganz aus der Luft gegriffen. Es gehört für viele nur geringe Uebung dazu, um das möglich zu machen. Wir werden im letzten Teil des Buches näher hierauf eingehen.

Zöllner und die vierdimensionalen Wesen.

Die Psychographie oder die direkte Schrift.

In der Geschichte des Spiritismus nimmt Friedrich Zöllner (geb. 1834, gest. 1882), Professor der Astrophysik in Leipzig, eine ähnliche Stellung wie William Crookes ein. Das, was die Untersuchungen dieser beiden Männer bedeutungsvoll macht, ist nicht die Neuheit der beobachteten Phänomene; denn dieselben Phänomene waren den Spiritisten mehr oder weniger schon lange vorher bekannt. Alle früheren Berichte aber über derartige Erscheinungen stammten fast ausschließlich von Laien her, von Männern oder Frauen, welche ohne wissenschaftliche Bildung waren und niemals einen Beweis dafür geliefert hatten,

daß sie genügende Uebung im Beobachten und Experimentieren besaßen. Infolgedessen nahm man, besonders in der Gelehrtenwelt, die Berichte, welche den Naturgesetzen doch völlig widersprachen, mit großem Mißtrauen auf. Anders aber stellte sich die Sache, als zwei so namhafte Experimentatoren, wie Crookes und Zöllner es anerkanntermaßen waren, nach langen Untersuchungen für die Wirklichkeit der Phänomene in die Schranken traten. Ihre Mitteilungen konnte man nicht ohne weiteres als ein Phantasieprodukt von der Hand weisen. Entweder mußten die beobachteten Phänomene sich ereignet haben, oder man mußte nachweisen, wie die berühmten Forscher sich unter den gegebenen Umständen doch hatten irren können. Die Bedeutung ihres Eintretens für den Spiritismus erhellt am besten daraus, daß einerseits die Anhänger desselben sich ihren Gegnern gegenüber stets auf die Autorität dieser Forscher berufen, während andererseits gerade ihr Auftreten der Anlaß zu ausgiebigen und interessanten Untersuchungen darüber geworden ist, unter welchen Verhältnissen und in welchem Umfange man sich überhaupt auf Beobachtungen und Berichte anderer verlassen darf. Crookes' und Zöllners wissenschaftliche Autorität hat daher sowohl für die Spiritisten als deren Gegner eine größere Bedeutung gehabt, als die Tausende von Zeugnissen, die andere für diese Sache abgelegt haben. Aus diesem Grunde beschäftigen wir uns hauptsächlich mit den Resultaten dieser Forscher auch bei den Phänomenen, die andere schon lange vor ihnen beobachtet haben.

Zöllners Versuche wurden sämtlich mit dem amerikanischen Medium Henry Slade ausgeführt und umfaßten hauptsächlich zwei Arten von Phänomenen: die „direkte Schrift“ und die „Durchdringlichkeit der Materie“. Jede dieser Gruppen soll nun im Zusammenhang mit der eigentümlichen Theorie, welche Zöllner zur Erklärung der Phänomene aufstellte, näher besprochen werden.

Die „direkte“ oder „psychische Schrift“ wurde zuerst von dem livländischen Baron Ludwig von Güldenstubbe gemeinschaftlich mit seiner Schwester Julie entdeckt. Er hat einen Bericht über seine Versuche unter dem Titel: „Pneumatologie positive et experimentale“, Paris 1857, herausgegeben. Aus diesem Werke geht hervor, daß er ein ungewöhnlich gutes Medium gewesen sein muß, da er unter solchen Umständen, unter denen ein anderes Medium kaum etwas hätte ausrichten können, doch noch Resultate erzielte. Er begann damit, Papier und Bleistifte in ein verschlossenes Kästchen zu legen; den Schlüssel zu demselben trug er beständig bei sich. Von Zeit zu Zeit revidierte er das Papier. Nach dem Verlaufe von zwölf Tagen zeigten sich zuerst einige mystische Zeichen auf demselben. Bei einer späteren Beobachtung aber, wo das Kästchen geöffnet war, sah er deutlich die Schrift auf dem Papiere gleichsam entstehen, ohne daß ein Bleistift angewandt wurde. Von der Zeit an gab er den Gebrauch des Bleistiftes vollständig auf und erhielt allmählich Tausende von Psychogrammen

einfach dadurch, daß er ein Stück weißes Papier auf den Tisch in seiner Stube oder auf das Postament irgend einer Statue eines öffentlichen Gebäudes, auf Grabsteine in Kirchen oder auf Kirchhöfen legte. Diese Manifestationen fanden im Antikensaal des Louvre, in der Domkirche zu Saint-Denis, im British Museum, in der Westminster-Abtei, auf verschiedenen Kirchhöfen in Paris u. s. f. oft in Gegenwart zahlreicher Zeugen statt. Stets waren es die Geister berühmter Verstorbener, welche die Schrift ausführten; sowohl Güldenstubbe als auch seine Schwester sahen den Geist bei der Arbeit. Aehnliche Resultate sind, soviel man weiß, weder früher noch später von irgend einem Medium erreicht worden.

Das Medium, welches nächst Güldenstubbe das Merkwürdigste auf dem Gebiete der Psychographie geleistet hat, ist der oben genannte Amerikaner Slade. In seiner Heimat soll er es schon 1860 zu direkter Schrift gebracht haben. Berühmt wurde er jedoch erst, als er 1876 nach London kam und hier öffentliche Sitzungen abhielt. Diese erregten ein ungeheures Aufsehen; eine große Anzahl mehr oder weniger bekannter Männer nahm an denselben teil; in Zeitungen und Zeitschriften berichteten sie über ihre Wahrnehmungen. Ein großer Teil dieser Referate findet sich gesammelt in einem kleinen interessanten Buche: „Psychography, a treatise on one of the objective forms of psychic or spiritual phenomena,“ by M. A. (Oxon.), London 1878; außerdem sind noch Berichte über ähnliche Sitzungen mit anderen Medien in demselben enthalten. Der Verfasser bespricht unter anderen auch einige seiner eignen Versuche mit Slade, aber dieselben sind so kurz gefaßt und oberflächlich beschrieben, daß sie ganz wertlos sind. Größere Bedeutung dagegen haben die Berichte, welche von den Mitgliedern der British Association of Spiritualists gegeben worden sind. Dieser Verein wünschte Slades Prästationen einer genauen Kontrolle in seinen eigenen Räumen zu unterwerfen. Slade willigte unter der Bedingung ein, daß jedesmal nicht mehr als zwei Mitglieder bei den Versuchen zugegen sein sollten. Ein Bild von den Leistungen des Mediums erhalten wir aus einigen Berichten über eine Sitzung. Der Rapport eines Mr. Edmands lautet:

„Slade erschien zur Sitzung des Untersuchungskomités und wurde in das Versuchszimmer geführt, in dem er je 2 Mitglieder empfing. Mr. Hannah und ich waren die letzten, die hinein kamen. Wir fanden Slade an einem gewöhnlichen Klapptische stehend, welcher zugleich mit drei Stühlen, auf denen wir sitzen sollten, acht bis zehn Fuß von den übrigen Gegenständen im Zimmer entfernt stand. Von den Mitgliedern, welche vor Mr. Hannah und mir bei Slade gewesen waren, empfing ich zwei Tafeln, von denen die eine eine gewöhnliche Schultafel, die andere eine Doppeltafel mit Scharnieren war. Bei Beginn der Sitzung wurde eine kurze Botschaft auf die Schultafel geschrieben, die sich teilweise unter dem Tische befand. Ich sprach dann den Wunsch aus, daß etwas in mein Notizbuch, das ich Slade zugleich mit einem Stückchen eines blauen Bleistiftes reichte, geschrieben werden möge. Wir bekamen die Nachricht, daß versucht werden solle, uns eine Botschaft zuteil werden zu lassen.

Slade hielt nun das Taschenbuch offen und vollständig sichtbar über dem Tische; er legte dann das Stückchen Bleistift auf das offene Blatt und schloß das Buch, so weit es sich wegen des Daumens, mit dem er das Buch an der einen Ecke hielt, machen ließ. Innerhalb einer Minute hörten wir, daß geschrieben wurde und zwar ohne irgend eine Bewegung von seiten des Mediums, indem sowohl das Buch, als auch Slades beiden Hände vollkommen sichtbar waren; es fand sich denn auch wirklich eine schriftliche Mitteilung im Buche. Nun wurde ein Stückchen Griffel auf die eine Hälfte der Doppeltafel gelegt und die andere Hälfte geschlossen, so daß der Griffel zwischen den beiden Tafeln lag. Slade hielt die geschlossene Tafel einen Augenblick unter dem Tisch, aber auf Hannahs Aufforderung hin wurde sie auf den Tisch gelegt, wo Slade sie nur mit der Spitze seiner Finger berührte. Als die Tafel auf den Tisch gelegt wurde, öffnete Slade sie und zeigte uns, daß sie noch nicht beschrieben wäre. Ungefähr im selben Augenblick hörten wir aber, daß geschrieben wurde, und als wir die Tafel öffneten, fanden wir einen Satz darauf; diese Mitteilung wurde von Mr. Hannah und mir aufbewahrt und dadurch bezeugt, daß wir unsere Namen auf den Rahmen der Tafel schrieben."

Mr. Hannahs Rapport stimmt in Bezug auf den ersten und letzten Versuch in allem Wesentlichen mit Mr. Edmands' Bericht überein; es ist deshalb überflüssig, diese beiden Abschnitte in demselben zu wiederholen. Dagegen lautet sein Bericht über den Versuch mit dem Taschenbuche doch etwas anders:

„Mr. Edmands sprach den Wunsch aus, daß etwas in sein Taschenbuch geschrieben werden möge. Es wurde ein Stückchen eines bunten Bleistiftes auf dasselbe gelegt, und Slade hielt es vollständig offen, halb sichtbar und halb verdeckt, unter der Ecke der Tischplatte. Im Verlaufe einer Minute schien das Buch ohne irgend eine Bewegung von seiten des Mediums erschüttert zu werden, und wir hörten, daß etwas geschrieben wurde; das Buch sowohl, wie Slades beide Hände waren sichtbar."

Es ist einleuchtend, daß beide Berichte nicht ganz wahr sein können. Nach dem einen hielt Slade das Buch geschlossen über dem Tische, der andere Bericht sagt aber gerade das Gegenteil, daß das Buch geöffnet und teilweise unter dem Tische war. Das ist aber nicht die einzige Differenz: auch in den Berichten der anderen Komitémitglieder finden sich ähnliche, wenn auch nicht ganz so bedeutende Abweichungen. Außerdem ignoriert ein Bericht häufig äußerst wichtige Dinge, welche ein anderer bespricht. So sagt z. B. Edmands in seinem oben angeführten Berichte, daß man die Doppeltafel untersuchte, als sie auf den Tisch gelegt wurde; aber Mr. Hannah erwähnt dieses mit keinem Worte. Wem soll man nun glauben? Wenn die verschiedenen Berichte über dieselbe Sache so sehr differieren und wichtige Umstände verschweigen, so steigert das wahrlich nicht das Vertrauen zur Zuverlässigkeit des Beobachters. Ja es ist nicht ausgeschlossen, daß beide Parteien auch da, wo sie übereinstimmen, sich geirrt haben können, und man kann nicht behaupten, daß die Untersuchungen der „British Association of Spiritualists" irgendwie dazu gedient haben, Slade von der gegen ihn erhobenen Anklage wegen Betruges zu entlasten.

Bald nach Slades Ankunft in London, wahrscheinlich im September 1876, faßte der Zoologe Prof. Lankester den Verdacht, daß Slades Leistungen nur gewandt ausgeführte Taschenspielerkünste wären. Da Slade

nun einmal eine angeblich reine Tafel unter den Tisch gebracht hatte, riß Lankester die Tafel von ihm fort und fand, daß die „Geisterbotschaft“ schon darauf stand. Er hatte Slades Hand und Arm sich schon vorher bewegen sehen, ganz so, als ob er auf die Tafel schriebe. Hieraufhin erhob Lankester gegen Slade eine Anklage wegen Betruges und dieser wurde auch nach dem „Landstreichergesetz“ zu drei Monaten Gefängnis mit schwerer Arbeit verurteilt. Bei der Berufung gegen dieses Urteil verwarf das Appellationsgericht dasselbe zwar wegen eines in der ersten Instanz begangenen Formfehlers. Slade wurde auf freien Fuß gesetzt; aber damit war natürlich noch nicht bewiesen, daß er den Betrug nicht begangen hatte.

Er brachte das folgende Jahr abwechselnd in England und Holland zu. Im Herbste 1877 kam er nach Berlin. Seine Leistungen erregten hier dasselbe Aufsehen wie in London, aber trotz aller Anstrengungen gelang es den Spiritisten doch nicht, Helmholtz, Virchow oder andere berühmte Gelehrte zur Untersuchung der Phänomene zu bewegen. Dagegen beschloß Zöllner in Leipzig, sich der Sache anzunehmen. Am 15. November 1877 kam Slade infolge seiner Einladung nun zum ersten Mal nach Leipzig. Mit mehreren größeren und geringeren Unterbrechungen experimentierte Zöllner nun mit ihm bis zum Juni 1878. Slades „Kraft“ erreichte unter diesen Versuchen in Leipzig ihren Höhepunkt; in Zöllners Anwesenheit glückten ihm verschiedene Experimente, welche ihm später nie wieder gelungen sind. Eine Beschreibung dieser Versuche nebst den Resultaten hat Zöllner im 1.—3. Bande seiner „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ (Leipzig 1878/79) herausgegeben. Indessen handelt nur ein kleiner Teil dieser 2000 Seiten zählenden Bände von den Versuchen selbst. Den größten Teil des Werkes nimmt ein wütender Angriff Zöllners gegen verschiedene deutsche Gelehrte ein, weil diese sich nicht auf eine Untersuchung der Sladeschen Prästationen einlassen wollten, ihn vielmehr stets für einen gewandten Taschenspieler hielten, der Zöllner beständig täuschte. Wenn man diese heftigen Ausfälle liest, welche meist weit über das Ziel hinausschießen, bekommt man allerdings unzweifelhaft den Eindruck, daß Zöllner in seinen letzten Lebensjahren, wie es vielfach behauptet worden ist, nicht ganz normal gewesen sei. Sein Eifer, die Wirklichkeit der mediumistischen Phänomene nachzuweisen, ist eine vollständige Monomanie geworden, in welcher er alles, was „wissenschaftliche Methode“ heißt, vergißt. Anstatt ganz genaue Berichte über seine Versuche zu veröffentlichen und auf diese Weise darzuthun, daß jede Möglichkeit eines Betruges unter den gegebenen Umständen auszuschließen ist, beschränkt er sich darauf, in wenigen Zeilen die Resultate ohne Schilderung der Nebenumstände mitzuteilen; sodann überschüttet er aber seine Gegner auf vielen Druckbogen mit den ausgesuchtesten Grobheiten. Eine solche Darstellung ist alles andere als eine wissenschaftliche Abhandlung; Zöllners Berichte gehören zu den wertlosesten Arbeiten, die auf diesem Gebiete überhaupt geliefert worden sind.

Nur ausnahmsweise und meistens in ganz anderem Zusammenhange läßt Zöllner sich herab, das Wichtigste, nämlich die Nebenumstände, zu schildern. Von einem seiner merkwürdigsten Versuche in Bezug auf die direkte Schrift erzählt er gelegentlich Folgendes (Wissensch. Abh. Bd. 2, S. 216, Anm.):

„Es wurden zwei von mir selbst gekaufte, mit Zeichen versehene und sorgfältig gereinigte Schiefertafeln mit einem ca. 4 Millimeter dicken Bindfaden kreuzweis fest zusammengebunden, nachdem zuvor ein etwa 3 mm dickes Splitterchen von einem neuen Schieferstift dazwischen gebracht war. Diese Tafel wurde dicht an die Ecke auf die Platte eines kurz zuvor von mir selber gekauften Spieltisches von Nußbaumholz gelegt. Während nun W. Weber, Slade und ich am Tische saßen, und mit magnetischen Experimenten beschäftigt waren, wobei unsere sechs Hände auf dem Tische lagen und diejenige Slades über zwei Fuß von der Tafel entfernt waren, begann es plötzlich zwischen den unberührten Tafeln sehr laut zu schreiben. Als wir die Tafeln trennten, standen in 9 Zeilen die folgenden Worte . . . . Die Tafel trug das vorher von mir auf derselben angebrachte Zeichen; es kann also von einer Vertauschung oder vorangegangenen Präparation derselben nicht die Rede sein."

Selbst ein mittelmäßiger Taschenspieler wird imstande sein, etwas auf ein Paar zusammengebundener Tafeln zu schreiben, während zwei alte Gelehrte in andere Versuche vertieft daneben sitzen; günstigere Bedingungen für einen Betrug lassen sich wohl kaum finden. Aber Zöllner sieht in diesen und ähnlichen Leistungen ein Zeugnis von der Wirklichkeit intelligenter, vierdimensionaler Wesen. Daß Wesen, die relativ verständliche Sätze schreiben, intelligente genannt werden müssen, leuchtet ein; warum Zöllner aber sie „vierdimensional" nennt, werden wir weiter unten sehen.

Die Durchdringlichkeit der Materie.

In zahlreichen Berichten über spiritistische Sitzungen liest man, daß mehr oder weniger feste Gegenstände plötzlich in einem geschlossenen Raume, in dem sie vorher nicht gewesen waren, gefunden worden sind. So sind große Blumenbouquets vor den Augen der Anwesenden in dem verschlossenen Sitzungszimmer plötzlich erschienen. Dinge, welche kurz vorher an einem Ende des Hauses gesehen waren, sind angeblich ohne Zuthun von Menschen in einen anderen Raum gebracht worden, Metallklumpen in hermetisch verschlossene Glasflaschen gekommen u.s.w. Es leuchtet ein, daß dergleichen Ereignisse sich nicht gut erklären lassen ohne die Fähigkeit der Geister, den irdischen Stoff durchdringlich zu machen, so daß nicht nur die Geister selbst, sondern auch mehr materielle Gegenstände durch den Stoff hindurch geführt werden können, ohne eine Spur von dieser Passage zu hinterlassen. Diese Phänomene werden deshalb mit Recht als die merkwürdigsten Erscheinungen unter den Prästationen der Medien angesehen, da sie vollständig den uns bekannten Naturgesetzen widersprechen. Aber andererseits ist es auch klar, daß es ungemein schwierig ist, diese Art von Versuchen zu kontrollieren. Denn da der Gegenstand immer ganz unerwartet und unvermutet in dem abgeschlossenen Raum erscheint, so wird es

nachträglich beinahe unmöglich sein, zu konstatieren, ob er nicht schon im voraus auf natürlichem Wege hineingebracht worden ist. Hier hängt alles von der Umsicht und Genauigkeit der Beobachter ab, und ein Bericht, welcher überzeugen soll, muß äußerst detaillierte Mitteilungen über alles, was die Beobachter und das Medium ausgeführt haben, enthalten. Aber die Beschreibungen, die bis jetzt in der Litteratur vorliegen, erfüllen nicht einmal die bescheidensten Anforderungen in dieser Beziehung.

Einer der ältesten Versuche dieser Art wurde im Laboratorium des amerikanischen Chemikers, Professor Hare, im Jahre 1858 ausgeführt. Außer dem Medium, einem jungen Mann von 19 Jahren, war nur Hare und ein Dr. Peters anwesend; von letzterem rührt die einzige vorhandene Beschreibung der Vorgänge her. Zuerst erhielten sie einige Mitteilungen von Geistern mittelst des „Spiritoskops". Dieses war ein von Hare erfundener Apparat; es bestand wesentlich aus einem Zeiger, der auf ein verborgenes Alphabet wies, so daß das Medium die angezeigten Buchstaben nicht wissen konnte. Eine dieser Mitteilungen lautete: „Laß Dr. Peters zwei Flaschen und zwei Stücke Platin in den Kasten legen." Hare stand auf und nahm zwei hermetisch verschlossene Flaschen und zwei Klumpen Platin, in der Größe von Büchsenkugeln. Dieses wurde in einen langen, schmalen Kasten, der auf dem Tische stand, gelegt; Dr. Peters untersuchte denselben sorgfältig, ohne etwas Verdächtiges in seiner Einrichtung zu finden. Der Kasten wurde dann verschlossen, und man ging wieder zu den Versuchen mit dem Spiritoskop über. Nach 55 Minuten teilte der Apparat mit: „Wir haben eine Gabe für Dr. Peters; laß ihn zum Kasten gehen und sie nehmen." Der Kasten stand nur einen Fuß von Peters entfernt; als er ihn öffnete, fand er die beiden Platinkugeln in den hermetisch verschlossenen Flaschen.

Mehr enthält der Bericht von Dr. Peters nicht. Es wird kein Wort davon erwähnt, was in den 55 Minuten geschah, die die Geister gebrauchten, um das Platin in die Flaschen zu bringen. Wir erfahren nur, daß die Gelehrten mit dem Spiritoskop weiter arbeiteten, aber das geschah doch wohl kaum eine ganze Stunde lang ununterbrochen. Auch erwähnt Dr. Peters nicht, wie oft er den Kasten während der langen Zeit aus den Augen verlor; endlich enthält der Bericht keine Spur eines Beweises, daß die Flaschen und die Platinkugeln am Schlusse des Experimentes dieselben waren, wie am Anfang. Im Laufe von 55 Minuten konnte das Medium leicht Gelegenheit finden, den Kasten zu öffnen und den Inhalt mit Flaschen, die Platinkugeln enthielten, zu vertauschen. Peters' Bericht giebt uns also keine Garantie dafür, daß die Sache nicht auf ganz natürliche Weise vor sich gegangen ist.

Von einem ähnlichen Ereignis berichtet Crookes. Es handelt sich hier um eine kleine Glocke, welche plötzlich aus einer Stube, in der zwei Knaben ihre Schularbeiten machten, verschwand, und dann in dem sorgfältig ver-

schlossenen Zimmer für spiritistische Sitzungen auftauchte. Zwei Umstände sind hierbei jedoch sehr verdächtig. Einmal kennen wir Crookes' Methode zu berichten so gut, daß man seiner Darstellung schon von vornherein kein großes Gewicht beilegen darf. Zweitens aber war das Medium die bekannte Miß Fay, die noch heutigen Tages umherreist und Taschenspielervorstellungen*) giebt; dieser Umstand macht es aber sehr wahrscheinlich, daß das Erscheinen der Glocke im Sitzungszimmer nur ein geschickt ausgeführtes Kunststück gewesen ist. — Später wiederholten sich derartige Begebenheiten häufig in den spiritistischen Sitzungen. — Indes können wir hier nicht über Berichte diskutieren, welche von ganz unbekannten Personen abgefaßt sind, und wir wenden uns deshalb zu den umfassendsten Versuchen dieser Art, zu den Zöllnerschen.

Lange bevor Zöllner für den Spiritismus Interesse bekam, hatte er sich mit einer eigentümlichen Gruppe von mathematischen Problemen, mit der Lehre von den vierdimensionalen Räumen, beschäftigt. Während wir Menschen uns nur drei Dimensionen im Raume vorstellen können, liegt, rein mathematisch betrachtet, kein Hindernis vor, sich Räume mit vier oder noch mehr Ausdehnungen zu denken, und es lassen sich Berechnungen über begrenzte Teile von solchen vierdimensionalen Räumen ebenso wie bei den gewöhnlichen dreidimensionalen Körpern ausführen. Als Zöllner nun später mit den spiritistischen Untersuchungen anfing, kam er auf die Idee, daß viele von den wunderbaren Phänomenen, besonders die, welche auf der Durchdringlichkeit der Materie zu beruhen schienen, leichter auf einem anderen Wege erklärt werden könnten. Wenn man nämlich annimmt, daß der Raum, den wir in drei Ausdehnungen auffassen, noch eine vierte hat, so muß es möglich sein, einen Körper in jeden beliebigen verschlossenen Raum bringen zu können. Man braucht den Körper nur durch die vierte Dimension hindurchzuführen, und er wird dann ohne Kollision mit den bis jetzt bekannten Naturkräften an jedem Punkte in einem begrenzten dreidimensionalen Raume sichtbar sein können. Diesen für gewöhnliche Sterbliche etwas dunkeln Gedanken hat Zöllner in einer kleinen Abhandlung im „Quarterly Journal of Science“ April 1878 populär darzustellen gesucht. Zum besseren Verständnis gebe ich das Wichtigste aus dieser Abhandlung mit Zöllners eigenen Worten wieder:

---

*) Daß Miß Fays Experimente Taschenspielerkunststücke sind, wird wohl jetzt von allen besonnenen Spiritisten eingeräumt. Ein wirkliches Medium weiß nämlich, wie der Spiritismus lehrt, niemals im voraus, was geschehen wird, und kann in keiner Weise für den Ausfall eines bestimmten Versuches garantieren. Aber Miß Fay arbeitet nach einem im voraus festgesetzten und gedruckten Programm und ihre „Experimente“ gelingen stets, ohne Rücksicht auf Zahl und Stimmung der Zuschauer. Alles dieses widerstreitet der Natur der mediumistischen Phänomene. Anm. des Verf.

„Wir wenden nun diese Vorstellung vom vierdimensionalen Raum an auf die Lehre, an einer vollständig biegsamen Schnur einen Knoten zu schlagen. Möge die Linie a ——— b eine solche Schnur vorstellen; wenn sie gestreckt ist, kann sie ganz in einem Raume mit einer Dimension liegen. Wenn die Schnur nun so gebogen wird, daß alle ihre Teile beim Biegen in derselben Ebene verbleiben, so ist bei dieser Operation ein Raum mit zwei Ausdehnungen erforderlich. Wir können z. B. der Schnur die nebenstehende Form (Fig. 34) geben; denken wir uns, daß sie unendlich dünn ist, so liegen alle ihre Teile in einer Ebene d. h. in einem Raume von zwei Dimensionen. Falls die biegsame Schnur, ohne daß sie gebrochen wird, in die ursprüngliche gerade Linie zurückgebracht werden soll, während alle ihre Teile während dieser Operation in derselben Ebene verbleiben, so kann dies nur dadurch geschehen, daß das eine Ende der Schnur einen vollständigen Kreis von 360° beschreibt.

Fig. 34.

Für Wesen, welche den Raum nur nach zwei Dimensionen auffassen können, werden die Operationen mit der Schnur dem entsprechen, was wir gemäß unserer Auffassung von drei Dimensionen „einen Knoten schlagen und wieder lösen" nennen. Wenn nun ein Wesen, das infolge seiner körperlichen Organisation darauf beschränkt ist, nur zwei Dimensionen erfassen zu können, dennoch die Eigenschaft besäße, Handlungen, welche ausschließlich nur im dreidimensionalen Raume möglich sind, auszuführen, so würde ein solches Wesen imstande sein, den zweidimensionalen Knoten auf viel leichtere Weise zu lösen. Es würde nur nötig haben, den einen Teil der Schnur umzudrehen, indem diese nur aus der Ebene herausgehoben und dann wieder niedergelegt würde. Die Schnur würde dann die Stellungen folgender Figur (35) nach einander einnehmen. Mit Hilfe derselben Operationen in umgekehrter Reihenfolge würde ein solches Wesen auch imstande sein, einen zweidimensionalen Knoten zu schlagen u. zw. ohne den weitläufigen Prozeß, der notwendig ist, wenn alle Teile der Schnur in derselben Ebene verbleiben sollen.

Fig. 35.

Wenden wir nun eine analoge Betrachtung auf einen Knoten in dem dreidimensionalen Raume an, so sieht man leicht, daß ein solcher Knoten nicht geschlagen oder wieder gelöst werden kann ohne Operationen, bei denen die Teile der Schnur eine doppelte Krümmung beschreiben, wie beifolgende Figur (36) zeigt. Wir dreidimensionale Wesen können einen solchen Knoten nur dadurch schlagen oder lösen, daß wir das eine Ende der Schnur 360° in einer Ebene drehen, die nicht mit der anderen Ebene, in welcher der zweidimensionale Teil des Knotens liegt, zusammenfällt. Wenn es nun aber Wesen unter uns gäbe, die imstande wären, vierdimensionale Bewegungen mit materiellen Substanzen auszuführen, so würden diese Wesen auch imstande sein, einen Knoten viel leichter zu schlagen und zu lösen, analog demjenigen, was von dem zweidimensionalen Knoten gesagt worden ist."

Fig. 36.

Für den Leser, der in geometrischen Betrachtungen nicht geübt ist, wird es wahrscheinlich etwas schwer sein, Zöllners Gedankengang zu folgen. Aber durch ein äußerst einfaches kleines Experiment wird ein jeder wenigstens die Konsequenzen desselben verstehen können. Man nehme ein Stückchen Bindfaden etwa von der Länge einer Elle, schlage an demselben einen ganz gewöhnlichen einfachen Knoten, wie er in Figur 36 gezeigt ist. Es ist nun leicht einzusehen, daß der Knoten nicht gelöst werden kann, ohne daß das eine Ende durch die Schlinge gezogen wird. Bindet man daher die beiden freien Enden des Fadens zusammen und versiegelt

der Sicherheit halber noch diese zusammengebundene Stelle, so wird kein Mensch den Knoten, der an der Schnur ist, lösen können. Wir haben jetzt eine endlose Schnur mit einem Knoten daran. Wir überzeugten uns aber vorher davon, daß der Knoten nur dadurch gelöst werden kann, daß man das eine Ende der Schnur durch die Schlinge zieht; da die Schnur nun keine Enden hat, so ist der Knoten sebstverständlich nicht zu lösen — jedenfalls nicht für uns Menschen. Und ebenso unmöglich wird es uns sein, einen neuen Knoten zu schlagen. Aber für Zöllners vierdimensionale Wesen ist es eine Kleinigkeit, den Knoten zu lösen oder einen neuen zu schlagen, ohne die Schnur an irgend einem Punkte zu beschädigen. Wie dieses geschehen kann, können wir Menschen zwar nicht verstehen, eben weil wir nur dreidimensionale Wesen sind; aber derjenige, welcher Zöllners Gedankengang zu folgen vermag, wird einsehen, daß es möglich sein muß. Und es ist nicht nur möglich, es ist auch wirklich ausgeführt. Ich lasse Zöllner wieder reden:

„Dieser Versuch — einen Knoten an einer endlosen Schnur zu schlagen — ist im Laufe von wenigen Minuten in Leipzig d. 17. Dez. 1877, vorm. 11 Uhr, in Gegenwart des Amerikaners Henry Slade gelungen. Die beigefügte Figur (37) zeigt eine Schnur mit vier Knoten und zugleich die Stellung meiner Hände, welche von Slades Hand und von der linken Hand eines anderen Herrn berührt wurden. Während das Siegel stets sichtbar auf dem Tische lag, wurde die Schnur, welche damals noch ohne Knoten war, von meinen Daumen fest gegen die Tischplatte gedrückt; der übrige Teil der Schnur hing in meinen Schoß hinab. Ich wünschte, daß nur ein Knoten geschlagen würde; nichtsdestoweniger wurden im Laufe von wenigen Minuten vier Knoten geschlagen, welche in der Zeichnung genau wiedergegeben sind.

Fig. 37.

Die Hanfschnur hatte die Dicke von ungefähr einem Millimeter; sie war stark und neu; ich selbst hatte sie gekauft. Ihre ganze Länge, ehe Knoten an ihr geschlagen waren, betrug 148 cm; folglich war die Länge der doppelten Schnur, als die Enden vereinigt waren, ungefähr 74 cm. Die Enden waren mit einem gewöhnlichen Knoten zusammengebunden; die Enden, welche (nach dem Zusammenbinden) ungefähr anderthalb Centimeter vom Knoten entfernt waren, wurden auf ein Stück Papier gelegt und mit gewöhnlichem Lack versiegelt, sodaß der Knoten gerade am Rande des Siegels sichtbar war. Das Papier um das Siegel herum war abgeschnitten, wie die Figur zeigt.

Die erwähnte Versiegelung zweier solcher Schnüre war von mir selbst mit meinem eigenen Petschaft in meinem Zimmer am Abend d. 16. Dez. in Gegenwart mehrerer Freunde ausgeführt; Slade war nicht dabei. Zwei ähnliche Schnüre von derselben Beschaffenheit und Länge waren von Wilhelm Weber mit seinem Petschaft und in seinem eigenen Zimmer am Morgen des 17. Dez. versiegelt worden. Mit diesen vier Schnüren ging ich in ein benachbartes Haus, das von einem meiner Freunde bewohnt wurde; dieser hatte Slade in seinem Hause Gastfreundschaft angeboten, damit er ausschließlich zu meiner und meiner Freunde Disposition stehen und eine Zeit lang der öffentlichen Aufmerksamkeit entzogen werden könnte. Die erwähnte Sitzung fand gleich unmittelbar nach meiner Ankunft im Wohnzimmer statt. Ich wählte selbst eine der vier versiegelten Schnüre

und schlug sie, um sie nicht aus dem Auge zu verlieren, während wir am Tische saßen, um meinen Hals, so daß das Siegel vorne hinabhing und stets gesehen werden konnte. Als der Versuch ausgeführt werden sollte, hatte ich das Siegel, welches unverändert blieb, in der Weise, wie oben erwähnt ist, vor mir auf dem Tische. Slades Hände waren die ganze Zeit hindurch sichtbar; mit der linken Hand strich er sich öfters über die Stirne, indem er über Schmerzen klagte. Der Teil der Schnur, der vom Tische hinabhing, ruhte in meinem Schoße und war infolgedessen nicht sichtbar — ich konnte aber stets Slades Hände sehen. Besonders achtete ich darauf, daß dieselben ihre Stellung nicht veränderten. Er selbst schien vollständig passiv zu sein, so daß man nicht recht annehmen kann, daß er diese Knoten bewußt und mit Willen geschlagen hatte; man kann nur sagen, daß sie sich unter den hier beschriebenen Umständen in seiner Gegenwart ohne irgend eine sichtbare Berührung bildeten, und dies geschah in einem Zimmer, das vom Tageslicht hell erleuchtet war."

Es ist nun leicht zu verstehen, warum Zöllner als Ursache dieser und ähnlicher Phänomene „vierdimensionale" Wesen annimmt. Hier war nämlich eine Handlung ausgeführt, die für uns Menschen mit unseren drei Dimensionen zwar unmöglich ist, aber nach Zöllners Theorie für Wesen, die eine vierte Dimension zu ihrer Verfügung haben, möglich sein muß. Dasselbe gilt vom Hervorbringen einer Schrift auf der Innenseite zusammengebundener Tafeln; dieses würde auch leicht mit Hilfe der vierten Dimension erklärt werden können, ohne daß man die Durchdringlichkeit des Stoffes anzunehmen, d. h. die Naturgesetze umzustoßen braucht. Zöllners Annahme von vierdimensionalen intelligenten Wesen ist also eine Hypothese, die gerade die mediumistischen Phänomene zu erklären sucht, ohne mit den Gesetzen der Physik in Widerspruch zu kommen; ob man diese Hypothese als Spiritismus bezeichnen will oder nicht, bleibt offenbar nur ein Streit um Worte.

Wie verhält es sich nun mit dem erwähnten Versuch? Wenn man den ausführlichen Bericht durchliest, erhält man unzweifelhaft den Eindruck, daß hier ein Irrtum doch ganz unmöglich ist; Zöllner muß wirklich etwas beobachtet haben, das sich nicht als ein Taschenspielerkunststück von Slades Seite erklären ließ und folglich auf unbekannten Kräften beruhte. Dieses muß man unzweifelhaft einräumen, wenn die Sache sich wirklich so zugetragen hat, wie sie beschrieben wird, d. h. wenn Slade sofort ohne Vorbereitung die verlangten Knoten hätte liefern können. Aber das ist nicht der Fall. Zöllner teilt selbst bei einer anderen Gelegenheit (Wissenschaftliche Mitteilungen Bd. 2 S. 1191) mit, daß er zu wiederholten Malen, jedoch ohne Erfolg, versucht habe, in versiegelten Schnüren Knoten zu erhalten. Diejenigen, die geschlagen waren, waren stets derartig, daß sie von Menschen ohne Beschädigung des Siegels geschlagen werden konnten. Erst am 17. Dezember gelang es, die oben beschriebenen richtigen Knoten zu erhalten. Diese Mitteilung ist offenbar von größter Bedeutung. Wir erfahren zunächst, daß Zöllner wiederholt das Experiment ohne Erfolg versucht hat. Ferner wissen wir, daß er, damals als der Versuch gelang, vier neue Schnüre mitbrachte. Wo sind die alten geblieben? Hat Zöllner sie aufbewahrt oder vernichtet? Ist denn die Möglichkeit, daß Slade sich eine oder mehrere derselben angeeignet hat, ganz ausgeschlossen? Wenn er das aber gethan hat, so hat er sich auch einen Abdruck der Siegel machen können, und es ist eine Kleinigkeit für ihn gewesen, eine Schnur mit Knoten zu versehen und nachträglich zu versiegeln. Hat er dann später in der Sitzung Zöllners neue Schnur keinen Augenblick in der Hand gehabt? Wenn das der Fall gewesen ist, so hat er auch leicht die Schnüre vertauschen und die bereits fertige so auf den Tisch legen können, daß die Knoten unsichtbar in Zöllners Schoß lagen. Dann wäre das Kunststück ausgeführt.

In Zöllners Darstellung werden alle diese Fragen mit keinem Worte erwähnt. Folglich haben wir auch keine Garantie dafür, daß das Ganze sich nicht auf rein natürlichem Wege, etwa in der angedeuteten Weise, zugetragen

hat. Erst wenn die genannten Fragen so beantwortet sind, daß jede Möglichkeit eines Betruges von Slades Seite ausgeschlossen ist, kann man Zöllners Experiment als ein wirklich neues Phänomen, für welches eine andere Erklärung gesucht werden muß, bezeichnen. Da Zöllner diese verschiedenen Punkte nun gar nicht berührt, offenbar auch keine Ahnung davon hat, von welcher Bedeutung der Umstand ist, daß mehrere mißlungene Versuche derselben Art schon früher angestellt worden waren, so können seine Untersuchungen nicht mit der nötigen Sorgfalt gemacht worden sein. Es kann uns deshalb gar nichts nützen, daß er später mit dem Knotenexperimente in verschiedener Weise abwechselte, daß es ihm mit Darmschnüren, Holzringen und vielen anderen Dingen gelang. Alles dieses ist wertlos, weil die Beschreibungen unzuverlässig sind. Möglich ist es ja, daß die Sache so vor sich gegangen ist, wie er es erzählt, aber es ist auch möglich, daß er viele Umstände, die das Material zu einer ganz natürlichen Erklärung liefern würden, einfach ausgelassen hat. Dies hat er an einer Stelle gethan: es kann also auch wiederholt geschehen sein.

Ein Versuch muß jedoch noch erwähnt werden, weil er mißglückte. Während Slade leicht Knoten in Darmschnüren, deren Ende zusammengebunden und versiegelt waren, lieferte, so gelang es ihm nicht bei einer Schnur, welche aus einem Darm so geschnitten war, daß sie einen ununterbrochenen Ring bildete. Und dieses ist sehr verdächtig. In einer wirklich endlosen Schnur, einem geschlossenen Ringe, kann ein Mensch nur Knoten schlagen, wenn die Schnur durchgeschnitten wird; aber dann kann sie nicht wieder zusammengefügt werden, ohne daß man diese Stelle entdeckt. Kommt es dagegen darauf an, Knoten in einer Schnur zu schlagen, deren Enden zusammengebunden und versiegelt sind, so läßt das sich leicht machen, wenn man nur einen Abdruck vom Petschaft hat, so daß man das richtige Siegel daraufsetzen kann, sobald die Knoten geschlagen sind. Slade scheint demnach nur das geleistet zu haben, was mit gewöhnlichen menschlichen Hilfsmitteln ausgerichtet werden kann.

Theosophie und Fakirismus.

Mme. Blavatsky und die Theosophie.

Ein eigentümliches Zwischenglied zwischen dem populären Spiritismus und dem mehr wissenschaftlichen Okkultismus bildet die Theosophie. Wie der Spiritismus ist sie vorwiegend ein religiöses System, hat aber mit dem Okkultismus das gemeinsam, daß sie das Eingreifen der Geister in die Menschenwelt leugnet und die mediumistischen Phänomene als Wirkungen neuer Naturkräfte erklärt. Weiter aber als in diesen Hauptpunkten geht die Uebereinstimmung der Theosophie mit jenen beiden Richtungen auch nicht;

in allen anderen Fragen nimmt sie eine Sonderstellung ein und zeigt hier eine nur sehr geringe Verwandtschaft mit einem anderen europäischen religiösen oder philosophischen System. Die Grundgedanken in der Theosophie sind vielmehr augenscheinlich asiatischen Religionen, namentlich dem Buddhismus, entlehnt. Dadurch ist in die europäische Geistesentwicklung ein neues Moment hineingekommen, das wir ebensowenig stillschweigend übergehen dürfen, wie wir die hochbegabte, in vielen Beziehungen beachtenswerte Urheberin der ganzen Lehre ignorieren können.

Helena Petrowna v. Hahn-Rottenstern, eine Tochter des russischen Obersten Graf Peter v. H.-R., ist in Jekatharinoslaw in Südrußland 1831 geboren. Von ihrer frühesten Kindheit an war sie Dienstboten überlassen. So wurde ihre Phantasie mit Ammenmärchen von allen möglichen Geistern genährt; außerdem impfte man ihr früh den Glauben ein, daß sie als „Sonntagskind" besonders geeignet sei, Geister zu sehen und mit ihnen zu verkehren. Sie war ferner ein sehr nervöses, somnambules Kind, das an Halluzinationen und hysterischen Anfällen litt. Infolgedessen glaubte sie sich stets von Wesen umgeben, die zwar für andere unsichtbar waren, in deren Gesellschaft sie sich aber besonders wohl fühlte. Außerdem soll sie als Kind auf der einen Seite höchst unliebenswürdig, streitsüchtig und trotzig und auf der anderen grübelnd und mystisch, wie die Seherin von Prevorst, gewesen sein. Es ist leicht zu verstehen, daß aus solchen Anlagen in Verbindung mit einer unbezwingbaren Energie etwas Besonderes sich entwickeln mußte.

1848 heiratete Helena Petrowna den General Blavatsky; aber nach drei Jahren wurde die Ehe wieder aufgelöst, und Mme. Blavatsky reiste nun zwölf Jahre lang in Europa, Amerika, Aegypten und Indien umher. Während dieses Reiselebens bildete sie auch ihre Fähigkeiten als Medium aus. Von den folgenden sieben Jahren bis 1870 berichtet ihre Biographie nichts. Nach ihrer eigenen Aussage aber hat sie diese Zeit bei den Mahatmas im Himalaya zugebracht. Diese Mahatmas, deren Existenz entdeckt zu haben Mme. Blavatsky die Ehre hatte, sind angeblich eine Gesellschaft von weisen Männern, welche sich in den unzugänglichsten Gegenden von Tibet aufhalten und durch ein heiliges Leben und durch fleißige Erforschung der Geheimnisse der Natur beinahe eine göttliche Einsicht und Macht erreicht haben sollen. Ein Mahatma oder Adept ist imstande, die Gedanken der Menschen zu lesen und in jeder beliebigen Entfernung zu beeinflussen. Er kann materielle Gegenstände in seine Bestandteile zerlegen und auflösen; durch heimliche Kräfte vermag er diese Teile an jeden beliebigen Ort „hinströmen" zu lassen, wo er sie wieder zu ihrer ursprünglichen Form zusammensetzt; auf solche Weise kann ein Gegenstand plötzlich in einem verschlossenen Raum erscheinen. Der Adept vermag ferner Töne hervorzurufen, Körper ohne Berührung in Bewegung zu setzen und durch unsichtbare Kraft zu verhindern, daß Gegen-

stände fortgerückt werden können. Er kann anderen Adepten in jeder Entfernung ohne ein materielles Verbindungsmittel Mitteilungen machen und endlich eine Zeitlang die Seele vom Körper trennen, so daß diese auf eigene Hand unabhängig von Zeit und Raum Ausflüge zu unternehmen imstande sind.

Bei dieser (erfundenen) Brüderschaft von weisen Männern, welche in vielen Jahrtausenden bestanden haben soll, hielt Mme. Blavatsky sich angeblich sieben Jahre lang auf und wurde in die Geheimnisse eingeweiht und selber Adeptin. Während die Mahatmas ihre Weisheit bis dahin als tiefes Geheimnis für sich behalten hatten, hielten sie nun die Zeit für gekommen, um mit derselben hervorzutreten; sie sandten deshalb den weiblichen Chela oder Lehrling aus, um „die Lehre der Eingeweihten" der Welt kundzugeben. Im Jahre 1870 kehrte Mme. Blavatsky aus Indien zurück, gründete erst in Kairo eine spiritistische Gesellschaft, welche jedoch bald aufgelöst wurde, und zog dann auf Befehl ihres Lehrers, Mahatma Koot Hoomi, durch Europa nach New-York. Hier verband sie sich mit dem eifrigen Spiritisten Oberst Henry Olcott und stiftete 1875 gemeinschaftlich mit ihm die theosophische Gesellschaft. Diese hatte den Zweck: „1. Den Grund zu einer allgemeinen Brüderschaft, welche die ganze Menschheit ohne Rücksicht auf Rasse, Farbe oder Glauben umfassen sollte, zu legen. 2. Das Studium der arischen und anderer Schriften über Religion und Wissenschaft zu fördern und die Bedeutung der alten asiatischen Litteratur, besonders der brahmanischen, buddhistischen und zoroastrischen Philosophie, zu verteidigen. 3. Die verborgenen Geheimnisse der Natur, namentlich die psychischen Kräfte, die im Menschen schlummern, zu erforschen." Oberst Olcott wurde der erste Präsident dieser Gesellschaft, und er verlegte das „Hauptquartier" nach der Vorstadt Adyar bei Madras in Indien.

Wenige Jahre später, 1877, gab Mme. Blavatsky in Boston ihr großes Hauptwerk: „The Isis Unveiled" in zwei dicken Bänden heraus. Hier suchte sie nachzuweisen, daß das, was sie Theosophie nennt, nur der geheime, innere Kern in den religiösen und philosophischen Systemen alter Zeiten, in Magie, Spiritismus u. s. w., ist. Die Lehre, die sie aufstellt, ist mit anderen Worten ein Auszug der verschiedenartigsten Systeme; sie verrät bei der Gelegenheit ihre große Belesenheit in alten, seltenen magischen Werken. Nach Aussage der Verfasserin ist das Buch jedoch keineswegs auf rein natürliche Weise entstanden; vielmehr stammt der größte Teil von den Mahatmas her, deren Seelen die Verfasserin nachts in ihrem Arbeitszimmer besuchten; am nächsten Morgen fand sie dann stets eine Menge beschriebener Bogen, welche die Zahl derjenigen, die sie während derselben Zeit hätte schreiben können, weit überschritt, vor.

Mme. Blavatsky und der Oberst Olcott bereisten nun Indien und predigten überall die neue Religion, die Theosophie. Sie fanden auch wirklich eine Menge Anhänger, welche die Lehre dann weiter verbreiteten, so daß in den folgenden Jahren theosophische Gesellschaften rund umher, namentlich in

den englisch redenden Ländern, gestiftet wurden. Daß die Theosophie einen nicht unbedeutenden Anhang fand, hatte wesentlich dieselben Gründe, wie die Verbreitung des Spiritismus. Erstmal haben die religiösen Dogmen der Theosophie, die buddhistischen Ursprungs sind, ein eigentümlich bestrickendes, mystisch-phantastisches Gepräge, ganz abweichend vom Typus der abendländischen Religionen. Da die Theosophie ferner nichts von der Lehre einer ewigen Verdammnis weiß, so verschaffte auch das schon ihr manche Anhänger. Zugleich aber bezeugte Mme. Blavatsky die Wahrheit ihrer Lehre und erwies sich selbst als Adeptin durch eine Reihe wunderbarer Handlungen. Briefe von ihren Freunden, den Mahatmas, besonders von ihrem Lehrer Koot Hoomi, fielen von der Decke der Stuben, in denen sie sich aufhielt; diese Briefe enthielten lange, ausführliche Besprechungen der tiefsinnigen Probleme, über die gerade debattiert worden war. Gegenstände, die sie einen Augenblick in der Hand gehalten hatte, verschwanden und fanden sich in andern Häusern wieder, in denen sie gar nicht gewesen war. Eine Brosche, die von einer ihr völlig unbekannten Person in einer ganz anderen Gegend Indiens verloren worden war, schaffte sie auf Wunsch herbei und ließ sie in einem Kissen, das ganz willkürlich unter anderen vorhandenen ausgewählt wurde, wieder finden. Namentlich zeigten diese wunderbaren Dinge sich im Hauptquartier in Adyar. Hier offenbarte Koot Hoomi sich in Astralgestalt, d. h. seine Seele erschien nur mit einer dünnen materiellen Hülle versehen, damit die Sterblichen ihn sehen konnten. Hier befand sich auch „the shrine", der heilige Schrank, der von den Eingeborenen mit religiöser Ehrfurcht betrachtet wurde. Zerschlagene Gegenstände, die in denselben gelegt wurden, verschwanden und wurden durch neue von derselben Art ersetzt. Briefe mit Fragen an die Mahatmas verschwanden ebenfalls im Schranke, dieser enthielt aber wenige Minuten nachher umfangreiche Antworten darauf u. s. w.

Alle diese Wunder erregten natürlich großes Aufsehen; sie wurden aber erst recht bekannt durch Sinnetts kleines, meisterhaft geschriebenes Buch: „The Occult World" 1881, das in die meisten europäischen Sprachen übersetzt ist. Der Verfasser geht hier sehr praktisch vor. Er begnügt sich nicht damit, die Begebenheiten zu erzählen und zu behaupten, daß alles infolge der höheren Einsicht der Mahatmas und ihrer Lehrlinge auf durchaus natürlichem Wege vor sich gehe. Er zeigt zugleich, daß die scheinbaren Wunder ganz mit den jetzt bekannten Naturgesetzen übereinstimmen, so daß die abendländischen Naturforscher sich nur eine tiefere Kenntnis der Naturkräfte zu erwerben brauchen, um dasselbe leisten zu können. Das Werk ist wirklich so gut geschrieben und erhält dadurch einen solchen Schein von Glaubwürdigkeit, daß man jedenfalls nicht von vornherein die Möglichkeit jener „Wunder" leugnen darf. Und doch scheinen diese nur raffinierte Betrügereien gewesen zu sein. Ein Mr. und Mme. Coulomb, die sich lange im Haupt-

quartier in Adyar aufhielten, wurden eines Tages uneinig mit Mme. Blavatzky und erzählten nun überall, daß sie zugleich mit zwei indischen Fakiren die Helfershelfer der Mme. Blavatzky bei der Ausführung der Betrügereien gewesen wären. Dieses erregte so großes Aufsehen, daß die „Society for Psychical Research" in London eines ihrer hervorragendsten Mitglieder, Mr. Hodgson, nach Indien sandte, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Er stellte mit beiden Parteien Kreuzverhöre an, nahm Berichte auf und setzte sich in den Besitz von einigen Briefen der Mme. Blavatzky und von solchen, die angeblich von den Mahatmas herrührten. Diese wurden von Graphologen in London verglichen; es zeigte sich, daß die Mahatmasbriefe von Mme. Blavatzkys eigener Hand herstammten. Hodgson stellte ferner fest, daß die meisten Berichte über die verschiedenen Wunder sich widersprachen. „The shrine" war nichts anderes als ein Taschenspieler-apparat mit verschiebbarer Hinterwand, so daß man durch eine geheime Wandthür, die sich in Mme. Blavatskys Schlafzimmer befand, in denselben gelangen konnte. In seinem umfangreichen Berichte, welcher in „Part 9" der „Proceedings" der Gesellschaft vom Jahr 1885 veröffentlicht ist, kommt Hodgson zu dem Resultat, daß „Mme. Blavatsky die gebildetste, sinnreichste und interessanteste Betrügerin ist, welche die Geschichte aufzuweisen hat, so daß ihr Name aus dem Grunde der Nachwelt überliefert zu werden verdient".

Hodgsons Bericht war ein schwerer Schlag für die Theosophie. Viele der theosophischen Gesellschaften lösten sich auf, und es half nichts mehr, daß Sinnett 1886 eine Biographie von Mme. Blavatsky schrieb: „Incidents in the life of Madame Blavatsky", in welcher er sie von allen Anklagen rein zu waschen suchte. Die theosophischen Gesellschaften sagten sich vom Hauptquartier los, und sie, die den Sturm erregt hatte, starb, von den Meisten vergessen und verlassen, 1891 in London.

Das religiöse System der Theosophie wurde, wie oben erwähnt, zuerst von Mme. Blavatsky in „Isis Unveiled" dargelegt. Dieses Riesenwerk erschien 1887 in vollständig umgearbeiteter Gestalt unter dem Titel „Secret Doctrin". Später gab sie eine kurz gefaßte Darstellung der Hauptpunkte des Systems in „Key to Theosophy" heraus. Die beste, anschaulichste und geistreichste Schilderung der Lehre ist jedoch von Sinnett in seiner „Esoteric Buddhism" 1883 gegeben worden. Im Gegensatz zu den meisten anderen positiven Religionen erscheint die Theosophie in diesen Werken als reinster Pantheismus. „Wir verwerfen die Vorstellung von einem persönlichen, außerhalb der Welt stehenden, menschen-ähnlichen Gott, der nur der riesenhafte Schatten eines Menschen und nicht einmal des besten Menschen ist. Wir glauben an ein allumfassendes, gött-liches Prinzip, die Wurzel von allem, aus dem alles hervorgeht und zu dem alles im großen Cyklus des Lebens wieder zurückkehren wird," heißt es in „Key to Theosophie". Charakteristisch für die Lehre sind ferner die beiden

vom Buddhismus entlehnten Gedanken von Karma und der Reïnkarnation.

Karma ist „das Gesetz der unvermeidlichen Folgen". Alles, was einem Menschen hier auf Erden begegnet, nicht allein seine äußeren Verhältnisse, sondern auch die Entwicklung seiner Persönlichkeit, ist eine strenge Folge seines früheren Lebens in dieser und in den früheren Existenzen. Wenn der Mensch stirbt, kommt die Seele nach Devachan, wo sie eine vollkommene Seligkeit genießt, ohne irgend eine Erinnerung oder Kenntnis vom Elende des Erdenlebens mehr zu haben. Dieser Zustand der Seligkeit ist der Lohn für das Gute, das die Seele während ihres Aufenthaltes auf Erden vollbracht hat; er dauert so lange, bis diese Verdienste verbraucht sind. Dann wird die Seele wieder geboren, tritt von neuem in einen menschlichen Körper ein, und sowohl die äußeren Verhältnisse als die innere Entwicklung, wie sie jetzt für die Seele beginnen, sind die direkten Konsequenzen des früheren Erdenlebens. Was die Seele damals verbrochen hat, rächt sich nun früher oder später, indem es die natürlichen Folgen nach sich zieht. So wird die Seele sich abwechselnd bald in Devachan, bald auf der Erde aufhalten, bis alle Schuld gesühnt ist und damit die Notwendigkeit einer Wiedergeburt fortfällt. Dann geht die Seele in das allgemeine göttliche Prinzip, in Nirvana, auf.

So kann die Lehre der Theosophie von der Menschenseele und deren Schicksal in kurzen Zügen dargestellt werden. Indes müssen wir bemerken, daß wir durch solch ein kurzes Resumé dem ganzen Systeme auch seinen eigentümlichen Duft nehmen. Die vielen dem Buddhismus entlehnten Einzelheiten, mit denen nicht nur die Seelenlehre, sondern auch die Kosmologie ausgestattet ist, tragen so deutlich den Typus der reichen morgenländischen Phantasie, daß es eigentlich erst dadurch verständlich wird, daß die Theosophie so zahlreiche Anhänger gefunden hat. Es liegt außerhalb unserer Aufgabe, auf diese interessanten Details näher einzugehen; für uns ist es wichtiger, den Beweis zu prüfen, den die Theosophie für die Wahrheit ihrer Lehre zu liefern sucht.

So wie die Spiritisten die Bestätigung ihrer Lehre in den Mitteilungen der Geister finden, so berufen die Theosophen sich auf die Mahatmas. Die Theosophie ist die bis jetzt geheim gehaltene Lehre derselben; aber da diese auch auf anderen Gebieten eine weit größere Einsicht als andere Sterbliche besitzen, muß ihre Lehre von der Weltordnung und dem Schicksale der Menschenseele über jeder Kritik erhaben sein. Außerdem sind sie unmittelbar von Gautema Buddha während seiner letzten Inkarnation unterwiesen, und da Buddha bei seinem vorletzten Aufenthalte auf der Erde schon so weit gekommen war, daß er zu Nirvanas ewiger Seligkeit eingehen konnte, jedoch freiwillig darauf verzichtete, um noch einmal als Lehrer für die Menschen geboren zu werden, so ist das Wissen der Mahatmas so gut wie göttlichen Ursprungs. Fragen wir aber, welcher Wahrheitsbeweis denn für die

Existenz und das übermenschliche Wissen der Mahatmas geliefert werden kann, dann werden wir auf die wunderbaren Thaten, die Mme. Blavatsky und andere Adepte ausgerichtet haben, verwiesen. Mme. Blavatsky hat also ebensogut wie andere Religionsstifter ihre Zuflucht zu Wundern nehmen müssen, um ihre Sendung zu legitimieren. Aber als ein Kind des 19. Jahrhunderts glaubt sie selbst nicht an Wunder im Sinne einer Aufhebung der Naturordnung; sie faßt sie vielmehr nur als Früchte einer höheren Einsicht in die Naturgesetze auf und ist der Ansicht, daß die Wissenschaft des Abendlandes allmählich auch so weit kommt. Wie es sich nun mit der „höheren Einsicht" der Mme. Blavatsky und mit der Existenz ihrer Lehrer, der Mahatmas, verhält, dürfte durch die Untersuchung der englischen Gesellschaft hinreichend aufgeklärt sein. Die Theosophie schrumpft damit zu einem reinen Phantasieprodukte zusammen.

Der Fakirismus.

Es ist entschieden eine geniale Idee der Mme. Blavatsky, den Aufenthaltsort der Mahatmas nach Tibet, d. h. ins unzugängliche Grenzgebiet Indiens zu verlegen. Denn die indischen Fakire, und besonders die höhere Gruppe oder Sekte, die sogenannten Yogi, haben schon seit langer Zeit einen großen Ruf als Zauberer in Europa gehabt. Die Theosophen betrachten diese Yogi nun als eine Art unvollkommener Mahatmas, insofern dieselben wohl viele wunderbare Dinge vollbringen können, aber doch nicht die Höhe der Adepte erreichen. Es läßt sich nun auch nicht leugnen, daß die indischen Fakire offenbar schon lange mit gewissen psychologischen Prozessen vertraut gewesen sind, über die die Wissenschaft des Abendlandes erst viel später klar geworden ist. So ist es zum Beispiel Thatsache, daß der Portugiese Abt Faria von den Fakiren lernte, Hypnose durch Suggestion hervorzurufen und zwar schon zu Anfang dieses Jahrhunderts, also zu einer Zeit, wo man in Europa kaum über den Humbug, mit dem der Mesmerismus sich umgab, hinweggekommen war. Ferner ist es unzweifelhaft, daß die Fakire sich in einen künstlichen Schlafzustand zu versetzen vermögen, ähnlich dem, wie er natürlicherweise bei vielen Tieren vorkommt, so daß sie längere Zeit, Wochen oder Monate hindurch, ohne Nahrung und beinahe ohne zu atmen leben können. Diese Thatsachen zeugen doch von Kenntnissen, die auf gewissen Gebieten die unsrigen übertreffen. Naturwidrig ist darum aber weder die auf Suggestion beruhende Hypnose, noch das „lebendig Begrabenwerden" der Fakire.

Anders dagegen verhält es sich scheinbar mit anderen Leistungen der Fakire. 1875 gab der Franzose Jacolliot ein Buch: „Le spiritisme dans le monde. L'initiation et les sciences occultes dans l'Inde", heraus, in dem er die bekanntesten Fakirkunststücke aus eigener Anschauung beschreibt.

Schwere Bronzegegenstände bewegen sich auf den bloßen Wink des Zauberers; Stöckchen schreiben Antworten auf gedachte Fragen in den Sand; Samenkörner, die Jacolliot selbst ausgewählt hat, schießen in wenigen Stunden zu großen Pflanzen empor u. s. w. Alles dieses geht, wie es scheint, vor sich, ohne daß es in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Fakir steht, der ruhig, halb nackend auf dem Fußboden dasitzt, nur versehen mit seinem Bambusstab mit sieben Knoten, als dem Zeichen seiner Würde. Taschenspielerei scheint hier also ganz ausgeschlossen zu sein, und Jacolliot kommt deshalb auch zu dem Schluß, daß unbekannte Kräfte hier mitwirken. Jacolliots Beobachtungen haben jedoch einen Fehler, daß er immer ganz allein mit dem Fakir war; er wollte nämlich dadurch verhindern, daß die eingeborenen Diener des Zauberers mit diesem unter einer Decke spielen konnten. Und da er es zugeben muß, daß er die stechenden Augen des Fakirs, die ihn bisweilen stundenlang anstierten, ehe etwas geschah, nicht aushalten konnte, so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß er geradezu von diesem hypnotisiert worden ist. Während der Hypnose hat der Fakir ihm dann alles das vorgaukeln können, was er mit offenen Augen gesehen zu haben sich einbildet. Uebrigens vermögen die Fakire eine Menge ebenso wunderbarer Dinge nur durch ihre erstaunliche Fertigkeit in der Taschenspielerei auszuführen. Mr. Hodgson benutzte seinen oben erwähnten Aufenthalt in Indien dazu, um bei den Fakiren in die Schule zu gehen; er behauptet, die Kniffe bei den meisten der erwähnten Kunststücke zu kennen. Außerdem führt er treffende Beispiele dafür an, wie es selbst für gute Beobachter unmöglich ist, zuverlässige Berichte über das abzugeben, was sie bei solchen Vorstellungen wahrgenommen haben. Die Ereignisse sehen in den Berichten viel wunderbarer aus, als wie sie in Wirklichkeit gewesen sind. Wir kommen später auf diesen Punkt seiner Untersuchungen zurück.

Ein Fakirkunststück ist indes noch der näheren Besprechung wert, weil es eine besondere Geschichte hat. Der Bericht über dasselbe findet sich in „Isis Unveiled“. Ein Fakir tritt auf einem offenen Platz auf, wo er alsbald von einer Schar Zuschauer umgeben ist. Er breitet ein Stückchen Teppich auf der Erde aus und trampelt auf demselben umher. Der Teppich fängt bald an, sich zu bewegen und kurz darauf kriecht ein Knabe unter dem Teppich hervor. Der Zauberer nimmt nun eine Rolle Tau und wirft sie in die Luft. Die Rolle wickelt sich ab und steigt höher und höher, bis das eine Ende des Taues in der Luft verschwindet, während das andere auf die Erde hinabreicht. Der Knabe klettert an dem Tau empor und verschwindet vor den Augen der Zuschauer in der Luft. Es entspinnt sich jetzt eine Unterredung zwischen dem Fakir und dem Knaben, die damit endet, daß der Fakir zornig ein Messer ergreift und ebenfalls an dem Tau emporklettert. Er bleibt oben eine Weile fort, und kurz darauf fallen die blutigen Glieder des Knaben nebst Kopf und Rumpf herab; danach erscheint der Fakir wieder, indem er am Tau hinabgleitet. Den zerstückelten Körper des Knaben steckt der Zauberer in einen Sack und schüttelt diesen; der Knabe hüpft springend lebendig aus dem Sacke wieder heraus und läuft davon. So erzählt Mme. Blavatsky die Sache als Beweis für die wunderbaren Leistungen der Fakire.

Am Schlusse des Jahres 1890 schilderte ein junger Amerikaner Mr. S. Ellmore

denselben Vorgang in „Chicago Tribune“, indem er hinzufügte, daß er selbst mit einem Freunde dieser Vorstellung in Indien beigewohnt hätte. Der Freund, ein Künstler, hatte einige Skizzen davon aufgenommen, Ellmore dagegen eine Reihe von Momentaufnahmen gemacht. Die Skizzen des Künstlers zeigten alles, was der Bericht angab. Die photographischen Bilder dagegen zeigten nur den Fakir, wie er eifrig gestikulierte und die Zuschauer, wie sie je nach der Handlung bald nach oben, bald nach unten blickten. Aber vom Tau, vom Knaben, von den blutigen Gliedern u. s. w. war nicht die geringste Spur auf den Bildern zu sehen. Der Verfasser zog daraus den Schluß, daß der Fakir seine Zuschauer hypnotisiert und ihnen das ganze Ereignis auf halluzinatorischem Wege vorgetäuscht habe. Diese Geschichte ging durch alle Blätter und wurde auch von den wissenschaftlichen Zeitschriften aufgenommen.

Da es nun nach unserer jetzigen Kenntnis vom Hypnotismus ganz unverständlich ist, wie ein einzelner Mann einen ganzen Zuschauerkreis hypnotisieren und dieselbe Halluzination bei allen, und zwar auch bei Ausländern, die seine Sprache nicht einmal verstanden, hervorrufen konnte, so erregte die Sache ungeheures Aufsehen. Mr. Hodgson schrieb an die Herausgeber des amerikanischen Blattes und teilte ihnen mit, daß er sich während seines Aufenthaltes in Indien vergeblich bemüht hätte, dieses Kunststück zu sehen; ja es sei ihm nicht einmal geglückt, einen Menschen zu finden, der es jemals beobachtet habe oder der auch nur jemanden kenne, welcher Zeuge des Kunststückes gewesen sei. Er möchte deshalb gerne den Ort wissen, wo Mr. Ellmore der seltenen Vorstellung beigewohnt habe. Nun kam die Wahrheit an den Tag. Mr. Ellmore teilte offenherzig mit, daß die ganze Geschichte erdichtet sei; er hätte sich gedacht, daß die Fakirkunststücke nur auf hypnotischer Grundlage beruhten, und daß dieses durch Momentphotographieen bewiesen werden könnte. Auf Grund dieser Hypothese hätte er die Geschichte erdichtet und den Verfassernamen S. Ellmore = sell more (betrüge mehr) gebraucht, um dem denkenden Leser anzudeuten, daß das Ganze eine Mystifikation sei. Das ganze Kunststück war also nur das Phantasieprodukt eines erfinderischen Yankees.

Aber woher hat Mme. Blavatsky die Geschichte? Hierüber klärt uns Kiesewetter in den „Psych. Studien“ 1891, S. 419 ff. auf. Es ist bekannt, daß diese Dame oder richtiger wohl einer ihrer Helfershelfer in der alten europäischen Litteratur über Magie sehr gut bewandert war. Nun findet sich aber eine ganz ähnliche Geschichte in Johann Weiers: „De praestigiis daemonum“; es ist also sehr wahrscheinlich, daß Mme. Blavatsky dieselbe frei umgedichtet und nach Indien verlegt hat, um sie als Beweis für die hohen Leistungen der Fakire zu benutzen. Das wunderbare Kunststück ist demnach von Anfang bis Ende erfunden. Die Moral von der Geschichte ist offenbar die, daß man solchen Berichten gegenüber sehr vorsichtig sein muß, selbst wenn Momentaufnahmen und sonstiger wissenschaftlicher Apparat ihnen einen gewissen Schein von Glaubwürdigkeit geben.

Der Spiritismus im letzten Dezennium.

Während der Entwicklung des Spiritismus in den letzten zehn Jahren ist der Unterschied zwischen der religiösen und wissenschaftlichen Seite schärfer ausgeprägt worden als je zuvor. Der Spiritismus hat sich als Religion immer weiter verbreitet. So unnatürlich und vernunftwidrig dies auf den ersten Blick auch erscheint, so ist es doch leicht begreiflich. Denn der Gedanke von einer Verbindung zwischen dem Menschen und der Geisterwelt ist ja an und für sich

recht hübsch, wenn man von den barocken Formen absieht, die er in den spiritistischen Sitzungen oft annimmt; er hat außerdem, wie oben gezeigt, in freireligiöser Beziehung eine weitreichende Bedeutung. Dieser Gedanke hat nun auch in den Kreisen der Gebildeten immer mehr Eingang gefunden und ist als religiöses Dogma kritiklos angenommen worden. Die Leistungen der Schreib- und Sprechmedien hat man dann als Beweis für die Mitwirkung von Geistern angesehen, ohne auf den Nachweis der Wissenschaft, daß all diese Rede und Schrift ganz natürlich und rein menschlichen Ursprungs ist, Rücksicht zu nehmen. Aber das konnte doch der Aufmerksamkeit der gebildeteren Spiritisten nicht entgehen, daß die Mitteilungen der Geister durchschnittlich äußerst wertlos sind und nur dazu dienen, den Spiritismus in den Augen der Gegner lächerlich zu machen. Die religiösen Spiritisten sind daher immer mehr geneigt, die mediumistischen Phänomene als schädlichen Auswuchs anzusehen, von dem man am liebsten frei werden möchte. In seinem bekannten Vortrag: „Vom Spiritismus, von seiner Bedeutung und seinen Gefahren", kommt der Norwege Kr. Janson diesem Standpunkt sehr nahe; derselbe scheint auch in Amerika recht allgemein zu sein. Damit haben die Spiritisten ihrer Lehre das experimentell wissenschaftliche Gepräge genommen und sie zur reinen Religion gemacht. In naher Verbindung hiermit steht die Vereinigung, die vor wenigen Jahren zwischen den anglo-amerikanischen und den romanischen Spiritisten stattgefunden hat, bei der die Lehre von der Reïnkarnation in etwas veränderter Form allgemein angenommen worden ist.

Während der Spiritismus sich so als neue Religion immer mehr ausbreitet, haben die einsichtsvolleren, wissenschaftlich angelegten Spiritisten eingesehen, daß die Hypothese von dem Mitwirken der Geister zur Erklärung der meisten mediumistischen Phänomene gar nicht notwendig ist. Die Hypothese von den Geistern wird deshalb von den Vorkämpfern des Spiritismus jetzt nur bei einzelnen, verhältnismäßig seltenen Phänomenen festgehalten. Alle übrigen Manifestationen werden dagegen durch natürliche oder okkulte Kräfte erklärt. Mit anderen Worten: der wissenschaftliche Spiritismus hat sich dem Okkultismus sehr genähert. Aber der Okkultismus hat seinerseits auch wesentliche Aenderungen durchgemacht und zwar hauptsächlich infolge des Nachweises, daß viele bis dahin unerklärliche mediumistische Phänomene nur Wirkungen von bekannten psychischen Kräften sind. Dadurch ist das Gebiet der okkulten Kräfte sehr eingeschränkt worden. Wir werden jetzt im Folgenden in kurzen Zügen die Umstände darlegen, welche die erwähnten Veränderungen im Spiritismus und im Okkultismus herbeigeführt haben. Die siegreiche spiritistische Religion lassen wir hierbei ganz außer acht.

Das Ende der siebziger Jahre war der Höhepunkt für die physikalischen Medien. Was Slade in Leipzig leistete, ist kaum jemals vorher oder nachher erreicht oder gar übertroffen worden. Ja es schien fast, als ob die

mediumistischen Leistungen sich nur zu dieser schwindelnden Höhe erhoben hätten, damit der Fall nachher um so tiefer würde. Die nächsten Jahre brachten nämlich eine ganze Reihe von Entlarvungen, durch welche die bekanntesten Medien überführt wurden, daß sie Taschenspielerkünste oder andere Kniffe bei ihren Leistungen angewandt hätten. Was die Ursache zu dieser „Entlarvungsepidemie" eigentlich war, ist nicht gut zu sagen. Möglicherweise hat Slades Ruf die anderen Medien angestachelt, so daß sie sich über die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit hinausgewagt und zu Betrügereien ihre Zuflucht genommen haben, die auf die Länge der Zeit nicht unentdeckt bleiben konnten. Es ist auch denkbar, daß die Augen der Leute durch die Kritik über Slades Leistungen, welche besonnene Gelehrte, die Augenzeugen derselben waren, übten, für die Betrügereien geöffnet wurden. Jedenfalls faßte man die Medien Williams und Rita 1878 bei einer Materialisationssitzung in Holland in einem rein spiritistischen Kreise ab und überführte sie, daß sie selbst als „Geister" agiert hätten. Das Jahr 1880 brachte nicht weniger als zwei sensationelle Begebenheiten dieser Art, welche Eglinton in München und Florence Cook, Crookes' bekanntes Medium, in London betrafen. Dies letzte Ereignis ist schon oben S. 283 dargestellt. Die folgenden Jahre waren ebenfalls reich an Entlarvungen; 1881 Mr. und Mrs. Fletcher, 1882 Mrs. Wood, vor allem 1884, wo das in ganz Europa bekannte Medium, der Amerikaner Bastian, vom österreichischen Kronprinz Rudolf und dem Erzherzog Johann als Betrüger entlarvt wurde.

Die Spiritisten suchten natürlich in allen diesen Fällen den schlechten Eindruck durch mehr oder weniger sinnreiche Hypothesen und Erklärungen abzuschwächen, wie wir es bereits oben im Falle Cook gesehen haben. Es ist hier nicht der Ort, näher zu untersuchen, ob die Spiritisten oder ihre Gegner recht hatten. Daß in vielen Fällen allerdings kein bewußter Betrug von seiten der Medien vorlag, darf man wohl annehmen. Aber die Wirkung der zahlreichen Entlarvungen blieb natürlich nicht aus. Die Medien wurden ängstlich, und dieses setzte wiederum ihre Leistungsfähigkeit herab, so daß viele nicht mehr öffentlich aufzutreten wagten; ihre übrigen Prästationen blieben aber verhältnismäßig unbedeutend. In den folgenden Jahren bis zum Anfange unseres Dezenniums war ein Medium deshalb eine große Seltenheit; ja ein bedeutendes professionelles Medium dieser Art kam gar nicht mehr vor. Hierzu trug wesentlich noch das 1882 in London erschienene Buch: „Confessions of a Medium", bei, das alle gläubige Spiritisten mit Schrecken erfüllte. Da ich ein Exemplar dieses Buches nicht habe auftreiben können, so muß ich mich mit einem kurzen Referat in den „Psychischen Studien" 1883 S. 191 begnügen. Das vom Buguet-Prozeß her bekannte Medium Alfred Firman hatte mehrere Jahre lang einen Gehilfen, Chapmann, der allmählich in alle Geheimnisse eines professionellen Mediums eingeweiht worden war. Dabei lernte er, daß die physikalischen Leistungen — wenig-

stens bei dem Medium Firman — nur in Taschenspielerkniffen bestanden. Auf die Länge der Zeit wurde es ihm unerträglich, leichtgläubige und ehrliche Menschen beständig zu täuschen, und er erklärte Firman, daß er die schändliche Handlungsweise des Mediums öffentlich bekanntzugeben gedenke. Daraufhin verließ Firman ihn in einem fremden Lande, wo er aller Existenzmittel entblößt war; er verwirklichte alsbald seinen Plan und schrieb das erwähnte Buch. In diesem sind die Sitzungen der physikalischen Medien so genau beschrieben, daß keiner, welcher jemals einer solchen Vorstellung beigewohnt hat, Zweifel hegen kann, daß der Verfasser eine jahrelange Erfahrung auf diesem Gebiete hat. Außerdem sind alle Kniffe zur Hervorrufung der Phänomene ausführlich geschildert.

Gegenüber diesen Enthüllungen, deren Glaubwürdigkeit über jeden Zweifel erhaben war, räumten die besonneneren Spiritisten ein, daß man in Zukunft noch vorsichtiger als bisher zu Werke gehen müßte, um sich vor Betrug zu sichern. Der Redakteur der „Psychischen Studien“, Dr. Wittig, benützte sogar die Gelegenheit, offen einzugestehen, daß einige der besten Beweise für die Materialisation unzweifelhaft falsch wären. Es bezog sich dieses auf einige Paraffinformen von Geisterhänden, die sich in Sitzungen, welche der Deutsche Reimers mit verschiedenen Medien in England abgehalten hatte, gezeigt hatten*).

Im Spiritistenlager war man also klar darüber, daß doch nicht alles bei ihnen ganz in Ordnung wäre. Und die Medien, welche am besten wissen mußten, in welchem Umfange sie dieselben Künste wie Firman zu benutzen pflegten, wurden natürlich sehr vorsichtig, auf dieser Bahn weiter zu wandeln. Dieses aber hatte wiederum die Wirkung, daß die physikalischen Prästationen an Stärke und Häufigkeit abnahmen.

Stand es so nur schlecht mit den Beweisen für die Wahrheit des Spiritismus, so blühte die theoretische Litteratur um so üppiger. 1885 erschien Eduard von Hartmanns bekanntes Werk „Der Spiritismus“, in dem er von den mediumistischen Phänomenen als Thatsachen ausgeht und zu beweisen sucht, daß man keineswegs Geister als wirkende Ursache derselben anzunehmen braucht. Was bisher in die Erscheinung getreten ist, kann seiner Ansicht nach schon durch eine „psychische Kraft“ genügend erklärt werden. Das Medium wirkt in Trance wie ein Hypnotiseur auf alle Teilnehmer, die in eine Art von somnambulem Zustand versetzt werden. Unter diesen Umständen werden dann die Vorstellungen des Mediums wie Halluzinationen auf die Anwesenden übertragen, so daß diese nachher wirklich glauben, das erlebt zu haben, was ihnen vorsuggeriert worden ist. Da nun aber eine photographische Platte oder eine Tafel sich nicht hypnotisieren läßt, so muß E. v. Hartmann annehmen, daß die psychische Kraft des Mediums

---

*) Nach diesem Geständnis ist es um so auffallender, daß gerade diese Geisterhände in Aksákows „Animismus und Spiritismus“ als Beweise abgebildet sind. Anm. des Verf.

auch wirklich leuchtende Phantome im Raume hervorzubringen und leblosen Stoff in Bewegung zu setzen vermag, so daß Photographieen, Schrift, Paraffinformen und ähnliche handgreifliche Resultate gewonnen werden können.

Diese Theorie hat leider den höchst unglücklichen Fehler, daß sie dieselbe Sache auf verschiedene Weise zu erklären sucht. Wenn sich in einer Sitzung eine Geistergestalt zeigt, so ist es nach v. Hartmann gewöhnlich nur eine Halluzination, eine Einbildung aller Anwesenden; aber wenn jemand plötzlich auf den Knopf eines photographischen Apparates drückt und so ein dauerndes Bild von der Gestalt erhält, so ist diese plötzlich ein aus psychischer Kraft gebildetes Phantom geworden, da sie sonst nicht photographiert werden könnte. E. v. Hartmann hat nun in reichem Maße von beiden Hypothesen je nach dem, wie es ihm paßte, Gebrauch gemacht. Eine Auffassung aber, die willkürlich zu derartigen schwankenden Erklärungen greift, ist wissenschaftlich unhaltbar. Es war deshalb nicht schwer für den hervorragenden Führer, den schon oft erwähnten russischen Staatsrat Aksákow, E. v. Hartmann zu widerlegen. In seinen Artikeln „Kritische Bemerkungen über Dr. v. Hartmanns Werk: Der Spiritismus", welche sich durch fünf Jahrgänge der „Psych. Studien" hindurch erstrecken, und später in Buchform unter dem Titel: „Animismus und Spiritismus" erschienen, nimmt er alle bis dahin bekannten mediumistischen Phänomene durch. Punkt für Punkt widerlegt er seinen Gegner von der Voraussetzung aus, daß ein jedes Phänomen immer auf dieselbe Weise erklärt werden muß, daß aber die verschiedenen Arten der Phänomene keineswegs alle von derselben Ursache herrühren müssen. Es kann nicht geleugnet werden, daß der Spiritist den Philosophen hier vollständig ad absurdum führt. Auch v. Hartmanns Gegenschrift: „Die Geisterhypothese des Spiritismus", Leipzig 1891, beweist dieses unfreiwillig durch die klägliche Weise, wie der Verfasser sich unter der überlegenen Kritik seines Gegners windet.

Aksákow ist kein fanatischer Spiritist. Er sucht beständig die am nächsten liegende und natürlichste Ursache der Phänomene, und teilt diese deshalb in drei große Gruppen je nach den Ursachen, von denen sie herrühren, ein. Zur ersten Gruppe rechnet er die elementaren mediumistischen Phänomene, wie Tischrücken, Mitteilungen durch Tischklopfen, durch Schrift und Rede. In allen diesen Fällen wirkt die Person des Mediums selbst in bekannter, natürlicher Weise; höchstens kann ein mehr oder weniger abnormer psychischer Zustand, Trance, in gewissen Fällen notwendig sein, besonders bei den eigentlichen Schreib- und Sprechmedien. Die zweite Gruppe wird von den animistischen Erscheinungen gebildet, in denen die psychische Kraft des Mediums nach bis jetzt unbekannten Gesetzen über die Leistungsfähigkeit des Körpers hinaus wirkt. Hierher gehört z. B. die Gedankenübertragung auf

größere Entfernungen, Bewegung von Gegenständen ohne Berührung und Materialisationen. Hinsichtlich dieser Phänomene schließt sich Aksákow also, wie man sieht, den Okkultisten an. Die spiritistischen Phänomene endlich weichen in Bezug auf die Erscheinungsform nicht wesentlich von den bisher erwähnten ab; sie können auf den ersten Blick von ganz derselben Art sein, unterscheiden sich jedoch von den vorigen durch ihren intellektuellen Inhalt. Nur wenn eine Mitteilung wirklich über das Wissen des Mediums und der Anwesenden hinausgeht, ist man berechtigt und gezwungen, das Mitwirken höherer intellektueller Wesen anzunehmen. Daher sieht er nur in einer sehr beschränkten Zahl von Fällen einen sicheren Beweis für das Mitwirken von Geistern und warnt ausdrücklich davor, ein jedes ungewöhnliches Phänomen als eine Manifestation der Geister zu betrachten. In jedem einzelnen Falle solle man immer die am nächsten liegende und natürlichste Erklärung suchen.

Einen ähnlichen Standpunkt nimmt der überproduktive spiritistische Verfasser Carl du Prel ein. In einer wirklich genialen Weise hat er die Lehre Zöllners von den vierdimensionalen intelligenten Wesen entwickelt, so daß das Eingreifen derselben in die Menschenwelt nicht nur nicht im Widerspruch mit den Naturgesetzen steht, sondern eine natürliche Folge von ihrer eigenen fortschreitenden Entwicklung, sowie von der der Menschen ist. Du Prel darf mit Recht sagen, daß seine okkultistische Lehre eine einfache, wenn auch phantastische Konsequenz von Darwins Entwicklungstheorie ist. Da du Prel und Aksákow gegenwärtig die hervorragendsten Repräsentanten des Spiritismus sind, so sieht man, daß der mehr wissenschaftliche Spiritismus sich dem Okkultismus nähert.

Auf der anderen Seite haben die Okkultisten in den letzten zehn Jahren eine immer größere Anzahl von den okkulten Phänomenen in das Gebiet der bekannten Naturkräfte hineingezogen. Hierzu gaben vor allem die wissenschaftlichen Untersuchungen über die Hypnose, die etwa 1880 begannen, die Veranlassung. Man entdeckte bei diesen Untersuchungen, daß viele von den Phänomenen, die bis dahin nur von den spiritistischen Sitzungen her bekannt waren, sich künstlich bei den Hypnotisierten hervorrufen ließen, namentlich, wenn diese hysterisch waren, also in der „großen Hypnose“, im hystero-hypnotischen Zustand. Dadurch fiel jetzt ein ganz anderes Licht auf viele bis dahin rätselhafte Phänomene. Von einer ganz anderen Seite her arbeitete man nun Hand in Hand mit diesen streng wissenschaftlichen Versuchen. 1882 wurde die „Society for Psychical Research“ in London besonders zu dem Zweck gegründet, um die mystischen psychischen Phänomene zu untersuchen; der Präsident der Gesellschaft war der bekannte Professor Henry Sidgwick. Die ersten Abhandlungen, die in den „Proceedings“ der Gesellschaft erschienen, haben ein stark okkultistisches Gepräge. Aber nachdem die Gesellschaft durch ihre umfangreichen Untersuchungen die

Wunder der Mme. Blavatsky aufgedeckt hatte, war das Mißtrauen gegen alle derartigen Erscheinungen geweckt, und alle folgenden Abhandlungen lieferten immer neue Beweise gegen die Hypothese von okkulten Kräften. Namentlich die genialen Untersuchungen der Gesellschaft über die Fehler, die allen menschlichen Beobachtungen normalerweise anhaften, haben es höchst wahrscheinlich gemacht, daß das Wunderbare gar nicht in den spiritistischen Sitzungen, sondern nur in den Berichten der Teilnehmer über dieselben vorkommt. Wir wollen indes uns jetzt nicht länger bei diesen Untersuchungen aufhalten, da dieselben im letzten Teil unseres Werkes der Gegenstand einer ausführlicheren Besprechung werden.

Soweit mir bekannt, ist nur ein einziger Vertreter der Wissenschaft, der französische Naturforscher Paul Gibier, auf Grund von eigenen Versuchen als Verteidiger der mediumistischen Phänomene aufgetreten. Sein Buch „Le spiritisme", Paris 1886, enthält außer einer äußerst unkritischen Darstellung von der Geschichte des Spiritismus und einigen Fakirkunststückchen einen Bericht über seine eigenen Versuche. Diese wurden mit Zöllners bekanntem Medium Slade angestellt; sie beziehen sich fast ausschließlich nur auf die direkte Schrift. Obwohl Gibiers Berichte etwas sorgfältiger und ausführlicher abgefaßt sind als die meisten derartigen Schilderungen, leiden auch sie an augenfälligen Fehlern. Der kritische Leser entdeckt ohne Schwierigkeit, daß Slade, trotz Gibiers wiederholter Versicherung vom Gegenteil, doch reichlich Gelegenheit gehabt hat, sich mit den von Gibier mitgebrachten Tafeln zu beschäftigen, während dieser und seine Freunde das Zimmer untersuchten. Indes verweise ich auch hier auf den letzten Teil meines Buches, wo gezeigt wird, daß die Untersuchungen der „Society for Psychical Research" über Beobachtungsfehler auch Gibiers Versuche vollständig entkräften.

Aber damit ist die Sage vom Okkultismus nicht zu Ende. Im Gegenteil: in den letzten Jahren ist ein neues bedeutendes Medium in der italienischen Bäuerin, Eusapia Paladino, aufgetaucht, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen verstanden hat. Während einer Reihe von Jahren wurde sie in aller Stille von einem Landsmann Sign. Ercole Chiala als Medium ausgebildet; dieser ließ sie dann am Schlusse der Ausbildung von mehreren Gelehrten und wissenschaftlichen Kommissionen untersuchen. Diese Sitzungen fanden 1891 in Neapel und 1892 in Mailand statt. An denselben nahmen der berühmte italienische Psychiater Lombroso, der Astronom Schiaparelli, der französische Physiologe Ch. Richet, die Spiritisten Aksákow und du Prel, sowie mehrere italienische Gelehrte teil. Diese Untersuchungen haben besonders durch die Sorgfalt, mit der sie angestellt sind, ein großes Interesse. Die Phänomene sind dieselben, die man von anderen spiritistischen Sitzungen her kennt: die Bewegungen und Gewichtsveränderungen lebloser Gegenstände, Gewichtsveränderung des Mediums, Materialisationen, Abdrücke

von Geisterhänden in Thon oder Mehl u. s. w. Aber die Teilnehmer wußten, um was es sich bei derartigen Versuchen jetzt handelte, und sie konnten deshalb in einem viel größeren Umfange als frühere Forscher die notwendigen Vorsichtsmaßregeln treffen, soweit das Medium es erlaubte. Der veröffentlichte Bericht über die Versuche in Mailand ist deshalb auch äußerst detailliert und vorsichtig abgefaßt.

Dennoch haben diese Versuche keineswegs alle Teilnehmer von der Echtheit der Phänomene überzeugt. Richet hat seine Auffassung von der Sache 1893 in den „Annales des scienses psychiques“ dargelegt, und er kommt zu dem Resultat, daß kein einziges Phänomen unter absolut sicheren und zwingenden Umständen beobachtet worden ist. Es war stets ein kleiner Haken dabei; wenn der Tisch sich ohne Berührung heben sollte, bauschte Eusapias Kleid sich auf, so daß es das eine Tischbein berührte; wenn sie auf der Wage stand und eine Gewichtsveränderung stattfand, so geschah dieses nur, wenn sie jemanden anrührte, „um mehr Kraft zu holen“, oder wenn ihr Kleid die Diele berührte u. s. w. Wollte man sich nun durch besondere Vorrichtungen vor diesen verdächtigen Begleiterscheinungen schützen, so widersetzte Eusapia sich dem, oder auch es ereignete sich nichts mehr von dem Augenblick an. Eigentlich fand ein Experimentieren mit dem Medium gar nicht statt. Die Kommission mußte sich darauf beschränken, die Phänomene zu beobachten, die sich in der Nähe des Mediums zeigten, und zwar unter den Bedingungen, die es stellte. „In demselben Grade, als man die Bedingungen zu verschärfen suchte, nahmen die Phänomene ab,“ sagte Richet. Indes gelang es doch nicht, dem Medium einen wirklichen Betrug nachzuweisen; Richet betrachtet die Sache deshalb als noch nicht entschieden.

Später ist Eusapia von Ochorowicz in Warschau in Gegenwart von verschiedenen Gelehrten untersucht worden. Ein offizieller Bericht über diese Versuche liegt noch nicht vor. Was bisher an die Oeffentlichkeit gedrungen ist, scheint zu beweisen, daß die Experimente (wenn denn überhaupt von solchen die Rede sein kann) sinnreich angelegt sind. Die Zeit wird es ausweisen, ob Ochorowicz das gelingt, was keinem seiner Vorgänger geglückt ist, nämlich die Untersuchungen so durchzuführen, daß sie einer eingehenden Kritik standhalten können. Unmöglich ist es nicht, daß es der Zukunft vorbehalten ist, wertvolle Entdeckungen auf diesem Gebiete zu machen. Kein besonnener Forscher wird in unseren Tagen von vornherein die Möglichkeit leugnen, daß es noch unbekannte Kräfte in der menschlichen Natur geben kann. Eins aber ist sicher: bis jetzt ist es noch keinem gelungen, einen unumstößlichen Beweis für die Existenz derartiger Kräfte zu liefern.

IV. Abschnitt.

Der Mensch als das Zentrum der magischen Kräfte.

Das Resultat der geschichtlichen Untersuchungen.

Wir haben bei der geschichtlichen Darstellung des Aberglaubens und der Zauberei gesehen, daß das Menschengeschlecht zu allen Zeiten an die Möglichkeit magischer Operationen geglaubt hat. Man suchte durch diese ein Doppeltes zu erreichen; teils wollte man Aufschluß über Dinge bekommen, die außerhalb des Gebietes der empirischen Erfahrung liegen und deshalb auf diesem Wege nicht wahrgenommen werden können; teils erstrebte man eine Macht über die äußere Welt und einen Einfluß auf sie, wie man dieselben mit den gewöhnlich zu Gebote stehenden Mitteln nicht zu erreichen vermochte. Der Aufschluß, den man wünschte, betraf fast stets die Zukunft; man kann daher alle diesem Zwecke dienenden Methoden als „Wahrsagekünste" bezeichnen. Die Macht über die irdischen Dinge dagegen, welche man durch die magischen Handlungen zu erlangen strebte, bezog sich auf die mannigfachsten Verhältnisse, auf Heilung von Krankheiten und Verlängerung des Lebens, auf Erwerb von Reichtum und sexuelle Genüsse, auf Unabhängigkeit von Raum und Zeit, auf Nutzen oder Schaden des Nächsten, überhaupt auf alles, was ein Menschenherz begehrt.

Der Glaube, dieses durch magische Künste erlangen zu können, zieht sich durch alle Zeiten hindurch. Bald durchdringt er alle Kreise der Gesellschaft, bald beschränkt er sich auf die weniger gebildeten Klassen, doch nur, um nach kurzer Zeit wieder mit erneuter Kraft alle Stände zu ergreifen. — Ebenso geht es mit den Theorieen, mit denen man die magischen Wirkungen begründete und erklärte. Sieht man von unwesentlichen Nebenumständen ab, so bleiben eigentlich nur zwei Haupttheorieen übrig. Nach moderner

Bezeichnung können wir die eine die spiritistische nennen; diese nimmt an, daß alle magischen Wirkungen durch höhere intelligente Wesen hervorgerufen werden. Die andere, die okkultistische, setzt eine unbekannte, alles durchdringende Naturkraft als die wahre Ursache voraus. Diese Theorieen haben Jahrhunderte hindurch friedlich neben einander bestanden. So war die Zauberei der Chaldäer Beschwörungskunst, also spiritistischer Art, ihre Wahrsagekunst dagegen wissenschaftlich okkultistisch. In der ursprünglichen europäischen Magie scheint das Verhältnis zunächst ein umgekehrtes gewesen zu sein; die Ursache der magischen Einwirkungen lag, wie man glaubte, in der unmittelbaren Macht der Zaubermittel über die Dinge; bei den Weissagungen und Prophezeiungen dagegen wirkten — wenigstens mitunter — die Fylgjar und andere Geister mit. Nachdem die chaldäische und die europäische Magie sich vermischt hatten, überwog bald die eine, bald die andere Auffassung. Aber selbst in der magischen Philosophie eines Cornelius Agrippa, in welcher der wissenschaftlich-okkultistische Gedankengang doch vorherrschen sollte, spielt der Glaube an Geister noch eine große Rolle: die Herrschaft des gelehrten Magiers über die okkulten Kräfte erreicht ihren Höhepunkt da, wo er mit ihrer Hilfe die himmlischen Intelligenzen und Dämonen, in denen die Kräfte ihren Ursprung haben, herabzuziehen vermag.

Also auch hier gehen die beiden Theorieen friedlich neben einander her; überhaupt ist es erst in unseren Tagen zum eigentlichen Kampfe zwischen diesen beiden wesentlich verschiedenen Prinzipien gekommen.

Natürlich stehen die theoretischen Anschauungen in einer beständigen Wechselwirkung mit den praktischen Operationen. Ebenso wie die Theorieen dazu dienen, die Bedeutung der magischen Handlungen zu erklären, so sollen auch umgekehrt die magischen Künste die Richtigkeit der Theorieen bestätigen, indem sie — wenigstens scheinbar — zu den gewünschten Resultaten führen. Da sich nun die theoretischen Anschauungen sowohl wie der Glaube an die praktischen Operationen hartnäckig Jahrtausende hindurch von der Wiege des Menschengeschlechtes bis zur Gegenwart erhalten haben, so muß allen diesen Vorstellungen doch offenbar etwas Wirkliches zu Grunde liegen. Einerseits muß es Phänomene geben, die zum Glauben an die Existenz höherer Wesen oder geheimer Kräfte führen; andererseits muß man auch wirklich etwas durch die magischen Operationen erreichen können. Denn wenn diese niemals zu dem gewünschten Resultate führen würden, so müßte der Glaube an sie doch zuletzt abnehmen; im Sturze würden sie die Theorieen aber mit sich zu Fall bringen. Ja, diese würden im Laufe der Zeit schon längst verschwunden sein, wenn sie thatsächlich nichts anderes als Phantasiegebilde wären, d. h. weder begründet in bestimmten Beobachtungen, noch gestützt und bestätigt durch die magischen Operationen. Die Geschichte des Aberglaubens selbst zeigt uns deutlich, daß das das Schicksal jeder unbegründeten Theorie ist. Jede Annahme, die zuerst wohl auf gewissen Erfahrungen

zu beruhen schien, ist doch zuletzt verschwunden, wenn die Erfahrungen nicht länger für die Richtigkeit der Annahme sprachen.

Ein paar Beispiele werden genügen, um dies zu erklären.

Die Astrologie der Chaldäer fußte, wie wir wissen, auf der Annahme, daß ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen den periodisch eintretenden Stellungen der Planeten und den ebenfalls bis zu einem gewissen Grade sich wiederholenden irdischen Begebenheiten zu existieren schien (vergl. S. 33). Dieser Glaube an den Einfluß der Sterne hielt sich bis in das 19. Jahrhundert, aber er fing an zu wanken, als die astronomische Beobachtungskunst sich mehr entwickelte. Da machte man die traurige Entdeckung, daß die genau aufgestellten Horoskope nicht mit den wirklich eintretenden Begebenheiten übereinstimmten, und daß man darum seine Zuflucht zu allerlei Künsten nehmen mußte, um Uebereinstimmung zu erzielen. Der Zweifel an der Richtigkeit der Theorie tritt also in dem Augenblicke auf, wo die magischen Operationen nicht mehr zu dem gewünschten Resultate führen. Die Männer der Wissenschaft gaben aber den Glauben an die Astrologie ganz auf, als die Gesetze für die Bewegungen der Planeten gefunden waren und aus diesen hervorging, daß sich keinerlei Zusammenhang zwischen den streng berechneten Bewegungen und den ganz unberechenbaren irdischen Ereignissen nachweisen ließ. — So ging es auch mit der Alchemie. Sie entstand, wie wir (S. 143) gesehen haben, aus Beobachtungen über die Veränderungen der Metalle. Da man aber diesen Zweig der Wissenschaft nicht beherrschte und nicht wußte, worin die Veränderungen bestanden, führten die Beobachtungen zu der Annahme, daß das eine Metall sich in ein anderes verwandeln lassen müßte. Aber dieser Glaube verschwand wieder, als man einsah, daß die Veränderungen sich nur auf die physikalischen Eigenschaften der Metalle bezogen, und daß man dem gewünschten Resultate der wirklichen Substanzveränderung trotz ungeheurer Opfer an Kraft, Zeit und Geld keinen einzigen Schritt näher gekommen war.

Diese Beispiele beweisen also, daß weder die theoretischen Anschauungen noch die praktischen Operationen sich aufrechthalten, wenn sie keine Stütze in der Erfahrung finden; demnach muß allen abergläubischen Vorstellungen und magischen Künsten, die sich durch die Jahrhunderte hindurch bis in die Gegenwart erhalten haben, etwas Wirkliches zu Grunde liegen. Dies ist auch um so wahrscheinlicher, als die Spiritisten und Okkultisten sich stets auf eine Menge Beobachtungen zur Stütze ihrer Lehren berufen. Hierzu kommt ferner der Umstand, daß die Beobachtungen der Gegenwart in wunderbarer Weise mit den Beschreibungen ähnlicher Ereignisse aus älterer Zeit übereinstimmen. Es sind also unzweifelhaft dieselben Phänomene, die sich zu allen Zeiten wiederholen. Der Glaube an Geister und okkulte Kräfte muß durch gewisse Thatsachen hervorgerufen sein, welche ihn Jahrtausende hindurch unterhalten haben und dieses noch heutigen Tages thun.

Unsere Aufgabe besteht nun in der Untersuchung der Frage, was das für Phänomene sind, welche die abergläubischen Vorstellungen, den Glauben an die Wahrsagekünste und an andere Zauberei veranlaßt haben und noch aufrechthalten. Bei unserer Betrachtung des Aberglaubens muß diese Untersuchung notwendigerweise der Hauptpunkt werden; denn erst das Resultat derselben giebt uns das Recht, ob wir die verschiedenen Anschau-

ungen als abergläubisch hinstellen dürfen oder nicht. Erst wenn der Nachweis gelungen ist, daß die ganze Theorie und Praxis der Magie auf schlechter Beobachtung und falscher Auslegung natürlicher, mehr oder weniger wohl bekannter Phänomene beruht, dann haben wir das Recht, diesen unrichtigen Auslegungen den Namen Aberglauben beizulegen. Und sollte es sich bei einer solchen Untersuchung zeigen, daß wirklich Punkte noch da sind, die sich durch die uns bis jetzt bekannten Kräfte nicht erklären lassen, so bleibt nichts anderes übrig, als offen und ehrlich einzuräumen, daß die Magier hier recht gehabt haben. Es ist in der Geschichte der Wissenschaft ja keineswegs etwas Fremdes, daß ein Zeitalter etwas als Aberglauben verworfen hat, das sich später doch als richtig erwies. Die Möglichkeit ist also durchaus nicht ausgeschlossen, daß wir bei der Betrachtung des ganzen Gebietes auf diese oder jene Thatsache stoßen, der die Wissenschaft bisher nicht die rechte Bedeutung beigelegt hat.

Die erste Frage, die sich uns aufdrängt, ist nun die: wo sollen wir die Kräfte suchen, die bei den magischen Operationen wirksam sind? In der leblosen oder in der lebenden Natur? Sind es rein physische oder sind es psycho-physische Kräfte, um die es sich handelt? Es kann nun keinem Zweifel unterliegen: diese Kräfte müssen in der beseelten Natur und zwar genauer ausgedrückt: im Menschen gesucht werden. Die Physik und die Chemie unserer Zeit stehen ja den magischen Wirkungen machtlos gegenüber; letztere können durch die bisher bekannten physikalischen Kräfte nicht genügend erklärt werden. Der große Fortschritt der Naturwissenschaften unserer Zeit macht es aber höchst unwahrscheinlich, daß es in der Natur noch Kräfte giebt, die sich zwar in jeder spiritistischen Sitzung zeigen, die der Naturforscher in seinem Laboratorium aber niemals antrifft. Schon aus diesem Grunde wird es wahrscheinlich, daß die magischen Kräfte im Menschen gesucht werden müssen. Auch unsere obigen geschichtlichen Ausführungen weisen darauf hin. Man war sich zu allen Zeiten klar darüber, daß nicht ein jeder Zauberei ausüben konnte. Dies ist eben nicht zu erlernen, etwa wie der Gebrauch einer Dampfmaschine oder eines Telephons. Die Zauberei stellte ganz bestimmte Anforderungen an die, welche sich mit ihr befaßten. Hexen, Zauberer, Magier und Medien sind immer Menschen mit besonderen Anlagen gewesen, und diese Anlagen mußten wiederum erst noch entwickelt werden. Die vorurteilsfreien und einsichtsvollen Untersuchungen der neueren Zeit auf diesem Gebiete haben ja auch dazu geführt, daß ein bestimmtes Gewicht auf die Mediumität gelegt worden ist. Nur einzelne Menschen, die Medien, haben gezeigt, daß sie die notwendigen Bedingungen besitzen, um magische Wirkungen hervorzurufen. Der Mensch ist also das Zentrum der magischen Kräfte. Folglich müssen wir vor allen Dingen die psychischen Eigenschaften und Fähigkeiten untersuchen, um zu sehen, in welchem Umfang sie die magischen Erscheinungen erklären können.

Aber noch eins haben die geschichtlichen Untersuchungen uns gelehrt. Unzweifelhaft haben wir aus unserer Zeit die besten Schilderungen der durch magische Operationen erreichten Resultate. Der gegenwärtige hohe Standpunkt der wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden ist auch nicht ohne Einfluß auf die Forschungen auf dem Gebiete der Magie geblieben. In den letzten Jahrzehnten haben zahlreiche Naturforscher sich mit diesem Studium abgegeben; ihre Beobachtungen in spiritistischen Sitzungen sind sicherlich genauer und zuverlässiger als ähnliche Darstellungen älteren Datums. Man findet überhaupt nur sehr wenige derartige Schilderungen aus früherer Zeit. Wir haben wohl eine ganze Anzahl von Berichten über die angewandten Methoden, aber keine ausführlichen Beschreibungen von den wirklich erreichten Resultaten. Wir kennen verschiedene alte Horoskope, die mit dem späteren Leben der betreffenden Personen auch zu stimmen scheinen; wir haben Berichte über einige gelungene Metallverwandlungen, sowie Ueberlieferungen einzelner Magier über thatsächlich ausgeführte Geisterbeschwörungen. Aber alle diese Beschreibungen sind sehr kurz und stammen außerdem von Männern, die in den abergläubischen Vorstellungen ihres Zeitalters vollständig befangen waren: von den skeptischen Beobachtern haben wir aus älterer Zeit fast gar keine Berichte über wirklich gelungene magische Operationen. Wir müssen uns deshalb an unsere Zeit halten. Leider hat aber die Geschichte des Spiritismus uns gelehrt, daß auch die modernen Untersuchungen auf diesem Gebiete keineswegs unanfechtbar sind. In manchen Fällen stehen die Angaben der verschiedenen Beobachter im Widerspruch miteinander; und selbst da, wo Einigkeit über die Vorgänge herrscht, sind die Berichte keineswegs stets so ausführlich und genau, daß man sich ohne weiteres auf sie verlassen kann.

Steht es aber so mit den Berichten, so muß auch jede Untersuchung über die magischen Kräfte im Menschen notwendigerweise zuerst mit einer Untersuchung über das menschliche Beobachtungsvermögen überhaupt, sowie mit einer Bestimmung derjenigen Fehler, die den menschlichen Beobachtungen anhaften können, beginnen. Denn es ließe sich doch denken, daß manche anscheinend magische Wirkungen nur daher rühren, daß der Mensch unter gewissen Umständen gar nicht richtig beobachten kann. In diesem Falle werden ganz natürliche Phänomene selbst dem tüchtigsten Beobachter als magisch erscheinen. Es ist aber selbstverständlich verfehlt, die Ursache zu solchen Wirkungen tiefer im Seelenleben zu suchen, wenn sie auf der Oberfläche liegt, nämlich in der Unvollkommenheit des Beobachtungsvermögens. Für ein Phänomen, das gar nicht Thatsache ist, das vielmehr nur in der Vorstellung des Beobachters existiert, kann man natürlich keine andere Erklärung finden, als daß der Mensch eben unter den gegebenen Umständen nicht richtig beobachtet hat. Vor allen Dingen müssen wir also untersuchen, mit welchen Beobachtungsfehlern ein vorliegender Bericht möglicherweise behaftet ist.

Eine solche vollständige Darstellung derjenigen Faktoren, die zu den verschiedenen abergläubischen Vorstellungen und magischen Operationen Anlaß gegeben haben, scheint noch nicht vorzuliegen. Der Streit zwischen den Spiritisten und den Okkultisten hat, wie oben S. 300 ff. erwähnt ist, zu verschiedenen Theorieen über die magischen Kräfte geführt, aber dieselben nehmen fast ausschließlich auf die modernen Phänomene Bezug. Es giebt wohl einzelne Verfasser, wie Schindler, Perty, Maury und zum Teil auch du Prel, welche auch die älteren, abweichenden Formen in den Kreis ihrer Untersuchungen hineinziehen. Keiner von ihnen aber hat den Beobachtungsfehlern auch nur die geringste Aufmerksamkeit geschenkt, weshalb eine Menge von Phänomenen unerklärt für sie bleibt. Indes sind die älteren Auslegungen der Rätsel der Magie nicht ohne Bedeutung für uns, und wir beginnen deshalb mit einem kurzen Ueberblick über einige der älteren Erklärungsversuche.

Aeltere Erklärungsversuche.

Es ist interessant zu beobachten, daß ein Mann wie Cornelius Agrippa, der zur Zeit der Glanzperiode der europäischen Magie lebte und in seinem großen Werke klare Zeugnisse von seinem Glauben an die Magie abgelegt hat, selbst doch offenbar ein richtiges Gefühl davon hatte, wo die Erklärung für die magischen Kräfte zu suchen sei.

In einem Briefe an Aurelius Aquapendente schreibt er nämlich: „Was man nun Großes von der unbesiegbaren Gewalt der magischen Kunst, von den wundersamen Bildern der Astrologen 2c. liest, erzählt und schreibt, wird als nichtig, erdichtet und falsch erfunden werden, so oft man es buchstäblich auffaßt. Aber dennoch wird dergleichen von den bedeutendsten Philosophen und heiligen Männern berichtet; sollen wir deren Ueberlieferungen Lügen nennen? Das zu glauben würde von wenig Pietät zeugen. Es liegt also den Buchstaben ein geheimer, in Mysterien gehüllter Sinn unter, welchen bisher noch keiner der alten Meister entschleierte. Wer denselben ohne Anleitung eines erfahrenen, treuen Lehrers allein durch das Lesen der Bücher erkennen will, muß vom göttlichen Lichte erleuchtet sein, was nur wenigen gegeben ist. Deshalb tappen so viele im Dunkeln. . . . Du sollst wissen, daß wir die Ursachen so großer Wirkungen nicht außer uns suchen sollen; in uns ist ein wirkendes Wesen, welches alles ohne Beleidigung Gottes und der Religion erkennt und vollbringt, was die Astrologen, Magier, Alchymisten und Nekromanten versprechen. Ich sage: in uns ist der Urheber jener Wunderdinge:

Nos habitat non tartara, sed nec sidera coeli,
Spiritus in nobis, qui viget, illa facit.“*)

Man findet nun wirklich in der „Occulta Philosophia“ eine Menge von Bemerkungen derselben Art, indem Agrippa wenigstens andeutet, wie verschiedene magische Wirkungen erreicht werden können nicht durch äußere Mittel, d. h. mit Hilfe der Sterne und der Dämonen, sondern durch die eigenen Kräfte der Seele. Eine der deutlichsten Stelle ist folgende: „Vieles wirkt unser Geist durch den Glauben, der ein festes Zutrauen, eine gespannte Aufmerksamkeit und eine entschiedene Hingebung des Wirkenden oder Aufnehmenden ist, und der in jeder Sache mithilft und dem Werke, das wir voll=

*) Uns hält weder die Höll', noch die ewigen Sterne des Himmels;
Nur der lebendige Geist ist es, der dieses vollbringt.

bringen wollen, Stärke verleiht, so daß gleichsam in uns ein Bild der aufzunehmenden Kraft und der in uns oder von uns zu vollbringenden Sache entsteht. Wir müssen daher bei einem jeden Werke, bei jeder Anwendung von irgend welchen Dingen ein starkes Verlangen ausdrücken, unsere Einbildungskraft spannen, die zuversichtlichste Hoffnung und den festesten Glauben haben; denn dieses trägt sehr viel zum Gelingen bei ..... Um auf magische Weise zu wirken, ist daher ein standhafter Glaube und ein unerschütterliches Vertrauen erforderlich; man darf in den Erfolg nicht den geringsten Zweifel setzen, ja nicht einmal den Gedanken daran aufkommen lassen. Denn wie ein fester und unerschütterlicher Glaube sogar bisweilen dann, wenn er die Sache falsch angeht, Wunderbares vollbringt, so zerstreut und bricht jedes Mißtrauen und jeder Skrupel die Geisteskraft des Operierenden."

Kiesewetter hat alle diese zerstreuten Aeußerungen zu einem Ganzen gesammelt und es als Agrippas „esoterische Lehre", d. h. als die geheime Lehre von der Magie, die der Magier einzelnen Auserwählten vortrug, dargestellt. Hierin liegt aber doch eine starke Ueberschätzung der Agrippaschen Anschauungen. Agrippa kann sehr gut, infolge verschiedener mißglückter magischer Operationen, ein Gefühl davon gehabt haben, daß die magischen Kräfte im Menschen selbst gesucht werden müssen, und daß die magischen Methoden deshalb nicht buchstäblich genommen werden dürfen; aber nichts spricht dafür, daß er imstande gewesen ist, eine psychologische Erklärung der Magie systematisch durchzuführen. Noch verfehlter ist Kiesewetters Versuch, seine eigenen spiritistisch-okkultistischen Theorieen in Agrippas zerstreute Bemerkungen hineinzulegen. Was Kiesewetter in dieser Beziehung leistet, ist wahrlich ein Beweis für die Richtigkeit des Agrippaschen Satzes: daß ein starker Glaube das Wunderbarste auszurichten vermag.

In Agrippas zerstreuten Bemerkungen ist nichts weiter als eine erste unsichere Andeutung einer psychologischen Erklärung der Magie enthalten. Erst 300 Jahre später treffen wir, indem wir von zahlreichen mehr oder weniger gelungenen Anläufen absehen, auf eine wirklich durchgeführte psychologische Begründung der magischen Phänomene im Buche des Arztes Bruno Schindler: „Das magische Geistesleben. Ein Beitrag zur Psychologie." 1857.

Schindler geht davon aus, daß unser Seelenleben wie alle Kräfte in der Natur 2 Pole hat. Die Psychologen haben bisher nur den einen Pol beachtet, das normale, wache Seelenleben, — den Tagpol; der andere — der Nachtpol — ist jedoch ebenso wichtig, da wir in ihm die Erklärung für alle mystischen Ereignisse, magischen Wirkungen u. s. w. suchen müssen. Je mehr die Wirksamkeit des Nachtpols in den Vordergrund tritt und den Tagpol zur Seite drängt, desto ausgeprägter wird der magische Zustand. Man kann deshalb eine ganze Reihenfolge solcher Zustände mit stets wachsender Stärke nachweisen.

Ebenso wie der Tagpol vermittelst der äußeren Sinne Reize aufnimmt, so bekommt auch der Nachtpol vermittelst der inneren Sinne Eindrücke von der ganzen Natur.

Dies sieht man schon auf dem niedrigsten Stadium des Nachtbewußtseins im Traume. „Im Schlafe, wo der innere Sinn geöffnet ist, wo das Individuum seine Pforten dem Allleben der Natur erschließt, wo die unzähligen Radien kosmischer und tellurischer Kräfte sich in dem Individuo reflektieren, anderseits aber das niedere, stoffliche,

bildende Leben prävaliert: da zeigt auch das Traumleben jene beiden Richtungen geistiger Thätigkeit, einmal das wirre Spiel der Phantasie, erregt durch Gefühle der niederen Leiblichkeit, getrübt durch die Leidenschaften des Fleisches, das schuldbeladene Tagleben, die sündhaften Begierden; anderseits die Stimme der Natur, welche als Orakel die Vergangenheit erklärt, die Gegenwart durchmißt und die Zukunft verkündet und als Ahnung, Inspiration, Prophetie ins Bewußtsein kommt.“ Eine höhere Form des magischen Zustandes haben wir in der Ahnung, welche entsteht, wenn die Vorstellungen des Nachtpols sich in das Tagbewußtsein einschieben; nehmen die Vorstellungen eine bestimmte Form an, dann führen sie zur räumlichen und zeitlichen Hellseherei. Ueberwiegt das Nachtbewußtsein vollständig, so führt das zum Prophezeien, das nur in der Ekstase, die sich nach außen hin in konvulsivischen Bewegungen zu erkennen giebt, stattfindet. Dieser Zustand zeigt deutlich, daß der Wille die Herrschaft über den Körper verloren hat, daß also der Tagpol verdrängt worden ist. Da der Mensch in allen diesen Zuständen selbst nicht darüber klar ist, woher die so neuen Vorstellungen kommen, werden letztere je nach den Umständen entweder als Offenbarungen oder als Resultate einer dämonischen Besessenheit aufgefaßt.

Alle künstlichen Mittel, die man gebraucht hat, eine Ekstase hervorzurufen — Salbungen, Räucherungen, Anrufungen, Enthaltsamkeit, hypnotisierende Mittel u. s. w. — bewirken nach Schindlers Auffassung nur, daß der Nachtpol über den Tagpol das Uebergewicht bekommt. Die Vorstellungen, welche im Nachtbewußtsein des Individuums schlummern, treten in jenen Zuständen hervor und nehmen die Gestalt von wirklichen Beobachtungen an. Das Individuum sieht nur, was es zu sehen wünscht; alle Geisterbeschwörungen führen mit anderen Worten nur zu Halluzinationen. Wirklichen Wert haben dagegen die Aufklärungen, die das Individuum in dem ekstatischen Zustand über das Vergangene und Zukünftige empfängt, weil dieselben durch die gesamte Einwirkung des Daseins auf den Nachtpol des Bewußtseins verursacht werden. Durch welche Kräfte diese Einwirkung zustande kommt, wissen wir noch nicht. Schindler meint jedoch, daß die von Reichenbach entdeckte Odkraft (vergl. ob. S. 267) eine wesentliche Rolle hierbei spielt; der innere Sinn wird wahrscheinlich vom Odlichte beeinflußt, da die Propheten zu allen Zeiten von einem übernatürlichen Lichte reden. Doch ist die Odkraft sicher nicht die einzige Kraft, die bei den Prophezeiungen wirksam ist. Wir wissen vorläufig nur sehr wenig von den gegenseitigen Wirkungen der Dinge, und die Gesetze für den Nachtpol des Bewußtseins können deshalb noch gar nicht angegeben werden.

Alle operative Magie beruht endlich nach Schindlers Auffassung auf einer Fernwirkung, die von dem Nachtpole des Menschen ausgeht, leblose Gegenstände in Bewegung setzen und in verschiedener Weise auf andere Menschen einwirken kann.

Das Eigentümliche bei Schindlers Theorie besteht also darin, daß alle magischen Wirkungen dem Nachtpol des Bewußtseins zugeschrieben werden, der als ganz verschieden vom Tagpol, dem normalen Seelenleben, aufzufassen ist. Der Nachtpol empfängt von der Außenwelt Eindrücke, die ganz anderer Art sind, als unsere gewöhnlichen Sinnesreize; seine Thätigkeit weicht so sehr vom Tagpol ab, daß wir die Gesetze dafür gar nicht angeben können. — Die psychologische Forschung der neueren Zeit hat jedoch diese Spaltung des Seelenlebens in zwei ungleichartige Bestandteile nicht anerkennen können. Schindler hat darin unzweifelhaft recht, daß das normale wache Bewußtsein keine Phänomene aufweist, welche die magischen Wirkungen erklären können, und daß die Erklärung deshalb in den weniger bekannten

Zuständen des Seelenlebens, die man nun „die unbewußten" oder die „unterbewußten", „subliminalen" zu nennen pflegt, zu suchen ist. Aber er hat unrecht, wenn er diese beiden Seiten des Seelenlebens als zwei polare Gegensätze hinstellt. Soweit die neuere Psychologie mit ihren Untersuchungen des „Unbewußten" vorgedrungen ist, hat es sich gezeigt, daß dieses ganz denselben Gesetzen unterworfen ist wie das bewußte Seelenleben. Schindler, der hiervon nichts ahnte, konnte deshalb nur auf das Unbewußte, den Nachtpol, als das wahrscheinliche Zentrum der magischen Kräfte hinweisen; eine wirkliche Erklärung konnte er nicht geben. Im Folgenden werden wir nun sehen, wie die Forschungen der neueren Zeit über die Mechanik des Unbewußten zu einem Verständnis der magischen Phänomene führen kann.

Einen wesentlichen Fortschritt weist Maximilian Perty in seinem bedeutenden Werke: „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur" (1861) auf. Perty, der bis 1876 Professor der Zoologie in Bern war, hatte sich viel mit Physiologie und Psychologie beschäftigt und steht der modernen Wissenschaft weit näher als Schindler. Den größten Teil der mystischen Erscheinungen, das Traumleben, die Mondsucht, die Besessenheit, Geisterbeschwörungen, magische Heilungen u. s. w. erklärt er ohne Annahme von magischen Kräften, indem er nachweist, wie alle diese Phänomene sich unter bekannte physiologische und psychologische Gesetze einreihen lassen. Wir brauchen hier nicht näher auf Pertys Erklärungen einzugehen, da die Darlegungen, die wir im Folgenden geben, in manchen Punkten sich an die seinigen anlehnen. Nur eine geringe Zahl von Phänomenen, so die Wahrsagekunst, Gedankenübertragung, mechanische Kraftäußerung bei geringerer oder größerer Entfernung, bedarf anderweitiger Auslegung, da Perty diese nicht durch die ihm bekannten Kräfte erklären kann; er nimmt nämlich, wie Schindler, für diese eine ganz unbestimmte, magische Kraft beim Menschen an.

Vor allem vermißt man bei Perty eine Untersuchung über das Beobachtungsvermögen des Menschen, sowie eine kritische Prüfung des vorliegenden Materials. Er hält alle Berichte einfach für gut und zuverlässig, ohne zu fragen, wo sie herstammen. Das ist auch hauptsächlich der Grund, weshalb so viele mystische Phänomene ihm unerklärlich bleiben; aus demselben Grunde geht er auch zuletzt zum Spiritismus über.

In einer späteren Schrift: „Der jetzige Spiritualismus", sagt er ausdrücklich: „Bedenkt man die große Menge bedeutender und urteilsfähiger Menschen in Europa und Amerika, welche die Realität der spiritualistischen Phänomene bezeugen, so kann es doch nur Mangel an Kenntnis dieses Gebietes sein, wenn manche Schriftsteller diese Angaben für Schwärmerei, Aberglauben, Betrug erklären wollen. Das Zeugnis der Sinne gesunder Menschen wird bei den feierlichen Gerichtsverhandlungen aller Völker als gültig angenommen und muß es auch bei den spirituellen Manifestationen. Daß diese Erscheinungen von den gewöhnlichen abweichen, daß sie den Naturgesetzen, soweit diese bis jetzt bekannt sind, widersprechen, ist kein Grund, sie zu verwerfen.... Der Spiritualismus ist geeignet, den Blick des Menschen über die mechanische Sphäre hinaus zu erweitern."

Das ist eine etwas sonderbare Logik. Der Umstand, daß das Zeugnis eines jeden normalen Menschen in Rechtsfragen, wo es sich nur um gewöhnliche menschliche Handlungen handelt, als zuverlässig anzusehen ist, berechtigt doch wahrlich nicht zu der Annahme, daß man sich auf den ersten besten Bericht von spiritistischen Manifestationen, die allem, was das tägliche Leben uns lehrt, widersprechen, verlassen darf. Es wäre doch natürlicher, den Schluß zu ziehen: gerade, weil die spiritistischen Manifestationen vollständig von den Ereignissen des täglichen Lebens abweichen, wird es äußerst schwierig sein, die Phänomene richtig aufzufassen, und man muß demnach ganz besondere Forderungen an den Beobachter stellen, wenn sein Zeugnis als gültig angenommen werden soll. Pertys Uebertritt zum Spiritismus ist gerade ein gutes Beispiel dafür, wohin es führt, sich blindlings auf die Zuverlässigkeit der menschlichen Berichte zu verlassen.

Der Gang der Untersuchung.

Fassen wir nun in Kürze die Resultate unserer bisherigen Betrachtungen zusammen, so ist damit der Gang für die folgenden Untersuchungen gegeben. Die historische Entwicklung des Aberglaubens stellte es außer allem Zweifel, daß die magischen Kräfte im Menschen selbst zu suchen sind. Da aber im normalen wachen Bewußtseinsleben Phänomene, die den Anlaß zu dem Glauben an magische Kräfte geben können, sich nicht nachweisen lassen, so muß man die Ursache zu diesem Glauben in den selteneren psychischen Phänomenen, die während Krankheiten, im Schlafe oder in schlafähnlichen Zuständen auftreten, suchen. Forscher wie Schindler und Perty haben denn auch nachgewiesen, daß zahlreiche abergläubische Vorstellungen ihren Ursprung in diesen Phänomenen haben. Die psychologischen Studien der letzten Jahrzehnte haben es ferner in noch stärkerem Maße dargethan, welch großes Gewicht auf das Eingreifen des Unbewußten in das Bewußtseinsleben gelegt werden muß; hierdurch haben schon manche früher unverstandene Phänomene ihre Erklärung gefunden. Demnach werden uns hauptsächlich die Störungen des Bewußtseins und das sogenannte unbewußte Seelenleben im Folgenden beschäftigen. Besonders aber werden wir auf die Punkte der Phänomene eingehen, welche zu einer Erklärung der vielen, im geschichtlichen Teil dargestellten abergläubischen Vorstellungen führen können.

Die Erklärung, die wir somit erstreben, muß zwei verschiedene Ziele ins Auge fassen: wir müssen die Ursachen sowohl zur Entstehung der abergläubischen Vorstellungen als zu ihrer Fortdauer nachzuweisen suchen. Von diesen zwei Aufgaben wird die erste uns sicherlich die größten Schwierigkeiten bereiten, weil der Ursprung der meisten Anschauungen im allgemeinen in Dunkel gehüllt ist; denn sie reichen in eine Zeit zurück, aus der wir keine positiven Nachrichten haben. Aber aus früher dargelegten Gründen liegt es

nahe anzunehmen, daß dieselben Phänomene, die einen bestimmten Glauben unterhalten haben, auch bei der Entstehung desselben mitwirkten. Natürlich müssen wir in jedem einzelnen Fall uns die Frage vorlegen, ob diese Phänomene denn auch wirklich hinreichen, um jenen bestimmten Glauben hervorzurufen. Sollte dieses sich als unwahrscheinlich erweisen, so müssen wir uns nach anderen Ursachen umsehen.

Ueberall nun, wo uns der Nachweis gelingt, daß eine bestimmte Gruppe von Vorstellungen durch unrichtige Erklärung bekannter physikalischer und psychischer Phänomene hervorgerufen oder unterhalten worden ist, haben wir damit auch das Recht, diese Vorstellungen als abergläubische zu bezeichnen, bewiesen.

Um nun etwas Ordnung in das bunt zusammengewürfelte Material, das wir im Folgenden behandeln werden, zu bringen, wollen wir mit einer Untersuchung des menschlichen Beobachtungsvermögens als der notwendigen Grundlage für die Prüfung der Zuverlässigkeit der Berichte beginnen. Danach betrachten wir die einzelnen psychischen Phänomene, indem wir von den normalen und gewöhnlicheren zu den selteneren und sodann zu den anormalen, krankhaften übergehen. Wir schließen endlich mit einer kurzen Besprechung der technischen Hilfsmittel der Magie, die außerhalb des Rahmens der psychologischen Untersuchungen liegt.

Das menschliche Beobachtungsvermögen.

Die normalen Beobachtungsfehler.

Es ist bisher stets hervorgehoben worden, daß das Beobachtungsvermögen des Menschen höchst unvollkommen ist, so daß man sich nicht ohne weiteres auf die Berichte von Beobachtungen verlassen kann, selbst wenn diese von Männern herstammen, deren ehrliches Bestreben, wahrheitsgetreu zu referieren, über jeden Zweifel erhaben ist. Allerdings steht diese Behauptung in scharfem Widerspruch zu der gewöhnlichen Auffassung, daß jeder Mensch mit gesunden Sinnen auch richtig beobachten könne. Sie scheint ferner in bedenklichem Grade an der Grundlage unserer ganzen modernen Naturwissenschaft zu rütteln, die ja ausschließlich auf Beobachtung aufgebaut ist. Wie hätten die Naturwissenschaften ihren jetzigen hohen Standpunkt erreichen können, wenn der Mensch thatsächlich nicht imstande wäre, richtige Beobachtungen zu machen?

Hierauf aber ist zu erwidern: die Zuverlässigkeit der naturwissenschaftlichen Resultate beruht gerade darauf, daß die notwendigen Beobachtungen unter den denkbar günstigsten Verhältnissen, d. h. unter Umständen, wo die

Möglichkeit eines Irrtums bedeutend herabgesetzt ist, gemacht werden. In Museen, Laboratorien und Observatorien kann der Forscher ruhig und ungestört bei seiner Arbeit sitzen; er kann seine Beobachtungen immer wiederholen und so die Fehler verbessern, die sich möglicherweise eingeschlichen haben. Was heute seinem Auge entgeht, kann er morgen entdecken; er kann seine Sinne durch zahlreiche Hilfsmittel, welche die moderne Technik ihm zur Verfügung stellt, schärfen; endlich kann er — und das ist vielleicht die Hauptsache — das augenblicklich niederschreiben, was er gesehen hat, so daß er nicht gezwungen ist, sich auf sein Gedächtnis zu verlassen; denn dieses würde ihn sicher im Stiche lassen, wenn er erst einige Zeit nachher über die vielen kleinen Einzelheiten, die er beobachtet hat, Rechenschaft ablegen sollte. Nur unter solchen Verhältnissen können zuverlässige, d. h. in dem Grade zuverlässige Beobachtungen, wie sie überhaupt Menschen möglich ist, angestellt werden. Dazu ist allerdings auch Uebung erforderlich. Jeder Naturgeschichtslehrer weiß aus Erfahrung, daß man selbst begabten, älteren Kindern ein Tier oder eine Pflanze zeigen und ihre Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Teil des Gegenstandes hinlenken kann, ohne daß die Kinder imstande wären, sich über das, was sie an demselben bemerken sollen, zu äußern: sie sehen eben nichts. Zum Beobachten gehört ebensogut Uebung wie zu allem anderen in der Welt, und nur da, wo mit genügender Uebung und unter günstigen Verhältnissen gearbeitet wird, kann man sich auf die Richtigkeit der Beobachtungen verlassen.

Daher ist leicht einzusehen, daß die meisten Beobachtungen mystischer Ereignisse keinen großen Wert haben; denn diese Beobachtungen sind meistens unter sehr ungünstigen Verhältnissen und außerdem von Leuten, deren Uebung im Beobachten sehr zweifelhaft ist, angestellt worden. Jedenfalls wurden die mystischen Phänomene erst in der neuesten Zeit in den Laboratorien der Forscher zum Gegenstand planmäßiger Untersuchung gemacht. Aber selbst hier, wo die Bedingungen doch günstiger sind, als sie es zuvor waren, sind noch viele Fehler möglich, weil diese eben in der Natur der Phänomene selbst liegen. Die mystischen Ereignisse sind, wie schon gesagt, keineswegs Begebenheiten des täglichen Lebens, sondern seltene Phänomene, über die man nicht Herr ist, unberechenbare Erscheinungen, die plötzlich, unerwartet und meistens im Dunkeln auftreten. Die genaue Beobachtung derselben stößt daher selbst in Laboratorien auf zahlreiche Schwierigkeiten. Noch schlimmer aber wird es natürlich, wenn diese unerwarteten Phänomene, wie es gewöhnlich der Fall ist, nun von Leuten wahrgenommen werden, die gar nicht darauf vorbereitet sind, etwas Ungewöhnliches zu sehen: selbstverständlich sind die Beobachtungsfehler dann noch noch größer; ja es wird dem Beobachter nur äußerst selten gelingen, seine Ruhe und Kaltblütigkeit zu bewahren: unter dem Einflusse der Furcht oder einer anderen Gemütsbewegung kann eben kein

Mensch sich auf seine Sinne verlassen. Aber selbst wenn wir annehmen, daß der Beobachter innerlich gar nicht erregt wird, so wird doch die Richtigkeit seiner Beobachtung noch durch andere Schwierigkeiten in Frage gestellt. Er hat oft keine Gelegenheit zu untersuchen, wie das Phänomen zustande kommt. Er hat nur kurze Zeit, um die Beobachtungen anzustellen. Vielleicht ist seine Stellung nicht einmal eine günstige. Er hat außerdem kein Hilfsmittel, um Zeit- und Raumverhältnisse zu bestimmen, so daß er nur nach Gutdünken und Augenmaß urteilen kann.

Aber schlimmer noch als dies alles ist die Gefahr, daß selbst da, wo die Bedingungen so günstig sind, daß der Beobachter sofort das Beobachtete niederschreiben kann, sich immerhin noch Fehler in das Referat einschleichen. Während das eine geschrieben wird, wird das andere vergessen; der Gang der Begebenheiten wird nicht genau festgehalten; und das Referat wird natürlich noch ungenauer, wenn es erst nach Wochen oder Monaten, vielleicht sogar erst nach Jahren, abgefaßt wird. Wir werden später sehen, wie groß die Gedächtnisfehler unter solchen Umständen werden können.

Es leuchtet also ein, daß Fehler sich sehr leicht in Berichte, die nicht auf planmäßigen, methodisch durchgeführten Beobachtungen beruhen, einschleichen. Diese Fehler zerfallen, wie bereits angedeutet, in zwei Gruppen, in die eigentlichen Beobachtungsfehler und in Gedächtnisfehler, die erst hervortreten, wenn das Beobachtete mündlich oder schriftlich zusammengestellt wird. In der Praxis hat eine Trennung dieser beiden Fehlergruppen wenig Bedeutung, weil jede Beobachtung, die anderen mitgeteilt wird, notwendigerweise mit beiden Arten von Fehlern behaftet ist. Aber da es für unsere nachfolgenden Untersuchungen von Wichtigkeit ist, daß wir wenigstens die wichtigsten Fehler, die einem Berichte anzuhaften pflegen, kennen lernen, so trennen wir vorläufig jene Gruppen und untersuchen jede für sich. Zu demselben Zwecke wollen wir auch die Frage näher betrachten, worin die eigentlichen Beobachtungsfehler begründet sind.

Das menschliche Beobachtungsvermögen ist nicht, wie der Name anzudeuten scheint, ein einzelnes, sondern ein aus verschiedenen seelischen Thätigkeiten zusammengesetztes Vermögen. Beobachten wir einen Gegenstand, so empfangen wir von demselben vermittelst unserer Sinne eine Anzahl äußerer Reize, die in unserem Bewußtsein verschiedene Empfindungen hervorrufen können. Wenn aber unsere Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Punkt gefesselt ist, so fassen wir bekanntlich das nicht auf, was anderswo geschieht; folglich muß die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand gerichtet sein, wenn Empfindungen durch denselben hervorgerufen werden sollen. Die im Bewußtsein auftauchenden Empfindungen verbinden sich mit älteren, schon vorhandenen Empfindungen; dadurch entsteht die Vorstellung von einem bestimmten äußeren Gegenstande; erst wenn dieses geschehen ist, haben wir „eine Beobachtung gemacht“.

Wählen wir zur Beleuchtung dieses Vorganges ein bestimmtes Beispiel. Ich gehe auf der Straße; auf der gegenüberliegenden Seite liegen in einem Schaufenster einige sehr einladende Aepfel. Mein Auge streift dieselben; trotzdem sehe ich sie nicht, wenn ich mit der Beobachtung irgend einer Scene auf der Straße beschäftigt bin. Richtet sich meine Aufmerksamkeit dagegen auf die Aepfel, so empfange ich eine Reihe von Reizen, welche die Empfindungen von etwas Rundem, Gelbem und Rotem hervorrufen. Dieselben Empfindungen habe ich früher schon oft gehabt; sie sind meistens von bestimmten Geruchs- und Geschmacksempfindungen begleitet gewesen. Der Gegenstand, von dem dieselben ausgehen, führt, wie ich gelernt habe, den Namen „Apfel". Alle diese Empfindungen sind nun oft gleichzeitig in meinem Bewußtsein gewesen, so daß sie hier in feste Verbindung mit einander getreten sind, sich „assoziiert" haben. Die Folge davon ist, daß einige von ihnen nicht auftreten können, ohne auch die übrigen hervorzurufen; vor meinem Bewußtsein steht deshalb die Vorstellung von einem Apfel. Ich glaube also, diesen beobachtet zu haben; aber es ist doch klar, daß die Vorstellung vom Apfel nur zum Teil meiner sinnlichen Wahrnehmung entstammt; mein Bewußtsein hat vielmehr recht viel von seinem eigenen Inhalt zur Vorstellung hinzugefügt. Das ist der psychische Vorgang. Eine vollständige Beobachtung kommt eben nur zustande durch sinnliche Wahrnehmung, verbunden mit Aufmerksamkeit und Assoziation. Jede dieser psychischen Thätigkeiten fügt aber dem Resultate, d. h. der Beobachtung, ihre besonderen Fehler bei; wir müssen deshalb dieselben einzeln für sich ins Auge fassen. Selbstverständlich können wir aber dabei nicht die vielen kleineren, in neuerer Zeit nachgewiesenen Fehler, die auf der Unvollkommenheit unserer Sinne oder auf der eigentümlichen Natur der Aufmerksamkeit und der Assoziationen beruhen, in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, etwa wie die Irradiation, die gefärbten Ränder der Gesichtsbilder, die Tonverschmelzung, die Kontrasterscheinungen, die Zeitverschiebung bei gleichzeitiger Beobachtung durch zwei Sinne u. s. f. Diese Fehler haben mehr theoretisches Interesse und sind eigentlich nur bei den feineren Beobachtungen von Bedeutung, dagegen nicht bei den gröberen, ohne technische Hilfsmittel ausgeführten Beobachtungen; um letztere aber handelt es sich bei unserem Thema. Wir berücksichtigen deshalb nur die Fehler, die sich bei Beobachtungen unter gewöhnlichen Verhältnissen einschleichen.

Die sinnliche Wahrnehmung. Die Sinne, derer wir uns bei der Beobachtung der Außenwelt besonders bedienen, sind das Gesicht, Gehör und der Tastsinn. Geruch und Geschmack sind von untergeordneter Bedeutung; wir können deshalb von ihnen ganz absehen. Von den erstgenannten Sinnen ist das Gesicht wiederum das wichtigste, weil wir mit seiner Hilfe weit genauere Aufschlüsse über die Beschaffenheit der Gegenstände, über ihren Ort und ihre Entfernung im Raume bekommen als durch einen anderen Sinn.

Es ist jedoch eine bekannte Thatsache, daß das Auge uns täuschen kann. Sind die äußeren Reize sehr schwach oder unbestimmt, so kommt man leicht zu einer ganz falschen Auffassung vom beobachteten Gegenstand. Die Beobachtungsfehler, die so entstehen, sind jedoch nicht so sehr durch Unvollkommenheit der Wahrnehmung als durch die hervorgerufenen Assoziationen herbeigeführt. Wir verschieben daher die Betrachtung dieser Gesichtsillusionen auf später. Aber das Auge giebt uns nicht alleine über die Beschaffenheit der Dinge Aufschluß; es ist zugleich das einzige Organ, das wir besitzen, um die Entfernung und die Größe eines Gegenstandes zu beurteilen. Dazu dient nicht nur das Gesichtsbild, sondern auch der feine Muskelapparat, der sich im und am Auge findet. Aber trotz — oder richtiger infolge des sehr komplizierten Baues dieses Organs ist unser Urteil über Größen im Raume immer mit Fehlern behaftet, von denen wir jetzt die wichtigsten betrachten wollen.

Im allgemeinen können wir wohl mit ziemlicher Genauigkeit entscheiden, welche von zwei Linien oder Flächen die größte ist. Aber kommt nur eine kleine Schwierigkeit hinzu, so wird das Urteil gleich ungenau.

Nebenstehende Figur Nr. 38 zeigt z. B. zwei Geraden a und b, welche genau gleich groß sind. Es ist aber unmöglich, dieses zu erkennen, und zwar wegen der Winkel, die durch die Schenkel mit a und b gebildet werden. Ebenso ist es mit den beiden untenstehenden Vierecken Fig. 39 u. 40; beide Figuren sind genau Quadrate, aber die Lage und Richtung der Striche bewirkt, daß das eine höher, das andere breiter erscheint. Derartige Täuschungen giebt es viele; sie beweisen, wie leicht unser Urteil irregeführt wird. Welche enormen Fehler können sich bei der Beurteilung der Größe eines Gegenstandes einschleichen, wenn dieselbe im Freien unter ungünstigen Verhältnissen nur nach Augenmaß erfolgt! Brehm macht in dieser Beziehung in seinem „Tierleben" (Bd. VII S. 299) folgende treffende Bemerkungen: „Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie außerordentlich schwer es hält, die Länge der Schlangen richtig zu schätzen. Selbst derjenige, welcher hierin wohl geübt ist und seine Schätzungen später durch Anlegung des Maßstabes erprobt hat, irrt in unbegreiflicher Weise. Schon bei kleinen Schlangen von Meterlänge, und selbst wenn man diese ruhig vor sich liegen sieht, auch volle Zeit hat, ihr Bild genau sich einzuprägen, ist man nur zu leicht geneigt, ein reichliches Dritteil zuzusetzen; bei Schlangen aber, welche drei Meter lang sind, verdoppeln und verdreifachen sich die Schwierigkeiten und damit die Fehler der Schätzung, und wenn ein solches Tier vollends sich bewegt, ist letztere einfach

Fig. 38.

Fig. 39.

Fig. 40.

unmöglich. Worin dies eigentlich liegt, vermag ich nicht zu sagen, sondern nur als thatsächlich zu versichern, daß ausnahmslos jeder überschätzt, welcher überhaupt zu schätzen versucht, und daß jeder immer wieder in denselben Fehler verfällt, auch wenn er denselben wiederholt erkannt hat. Ueber die Täuschung vergewissert man sich erst, nachdem man einen Maßstab angelegt hat. Kein Wunder also, wenn die rege Einbildungskraft der Eingeborenen südlicher Gegenden sich noch viel weniger als die unserige Schranken auferlegt und die wirkliche Größe auf das Doppelte und Dreifache schätzt. Derselbe Indier oder Südamerikaner, welcher mit dem Anschein vollster Zuverlässigkeit von einer fünfzig Fuß langen Riesenschlange erzählt, die er selbst gesehen, bezüglich erlegt haben will, wird dem ruhig messenden Forscher, welcher ein Tier von sechs Meter erlegte, erklären, daß letzteres an Größe alles von ihm Gesehene gleicher Art bei weitem übertreffe."

Diese Bemerkungen werden von anderer Seite bestätigt. Wenn also zuverlässige Naturforscher selbst einräumen müssen, daß sie trotz aller Uebung nicht richtig zu schätzen vermögen, so ist es klar, daß man kein großes Gewicht auf Berichte z. B. älterer Autoren über Tiere von ungeheurer Größe legen darf. Uebrigens ist wohl zu beachten, daß diese Ueberschätzung keineswegs ausschließlich der Furcht zuzuschreiben ist, die man vielleicht im Anblick eines solchen Ungeheuers empfinden wird. Ich habe Brehms Angaben vermittelst Seile, die in großen Windungen auf einen Rasen gelegt und von vier geübten Beobachtern nach Augenmaß geschätzt wurden, nachgeprüft; danach wurde die Länge der Seile gemessen. Die dabei gemachten Fehler waren zwar nicht so groß wie die, welche Brehm angiebt, waren aber doch ähnlicher Art. Wenn meine künstlichen Schlangen kürzer als ungefähr 2 Meter waren, wurden sie durchschnittlich stets zu klein geschätzt, waren sie dagegen über zwei Meter, wurde die Länge überschätzt. Im übrigen war der Unterschied in der Schätzung der verschiedenen Beobachter ein recht großer. Während die Fehler beim geübtesten zwischen $^1/_{20}$ und $^1/_{10}$ schwankten, steigerten sie sich bei den weniger geübten bis zu $^1/_8$ und $^1/_4$. Daß die Fehler sich hierbei niedriger stellten, als nach Brehms Angaben zu erwarten war, rührt wohl hauptsächlich daher, daß unsere Seile nicht so gefährlich waren wie lebendige Schlangen, so daß wir uns viel näher heranwagen und eine für die Beurteilung günstigere Stellung einnehmen konnten.

Ganz ähnliche Fehler, wie bei der Beurteilung der Größe eines Gegenstandes macht man bei der Schätzung seiner Entfernung. Nur wenige Menschen sind hierin geübt. Ist die Entfernung ziemlich groß, kann der Fehler in Vergleich zum Abstand mehrere Male größer werden. Aber selbst bei sehr geübten Beobachtern beträgt der Fehler mindestens $^1/_{10}$ der geschätzten Entfernung.

Dies bestätigt eine bei einigen militärischen Uebungen aufgenommene, mir vorliegende Tabelle. Die Schätzungen betrafen alle möglichen Entfernungen zwischen 100 bis 2100 Meter; für den Geübtesten betrug der Fehler $^1/_{10}$, für die weniger Geübten ungefähr $^1/_6$ der geschätzten Entfernung.

Bei derartigen Schätzungen werden die Entfernungen bald überschätzt, bald unterschätzt; dies ist wesentlich vom Wetter abhängig. Bei unklarem Wetter, Nebel, Regen, wo alles undeutlich erscheint, schätzt man die Entfernung leicht zu groß; bei klarem Wetter, wo alles sich scharf abhebt, erscheint die Entfernung kürzer, als wie sie wirklich ist. Das Resultat wäre in Kürze also folgendes:

Die Größe und die Entfernung von Gegenständen kann nur annäherungsweise geschätzt werden; unter ungünstigen Verhältnissen werden die Fehler sehr groß.

Wie das Gesicht kann auch das Gehör die Quelle zu zahlreichen Irrtümern werden, wenn die äußeren Reize so schwach und undeutlich sind, daß eine präzise Wahrnehmung unmöglich ist; hierauf werden wir später zurückkommen. Ferner ist die Eigentümlichkeit unseres Gehörs, daß wir keinen besonderen Apparat haben, um die Richtung des Schalles zu beurteilen, ebenfalls eine beständige Ursache zu Fehlern. Je nachdem der Schall stärker in das rechte oder in das linke Ohr dringt, nehmen wir an, daß die Quelle des Schalles auf der einen oder auf der anderen Seite liegt. Der Bau des äußeren Ohres hilft uns beurteilen, ob ein Laut von vorne oder von hinten kommt. Alle diese Schätzungen können nur auf freiem Felde oder in einem regelmäßigen Raume, in dem nicht zu viele Gegenstände sich befinden, einigermaßen sicher vorgenommen werden. Unter schwierigeren Verhältnissen wird die Beurteilung unmöglich. Sitzt man in seinem Zimmer und hört einen Wagen auf der Straße vorbeifahren, so kann man aus der Stärke des Schalles wohl beurteilen, ob der Wagen sich nähert oder entfernt; aber es ist unmöglich zu entscheiden, von welcher Seite er kommt. Man kann es richtig raten, aber man irrt sich ebenso häufig. Wenn viele Menschen an einem Tische sitzen und einer an einem Tischbein kratzt, wird man gewöhnlich nicht angeben können, von welcher Seite des Tisches das Geräusch kommt. Aber da der Laut nicht unbekannt ist, wird man im allgemeinen darüber klar sein, daß derselbe von irgend einer Stelle des Tisches ausgeht. Handelt es sich dagegen um unbekannte Geräusche, über deren Ursprung und Ursache man sich nur Vermutungen hingeben kann, so wird es uns ganz unmöglich zu entscheiden, wo sie herkommen. Bei einigen Versuchen, die später erwähnt werden, habe ich wiederholt Gelegenheit gehabt, dieses zu beobachten. Einige der Anwesenden meinten, das Geräusch käme vom Boden, andere glaubten von den Wänden, andere wiederum sahen es für wahrscheinlich an, daß es von einer Wasserleitung in der einen Ecke des Zimmers käme; in Wirklichkeit aber rührte es von einem kleinen Apparate an einem Beine des Tisches, um den alle saßen, her (vrgl. S. 348, Anm. 26). Diese Erfahrungen zeigen also,

daß der Ausgangspunkt eines Geräusches nur unter günstigen Verhältnissen bestimmt werden kann; ist dasselbe aber unbekannter Natur, so ist eine solche Bestimmung im allgemeinen unmöglich.

Darum wenn in Berichten über spiritistische Sitzungen erzählt wird, daß man Klopflaute („raps“) von allen möglichen Ecken des Zimmers, in dem das Medium sich nicht aufhielt, ausgehen hörte, so darf man dem kein Gewicht beilegen. Das Medium kann den Laut sehr gut selbst in irgend einer Weise hervorbringen, ohne daß die Anwesenden es entdecken. Auch bei dem Bauchreden, das ganz gewiß zu allen Zeiten eine große Rolle in der Magie gespielt hat, kommt die Täuschung nur dadurch zustande, daß man den Ausgangspunkt des Lautes nicht beurteilen kann.

Unter unseren 5 Sinnen haben wir zu keinem wohl so großes Vertrauen als zum „Gefühl", d. h. dem Tast- oder Druck- und dem Temperatursinn. Wenn etwas als recht sicher bezeichnet werden soll, so sagt man, „man könne es doch fühlen". Nichtsdestoweniger können diese Sinne uns täuschen; und das rührt daher, daß

eine Druck- und Kälteempfindung einige Zeit nachwirkt, nachdem der äußere Reiz aufgehört hat.

Hierauf beruht folgendes Kunststück: wenn ein geübter Taschenspieler uns ein Zweimarkstück in die Hand drückt und uns veranlaßt, dieselbe zu schließen, so haben wir das Gefühl, als ob wir es noch in der Hand halten; er aber hat es schon entfernt, bevor wir die Hand schlossen. Die Druckempfindung wirkt eben nach. Noch besser gelingt dieses Kunststück, wenn der Gegenstand sehr kalt ist. Legt man z. B. eine kalte Hand auf die Hand eines anderen Menschen und läßt sie einige Zeit liegen, kann man sie leicht entfernen, ohne daß der andere es merkt, vorausgesetzt, daß der Betreffende es nicht sieht. Hierauf beruhte eins von Miß Fays (der bekannten Taschenspielerin) wunderbarsten Kunststücken. Nachdem sie sich unmittelbar vorher die Hände in eiskaltem Wasser gekühlt hat, setzt sie sich neben die sie „kontrollierenden" Personen. Ueber alle wird eine Decke gelegt, die bis zum Halse reicht. Ihr Nachbar zur Rechten nimmt dann ihre rechte Hand in seine linke, und sie legt wiederum ihre eiskalte linke Hand auf seine Hand; dann beginnen die „Manifestationen". Wer den Kniff nun nicht kennt, wird natürlich glauben, ihre linke Hand ruhe beständig auf seiner Hand, weil er die Kälte fortwährend fühlt; sie hat aber schon bei Beginn der Manifestationen ihre linke Hand entfernt und verfügt frei über dieselbe. Wahrscheinlich wird derselbe Kniff von den spiritistischen Medien in den Dunkelsitzungen recht häufig angewandt.

Die Aufmerksamkeit. Es ist aus dem täglichen Leben genügend bekannt, daß wir von dem, was um uns her passiert, weder etwas sehen noch hören, wenn wir in irgend eine Beschäftigung vertieft sind und auf diese unsere ganze Aufmerksamkeit konzentrieren. Andererseits kann sich die Aufmerksamkeit aber auch zu gleicher Zeit auf mehrere äußere Reize erstrecken; die Auffassung jedes einzelnen Reizes wird aber dann um so unsicherer und undeutlicher, je mehr die Aufmerksamkeit sich nach verschiedenen Richtungen hin verteilt und zerstreut. Man kann nur scheinbar gleichzeitig in einem Buche lesen und einem Gespräche folgen: in Wirklichkeit fehlt uns jedenfalls von demselben Moment die richtige Auffassung des Gelesenen oder Gehörten. Die Bedeutung der Aufmerksamkeit für unser ganzes Bewußtseinsleben kann kurz in folgenden zwei Hauptsätzen ausgedrückt werden:

Konzentriert man die Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Punkt, so kommen keine anderen gleichzeitigen Reize zum vollen Bewußtsein.

Je mehr die Aufmerksamkeit sich auf verschiedene gleichzeitige Reize verteilt, desto undeutlicher wird die Auffassung jedes einzelnen.

In dieser doppelten Thatsache liegt der Grund zahlreicher Beobachtungsfehler.

So wird man z. B. bei einem etwas verwickelten Ereignis nur gewisse Einzelheiten auffassen. Konzentriert man die Aufmerksamkeit nun auf einen bestimmten Punkt, so wird man die anderen gleichzeitigen Begebenheiten gar nicht wahrnehmen; sucht man umgekehrt seine Aufmerksamkeit nach mehreren Richtungen hin zu verteilen, um zu beobachten, was an verschiedenen Stellen vor sich geht, so wird die Auffassung der einzelnen Ereignisse nur unvollständig und ungenau. Darum kann der beste Beobachter es nicht vermeiden, von einem guten Taschenspieler getäuscht zu werden. Die meisten Taschenspielerkunststücke erfordern allerdings eine gewisse Fingerfertigkeit und Gewandtheit; aber die Hauptsache besteht darin, daß der Künstler es versteht, die Aufmerksamkeit der Zuschauer irrezuleiten. Während alle sich anstrengen, das zu sehen, worauf der Künstler die Aufmerksamkeit hinlenkt, macht er ungesehen und ungeniert seine Operationen an einer anderen Stelle. Wir werden im Folgenden oft sehen, was in dieser Beziehung möglich ist.

Auf der Aufmerksamkeit beruht auch unsere Schätzung von der Dauer einer verflossenen Zeit. Während unser Urteil über Größen im Raume von bestimmten Empfindungen abhängig ist, gilt dieses nicht bei der Zeit; der sogenannte „Zeitsinn“ ist kein besonderer Sinn und beruht nicht auf besonderen Empfindungen und Wahrnehmungen. Unsere Schätzung der Zeit hängt ausschließlich ab von der Abwechselung; hierbei kommt es aber nicht so sehr auf die Abwechselung zahlreicher Vorstellungen an, als auf die abwechselnde Anspannung und Erschlaffung der Aufmerksamkeit. Handelte es sich nur um die Zahl der Vorstellungen, so würde die Schätzung der Zeit selten Schwierigkeit machen. In einem längeren Zeitraume kann man unter sonst gleichen Verhältnissen mehr ausrichten als in einem kurzen; demnach werden in einem längeren Zeitabschnitte verhältnismäßig auch mehr Vorstellungen im Bewußtsein auftauchen als in einem kurzen, und die Vermutung liegt nahe, daß man aus der Menge der Vorstellungen einen Rückschluß auf die Länge der verflossenen Zeit machen kann. In gewissen Fällen ist das auch thatsächlich möglich. Ein geübter Redner wird aus der Menge seiner Worte ungefähr die Dauer seiner Rede schätzen können. Ebenso haben einige Menschen es im Gefühl, wie viel die Uhr ist, wenn sie bei einer ruhigen gleichförmigen und gewohnten Arbeit sitzen; hier bildet die Größe der geleisteten Arbeit den Maßstab für die Schätzung der Zeit. Aber andererseits ist es auch bekannt, daß „die Stunden wie Minuten fliegen“, wenn man in angenehmer Gesellschaft verweilt. Hier erscheint die Zeit also kurz trotz der Menge von wechselnden Vorstellungen; und umgekehrt wenn wir warten, wird die Zeit uns lang, gerade weil wir keine Beschäftigung haben. Diese Beispiele zeigen uns, daß unsere Schätzung der Zeit in vielen Fällen unabhängig ist von der Menge der Vorstellungen.

Andere Umstände aber lehren uns, daß sie wesentlich von der Auf-

merksamkeit abhängt. Sind wir in einem interessanten Gespräch begriffen, so wird die Zeit schnell verlaufen, weil unsere Aufmerksamkeit gefesselt bleibt. Wenn wir dagegen infolge eines natürlichen Dranges oder einer Unpäßlichkeit bald aufzubrechen wünschen, so wird die Zeit uns unerträglich lang, weil die von unsern Organen ausgehenden Gefühle stets die Aufmerksamkeit vom Gespräche ablenken. Oder wenn wir etwas, das eintreten soll, gespannt erwarten, so wird die Zeit uns kurz, weil hier die Aufmerksamkeit stets konzentriert bleibt. Man würde es z. B. kaum aushalten, stundenlang um einen Tisch zu sitzen, um diesen zum Tanzen zu bringen, wenn nicht die Spannung in Bezug auf den Erfolg die Zeit verkürzte. Wir sehen also, daß die Zeit uns schnell verläuft, sobald die Aufmerksamkeit stetig angespannt ist; wechselt dagegen Anspannung und Erschlaffung der Aufmerksamkeit mit einander ab, so wird die Zeit uns lang. So ist unser Urteil über die Länge der Zeit also wesentlich abhängig von unserer Aufmerksamkeit und nicht so sehr von der Menge der Vorstellungen. Nur unter besonderen Umständen, bei einer gewohnten und gleichförmigen Anspannung der Aufmerksamkeit, wird die Zeit entsprechend der Menge der Vorstellungen einigermaßen richtig geschätzt werden können. Hieraus folgt also:

Die Länge der Zeit kann nur unter besonderen gewohnten Verhältnissen einigermaßen richtig geschätzt werden.

Die Assoziationen spielen, wie oben erwähnt, eine wesentliche Rolle bei jeder Beobachtung, indem sie das Wahrgenommene ergänzen und vervollständigen. Aber dadurch werden sie auch eine reiche Quelle für Beobachtungsfehler. Wohl ist jede Empfindung immer mit vielen anderen in unserem Bewußtsein verbunden; aber regelmäßig und aufs engste verknüpft ist sie doch nur mit einigen ganz bestimmten Empfindungen, die so die festesten werden. Deshalb löst auch jede Empfindung regelmäßig bestimmte, uns bekannte Vorstellungen aus. Infolgedessen kann man unter gewissen Umständen sehr leicht zu einer ganz falschen Auffassung eines Gegenstandes kommen, wenn die Wahrnehmung nicht scharf und deutlich genug ist. Ein paar Beispiele werden dieses verständlicher machen.

In einer gewissen Entfernung sieht man einen Menschen, der an Größe und Gang an einen guten Freund erinnert. Diese beiden Eigentümlichkeiten rufen bei dem Beobachter das Bild des Freundes hervor; beeilt man sich nun, ihn einzuholen, so entdeckt man vielleicht bei geringerer Entfernung, daß es gar nicht der Freund ist. Die Assoziationen haben hier also zu einer falschen Auffassung des Wahrgenommenen geführt. Derartige falsche Auffassungen von Sinneseindrücken nennt man gewöhnlich Illusionen; sie können auf allen Gebieten vorkommen, sobald die Wahrnehmung nicht scharf und deutlich ist. So kann z. B. eine Stimme im benachbarten Zimmer die Vorstellung von einem Bekannten auslösen; in Wirklichkeit ist es vielleicht eine ganz andere Person, deren Stimme nur einen ähnlichen Klang hat. In einer nächtlichen militärischen Uebung habe ich einmal eine halbe Stunde lang in einem Graben gelegen, ohne vorrücken zu dürfen, weil ich auf einem Hügel zwei weidende Pferde für eine im Anmarsch begriffene feindliche Abteilung

hielt. Da die Evolutionen des angeblichen Feindes schließlich mir doch zu merkwürdig erschienen, wagte ich vorzugehen und entdeckte meinen Irrtum.

Hier und in allen ähnlichen Fällen sind es die Assoziationen, die uns täuschen, und für alle diese Illusionen gilt, wie wir gesehen haben, das allgemeine Gesetz:

Man überschätzt stets die Aehnlichkeit, die ein unbekannter Gegenstand mit Bekanntem hat.

Das Gedächtnis. Bis jetzt haben wir nur die Fehler, welche sich bei der Beobachtung selbst einschleichen, betrachtet. Wir wollen jetzt die Fehler besprechen, welche auftreten, wenn das Beobachtete frei nach dem Gedächtnis referiert werden soll. Jeder weiß, wie unzuverlässig das Gedächtnis ist; es kann bei dem einem besser sein als bei dem anderen, aber im Laufe der Zeit werden trotzdem immer mehr Einzelheiten von der betreffenden Thatsache vergessen. Die Erfahrung des täglichen Lebens lehrt uns, daß die Dinge in der Erinnerung haften bleiben, auf welche die Aufmerksamkeit konzentriert gewesen ist, oder die einen großen Eindruck auf uns gemacht haben; das sind aber keineswegs immer die wichtigsten Momente einer Begebenheit.

Sehen wir z. B., wie ein Mensch auf der Straße überfahren wird, so behalten wir vielleicht das Bild eines blutenden und hilflos daliegenden Menschen im Gedächtnis; denn das macht den größten Eindruck auf uns. Außerdem werden wir wohl auch uns noch der Punkte, auf die unsere Aufmerksamkeit bei dieser Begebenheit sich gerade richtete, erinnern. Werden wir aber später gezwungen, als Zeugen in einer gerichtlichen Verhandlung Angaben über das Ereignis zu machen, so entdecken wir sofort, daß wir uns verschiedener Umstände, die bei der Frage über den Hergang der Sache von wesentlicher Bedeutung sind, gar nicht mehr erinnern. Die Erinnerung wird aber um so unzuverlässiger, je verwickelter der Hergang ist.

In unserem Gedächtnis haften nur die Punkte eines Vorganges, auf die unsere Aufmerksamkeit besonders gerichtet gewesen ist, oder die einen starken Eindruck auf uns gemacht haben; dieselben können aber für den ganzen Verlauf der Sache höchst unwesentlich sein.

Aber selbst wenn man sich auch der meisten einzelnen Punkte in einer Kette von Vorstellungen erinnert, so wird das Gedächtnis uns doch oft in Bezug auf die zeitliche Reihenfolge derselben im Stiche lassen. Allerdings geschieht dieses seltener, wenn diese einzelnen Punkte in einer natürlichen und notwendigen Ordnung einander folgen. Da die Ursachen den Wirkungen selbstverständlich vorausgehen, so wird man wohl selten oder nie die Glieder, welche im ursächlichen Verhältnis zu einander stehen, mit einander vertauschen, — vorausgesetzt, daß man sich darüber klar ist, was in jedem einzelnen Falle die Ursache und was die Wirkung ist. Aber das kann man allerdings nicht immer entscheiden. So ist man z. B. bei einem Taschenspielerkunststück, das man nicht versteht, völlig unklar darüber, durch welche der verschiedenen Handgriffe der Spieler das Kunststück eigentlich

ausführt. Deshalb erinnert man sich auch nicht genau der Reihenfolge der einzelnen Manipulationen, und verschiedene Augenzeugen werden das Kunststück in verschiedener Weise beschreiben. Dasselbe gilt auch bei einer größeren Reihe von Ereignissen, wo die einzelnen Punkte nicht mit Notwendigkeit in einer bestimmten Ordnung einander folgen; auch hier findet leicht eine Verwechselung statt. Es giebt ja zahlreiche Begebenheiten in unserem Leben, die wir sehr gut erinnern, von denen wir aber nicht bestimmt sagen können, wann sie eintrafen, ob es bei dieser oder jener Gelegenheit war. Wir haben wohl eine genaue Erinnerung der einzelnen Thatsachen, aber die Reihenfolge derselben ist verwischt. Die Erfahrung lehrt uns also:

In der Erinnerung wird bei einer Reihe von Thatsachen die Reihenfolge derselben leicht vertauscht, wenn nicht besondere Umstände es verhindern.

In nahem Zusammenhang hiermit steht die bekannte Erfahrung, daß wir leicht Begebenheiten, die einander ähnlich sind, miteinander vermischen. Hat man verschiedene Begebenheiten, die in wesentlichen Punkten einander ähnlich waren, erlebt, so springt man in der Erinnerung leicht von der einen zur anderen über und mengt die Einzelheiten durcheinander. Ja, wenn nicht besondere Umstände es verhindern, kann man beide Begebenheiten zuletzt ganz miteinander verschmelzen. Im Leben kommen vielleicht selten Ereignisse vor, die einander so genau gleichen; desto häufiger aber findet dies bei unserer Lektüre statt. Hat man zwei ähnliche Erzählungen gelesen, so wird man sie bald verwechseln; zuletzt gehen sie in der Erinnerung ganz in einander über. Dasselbe kann natürlich ebensogut geschehen, wenn es sich nicht um gehörte oder gelesene Begebenheiten, sondern um wirkliche Erlebnisse handelt, namentlich wenn diese keinen tiefen Eindruck auf uns gemacht haben. Wir müssen deshalb auch folgendes zu den verschiedenen Gedächtnisfehlern, die möglich sind, hinzufügen:

In einer Reihe von Ereignissen können zwei Vorfälle, die einander ähnlich sind, leicht miteinander verwechselt und vermischt werden, auch wenn sie durch einen längeren Zeitraum von einander getrennt sind; und wenn man sie nicht infolge besonderer Umstände auseinander hält, werden sie in der Erinnerung oft ganz miteinander verschmolzen.

Der Einfluß der Gemütsbewegung und der Befangenheit.

Bis jetzt haben wir nur die Beobachtungsfehler betrachtet, welche unter günstigen Verhältnissen entstehen, d. h. wenn der Beobachter sich kaltblütig und unbefangen verhält. Nun müssen wir aber auch auf die Gemütsbewegung und auf die Befangenheit Rücksicht nehmen, da sie in hohem Grade die Beobachtung beeinflussen.

Die Gemütsbewegung. Bei allen Gemütsbewegungen, den Lust- wie Unlustgefühlen, dreht sich unser Bewußtsein nur um die Vorstellungen, welche durch die Ursache der Gemütsbewegung hervorgerufen sind. Solange der Affekt anhält, denken wir nur an das, was mit unserer Sorge oder Freude, mit unserem Zorn oder unserer Furcht u. s. w. in Verbindung steht; alle anderen Vorstellungen finden keinen Eingang bei uns. Aus letzterem ergiebt sich — und die tägliche Erfahrung bestätigt es —, daß der Mensch im Affekte ein äußerst schlechter Beobachter ist. Allerdings ist es wohl selten der Fall, daß wir gerade dann Beobachtungen machen sollen, wenn wir zufällig in eine Gemütsbewegung gekommen sind. Umgekehrt wird aber gerade das, was wir beobachten wollen, uns oft genug selbst in eine gewisse Erregung bringen, so daß wir also gerade in dem Augenblick, wo es darauf ankommt, Beobachtungen zu machen, am wenigsten dazu geeignet sind. Die Gemütsbewegungen, um die es sich hierbei handeln kann, sind natürlich sehr begrenzt; die häufigsten sind wohl Spannung, Erwartung, Furcht und Schrecken; wir wollen diese nun näher betrachten.

Spannung und Erwartung sind nahe verwandt miteinander. Der Zustand, den man „Spannung“ nennt, entsteht durch das Bewußtsein, daß etwas nicht näher Bekanntes eintreten wird. Man ist „gespannt“ auf etwas, was da kommt, wenn man dieses nicht kennt. Richtet sich dagegen unsere Aufmerksamkeit auf etwas Bestimmtes und Bekanntes, so nennt man diesen Zustand „Erwartung“. Ein Zug verspätet sich; man „erwartet“, daß er kommt, aber man ist „gespannt“ zu sehen, wie spät er kommt. Man kann also sagen, daß Spannung Erwartung von etwas Unbekanntem und Erwartung eine auf etwas Bekanntes gerichtete Spannung ist. Wie die Erfahrung uns lehrt, sind die beiden Zustände psychologisch durch eine starke Konzentration der Aufmerksamkeit charakterisiert. Da aber die Aufmerksamkeit notwendigerweise auf etwas Bestimmtes gerichtet werden muß, und dieses Moment gerade bei der „Spannung“ fehlt, so folgt daraus die eigentümliche Unruhe, die bezeichnend ist für die Spannung; die Aufmerksamkeit flattert unruhig von einem Punkt zum anderen. In der „Erwartung“ dagegen ist die Aufmerksamkeit beständig auf das gerichtet, was erwartet wird: man sieht in der Phantasie das, was man erwartet, und vergleicht dann ab und zu die Wirklichkeit mit dem Phantasiegebilde.

Bei dieser Sachlage liegt die Vermutung nun nahe, daß die Beobachtungsfehler, die in diesen Zuständen gemacht werden, mit der Aufmerksamkeit in engem Zusammenhang stehen. Diese Fehler müssen aber recht bedeutend werden können, da die Aufmerksamkeit leicht erschlafft. Infolge des langen Wartens kann man sie eben nicht mehr konzentrieren, wenn denn endlich etwas eintritt. Wenn es also in einer spiritistischen Sitzung lange dauert, bis die Manifestationen sich zeigen, so darf man sicher darauf rechnen, daß die Anwesenden selbst die größten Betrügereien

nicht mehr entdecken; sie können eben nicht mehr aufmerksam folgen. Aber auch wenn dies auszuschließen ist, so stören obige Affekte die Beobachtung doch sehr. Die Unruhe der Aufmerksamkeit während der Spannung wird leicht zur Folge haben, daß das zu beobachtende Phänomen sich gerade dann zeigt, wenn man es nicht erwartet; inzwischen aber können kostbare Augenblicke verloren gehen, bis man die Aufmerksamkeit darauf konzentriert hat. Ist dagegen die Aufmerksamkeit während der „Erwartung" auf einen bestimmten Punkt gerichtet, so wird man anfangs leicht übersehen, was anderswo stattfindet; und das können oft sehr wesentliche Dinge sein. Weiter aber wird die einseitige Konzentration der Aufmerksamkeit viel schneller eine Erschlaffung mit sich führen als die Abwechselung derselben während der Spannung. Endlich wird eine starke Erwartung von etwas Bestimmtem es leicht veranlassen, daß man sein Phantasiegebilde vom Erwarteten mit dem wirklich Eingetroffenen vermischt. Es ereignet sich nicht selten, daß gläubige Spiritisten wunderbare Phänomene in einer Sitzung sehen, wo mehr kritische Beobachter gar nichts Derartiges entdecken können. Es unterliegt eben keinem Zweifel, daß die Erwartung sie hier betrügt. Denn viele Psychologen haben gerade die Erfahrung gemacht, daß ein Phantasiegebilde, auf das die Aufmerksamkeit längere Zeit hindurch gerichtet gewesen ist, zuletzt so deutlich zu werden vermag, daß es jedenfalls bei schwacher Beleuchtung mit einer wirklichen Sinneswahrnehmung verwechselt werden kann.

Da unser Urteil über die Zeit besonders von der Aufmerksamkeit abhängig ist, so leuchtet ein, daß es ebenfalls unter der Spannung und Erwartung leidet. Der Einfluß der Erwartung ist aus dem täglichen Leben genügend bekannt. Sobald wir etwas Bestimmtes erwarten, wird die Zeit uns lang, weil die Aufmerksamkeit nicht dauernd auf eine einzelne Vorstellung, auf das, was erwartet wird, konzentriert bleiben kann. Aber eine wiederholt eintretende Erschlaffung der Aufmerksamkeit führt es mit sich, daß die Zeit länger geschätzt wird, als wie sie in Wirklichkeit ist. Bei der unbestimmten Spannung dagegen erscheint die Zeit uns kurz, weil die Aufmerksamkeit stets auf einen neuen Gegenstand gerichtet ist und dadurch eine Erschlaffung vermieden wird.

Die Furcht ist mit den beiden erwähnten Zuständen nahe verwandt. „Etwas fürchten" heißt ja nur in steter Erwartung sein, daß etwas Bestimmtes, aber Unangenehmes eintreffen wird. Da die Furcht so eine besondere Art der Erwartung ist, werden alle die Beobachtungsfehler, welche die Erwartung mit sich führt, im allgemeinen auch in der Furcht begangen werden. Es kommen aber noch mehr hinzu. Hat man Furcht vor dem zu beobachtenden Phänomen, d. h. wird man von der ängstlichen Erwartung beherrscht, daß dasselbe in irgend einer Weise schädliche Folgen haben könnte, so ist das Bewußtsein natürlich auch von Vorstellungen des Inhalts, wie man der vermuteten Gefahr entgegenzuwirken hat, beherrscht. Es versteht

sich von selbst, daß jede Beobachtung unter solchen Verhältnissen unzuverlässig wird. Entdeckt man, daß kein Grund zur Angst vorliegt, so kann zwar eine ruhigere Beobachtung beginnen; bis dahin aber war sie oberflächlich und wertlos. Wird man aber nicht Herr über diese Gemütsbewegung, dann wird man sicher eine sehr übertriebene Schilderung vom Beobachteten machen. Man hat sich im voraus ein „fürchterliches“ Bild von der Sache ausgemalt; und dieses Phantasiegebilde tritt dann in der Erinnerung an die Stelle des nur oberflächlich Wahrgenommenen.

Im Gegensatz zu den bisher behandelten Affekten scheint der Schrecken nicht so sehr bestimmte Beobachtungsfehler hervorzurufen, als vielmehr eine sachliche Beobachtung überhaupt unmöglich zu machen. Das beruht hauptsächlich wohl darauf, daß der Schrecken auf den ganzen Organismus und somit auch auf das Bewußtsein lähmend einwirkt. Wird man von einem plötzlichen Reize, der entweder ungemein stark ist oder Vorstellungen von einer Gefahr unbekannter Art erweckt, betroffen, so führt derselbe einen Shok, ein Erschrecken, herbei. Das Herz steht still, alle Muskeln sind wie gelähmt. Kurz darauf tritt die Reaktion ein — das Erschrockensein hört auf —, aber unter dessen Nachwirkung, dem eigentlichen Schrecken, sind alle körperlichen und seelischen Funktionen noch in Aufruhr. Die Muskeln sind so erschlafft, daß der Mensch nicht Herr seiner Bewegungen ist; das Herz klopft, „der Verstand steht stille“. Von einer wirklichen Beobachtnng kann unter solchen Umständen keine Rede sein; man bekommt nur einen flüchtigen Eindruck von den Dingen; namentlich sind alle Größenverhältnisse übertrieben, wahrscheinlich infolge einer Erschlaffung der Augenmuskeln. Da solches Erschrecken kaum zu vermeiden ist, wenn man in der Natur plötzlich einem ungewöhnlichen Erlebnis gegenübersteht, so müssen alle Berichte über derartige Ereignisse stets mit der größten Vorsicht aufgenommen werden. Sie können wirklich nicht viel wert sein.

Befangenheit. Wir bezeichnen die Auffassung eines Menschen von einer bestimmten Sache als „befangen“, wenn dieselbe nicht ausschließlich von den vorliegenden Thatsachen, sondern auch von anderen, die Sache nicht berührenden Momenten bestimmt wird. Vorgefaßte Meinungen sind wohl die häufigste, aber keineswegs die einzige Ursache einer befangenen Auffassung. Wie solche vorgefaßte Meinungen wirken, ist genügend bekannt. Halten wir etwas von einem Menschen, dann beurteilen wir sein weniger korrektes Betragen in bestimmten Fällen zu milde; ist er uns unangenehm, findet das Entgegengesetzte statt. Unser Urteil wird also im gegebenen Falle nicht ausschließlich durch die Handlungen des anderen bestimmt, sondern auch durch unsere Kenntnis über ihn von früher her mitbeeinflußt. Aehnliches findet auch statt, wenn es sich um eine Beobachtung handelt; hier wirkt die Befangenheit in einer doppelten Weise ein. Teils führen es die schon von früher bestehenden Anschauungen mit sich, daß man etwas Bestimmtes zu sehen erwartet; demnach machen alle von der

Erwartung herrührenden Fehler auch hier sich geltend, so daß das Erwartete und das wirklich Beobachtete miteinander vermischt werden. Teils wird man aber auch geneigt sein, unwillkürlich alles zu übersehen und beiseite zu schieben, was nicht mit den vorgefaßten Meinungen übereinstimmt. Die bekannte Thatsache, daß ein Mensch nur das sieht, was er zu sehen wünscht, erklärt sich durch diese beiden Umstände von selbst. In einer spiritistischen Sitzung wird der Gläubige daher Geister sehen, wo andere nichts sehen, und alles von der Hand weisen, was zu einer natürlichen Erklärung der Phänomene führen könnte. Der „Unglaube“ aber, der alles für Betrug hält, wird ebenso sicher das Ungewöhnliche und Interessante bei manchen Phänomenen einfach übersehen. Das „Für“ und „Wider“ ist also in gleichem Maße falsch; man muß unbefangen sein, um richtig zu beobachten.

Man könnte auch aus rein wissenschaftlichen Gebieten verschiedene Beispiele dafür anführen, wie Forscher, in vorgefaßten Meinungen befangen, bei ihren Beobachtungen nur auf die Punkte achtgeben, die für ihre Anschauungen sprechen, die entgegengesetzten aber ganz übersehen. Statt vieler nur ein Beispiel aus unserem speziellen Gebiete, der Geschichte des Aberglaubens. Der französische Physiologe Chr. Richet war auf Grund verschiedener, später zu besprechender Versuche vor einigen Jahren zu der Ueberzeugung gekommen, daß eine Gedankenübertragung von einem Menschen auf den andern auch bei weiten Entfernungen möglich wäre. Zum Beweis dafür, daß eine solche Gedankenübertragung nicht allein bei planmäßigen Versuchen, sondern auch spontan, ohne vorherige Verabredung der Betreffenden, stattfinden könne, führt er folgenden Vorfall an:

„Eines Morgens 9 Uhr, im Februar 1885, ging ich auf mein Comptoir, um an meiner Zeitschrift zu arbeiten. An der Ecke der Straße Four St. Germain und dem Boulevard sah ich, während ich mich auf der linken Seite der Straße befand, Professor Lacassagne von Lyon auf der andern Seite der Straße gehen. Prof. Lac. reist ein- oder zweimal im Jahre nach Paris. Vor 14 Tagen hatte er einen Artikel für meine Zeitschrift „Revue scientifique“ gesandt. Als ich ihn sah, schickte ich mich an, die Straße zu überschreiten, um ihn zu begrüßen; doch unterließ ich es, da ich mir sagte, daß er sicherlich nach dem Comptoir der Zeitschrift kommen würde. Uebrigens, dachte ich, ist es doch merkwürdig, wie Prof. Lac. Herrn L. (einem mir bekannten Augenarzte) ähnlich sieht.

Ich kam auf das Comptoir und empfing verschiedene Personen. Halb elf Uhr brachte man mir Professor Lacassagnes Karte, was ich ganz natürlich fand, da ich ihn ja vor kurzem auf der Straße gesehen hatte. In dem Augenblick, wie er in die Stube trat, sah ich gleich, daß es nicht dieselbe Person war, die ich kurz vorher auf der Straße beobachtet hatte. Ich fragte ihn, ob er um 9 Uhr an der erwähnten Ecke des Boulevard gewesen sei, aber er verneinte es; um die Zeit war er in einer ganz anderen Gegend der Stadt gewesen. Wie kam es nun, daß ich Professor Lacassagne dort gesehen zu haben meinte? Der Mann, den ich sah, war hoch und blond, hatte einen blonden Schnurrbart, während Lacassagne mittelhoch ist und einen kleinen, ganz dunkeln Schnurrbart trägt.“

Richet glaubt an Gedankenübertragung; deshalb sieht er in diesem ganz gewöhnlichen Erlebnis etwas Mystisches, das die Richtigkeit seines Glaubens beweisen soll, übersieht aber dabei ganz die Nebenumstände, welche die Sache durchaus auf natürliche Weise erklären. Ich habe selbst verschiedene derartige Fälle erlebt, und da ich nicht an Gedankenübertragung glaube, habe ich stets eine naheliegende Ursache für das Phänomen gesucht und gefunden. Sollte ich nach meinen eignen Erfahrungen urteilen, würde ich mir Richets Erlebnis so erklären. Richet ist auf dem Wege zum Comptoir, denkt an die vorliegenden Arbeiten und auch an Professor Lacassagnes Artikel. Nun sieht, wie Richet

sagt, Lacassagne dem Arzte L. ähnlich; bemerkt er letzteren auf der anderen Seite der Straße, während er Lac.s Namen in Gedanken hat, so wird eine Aehnlichkeit zwischen beiden eine Verwechslung leicht verständlich machen. Der Irrtum hält jedoch nur einen Augenblick an; denn Richet ist sich gleich nachher klar darüber, daß er wohl dem Arzte L. begegnet sei. So kann das Ganze sich zugetragen haben. Ob es sich wirklich so zugetragen hat, kann natürlich nicht entschieden werden, da Richet nicht die nötigen Aufklärungen zur Beurteilung der Sache gegeben hat. Wenn er aber diese Aufklärungen nicht giebt, so beruht das nicht darauf, weil er absichtlich betrügen will, sondern weil sein Glaube an die Gedankenübertragung ihn daran hindert, ein offenes Auge zu haben. Er ist befangen.

Eine scharfe Grenze zwischen dem Normalen und dem Krankhaften giebt es nicht, wenigstens nicht auf dem geistigen Gebiete. Während der erwähnte Vorfall nur ein Beispiel dafür ist, daß ein Mensch die Ursachen für eine natürliche Erklärung ganz übersieht, wenn er befangen ist, wird die Sache doch weit bedenklicher, wenn sie einen größeren Umfang annimmt. Hat ein Mensch sich in dem Grade in den Glauben an das Mystische hier auf Erden hineingelebt, daß er einfache Vorfälle des täglichen Lebens als Aeußerungen mystischer Kräfte ansieht, so ist er nicht ganz normal mehr. Wir denken hierbei natürlich nicht an unwissende Personen, die überhaupt nichts von dem verstehen, was um sie herum in der Natur und im Menschenleben vor sich geht, sondern an gebildete und kenntnisreiche Leute, bei denen alle Bedingungen, richtig zu beobachten und das Beobachtete auch richtig zu beurteilen, vorhanden sind.

Ich besitze einige interessante Autobiographieen, in denen die Verfasser ihre Erlebnisse auf dem Gebiete des Mystischen schildern. Leider sind diese Schilderungen rein private Mitteilungen, so daß ich sie nicht veröffentlichen darf. Abgesehen von einem einzigen Ereignis, das man vielleicht als etwas wunderbar auffassen kann, findet sich in diesen weitläufigen Aufzeichnungen nach meinem Dafürhalten nichts, was die Grenzen des Natürlichen überschreitet. Aber mit eiserner Konsequenz übersehen die Verfasser alles, was zu einem wirklichen Verständnis des „Wunderbaren“ führen könnte, und erklären das Ganze von ihren mystischen Anschauungen aus. Wenn das nicht schon Verrücktheit ist, so grenzt es doch sehr nahe daran. Unter Verrücktheit (Paranoia) versteht der Psychiater nämlich eine Krankheit, die sich in der Entwicklung eines dauernd festgehaltenen Systems von Wahnvorstellungen äußert, während die Intelligenz sonst intakt ist. Die Krankheit ist rein intellektuell; sie kann sich jahrelang auf demselben Standpunkt halten, hat selten Einfluß auf das körperliche Befinden und braucht nicht einmal Halluzinationen mit sich zu führen. Nur die Wahnvorstellungen breiten sich in stets wachsendem Maße aus, so daß immer größere Gebiete in diesen Vorstellungskreis hineingezogen werden. Aber gerade diese Symptome scheinen bei den Mystikern vorzuliegen. Es sollte mich deshalb nicht wundern, wenn die Irrenärzte nach einigen Jahren, wenn der moderne Hang zur Mystik mehr überhandgenommen hat, eine neue Art von Verrücktheit aufstellen würden, die Paranoia mystica. Sie ist wohl leider unheilbar.

Wie oben angeführt, rührt die Befangenheit nicht immer von vorgefaßten Meinungen her. Man kann als Beobachter ganz unbefangen sein, und doch ist der Bericht über das Beobachtete befangen, weil zwischen Beobachtung und Abfassung des Berichtes Momente eintreten, welche die Erinnerung

trüben. Dieses wird z. B. unvermeidlich stattfinden, wenn mehrere Menschen gleichzeitig, d. h. so, daß der eine bei dem Berichte des anderen anwesend ist, über dieselbe Beobachtung referieren sollen. Zwei Menschen werden nie genau dieselben Beobachtungs- und Gedächtnisfehler machen; deshalb stimmen deren Berichte über ein Ereignis auch nie überein, wenn diese Berichte unabhängig voneinander abgefaßt sind. Wir werden später zahlreiche Beweise hierfür finden. Aber wenn die beiden Beobachter nun beide anwesend sind, und jeder in Gegenwart des anderen Bericht erstattet, so wird der Bericht des letzten Referenten ganz sicher von dem des ersten beeinflußt werden, und die Uebereinstimmung zwischen beiden Darstellungen wird eine viel größere sein, als wenn jeder den Hergang für sich geschildert hätte. Wenn es deshalb in alten Berichten heißt, daß zwei Menschen bei irgend einer Gelegenheit dieselbe Erscheinung gehabt haben (vrgl. S. 226), so ist dem kein Gewicht beizulegen, wenn nicht beide Beobachter unabhängig voneinander, jeder für sich, ihre Darstellung schriftlich abgefaßt haben. Derartige Vorsichtsmaßregeln kannte man jedoch in früheren Zeiten nicht.

Die Bedeutung der Uebung und der Einsicht.

Die körperliche Gewandtheit eines guten Turners zeigt uns, welchen Wert anhaltende Uebungen haben. Lernt man ein Handwerk oder einen Sport, die gewisse feine Bewegungen der Gliedmaßen erfordern, so muß man anfangs mit aller Anspannung und Aufmerksamkeit diese Bewegungen ausführen, muß oft sogar zuerst einzelne Stücke dieser Bewegungen für sich einüben, bis man sie zuletzt zusammenhängend ausführen kann. Je häufiger die Bewegungen dann wiederholt werden, desto leichter geht es; schließlich macht man sie automatisch und ohne Nachdenken. Wenn eine solche Gruppe von Bewegungen eingeübt ist, so ist damit eine gewisse Fertigkeit erworben, die auch auf anderen Gebieten von Nutzen sein kann. Ein tüchtiger Turner, der seinen Körper in seiner Gewalt hat, wird leichter einen anderen Sport, z. B. Schlittschuhlaufen lernen, als der, welcher nie versucht hat, Herr seiner Bewegungen zu sein. Um aber ein tüchtiger Schlittschuhläufer zu werden, muß er ebenfalls die dazu nötigen Bewegungen solange einüben, bis sie erlernt sind. Die Gewandtheit auf einem Gebiete ist also von großem Nutzen bei Uebungen auf einem verwandten Gebiete, wo man dieselben Muskeln gebraucht; aber es sind doch stets wieder neue Uebungen erforderlich, um auch die neuen Bewegungen zu erlernen.

Dieses Beispiel zeigt uns die Bedeutung der Uebung auch für die Beobachtung. Hier gilt im wesentlichen dasselbe. Wer sich darin übt, auf einem Gebiete gut zu beobachten, erreicht dadurch eine gewisse Fertigkeit, sich seiner Sinne zu bedienen, so daß ihm das bei Beobachtungen auf anderen Gebieten von Nutzen sein kann. Darum ist er aber nicht ohne weiteres auf allen

Gebieten ein vollendeter Beobachter. Dazu ist mehr notwendig als die bloße Fertigkeit, seine Augen und Ohren zu gebrauchen. Da die Sinne bei jeder Beobachtung in derselben Weise gebraucht werden, so kann das, was über eine allgemeine Fertigkeit hinaus noch erforderlich ist, nicht auf einer besonderen Uebung beruhen; vielmehr muß man noch Kenntnisse, Verständnis und Einsicht in Bezug auf jedes einzelne Gebiet haben.

So sind wohl alle sich darin einig, daß ein Zoologe eine weit genauere und zuverlässigere Beschreibung eines merkwürdigen Tieres geben wird, als ein Laie, der in der Zoologie nicht zu Hause ist. Der Fachmann weiß, worauf es ankommt, welche Eigentümlichkeiten des Tieres für die Einordnung ins Tierreich von Bedeutung sind. Der Laie dagegen wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach mehr an die augenfälligen, aber vielleicht ganz unwesentlichen Eigenschaften halten. Dies beruht aber offenbar nicht darauf, daß er seine Augen nicht gebrauchen kann. Er hat sein Beobachtungsvermögen vielleicht ebensogut geschärft wie der Zoologe. Da ihm aber die nötige Einsicht fehlt, weiß er nicht, worauf er seine Aufmerksamkeit richten soll, und seine Beobachtungen und Beschreibungen werden dadurch wertloser.

Im allgemeinen ist man sehr geneigt, die Bedeutung, welche gerade die Einsicht in ein bestimmtes Gebiet für den Wert der Beobachtungen selbst hat, zu unterschätzen. Ein Naturforscher wird so vom großen Publikum als ein Mann angesehen, der von Profession Beobachter ist, und an dessen Berichten über Beobachtungen überhaupt man darum nicht zweifeln kann. Aber das ist vollständig verkehrt. Heutigen Tages, wo die einzelnen Naturwissenschaften einen solchen ungeheuren Umfang angenommen haben, ist kein Mensch Naturforscher schlechthin. Er ist entweder Physiker oder Chemiker, Astronom, Geologe, Zoologe, Botaniker u. s. w. Er hat sich entweder einem dieser Fächer ganz gewidmet, oder er ist nur Dilettant. Selbstverständlich kann z. B. ein Physiker auch auf anderen Gebieten gut beschlagen sein, aber alle Zweige der Naturwissenschaft zu beherrschen, ist heutzutage einem einzelnen Menschen kaum mehr möglich. Die Einsicht muß also auf den meisten Gebieten relativ beschränkt sein; man kann nicht auf allen Fachmann sein.

Hieraus folgt, daß derjenige, welcher auf einem Gebiete ein ausgezeichneter Beobachter ist, auf anderen Gebieten wegen mangelnden Verständnisses ein höchst ungenügender Beobachter sein kann. Es ist deshalb ziemlich bedeutungslos, wenn die Spiritisten und Okkultisten sich stets auf die ausgezeichneten Gelehrten und Beobachter Wallace, Crookes und Zöllner, welche die Thatsächlichkeit der mediumistischen Manifestationen bezeugt haben, berufen. Diese Männer waren auf ihren Gebieten gewiß ausgezeichnete Beobachter, aber sie haben nie Beweise dafür geliefert, daß sie auch in den Wissenschaften zu Hause waren, die man als guter Beobachter der mediumistischen Phänomene vor allen Dingen genau beherrschen muß, in der Psychologie und „höheren Magie", d. h. der Taschenspielerkunst. Nur der, der hier beschlagen ist, kann mitreden. Derer, die diese Bedingungen erfüllen, giebt es gewiß nicht viele; jedenfalls aber darf einem Manne das Recht, hier mitzusprechen, nicht streitig gemacht werden. Das ist Dr. M. Dessoir in Berlin, der als ein vorzüglicher Taschenspieleramateur bekannt ist. Er hat mehrere Seancen mit den Medien Slade und Eglinton abgehalten und kommt zu dem Resultat, daß alles, was in seiner

Gegenwart geleistet wurde, nur leicht durchsichtige Taschenspielerkünste, bewußter oder unbewußter Betrug, wäre. Dagegen räumt er ein, daß in den Berichten seiner Freunde über ähnliche Seancen vereinzelt auch ein Phänomen angeführt wird, das vielleicht zur näheren Untersuchung reizen könnte. Ein solcher Ausspruch wiegt sicherlich mehr als die entgegengesetzten Zeugnisse von zahlreichen Gelehrten, denen alle Vorkenntnisse fehlen, um einem Taschenspieler in die Karten zu gucken.

Wir werden in einem folgenden Abschnitte die Bedeutung der Beobachtungsfehler für den Aberglauben betrachten müssen und dabei reichlich Gelegenheit haben, auch die Bedeutung des rechten Verständnisses nachzuweisen. Wir werden an zahlreichen Beispielen sehen, wie das Wissen, das auf Grund von methodischen Untersuchungen stetig zunimmt, den Aberglauben in gleichem Maße erstickt, und zwar dadurch, daß es das Beobachtungsvermögen schärft und so den Weg zur richtigen Auffassung der Phänomene ebnet.

Experimentelle Untersuchungen über die Beobachtungsfehler.

Gegen obige Betrachtungen wird man vielleicht den Einwand erheben, daß dies alles nur Theorie und ohne weitere praktische Bedeutung sei. Da dieselben durchweg auf bekannten Erlebnissen des täglichen Lebens beruhen, so zweifelt man wohl nicht daran, daß die erwähnten Beobachtungsfehler vorkommen *können*. Aber man entgegnet mir vielleicht, daß dieselben sich darum doch nicht stets bei allen Beobachtungen miteinzuschleichen brauchen, sondern leicht zu vermeiden sind, sobald man nur mit gespannter Aufmerksamkeit dem Gang der Begebenheiten folgt. Deshalb kann allen diesen möglichen Beobachtungsfehlern keine größere praktische Bedeutung beigelegt werden.

Gerade dieser Einwand wurde von mehreren Seiten geltend gemacht, als man vor ungefähr zehn Jahren ein Verständnis für die große Bedeutung der Beobachtungsfehler für den Aberglauben bekam; er wurde die Veranlassung zu einer der interessantesten Versuchsreihen, welche die experimentelle Psychologie aufzuweisen hat. Wer eigentlich den ersten Anstoß zu diesen Versuchen gegeben hat, ist nicht sicher festzustellen. Es scheint hiermit gegangen zu sein, wie es so oft geht: große Entdeckungen erfolgen, wenn die Zeit dazu reif ist, so daß sie darum auch meistens von mehreren zu gleicher Zeit gemacht werden.

Mr. *Hodgson*, der die Mme. Blavatsky entlarvte (vergl. S. 301), erzählt in einer Abhandlung über „the possibilities of malobservation“, daß er im Juni 1884 eine Sitzung mit Eglinton abgehalten habe. Als er nachher ein möglichst genaues Referat über dieselbe zu geben versuchte, erwies dies sich ihm als fast unmöglich. Als er ferner sein Referat mit dem eines Freundes verglich, wurde er auf die großen Differenzen zwischen beiden aufmerksam. Während seines Aufenthaltes in Indien ein Jahr später (in Veranlassung der theosophischen Affaire) erlebte er ebenfalls verschiedene Fälle, die ihm zeigten, wie schwierig es unter gewissen

Umständen ist, richtig zu beobachten. Einer derselben machte namentlich einen tiefen Eindruck auf ihn. Er saß eines Tages mit mehreren Europäern auf einer Veranda und sah einem Hindu zu, der Taschenspielerkunststücke machte. Derselbe saß auf der Erde; einige Fuß von ihm entfernt lagen einige Puppen und Münzen, die sich auf Befehl bewegten, umhersprangen und die merkwürdigsten Evolutionen ausführten. Ein anwesender Offizier nahm eine Münze aus der Tasche und fragte den Hindu, ob diese auch jene Kunststücke machen könne. Auf die bejahende Antwort hin wurde die Münze zu den übrigen gelegt. Sie zeigte sich wirklich im Besitz derselben gymnastischen Fertigkeit. Des Abends erzählte der Offizier diesen Vorfall in einer größeren Gesellschaft und fügte hinzu, daß er die Münze selbst auf den Erdboden gelegt hätte. Einige von den Personen, die das Kunststück mitangesehen hatten, behaupteten freilich, daß der Gaukler die Münze genommen und hingelegt hätte; der Offizier aber behauptete mit aller Bestimmtheit, daß er es gethan hätte. Er war jedoch im Unrecht. Mr. Hodgson, der das Kunststück kannte, hatte gerade hierauf genau geachtet und gesehen, wie der Hindu sich vornüber beugte und die Münze ergriff, unmittelbar bevor sie die Erde berührte; sonst wäre das Kunststück einfach unmöglich gewesen. Ob der Offizier die Bewegung des Gauklers nicht gesehen, oder ob er sie vergessen hatte, bleibt dahingestellt; für Hodgson war es ein neuer Beweis für die Schwierigkeit, dergleichen Ereignisse richtig zu beobachten und zu beschreiben, wenn man nicht den wesentlichen und entscheidenden Punkt dabei kennt.

Ungefähr gleichzeitig mit Hodgson war Mrs. Sidgwick (die Gattin des bekannten Professors H. Sidgwick in Cambridge) zu demselben Resultate gekommen.

Sie hatte viele Jahre hindurch mit spiritistischen Medien experimentiert und dabei bemerkt, wie schwer eine genaue Beobachtung der wahren Vorgänge ist. Die Versuche glückten ferner nur dann, wenn man ausschließlich darauf angewiesen war, sich auf die Beobachtungen der Teilnehmer als eine Garantie dafür, daß alles ehrlich zuging, zu verlassen. Verschärfte man dagegen die Bedingungen etwas, um den Beobachtern das anstrengende Aufpassen zu erleichtern, so mißglückten die Versuche. So war es leicht für das Medium, eine Schrift zwischen zwei geschlossenen Tafeln hervorzurufen, sobald diese sich öffnen ließen, ohne daß man es ihnen ansehen konnte. Dafür, daß das Medium die Tafeln nicht geöffnet hatte, war also in diesem Falle keine andere Sicherheit vorhanden, als eben das Zeugnis der Anwesenden, daß keiner es gesehen hatte. Waren die Tafeln dagegen zusammengeschraubt und versiegelt, oder befand sich ein Stück Papier und Bleistift in einem zugeschmolzenen Glaskolben, so war das Medium machtlos. Da man nun nicht gut annehmen konnte, daß gerade die Bedingungen, welche den Anwesenden das Aufpassen erleichterten, auch die Einwirkung der okkulten Kräfte unmöglich machten, so schienen die wunderbaren Leistungen der Medien hauptsächlich darauf zu beruhen, daß die Teilnehmer der Seancen nicht scharf genug beobachteten. Diese Anschauungen legte Mrs. Sidgwick 1886 in einer Abhandlung: „the physical Phenomena of Spiritualism“ in den „Proceedings of S. P. R.“ dar. Dieselben erregten natürlich einen Sturm von Controversen seitens der Okkultisten.

Indes waren doch auch viele derselben Ansicht wie Mrs. Sidgwick und unter diesen namentlich ein Mann, der in den nun folgenden Untersuchungen die größte Rolle spielte, nämlich Mr. Davey.

In verschiedenen Sitzungen, die er mit Eglinton abhielt, hatten die „Geister“ erklärt, daß er die Bedingungen besitze, um ein hervorragendes Medium zu werden. Er versuchte deshalb, ob er wirklich direkte Schrift hervorzubringen vermochte; aber es mißlang ihm stets, bis er sich endlich — einige Anweisungen zu diesem Experimente von einem Taschenspieler erkaufte!

Obgleich er von Anfang an fest an das Mitwirken okkulter Kräfte bei Eglintons Leistungen geglaubt hatte, überzeugte er sich später davon, daß Eglinton wirklich dieselben oder jedenfalls ähnliche Kniffe anwandte wie die, welche er jetzt kannte. Es mußte also an Beobachtungsfehlern liegen, wenn er dieses nicht früher entdeckt hatte. Er bildete sich nun weiter als Medium aus, weihte Hodgson in sein Handeln ein und begann dann gemeinschaftlich mit ihm die höchst interessante Reihe von Versuchen, die mit der größten Evidenz die praktische Bedeutung der Beobachtungsfehler bewies. Sie luden angesehene und tüchtige Männer zu wiederholten Sitzungen ein, Davey führte eine Anzahl von spiritistischen Prästationen aus, nachdem er die Anwesenden gebeten hatte, alles mit größter Sorgfalt untersuchen und beobachten zu wollen. Außerdem forderte er sie auf, noch am selbigen Tage eine Darstellung vom Gesehenen niederschreiben und ihm senden zu wollen. Diese Berichte über zwanzig Seancen sind von Davey gesammelt und mit kritischen Anmerkungen in einem Anhang zu Hodgsons oben erwähnter Abhandlung über „malobservation" veröffentlicht worden.

Das Eigentümlichste bei diesen Berichten ist unstreitig der Umstand, daß zwei Darstellungen von derselben Sitzung einander sehr wenig gleichen; man möchte kaum glauben, daß sie dieselbe Begebenheit schildern. Betrachtet man ferner jeden Bericht für sich, so erhält man den Eindruck, daß geradezu übernatürliche Phänomene hier beobachtet worden sind; viele Teilnehmer versichern, daß Daveys Leistungen weit über das hinausgegangen seien, was sie bei den berühmtesten Medien gesehen hätten. Es wundert uns deshalb nicht, wenn die hervorragendsten englischen Spiritisten, mit Wallace an der Spitze, bestimmt behaupteten, Davey sei ein Medium. Sie forderten Hodgson auf, das Gegenteil zu beweisen, falls er es könnte. Sie wurden in ihrem Glauben durch den Umstand noch mehr bestärkt, daß der bekannte englische Taschenspieler Hoffmann, der bei einer der Seancen anwesend war, die Erklärung abgab, er könnte es nicht als möglich ansehen, derartige Phänomene durch natürliche Mittel hervorzubringen. Davey weihte ihn dann in seine Kunststücke ein, warauf er einräumen mußte, daß alles doch ganz natürlich zuginge. Nach Daveys Tod gab Hodgson 1892 in den „Proceedings" der Gesellschaft eine Darstellung von seinen am häufigsten angewandten Methoden, so daß die Behauptung der Spiritisten, Davey sei wirklich ein Medium, als vollständig widerlegt angesehen werden mußte.

Daveys kritische Bemerkungen zu den verschiedenen Berichten zeigen uns deutlich, wie unzuverlässig das menschliche Beobachtungsvermögen ist. Fast jeder der vielen Beobachter hat so große Fehler begangen, daß seine Darstellung ein vollständiges Zerrbild von der eigentlichen Thatsache darbietet. Es ist fast unglaublich, daß intelligente Leute in solchem Grade sich irre führen lassen. Zum Teil erklärt es sich allerdings dadurch, daß Davey ein ganz seltenes Talent zur Taschenspielerkunst besessen haben soll. Gleichwohl erschien es mir beim Lesen der Berichte unfaßlich, daß so bedeutende Fehler sich einschleichen konnten, und ich beschloß deshalb im Frühjahr 1894, diese Versuche selbst zu wiederholen. Hodgsons Aufschlüsse über die von Davey angewandten Methoden gaben mir die notwendigen technischen Anleitungen, und ich versuchte nun, mich als Medium auszubilden. Nach einiger Zeit konnte ich die verschiedenen Manipulationen auch mit einer gewissen Fertigkeit ausführen, und da meine ersten Versuche über Erwarten glückten, lud ich verschiedene Bekannte, Gelehrte, Geschäftsleute, Journalisten u. a. zu einer Reihe von Sitzungen ein. Da kaum jemand gekommen wäre,

wenn ich sie zu Taschenspielerkunststücken eingeladen hätte, so nannte ich es „spiritistische Phänomene“. Die Sitzung selbst leitete ich mit der Bemerkung ein, daß in den Phänomenen, die ich zu zeigen hoffte, noch vieles wäre, was ich selbst nicht verstände. Ich bat deshalb die Anwesenden, genau aufzupassen und mir so bald als möglich eine genaue Beschreibung von dem, was sie gesehen hätten, zu liefern.

Auf diese Weise erhielt ich allmählich etwa 20 Berichte, von denen ich hier einige mit Erlaubnis der Referenten wiedergebe. Da ich selbst bald wahrnahm, daß ich gar kein Talent für die Taschenspielerkunst besaß, so war mein Repertoire immer sehr beschränkt; ich wagte mich nie über die leichtesten Kunststücke hinaus und ließ auch niemanden mehr als einmal anwesend sein. In Vergleich zu Daveys Versuchen sind die meinigen sehr bescheiden. Aber gerade, weil er ein guter Taschenspieler war und ich ein schlechter, sind meine Versuche ebenso interessant wie die seinigen, weil sie zeigen, wie wenig dazu gehört, um selbst intelligente und tüchtige Beobachter zu täuschen. Daß ich dem nicht entgehen konnte, auch einmal „entlarvt“ zu werden, versteht sich von selbst; aber es gelang doch nur einem oder zweien von den Teilnehmern an meinen Sitzungen, mich auf frischer That zu ertappen, und diese waren sich außerdem schon im voraus klar darüber, daß die Leistungen nur Taschenspielerkunststücke seien. Uebrigens gelang es ihnen nur bei einem einzelnen Versuche, den Zusammenhang nachzuweisen; mehrere der nachfolgenden Manifestationen erschienen ihnen trotzdem rätselhaft. Hieraus kann man sicher den Schluß ziehen, daß es im allgemeinen ziemlich gleichgültig ist, ob die Anwesenden eine Ahnung von der wahren Natur der Leistungen haben oder nicht. Weiß man, daß es Taschenspielerkunststücke sind, so paßt man vielleicht etwas besser auf das Medium auf; aber es ist nicht jedermanns Sache, einem Taschenspieler auf die Finger zu sehen.

Damit der Leser sich nun selbst ein Urteil bilden kann, wie weit zwei Darstellungen derselben Sache von einander abweichen können, führe ich zunächst zwei Berichte über dieselbe Sitzung wortgetreu an. Alle Namen sind durch willkürliche Buchstaben ersetzt. Meine kritischen Bemerkungen zu den Fehlern sind als Anmerkungen unter den Text gesetzt. Dafür daß ich — und nicht etwa die Beobachter — recht hatte, kann ich garantieren; denn alles, was ich that, war sorgfältig vorher einstudiert. Außerdem schrieb ich gleich nach jeder Sitzung eine genaue Darstellung von dem ganzen Hergang nieder, und hier konnten doch nicht gut Fehler mitunterlaufen, da ich ja wußte, mit welchen Manipulationen die verschiedenen Manifestationen ausgeführt waren. Ich bemerke hier noch, daß die beiden Herren, deren Berichte ich hier wiedergebe, von der Voraussetzung ausgingen, daß jede Taschenspielerei ausgeschlossen sei.

Herrn A. B.s Bericht.

„Am Montage d. 5. März 1894 waren Hr. C. D. und ich gebeten, einigen Experimenten in Dr. L.s Laboratorium beizuwohnen. Nachdem wir zunächst sorgfältig den Tisch, an dem wir saßen[1]), und die Tafeln, mit denen die Versuche angestellt werden sollten[2]), untersucht hatten, wurden wir aufgefordert, Fragen zu stellen. Die erste lautete: „Kommt

---

[1]) Der Tisch wurde allerdings untersucht, aber bei weitem nicht „sorgfältig“. Es wird gar nicht erwähnt, daß auf dem Tische ein Zeichenbrett lag, das über die Tischplatte hinausragte und gegen welches die Tafeln in den folgenden Versuchen angepreßt wurden.

[2]) Nur eine Tafel wurde untersucht; wäre dieses auch bei den anderen der Fall gewesen, so wären die späteren Versuche kaum gelungen.

in diesem Jahre ein Vergleich zustande?"[3]) Dr. L. hielt dann[4]) eine gewöhnliche Tafel, die wir im voraus abgetrocknet hatten, unter den Tisch. Zwischen den Flächen der Tafel und des Tisches war ein kleines Stück Griffel angebracht, so daß dasselbe eben Platz hatte, sich zu bewegen.

Wir machten nun Versuche nach dieser Richtung hin[5]) und konnten hören, wie der Griffel sich bewegte; aber es war kein sichtbares Zeichen auf der Tafel, wenn wir sie herausnahmen. Herr C. D. und ich schlossen nun die Kette, indem er und Dr. L. die Tafel unter der Tischplatte festhielten und ich, der ich zwischen ihnen saß, sie beide mit den Händen hielt. Da man im Laufe einiger Minuten nichts vom Griffel hörte, so wechselten C. D. und ich die Plätze[6]) und Dr. L. fragte: „Wird's bald?" Kurz darauf hörten wir den Griffel rasseln, und als die Tafel hervorkam, stand auf derselben recht deutlich: „Hier sind wir, Psyche." Die Tafel wurde dann abgewischt und an ihren alten Platz gebracht; Frage: „Kommt ein Vergleich dieses Jahr zustande?" wurde wiederholt, und abermals rasselte der Griffel[7]). Auf der Tafel stand nun ganz deutlich: „Wir glauben es." Die Tafel wurde wieder unter den Tisch gehalten[8]) und wir bildeten wie vorhin eine Kette, worauf die nächste Frage: „Wie alt ist Herr C. D.?" gestellt wurde. Wir besprachen jetzt recht lebhaft die Mittel, durch welche die Schrift hervorgerufen werden konnte, und hörten inzwischen, wenn wir das Ohr auf den Tisch legten, wie der Griffel auf der Tafel tanzte. Als die letztere wieder hervorgeholt wurde, zeigten sich die folgenden nicht unbekannten Weisheitsworte, die mit einer besonders deutlichen Handschrift geschrieben waren, jedoch ohne daß diese der Handschrift eines der Anwesenden glich[9]):

„Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als Eure Schulweisheit — auch die höhere Matematik — sich träumt. Hamlet"[10]).

Wir bemerkten, daß Hamlet, der wahrscheinlich aus Rücksicht auf Herrn C. D.s Anwesenheit den Passus von der höheren „Matematik" eingeschmuggelt hatte, dieses Wort ohne h schrieb. C. D. und ich erklärten, daß wir geneigt seien, diesen Buchstaben festzu-

---

[3]) u. [4]) Erst wurde die Tafel unter den Tisch gebracht, dann begann eine lange politische Unterredung, die zur erwähnten Frage führte, bis ich zuletzt darum bat, daß eine bestimmte Frage gestellt werden möge.

[5]) Dies geschah erst viel später, als zum zweitenmal eine Schrift auf der Tafel entstanden war.

[6]) Die Tafel lag auf dem Tische, als der Wechsel der Plätze stattfand, war aber schon unter dem Tische, als der Wechsel ausgeführt war.

[7]) Hier ist vergessen, daß die Plätze der Herren A. B. und C. D. noch einmal gewechselt wurden, während die Tafel hervorgenommen worden war und nun auf dem Tische lag.

[8]) In Bezug auf das Folgende hat das Gedächtnis Herrn A. B. vollständig im Stiche gelassen. Nicht eine, sondern zwei Tafeln wurden gebraucht, die auf dem Tische lagen; zwischen ihnen war Kreide. Da wir jedoch nicht gleich eine Schrift darauf erhielten, nahm ich die später erwähnte verschlossene Tafel und bat, in dieselbe eine Frage zu schreiben, ohne daß ich es sah. Während dies geschrieben wurde, machte ich mir etwas mit den auf den Tischen liegenden Tafeln zu schaffen, was gar nicht bemerkt wurde. Vrgl. Herrn C. D.s Bericht, Versuch 3.

[9]) Ist zweifelhaft; sie sah meiner Handschrift in bedenklicher Weise ähnlich.

[10]) Wie in Anmerk. 8 erwähnt, erschien diese Schrift zwischen zwei Tafeln, aber es wurde gar nicht beachtet, daß ich die Tafeln umkehrte, als das Schreiben zu Ende war so daß die oberste die unterste wurde. Auf der letzteren stand das lange Zitat.

halten, während Dr. L. dies schon längst aufgegeben hatte*). — Die Frage nach C. D.s Alter wurde mit einem Gekritzel beantwortet, das keiner von uns zu entziffern vermochte.

Dr. L. überreichte uns darauf[11]) eine kleine Doppeltafel, die verschlossen werden konnte, und bat mich, eine Frage auf die Innenfläche schreiben und hinzufügen zu wollen, ob ich die Antwort mit rotem, weißem oder blauem Griffel geschrieben zu haben wünschte. In C. D.s Gegenwart schrieb ich — während Dr. L. sich so weit entfernt hatte, daß er es unmöglich sehen konnte[12]) — die folgenden Worte: „Wo ist Nansen? Rot!" Ich legte selbst ein Stückchen eines weißen, roten und blauen Griffels zwischen die Tafeln, verschloß sie mit dem Schlüssel und steckte diesen zu mir. Die Doppeltafel blieb einige Zeit auf dem Tische liegen, während wir einige Experimente mit dem Psychographen anstellten, die ebenso wie ein anderer Versuch, den Griffel zur Mitteilung dessen zu bewegen, was auf Seite 7 Zeile 5 in einer Doktordisputation stände, vollständig mißglückten[14]). Dann ergriffen wir die Doppeltafel[15]), schlossen die Kette wie vorhin und horchten, was da kommen würde. Ich habe vergessen mitzuteilen, daß jedesmal, ehe der Griffel seine Thätigkeit begann, einige nervöse Zuckungen durch das Medium gingen. Diese zeigten sich nun wieder, der Griffel rasselte, und als die Tafel hervorkam, stand in ihr ganz deutlich mit roter Schrift meiner Frage gegenüber „Bei dem Nordpol". C. D. und ich gingen dann ganz erstaunt nach Hause[16]).

Herrn C. D.s Bericht.

Die zu den Versuchen benutzten Schiefertafeln waren vorher untersucht und von Herrn A. B. und mir abgewischt.

Versuch 1. Es wurde die Frage gestellt: „Wird in dem laufenden Jahre ein politischer Vergleich geschlossen werden?" Eine Schiefertafel, auf welcher ein Griffel von etwa $1/3$ Zoll Länge lag, wurde unter der Tischplatte[18]) an deren Rand angebracht und durch einen leichten Druck gegen die Tischplatte von Dr. L. und mir mit der rechten be-

---

*) Der Sinn ist der: C. D. und A. B. wollen, entsprechend der früheren Rechtschreibung im Dänischen, das h im Worte Mathematik festhalten, während Dr. L. gemäß der neueren Rechtschreibung dieses h gestrichen hat. Anm. des Uebersetzers.

[11]) Geschah viel früher; vrgl. Anm. 8.

[12]) Ich saß am Tische, war aber, wie in Anm. 8 erwähnt, sehr eifrig mit den beiden Tafeln, die vor mir lagen, beschäftigt.

[13]) Unmittelbar, nachdem Hamlets Worte sichtbar geworden waren, kam die Rede auf den Psychographen; dieser wurde hervorgeholt, und Herr C. D. und ich versuchten mit dessen Hilfe die Antwort auf die Frage nach seinem Alter zu erhalten. Es zeigten sich nur Striche, so daß der Versuch als mißlungen bezeichnet werden mußte.

[14]) Die Geschichte von der Doktordisputation ist sehr kurz berichtet. Es ist vergessen worden, daß beide Herren ans andere Ende des Zimmers nach einem Schrank gegangen waren, um das betreffende Buch herauszunehmen, während ich am Tische sitzen blieb. Darauf ging ich mehrere Minuten lang aus der Stube hinaus; als ich wieder zurückkam, saßen die beiden Herren wieder am Tische.

[15]) Das ging so zu, daß ich die Tafel mit der linken Hand nahm, sie unter den Tisch führte und mit der rechten Hand in die richtige Lage unter der Tischplatte brachte.

[16]) Ich war selbst sehr erstaunt, daß ich nicht gleich entlarvt worden war. Es war eine meiner ersten Sitzungen, und ich war hocherfreut über den glücklichen Ausfall.

[17]) Nur eine Tafel wurde untersucht. Das Zeichenbrett, das auf dem Tische lag, wird gar nicht erwähnt; vrgl. übrigens Anm. 1 und 2.

[18]) Sie war schon lange unter dem Tische gewesen, ehe die Frage, durch die Unterhaltung veranlaßt, gestellt wurde, vrgl. Anm. 3 und 4.

ziehungsweise linken Hand gehalten. Es wurde sodann eine Kette gebildet und zwar so, daß A. B. über dem Tische Dr. L.s linke und meine rechte Hand mit seiner linken und rechten Hand faßte. Der Rand der Tafel hinderte den Griffel daran, die Tischplatte zu berühren. Ich vertauschte meinen Platz mit A. B., da der Versuch nicht gleich gelingen wollte[19]); dasselbe war bei mehreren späteren Versuchen der Fall[20]). Bei allen Versuchen gingen von Zeit zu Zeit gleichsam nervöse Zuckungen durch Dr. L. Endlich hörte man einen schrabenden Laut; als derselbe aufhörte, und Dr. L. die Tafel auf den Tisch legte, stand auf derselben eine zusammenhängende, aber unleserliche Schrift — eine Zeile mit Unterschrift[21]).

Versuch 2. Die Frage wurde aufs neue gestellt und der Versuch in derselben Weise wiederholt. Die Tafel zeigte darauf eine Zeile mit drei Worten, von denen das erste und das letzte sehr einem „wie" und „das" ähnlich sah, während das mittelste unleserlich war[22]).

Nun legte Dr. L. uns zwei kleine schwarze Tafeln vor[23]), die auf der einen Seite mit Scharnieren verbunden waren, so daß sie wie ein Buch aufgeschlagen werden konnten; mittelst eines Schlosses konnten die Tafeln auf der den Scharnieren entgegengesetzten Seite verschlossen werden, so daß das Buch nicht geöffnet werden konnte. Im Innern der Tafel lagen drei Stückchen Griffel, wie das oben erwähnte, aber von verschiedener Farbe. Auf Dr. L.s Aufforderung schrieb A. B. auf das Innere der Tafel die Frage: „Wo ist Nansen? Rot." Das letzte Wort sollte bedeuten, daß die Antwort mit dem roten Griffel geschrieben werden sollte. Dr. L. wußte nicht, was geschrieben wurde. Die Tafel wurde verschlossen und lag dann auf dem Tische vor A. B. und meinen Augen, bis[24]) sie benutzt wurde; A. B. nahm den Schlüssel an sich.

Versuch 3. Zwei gleiche Schiefertafeln wurden mit den Rändern aneinander und mit einem Stückchen Griffel dazwischen auf den Tisch gelegt; und es wurde bestimmt, daß der Versuch darauf abzielen sollte, C. D.s Alter zu erfahren. Die drei Teilnehmer legten alle die Fingerspitzen an die Ränder der Tafeln. Nach kurzer Zeit hörte man einen schrabenden Laut[25]), der mir allerdings nicht von den Tafeln[26]) zu kommen schien; er hörte auf, wenn Dr. L. seine Hände von den Tafeln nahm und begann wieder, wenn er sie wieder darauf setzte. Als das Geräusch aufhörte, wurden die Tafeln voneinander genommen, und die eine zeigte folgenden Satz mit vollkommen deutlicher Schrift:

---

[19]) Es wird nicht erwähnt, daß die Tafel hervorgeholt war und auf dem Tische lag, als ich zum Wechseln der Plätze aufforderte; auch nicht, daß die Tafel wieder unter den Tisch gebracht wurde, als der Wechsel stattfand. Siehe Anm. 6.

[20]) Ja, aber wann? Gerade darauf kommt es an.

[21]) Nur Herr C. D. fand sie unleserlich; A. B. hat sie in seinem Berichte richtig angegeben.

[22]) Hier wird nicht erwähnt, daß die Tafel während dieses Versuches wenigstens einmal hervorgeholt war, und daß ein Wechsel der Plätze unter denselben Umständen, wie in Anm. 19 erwähnt ist, stattfand.

[23]) Nicht richtig; es war später, als Versuch 3 bereits begonnen hatte.

[24]) Die Tafel war wenigstens vier Minuten lang unsichtbar, ehe sie benutzt wurde.

[25]) Bevor dies geschah, trat eine Pause im Versuche ein, während dessen die oben erwähnte Frage in die geschlossene Tafel geschrieben wurde.

[26]) Es ist der Mühe wert, darauf zu achten, daß Herr A. B. gerade bei diesem Versuche hervorhebt, daß er den Griffel auf der Tafel konnte tanzen hören, wenn er das Ohr auf die Tischplatte legte. Herr C. D. meinte dagegen, daß das Geräusch von einer Wasserleitung in der Ecke des Zimmers herrühre. Vrgl. S. 329.

„Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als Eure Schulweisheit — selbst die höhere Matematik — sich träumt. Hamlet"[27]).

Versuch 4. A. B. und ich merkten uns nun die Worte einer Zeile in einem bestimmten Buche, sowie die Zahl der Seite und Zeile, ohne Dr. L. etwas davon mitzuteilen[28]). Es glückte jedoch nicht nach der in Versuch 1 angeführten Methode, diese Worte oder die Nummern auf die Tafel geschrieben zu bekommen. Als Dr. L. anfing sich müde zu fühlen, schritten wir zu dem

Versuche 5. Die schwarze Doppeltafel wurde auf den Tisch gelegt und ebenso behandelt wie die Tafeln im Versuche 3[29]). Nach Verlauf von ganz kurzer Zeit, von kaum zwei Minuten, erklärte Dr. L. den Versuch für beendet; die Tafel wurde geöffnet. Gegenüber von der niedergeschriebenen Frage stand mit vollkommen deutlichen roten Buchstaben: „Bei dem Nordpol."

Es bedarf kaum eines weiteren Kommentars zu diesen Berichten. Die beiden Darstellungen weichen, wie man sieht, nicht wenig voneinander ab; nicht allein die einzelnen Versuche, sondern auch ihre Reihenfolge wird verschieden geschildert. Hieraus folgt, daß wenigstens die eine derselben unrichtig sein muß. Thatsache ist es aber, wie meine Anmerkungen beweisen, daß beide Beobachter sich nicht unbedeutender Fehler schuldig gemacht haben. Diese Fehler gehören aber allen oben erwähnten Gruppen an. Es finden sich z. B. eigentliche Fehler der Sinneswahrnehmung — die Richtung des Schalles wird falsch beurteilt. Es finden sich Fehler der Aufmerksamkeit, indem eine Menge äußerst bedeutungsvoller Bewegungen meinerseits einfach übersehen worden sind, weil die Aufmerksamkeit nicht darauf gerichtet gewesen ist. Endlich ist ein ganzer Haufen von Gedächtnisfehlern vorhanden. Einige der Versuche werden ganz verkehrt beschrieben; die Ordnung der einzelnen Begebenheiten ist nur in den Hauptzügen richtig; verschiedene Umstände sind ganz vergessen. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit allen übrigen Berichten, die ich erhalten habe. Die beiden hier angeführten sind keineswegs die schlechtesten; ich habe sie nur deshalb ausgewählt, weil sie die ausführlichsten sind. Andere weisen noch größere Abweichungen vom wahren Sachverhalt auf. Wir sehen also an diesem Beispiel, wie es unmöglich ist, Begebenheiten von unbekannter Natur richtig darzustellen. Man weiß eben nicht, worauf man achten soll, und da die Ereignisse scheinbar ohne inneren Zusammenhang ganz planlos einander folgen, ist man unfähig, ihre Reihenfolge zu erinnern. Deshalb erscheinen die Begebenheiten in einem solchen Bericht höchst wunderbar, während das Ganze in Wirklichkeit sehr natürlich vor sich geht.

Ich möchte noch auf einige ganz interessante Punkte in den Berichten hinweisen. So dient folgendes recht zur Illustration eines im täglichen

[27]) Dieses lange Schreiben war die Antwort auf eine von mir in der Zwischenzeit gestellte Frage, die man ganz vergessen zu haben scheint.

[28]) Die Versuche mit dem Psychographen scheinen vergessen zu sein. Es wird auch nicht erwähnt, daß die beiden Herren am Schranke waren, um ein Buch sich auszuwählen, und daß ich unterdessen aus dem Zimmer ging; vrgl. Anm. 13 und 14.

[29]) Verkehrt; sie kam unter den Tisch, vergl. Anm. 15.

Leben häufig vorkommenden Beobachtungsfehlers. In einer Sitzung wollte ich das oben erwähnte Experiment, den Wortlaut einer bestimmten Zeile in einem mir unbekannten Buch auf die Tafel zu schreiben, ausführen. Die Teilnehmer hatten sich diese Zeile gemerkt. Auf der Tafel erschienen die Worte: „Das ist wohl das Maximum"*), indes so undeutlich, daß keiner der Anwesenden es lesen konnte, selbst ich nicht, der ich es geschrieben hatte. Die Tafel wurde umgedreht, und als die Schrift auf dem Kopfe stand, rief einer der Anwesenden aus: „Das ist ja richtig, wenigstens das erste Wort! es steht ja da ‚Untersuchung'**) und damit fängt die Zeile ja gerade an." Im Berichte dieses Teilnehmers ist das natürlich als etwas sehr Wunderbares hervorgehoben, daß ein Wort, welches das Medium gar nicht gekannt habe, auf die Tafel geschrieben worden sei. Die Sache ist jedoch sehr einfach; der Betreffende wußte, was dort stehen sollte, und deshalb legte er ein unleserliches Gekritzel als jenes Wort aus. Man kann kaum ein hübscheres Beispiel von einer Illusion, einer Ueberschätzung der Aehnlichkeit von etwas Unbekanntem mit etwas Bekanntem, finden. Wir begreifen demnach auch leicht, daß viele Spiritisten in bestimmten „Geisterschriften" die Handschrift eines verstorbenen Freundes oder eines Verwandten wiedererkennen.

Noch ein Umstand verdient, erwähnt zu werden. Bei dem Vergleich der verschiedenen vorliegenden Berichte habe ich eine große Neigung der Gelehrten zum Systematisieren gefunden. Ihre Darstellungen sind nicht ausschließlich Referate; sie bearbeiten das Material, stellen die Versuche in Gruppen zusammen, scheiden zwischen dem Wesentlichen und Unwesentlichen. Man spürt schon etwas von dieser Tendenz in einem der oben wiedergegebenen Berichte; in anderen tritt dieselbe noch deutlicher hervor. Es geht sogar so weit, daß einige nur beiläufig bemerken, einige Versuche seien mißlungen, und dafür ausschließlich die besprechen, welche glückten. Es leuchtet ein, daß ein solcher Bericht eine ganz falsche Vorstellung vom eigentlichen Vorgang erweckt. Der Leser wird oben wahrscheinlich empfunden haben, daß meine kritischen Bemerkungen zu den obigen Berichten die Ereignisse viel natürlicher und verständlicher machen, als wie diese in den Berichten selbst erscheinen. Dieser Eindruck des Wunderbaren rührt davon her, daß so vieles übersehen und ausgelassen ist. Denn je mehr ausgelassen wird, desto übernatürlicher und unbegreiflicher erscheinen die Ereignisse. Deshalb giebt eine Darstellung, die weder die mißlungenen Versuche noch auch die vielen Unterbrechungen und verdächtigen Umstände bei den gelungenen Versuchen bespricht, ein höchst unzuverlässiges Bild von den Vorgängen. Aber gerade dieses ist der Fall bei vielen von den Berichten, die ich von Gelehrten empfing, während es bei den anderen weniger hervortritt. Aus der Geschichte des

---

*) Im Dänischen: Det er vel Maximum!

**) Im Dänischen: Undersögelse.

Spiritismus wissen wir, daß dasselbe von den Darstellungen gilt, die von Forschern wie Crookes und Zöllner über ihre spiritistischen Untersuchungen geliefert worden sind. Im dritten Abschnitt wurde darauf hingewiesen, wie manches in diesen Berichten ausgelassen ist, namentlich alle kleinen Umstände, die für das Verständnis der Sache von großer Bedeutung sind. Es ist deshalb nicht unberechtigt, wenn ich die Untersuchungen jener Männer als ganz wertlos bezeichnet habe, denn man vermag eben nicht zu beurteilen, wie viele ihrer wunderbaren Resultate einfach Beobachtungsfehlern zuzuschreiben sind. Und wenn Beobachtungsfehler bei diesen modernen Untersuchungen eine Rolle haben spielen können, so ist es wenigstens höchst wahrscheinlich, daß sie auch auf die Entwicklung des Aberglaubens in älterer Zeit Einfluß gehabt haben. Von ihrer Bedeutung in dieser Beziehung werden wir gleich reden.

Eine Bemerkung muß jedoch noch hinzugefügt werden. Es ist sicher, daß Davey sowohl wie ich unsere Resultate durch Taschenspielerei erreicht haben. Für mich ist es auch ganz unzweifelhaft, daß Slade, Eglinton und alle die anderen Medien ähnliche Mittel in reichem Maße anwandten. Physikalische Medien sind so oft entlarvt worden, daß man jetzt leicht nachweisen kann, wie die verschiedenen Manifestationen ungefähr ausgeführt werden. Aber deshalb ist nicht jeder Taschenspieler ohne weiteres ein physikalisches Medium. Bei meinen eigenen mediumistischen Leistungen zeigten sich wenigstens Andeutungen von einigen höchst merkwürdigen psychischen Phänomenen, die bis zu einem gewissen Grade jedenfalls den günstigen Ausfall der Versuche mit bedingten. Ich zweifle deshalb nicht, daß gerade das Auftreten dieser Phänomene ein „Medium“ von einem gewöhnlichen Taschenspieler unterscheidet. Aus demselben Grunde bin ich auch der Meinung, daß Davey wirklich ein „Medium“ war; er hat nach meinem Dafürhalten seine wunderbaren Versuche gar nicht ausführen können, ohne ein vorzügliches „Medium“ zu sein, wahrscheinlich in ganz demselben Umfang wie Slade und andere Berühmtheiten. Aber an dieser Mediumität ist nichts Wunderbares oder Uebernatürliches; vielmehr handelt es sich, wie wir später sehen werden, hier nur um besondere und interessante, aber doch ganz erklärliche psychische Zustände.

Die Bedeutung der Beobachtungsfehler für den Aberglauben.

Wir haben nun gesehen, wie die verschiedenen seelischen Thätigkeiten infolge ihrer Natur bestimmte Beobachtungsfehler mit sich führen, ausgenommen, wenn besondere Vorkehrungen getroffen werden, den einzelnen Fehlerquellen entgegenzuwirken. Diese Vorkehrungen kann man aber nur dann treffen, wenn man bis zu einem gewissen Grade Herr des zu beobachtenden Gegenstandes oder Phänomens ist, oder wenn man sich wenigstens auf die

Beobachtung vorbereiten kann. Gerade durch diese Vorbereitungen unterscheidet sich die methodische, wissenschaftliche Untersuchung von der zufälligen Beobachtung, die darum auch notwendigerweise mehr oder weniger unrichtig werden muß. Unsere experimentellen Untersuchungen haben denn auch vollauf bewiesen, daß thatsächlich zahlreiche Fehler bei der Beobachtung von den Phänomenen, über deren Natur man sich nicht klar ist, mitunterlaufen. Es leuchtet demnach auch ein, daß sehr viel Aberglaube und eine Menge schiefer Vorstellungen über die Phänomene direkt von solchen Beobachtungsfehlern herrühren kann. Ja beim ersten Blick möchte man vielleicht annehmen, daß alle falschen Vorstellungen in Beobachtungsfehlern ihren Grund haben; indes ist das doch nicht notwendig. Ein Phänomen ist vielleicht ganz richtig beobachtet worden, und doch kann man infolge übereilter Schlüsse, weil man nicht auf der notwendigen Grundlage der Erfahrung aufgebaut hat, es falsch auslegen. Dies ist fast unvermeidlich, wenn der Gegenstand nicht einmal richtig beobachtet wird. Solche aus Beobachtungsfehlern direkt herstammenden abergläubischen Vorstellungen dienen aber nur dazu, den schon existierenden Aberglauben noch mehr zu befestigen und zu bestärken.

Ein Einwand hiergegen wäre denkbar. Es ist bekannt, daß man bei wilden Völkern, die sich stets im Freien aufhalten, oft schärfere Sinne als bei den zivilisierten Nationen findet; namentlich soll der Geruchssinn, der bei uns so gut wie keine Rolle spielt, bei vielen Wilden ganz außerordentlich fein entwickelt sein. Auf Grund hiervon liegt der Schluß nahe, daß die Beobachtungsfehler in früheren Zeiten oder bei unzivilisierten Völkern viel geringere Bedeutung für die Entwicklung der abergläubischen Vorstellungen gehabt haben müssen als wie jetzt, weil das feinere Wahrnehmungsvermögen die zahlreichen Beobachtungsfehler doch eigentlich ausschließen müßte. Dieser Schluß ist jedoch falsch. Schärfere Sinne befähigen ganz gewiß den Menschen, Einzelheiten aufzufassen, die anderen entgehen; aber es handelt sich bei diesen Beobachtungen fast nie um die feineren Details. Erhält man nur eine richtige Auffassung von den groben Umrissen, ein korrektes Urteil über Zeit- und Raumverhältnisse; hat man nur eine genaue Erinnerung von dem Gange der Begebenheiten: so erreicht man damit eigentlich alles, was man erwarten darf. Hierfür bedarf es keineswegs besonders scharfer Sinne. Eine richtige Auffassung beruht ebensosehr auf den übrigen psychischen Thätigkeiten, die bei der Beobachtung mitwirken, und die Fehler, die aus dieser Quelle herstammen, werden darum nicht weniger, weil das Auge etwas mehr oder weniger scharf ist. Ferner kommt noch hinzu, daß die Kenntnis und das Verständnis des zu beobachtenden Phänomens für die Zuverlässigkeit der Beobachtung von größter Bedeutung ist. Da nun das Verständnis für die Gesetze der Natur und des Seelenlebens in früheren Zeiten wohl kaum größer gewesen ist als jetzt, so können die Beobachtungen auch wohl kaum zuverlässiger gewesen sein.

Wir finden denn auch bei den Schriftstellern des Altertums viele Berichte, die auf falschen Beobachtungen beruhen, wenn sie nicht geradezu vollständig erdichtet sind. Namentlich Plinius' Naturgeschichte ist reich an derartigen Berichten. Wir wollen einige näher betrachten.

„In Indien", so erzählt Plinius, „giebt es so große Schlangen, daß sie einen Hirsch oder Stier verschlingen können. In Pontus finden sich Schlangen, die vorüberfliegende Vögel, wenn diese auch noch so hoch über ihrem Kopfe oder noch so schnell fliegen, haschen können. Bekannt ist die 120 Fuß lange Schlange, die im letzten punischen Kriege in der Nähe von Karthago mit Ballisten und anderen Belagerungsmaschinen wie eine Stadt bekämpft wurde." Zu diesen Berichten fügt Plinius noch einige abenteuerliche Erzählungen hinzu, wie die großen Schlangen den Kampf mit Elefanten aufnehmen können; allerdings endet dieser Kampf gewöhnlich mit dem Untergange beider Teile, indem der stürzende Elefant die Schlange im Fallen erdrückt. Von allen diesen großen Schlangen heißt es an anderer Stelle, daß sie ungiftig sind. Offenbar ist hier die indische Tigerschlange, Python, gemeint; wie viel aber auf das Konto der Beobachtungsfehler kommt, ist schwer zu sagen. Denkt man an obiges Zitat (vrgl. ob. S. 327 f.) aus Brehms „Thierleben", so liegt der enormen Länge, die Plinius' Riesenschlangen haben, sicherlich eine fehlerhafte Schätzung zu Grunde. Noch leichter lassen die Beobachtungsfehler sich nachweisen, wenn nicht bloß die Größe eines Tieres, sondern auch sein ganzes Aussehen im Berichte entstellt wird. Auch dafür finden sich viele Beispiele bei Plinius, von denen wir eins gleich näher besprechen.

Zuvor wollen wir aber ein Beispiel aus jüngerer Zeit betrachten, nämlich den berühmten Seemönch. Von diesem haben wir nämlich nicht nur Beschreibungen, sondern auch Abbildungen, und diese illustrieren natürlich besser als viele Worte die Beobachtungsfehler. Wie weit der Glaube an den Seemönch sich zurückverfolgen läßt, kann ich nicht angeben. Der älteste, mir bekannte Bericht findet sich bei dem deutschen Naturgeschichtsschreiber Konrad von Megenberg, der die erste deutsche Naturgeschichte, „das pouch der natur", (1349—50) schrieb. Dieses Buch ist jedoch nur eine Bearbeitung eines viel älteren lateinischen Originals „liber de natura rerum", von Thomas Cantimpratensis († 1270). Dieses lateinische Original ist niemals gedruckt; es findet sich nur in ganz wenigen Manuskripten, die kennen zu lernen ich keine Gelegenheit gehabt habe. Es ist also möglich, daß der Seemönch schon bei Thomas Cantimpratensis beschrieben ist. Konrad Megenbergs Schilderung ist ganz interessant und verdient, wörtlich wiedergegeben zu werden: „Monachus marinus haizt ain mermünch. daz ist ain merwunder. daz ist in der gestalt als ain visch und oben als ain mensch und hât ein haupt als ain newbeschorn münch. oben an dem haupt hât ez platen, und hât ainen swarzen raif umb daz haupt ob den ôrn, reht als der reif ist von dem hâr, den die rehten münch habent. daz merwunder hât die art, daz es die läut an dem gestat pei dem mer gern zuo im lokt und springt vor in in dem mer und nâhent zuo in, und wenn ez siht, daz die läut lustig sint in seinem spil, sô fräut ez sich und spilt dester mêr auf dem wazzer, und daz im ain mensch sô nâhen kümt, daz ez in hin gezucken mag, sô füert ez in under daz wazzer und frizt in. ez hât ain antlütz niht gar geleich ains menschen antlütz, wan ez hât ain nasen als ain visch und hât seinen munt nâhent pei der nâsen."

Wir wissen nun, daß ein solches Ungeheuer wirklich existiert. Ein Exemplar wurde bei Malmö in den Jahren 1545—1550 gefangen. Hierüber teilt der dänische Geschichtsschreiber Arild Hvitfeld in der „Chronik vom Reiche Dänemark" Folgendes mit: „Im Jahre 1550 wurde in Oeresund ein wunderlicher Fisch gefangen und zum Könige nach Kopenhagen gebracht; er hatte einen Kopf wie ein Mensch und auf dem Kopfe einen Mönchskranz; er hatte Kleider an von Schuppen wie eine Mönchskutte. Der König ließ diesen

Fisch begraben.“ Von diesem Fische machte man sofort mehrere Zeichnungen, die an verschiedene Fürsten und gelehrte Naturforscher in Europa gesandt wurden; in ihren Werken sind die Zeichnungen uns aufbewahrt. Der bekannte Arzt und Naturhistoriker Konrad Gesner in Zürich (1516—1565) schreibt über dieses Ungeheuer: „Dieser Meermünch soll in den Balthischen Meer gefangen seyn worden, bei der Statt Elboea, so 4 Meil von Coppènhaga liegt, der Hauptstatt deß dänischen Reichs. Die gantze lenge deß Fisches, 4 Elen lang, soll dem König zugeschickt, gedörrt und zu einem wunder behalten seyn worden. Soll von den Fischern im Garn mit Heringen gefangen seyn worden. Albertus schreibt, daß auch diese Art der Fischen im Brittannischen Meer seye gefangen worden.“

Fig. 41.

Beim Vergleiche der verschiedenen Berichte von dem Seemönch und den Zeichnungen dieses Ungeheuers kam der dänische Prof. J. Steenstrup zu dem Resultate, daß der Seemönch ein zehnarmiger Tintenfisch ist. Die Farbe desselben ist schwarz und rot gefleckt, und die Warzen der Haut und die Saugnäpfe der Arme können bei oberflächlicher Betrachtung leicht als eine Schuppenbekleidung angesehen werden. Denkt man sich ein solches Tier auf den Strand geworfen, die Bauchseite nach unten, die langen Arme unter sich, so kann man wohl eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Mönch nebst Fischschwanz in demselben finden. Zur näheren Beleuchtung sei Steenstrups Zeichnung eines Tintenfisches und eine von den alten Illustrationen des Seemönches, die sich bei Rondelet und Gesner findet, hier wiedergegeben (Fig. 41).

Der Seemönch ist — das räumt wohl ein jeder ein — ein schlagender Beweis für die Richtigkeit des Gesetzes, daß man bei flüchtiger Betrachtung leicht die Aehnlichkeit, die das Unbekannte mit etwas Bekanntem haben kann, übertreibt. Das gilt aber nicht allein

vom Ganzen, von den äußeren Umrissen des Tieres, sondern auch von den Einzelheiten. Die Berichte vom Seemönche sagen einstimmig, daß er mit Schuppen bedeckt war. Wie ist er zu dieser Bekleidung gekommen, die sich beim Tintenfisch gar nicht findet? Ganz einfach. Ein Fisch hat Schuppen, der Seemönch war ein Fisch (nach den Begriffen der damaligen Zeit), folglich mußte er auch Schuppen haben. Da nun wirklich eine schwache Aehnlichkeit zwischen den Warzen oder Saugnäpfen des Tintenfisches und Fischschuppen vorhanden ist, so wurden dieselben einfach als Schuppen aufgefaßt. Die Aehnlichkeit wurde überschätzt.

Das einzige Merkwürdige beim Seemönche, als Tintenfisch betrachtet, war seine kolossale Größe, welche weit über die gewöhnliche Größe des Tintenfisches hinausging. Indes ist es doch nicht unmöglich, daß er wirklich vier Ellen lang gewesen ist. Denn es sind einige Male später fast ebenso große Tintenfische gefunden worden. Ein solches Riesentier wurde im Dezember 1853 gefangen, und gerade dies brachte Prof. Steenstrup auf den Gedanken, daß man hier den Seemönch sozusagen in puris naturalibus vor sich hätte.

Wir kehren jetzt zu Plinius zurück, und finden bei ihm den Ursprung zu dem interessantesten und am häufigsten beschriebenen Tier, dem fabelhaften Einhorn. Es wird übrigens schon in viel älteren Schriften erwähnt, an mehreren Stellen der Bibel und bei Aristoteles, worauf wir hier nicht näher eingehen. Plinius' Bericht zeigt zur Genüge, daß seine Angaben vom Einhorn nur auf Beobachtungsfehlern beruhen. Er beschreibt es so:

„Das unbändigste Tier ist das Einhorn, das einen Körper wie ein Pferd, einen Kopf wie ein Hirsch, Füße wie der Elefant und einen Schwanz wie das Wildschwein hat. Mitten auf der Stirn trägt es ein 2 Cubitus (ungefähr 1 Meter) langes Horn. Lebend soll das Tier nicht gefangen werden können."

Plinius beschreibt das Einhorn also so, daß er die einzelnen Körperteile des Tieres mit den entsprechenden bei bekannteren Tieren vergleicht. Nach unseren bisherigen Erfahrungen können wir da sicher sagen, daß die Aehnlichkeiten stark übertrieben sind. Trotzdem giebt Plinius uns doch genügende Anhaltspunkte zur Bestimmung des Einhorns. Es existieren nämlich kaum andere Tiere als das Flußpferd und Nashorn, von deren Füßen man sagen kann, daß sie denen des Elefanten gleichen. Da das Nashorn nun außerdem die Bedingungen erfüllt, daß es ein Horn mitten auf der Stirn hat, so liegt die Vermutung nahe, daß dieses Tier mit dem Einhorn gemeint ist. Sein Körper ist freilich nicht sehr pferdeähnlich, dagegen ist außer den Hörnern doch auch eine gewisse Aehnlichkeit zwischen seinem Kopfe und dem des Hirsches vorhanden. Aber hierauf ist kein Gewicht zu legen, da die Aehnlichkeit sicher überschätzt ist. Die Füße des Nashorns sind bekanntlich auch nicht genau wie die des Elefanten, die Anzahl der Hufe weicht von einander ab. Wir müssen deshalb mit geringen Aehnlichkeiten zufrieden sein, und diese finden sich wirklich. Da Plinius ebenso wie andere alte Berichterstatter einstimmig das Einhorn als ein sehr wildes Tier schildern, das sich nicht zähmen lasse, und da dies auch auf das Nashorn paßt, das nirgendwo Haustier geworden ist, so haben wir im Nashorn wohl die wahre Gestalt des Einhorns zu suchen. Indes ist diese Annahme doch nicht ganz unanfechtbar. Denn Plinius kennt das Nashorn ganz gut; er beschreibt es richtig und fügt hinzu, daß es oft in der Arena in Rom gesehen worden ist. Wenn Plinius also beide Tiere erwähnt und das eine sogar aus eigenem Augenschein kennt, so müssen sie doch verschieden sein; folglich kann das Nashorn nicht die Grundlage für den Mythus vom Einhorn gewesen sein. Nichtsdestoweniger erscheint es mir doch unzweifelhaft, daß das Nashorn bei Plinius sowohl in seiner eigentlichen Gestalt, als auch zugleich als Einhorn auftritt. Die Erklärung für diese Doppelgängerei ist sehr einfach. Das Einhorn kennt er eben nur aus der Schilderung irgend eines älteren ungenannten Ver-

fassers, die er einfach abschreibt. Es ist ihm eben verborgen geblieben, daß das Nashorn mit dem Einhorn gemeint sei; er hat sie deshalb gewissenhaft als zwei verschiedene Tiere aufgezählt. Eine Bestätigung dieser Annahme finden wir in den Angaben anderer Verfasser. Plinius' Zeitgenosse, der Geograph Isidorus von Medien, bespricht auch das Einhorn (Monoceros) und sagt, daß es dasselbe Tier sei, das auch Nashorn oder Rhinoceros genannt werde. Isidorus fügt ferner hinzu, daß das Einhorn (alias Nashorn) so wild und schnell sei, daß es nicht mit Gewalt, sondern nur durch eine reine Macht, eine keusche Jungfrau, gefangen werden könne. Diese Bemerkung spielt später eine große Rolle in den abenteuerlichen Berichten des Mittelalters vom Einhorn.

Diese Beispiele, die natürlich noch durch eine Menge anderer vervollständigt werden können, genügen, um uns zu zeigen, daß man in früherer Zeit Beobachtungsfehler ganz derselben Art, wie heutzutage, begangen hat. Sie beweisen zugleich, wie aus den Beobachtungsfehlern direkt abergläubische Vorstellungen und fabelhafte Gestalten hervorgegangen sind, welche erst durch die sorgfältigen Untersuchungen einer weit späteren Zeit ausgerottet werden können. Ehe wir nun dazu übergehen, die komplizierteren Fälle zu betrachten, führen wir noch einige Beispiele an, wo die Beobachtungsfehler zwar derselben Art sind wie die bisher besprochenen, jedoch den Aberglauben auf ganz anderen Gebieten hervorgerufen haben.

Es ist eine alte Beobachtung, daß ein schwangeres Weib sich durch ein Tier oder einen Gegenstand erschrecken, sich „versehen" kann, so daß die Frucht die Zeichen davon trägt. Entweder sieht die ganze Gestalt des Kindes oder auch nur das Gesicht desselben dem betreffenden Gegenstande ähnlich, oder es erhält im günstigen Falle gefärbte Flecke in der Haut, Pigmentablagerungen, welche Bilder des Gegenstandes sein sollen. Schon zu Agrippas Zeiten hatte man eine vollständige Theorie zur Erklärung dieses Phänomens aufgestellt (vrgl. ob. S. 171). Diese Theorie ist allerdings nicht richtig, aber die neueren Untersuchungen haben doch dargethan, daß unter besonderen Umständen, z. B. bei Hysterischen, durch eine vasomotorische Thätigkeit wirklich Veränderungen in der Haut, Blutaustritt u. s. w. hervorgerufen werden können. Diese Veränderungen bleiben lokal beschränkt und bilden bis zu einem gewissen Grade die Vorstellungen ab, die das Bewußtsein des Individuums beherrschen. Wir werden später auf die Sache näher eingehen. Hier wollen wir nur die Thatsache hervorheben, daß die erwähnten Veränderungen auf einer Nerventhätigkeit beruhen. Da aber keine Verbindung zwischen dem Nervensystem der Mutter und dem der Frucht existiert, so hat man in neuerer Zeit die Möglichkeit bestritten, daß die Vorstellungen der Mutter auf die Frucht einwirken können, und die ganze Sache als Aberglauben betrachtet. Wahrscheinlich beruht dieselbe ebenfalls auf Beobachtungsfehlern. Es ist ja nicht ungewöhnlich, daß schwangere Frauen von fixen Ideen beherrscht werden. Wenn nun ein unter solchen Verhältnissen geborenes Kind eine Mißgeburt ist oder auffallende Pigmentflecke zeigt, so hat man die Aehnlichkeit zwischen diesen Mißbildungen und den fixen Ideen der Mutter leicht überschätzt, und infolgedessen die letzteren als die Ursache der ersteren angesehen. Einige Beispiele für diesen Glauben, daß die Mutter sich „versehen" kann, sind genügend.

Daß die gegebene Erklärung nicht aus der Luft gegriffen ist, möge Folgendes beweisen. Zwar handelt es sich nicht um einen Menschen, sondern um eine Henne; aber warum sollte eine Henne sich nicht auch „versehen" können? Figur 42 stellt in natürlicher Größe ein Ei mit einem braunen Flecken, der auf dem sonst ganz weißen Ei sich befand, dar. Der Leser versuche erst sich klar zu machen, was dieser Flecken wohl „bedeutet"; es wird ihm wahrscheinlich ebensowenig gelingen, wie den meisten, denen ich die Originalphoto-

graphie vorgelegt habe. Kennt man dagegen die Geschichte des Eies, so kann man einen Sinn im Flecken finden. Eines Tages fiel die Henne nämlich in die Klauen eines Fuchses, doch gelang es dem Eigentümer, die Beute dem Räuber abzunehmen. Eine Zeitlang lag die Henne wie gelähmt vom Schrecken, erholte sich aber bald bei der guten Pflege und legte drei Tage nach der Katastrophe das abgebildete Ei, in dessen Pigmentfleck der Eigentümer — ein Bild der ganzen Begebenheit sah, nämlich: die Henne in den Klauen des Fuchses! Daß eine gewisse Aehnlichkeit jedenfalls mit dem Bilde eines Fuchses vorhanden ist, kann man nicht bestreiten. Um aber die ganze Scene in dem kleinen Flecken herauszufinden, muß man allerdings die Geschichte kennen, d. h. man muß wissen, was der Flecken bedeuten soll, und dann — überschätzt man die Aehnlichkeit. Der Angriff des Fuchses hat wohl nichts weiter mit dem Flecken zu thun, als daß dadurch verhindert worden ist, daß das Ei an allen Teilen braun wurde (wie einzelne Eier es wohl werden). Durch den Schrecken der Henne kann nämlich die Pigmentierung ins Stocken gekommen und auf den Flecken beschränkt geblieben sein. Aber daß der Flecken zu einer Henne in den Klauen eines Fuchses wird, das ist nur möglich in der Phantasie des Beobachters, wenn er die Geschichte kennt.

Fig. 42.

Endlich findet sich eine Form des Aberglaubens von ganz modernem Ursprung, die insofern auf dieselbe Stufe mit den eben besprochenen Formen gestellt werden kann, als sie auf denselben Beobachtungsfehlern beruht. Das ist der Glaube an die Aehnlichkeit der Geisterphotographieen mit den Verstorbenen, oder der Geisterschrift mit der Handschrift Verstorbener. Selbstverständlich ist eine derartige Aehnlichkeit keineswegs immer vorhanden, es wird im Gegenteil gerne als etwas Seltenes und Wertvolles hervorgehoben, wenn die Photographie eines Geistes der irdischen Gestalt des Verstorbenen ähnlich ist. Nun sind aber Geisterphotographen wiederholt des Betruges überführt worden, obgleich mehrere ihrer Kunden behaupteten, daß die hergestellten Geisterbilder den Verstorbenen wirklich ähnlich waren (vrgl. ob. S. 277). Die Spiritisten haben deshalb angenommen, daß diese Bilder wirklich ächt und die betreffenden Photographen Medien waren, die nur, wenn „die Kraft" schwach war, das Geschäft mit Hilfe von Betrügereien in Gang hielten. Nachdem wir aber gesehen haben, wie sehr der Mensch dazu geneigt ist, in etwas Unbekanntem eine Aehnlichkeit mit etwas Bekanntem zu finden, so haben wir hierin eine viel natürlichere Erklärung obiger Verhältnisse. Erinnert im Bilde nur ein kleiner Zug an den Verstorbenen, so wird der gläubige Spiritist ganz sicher diese „Aehnlichkeit" herausfinden, und das Bild wird für ihn ein „eklatanter Beweis" auch dann, wenn der Photograph überführt wird, das Bild durch höchst natürliche Mittel hervorgebracht zu haben. Diese angeblichen Aehnlichkeiten geben also keine Garantie dafür, daß die betreffenden Geisterbilder ächt sind.

Wir betrachten nun einige kompliziertere Fälle, wo die Beobachtungs- und Gedächtnisfehler nicht direkt, sondern erst in Verbindung mit bereits feststehenden Anschauungen die Veranlassung zu abergläubischen Vorstellungen geworden sind. Ein treffliches Beispiel hierfür sind die sogen. Wahrzeichen, Warnungen und Weissagungen. Unter denselben spielen wiederum die Kometen, so wie man sie in früheren Zeiten auffaßte, eine Hauptrolle. Es ist bekannt, daß man noch im vorigen Jahrhundert die wunderlichsten Dinge in ihnen sah, brennende Balken, gezückte Schwerter, abgehauene Köpfe, Drachen und andere Ungeheuer; selbstverständlich betrachtete man dann auch das Erscheinen eines solchen fürchterlichen Gebildes als Warnung eintretender Unglücksfälle.

Ein in seiner Zeit bekannter Gelehrter, Prof. Conrad Wolfhard Lycosthenes in Basel (1518—1561), gab 1557 ein großes lateinisches Werk: „Prodigiorum ac ostentorum chronica“ heraus, in welchem er alle Beschreibungen von Kometen, die er bei älteren Verfassern finden konnte, gesammelt und dann mit den nachfolgenden Unglücksfällen zusammengestellt hat. Das Buch erschien noch in demselben Jahre in deutscher Uebersetzung;

Fig. 43.

später sind wahrscheinlich kleinere Auszüge aus demselben veröffentlicht worden. Die folgenden Beschreibungen und Figuren stammen aus einem solchen Auszuge, nämlich aus dem 1744 in Frankfurt erschienenen Buche: „Die Wunder Gottes in der Natur bey Erscheinung der Cometen“; nach der Vorrede sollen Text sowie Bilder genau nach dem Werke von Lycosthenes wiedergegeben sein. Das Buch ist durch 83 Abbildungen von Kometen verschönert, von denen hier zwei folgen mögen. In der ersten, die als ein Schwert beschrieben wird, kann man einen Kometen noch erkennen. Dagegen scheint bei der Figur 44 die Phantasie mit dem Beobachter durchgegangen zu sein; sie soll einen Kometen von 1527 darstellen, d. h. aus Lycosthenes' eigener Zeit. Von diesem wunderlichen

Kometen berichtet er folgendes: „Anno 1527 ließ sich des 11. des Weinmonaths früh Morgens um 4 Uhr meist durch gantz Europa ein gewaltiger Besen=Stern sehen, welcher allezeit 5 Viertelstunden gleichsam brannte, und eine erstaunliche Länge und blutige Farbe hatte, so wie Saftroth aussah, sein Obertheil war wie ein gekrümter Arm, welcher ein großes Schwerdt in der Faust hatte, solchergestalt, als wolte er sogleich damit zuhauen, auf der Spitze des Schwerdts und auf jeder Schärfe waren 3 große Sterne, worunter der auf der Spitze der gröste und gläntzende war. Aus diesen sahe man dunckele Strahlen, in Form eines vollhärigen Schwantzes herausgehen, und auf die Seiten sahen die Strahlen sowohl oben als unten wie Spiesse, kleine Schwerdter, Säbel und Dolge wurden gleichfalls bemercket, unter welchen viele Menschen=Häupter mit Bärte und Haare erschienen, es war in einander blutfarbig und glüend, worüber viele erschracken und kranck wurden. Hierauf nun erfolgte viel Jammer, der Türcke brach ein, und Rom wurde von Borbon gestürmet, der Pabst erhielt sich kaum in der Engelsburg, 40000 Ducaten aber machten ihn frey, und er wurde wieder von dem Kayser eingesetzt."

Fig. 44.

In diesem Berichte sind verschiedene Punkte von Interesse. Daß viele krank wurden von einer so schrecklichen Erscheinung, kann uns kaum wundern; erstaunlicher ist es aber, daß man so vieles in einem unschuldigen Kometen hat erblicken können. Auch in unserm Jahrhundert haben sich große Kometen am Himmel gezeigt, doch keiner von ihnen hat, soviel man weiß, die wunderbaren Formen gehabt, die Lycosthenes von früheren Kometen berichtet. Will man nun nicht annehmen, daß die Kometen im Laufe der Zeit zivilisierter geworden sind und ihr schreckenerregendes Aussehen abgelegt haben, so bleibt wohl kaum eine andere Erklärung übrig, als daß die wunderbaren Erscheinungen auf Beobachtungsfehlern beruhen. Aber damit ist das Rätsel noch nicht gelöst. Läßt man seiner Phantasie freien Lauf, so kann man

natürlich in einem Kometen ebensogut wie in einer Wolke allerlei merkwürdige Gestalten sehen; aber über derartige Ausgeburten der Phantasie pflegen die Menschen doch nicht so zu erschrecken, daß sie an Leben und Gesundheit Schaden leiden. Die wunderbaren Formen der Kometen können deshalb nicht willkürliche Phantasieen, sondern müssen in gewissem Sinne wirkliche Beobachtungen sein. Wer nun in einem gewöhnlichen Kometen alle die Schauderdinge erkennt, von denen Lycosthenes redet, kann nicht normaler Gemütsverfassung sein. Gerät er nur durch den Anblick des Kometen in ein solches Entsetzen, so sieht er eben in dieser Gemütsbewegung Dinge, die allerdings in Wirklichkeit gar nicht existieren. Ist der Schrecken das Primäre, so legt man den Kometen in dieser Gemütsbewegung die wunderlichsten Gestalten zu. Die Frage ist also bloß die: Was war die Ursache zu einer solchen Furcht vor den Kometen?

Wir brauchen die Antwort hierauf nicht schuldig zu bleiben. Soweit unsere Nachrichten zurückreichen, betrachtete man bei allen Völkern des Altertums gewisse Naturerscheinungen, namentlich die selteneren, als Wahrzeichen, d. h. Zeichen, durch welche die Götter die Menschen vor bevorstehenden Begebenheiten, namentlich vor Unglück, warnten (vrgl. S. 38, 48, 52). Obgleich die christliche Kirche diesen Glauben wie alle anderen Ueberlieferungen des Heidentums bekämpfte, hielt er sich doch mit einem christlichen Anstrich das ganze Mittelalter hindurch; selbst unsere Zeit ist nicht frei von diesem Glauben an einzelne Naturerscheinungen als Wahrzeichen Gottes. Selbstverständlich faßte eine Zeit, die von jenem Glauben ganz durchdrungen war, ein so seltenes Phänomen wie einen größeren Kometen als Verkündiger großer Umwälzungen auf. Deshalb konnte der bloße Anblick desselben den Laien mit Grauen erfüllen. Viel besser ging es auch den Gebildeteren nicht. Die erhitzte Phantasie gaukelte dem Beobachter dann brennende Balken, Flammenschwerter und abgehauene Köpfe vor; denn Krieg und Kriegsnot standen damals auf der Tagesordnung; darum erweckte der unheilschwangere Komet diese Vorstellungen, die man dann geradezu in dem warnenden Himmelslichte gesehen zu haben meinte.

Bemerkenswert bei diesem Aberglauben ist der Umstand, daß derselbe in erster Linie als eine natürliche Folge aus gewissen religiösen Vorstellungen hervorgegangen ist. Die Götter lieben die Menschen, sie wollen sie warnen und die Aufmerksamkeit auf kommende Begebenheiten hinlenken, deshalb lassen sie Wahrzeichen in der Natur erscheinen. Dieser Glaube wird nun in einem hohen Grade durch Beobachtungsfehler bestärkt. Die Furcht vor dem Kometen veranlaßt den Beobachter, zunächst in der Gestalt des Himmelskörpers die wunderlichsten Dinge zu sehen, die natürlich, da sie seiner eigenen Phantasie entsprungen sind, im engsten Zusammenhange mit den Begebenheiten stehen, vor denen der Komet angeblich warnt. Sodann wird der Aberglaube dadurch bestärkt, daß die Warnung selbstverständlich stets eintrifft. Auch dieses beruht wiederum nur auf Beobachtungsfehlern. Allerdings wird es nicht schwierig sein, irgend ein Unglück ausfindig zu machen,

das nach dem Erscheinen eines Kometen einmal eingetroffen ist und auf das der Komet dann selbstverständlich hingewiesen hat. Es wirkt geradezu lächerlich, wenn man sieht, wie kritiklos man in älterer Zeit in der Beziehung vorging.

Unter anderen enthält Lycosthenes' Werk auch folgendes Beispiel: „Im Jahr 194 vor Chr. Geburt, erschien zu Rom und Pondo ein überaus großer Comet-Stern, welcher jedermann zu großer Verwunderung vermochte; dieser stunde 80 Tage nach einander, und gleich darauf wurden die Juden von den Samaritern überfallen, welche ihnen großen Schaden zufügten. In eben diesem Jahre ward Mithridatis, der König in Ponto, jetzt Bursia, geboren, welcher hernach den Römern härter als alle Feinde zu Leibe gegangen." Der Ueberfall der Samariter genügt offenbar nicht: der Komet muß auch die Ursache zu all den Niederlagen der Römer sein, die der neugeborene Mithridates später herbeiführt. Wenn man so willkürlich aus den Ereignissen das herausgreift, was einem gerade paßt, kann man seine vorgefaßte Ansicht allerdings wohl bestätigt finden. Freilich macht man einen großen Fehler dabei; man übersieht beständig, daß ein jeder Komet ebensogut glückliche als unglückliche Ereignisse „angekündigt" hat.

Im Jahre 1666 schrieb der polnische Edelmann Stanislaus de Lubieniecky ein gelehrtes Werk: „Theatrum Cometicum", in welchem er nachweist, daß nach jedem Kometen ebenso viele glückliche als unglückliche Ereignisse eingetroffen seien, so daß kein besonderer Grund vorliege, dieselben zu fürchten. Aber erst ein Menschenalter später gelang es Newton nachzuweisen, daß die Kometen Himmelskörper sind, deren Bahnen sich ebensogut wie die der Planeten berechnen lassen. Erst von nun an schwand allmählich der Glaube an Kometen als Wahrzeichen. In unseren Tagen ist dieser Aberglaube wohl ganz überwunden. Ein jeder Komet, der sich am Himmel zeigt, ist vermittelst der großen Fernrohre im allgemeinen von den Astronomen schon lange vorher beobachtet worden, ehe ein unbewaffnetes, menschliches Auge ihn wahrnimmt; die Zeitungen haben ihn wochen- und monatelang schon im voraus angekündigt. Jeder ist also mit dem Phänomen vertraut, bevor es sichtbar wird; und wenn es kommt, so überrascht oder erschreckt es niemanden, weil jeder weiß, daß es ein gesetzmäßiges Naturereignis und nichts weiter ist. Deshalb haben die Kometen auch nicht das grauenhafte Aussehen mehr wie vor einigen Jahrhunderten. Die Beobachtungsfehler werden vermieden, weil man mit dem Objekt vertraut ist.

Was hier von den Kometen gesagt ist, gilt im wesentlichen auch von anderen W a h r z e i c h e n o d e r W u n d e r n, d. h. ungewöhnlichen Naturbegebenheiten, die gerade durch ihre Seltenheit die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Der Glaube an die weissagende Bedeutung derselben ist allerdings auf einem anderen Wege entstanden; existiert derselbe aber erst einmal, so findet er stets Nahrung und Bestätigung in den nachfolgenden Ereignissen; denn das was das Wahrzeichen anzeigt, ist meistens vieldeutig und ganz unbestimmter Natur; im besten Falle läßt sich entscheiden, ob es gut oder schlecht ist. Für denjenigen, der das Zeichen erhalten hat, wird es deshalb nicht schwer sein, in

seinem späteren Leben irgend ein Ereignis zu finden, das in gewissem Sinne als Erfüllung jenes Zeichens aufgefaßt werden kann. In seiner interessanten kleinen Schrift: „De divinatione“, hat Cicero eine Menge von Beispielen dieser Art angeführt. Wenn ein weibliches Maultier (das gewöhnlich unfruchtbar ist) ein Füllen warf, wenn eine Natter unter einem Altare hervorkam, wenn ein Schild in einem Tempel herabfiel, wenn das Pferd mit dem Feldherrn stürzte u. s. w., dann hielt man dieses für Wahrzeichen oder Wunder und rief die Opferdeuter herbei, um zu erfahren, ob es Gutes oder Schlechtes bedeute. Cicero spottet über diesen Aberglauben; er ist sich ganz klar darüber, daß kein Ereignis mit Recht ein Wunder in diesem Sinne genannt werden kann.

„Denn nichts“, sagt er, „kann ohne Ursache geschehen; es geschieht nichts, das nicht geschehen kann; und wenn das geschehen ist, was geschehen konnte, so darf das nicht als Wunder betrachtet werden. Folglich giebt es keine Wunder. Soll nämlich das, was selten ist, als Wunder angesehen werden, so muß ein weiser Mann ein Wunder sein; denn ich glaube, daß ein Maultier eher Junge wirft, als daß es einen weisen Mann giebt. Wir ziehen also diesen Schluß: das, was nicht hat geschehen können, ist niemals geschehen, und das, was geschehen konnte, ist kein Wunder. So soll auch ein Zeichendeuter einem Manne, der ihm als Wunderzeichen mitteilte, daß bei ihm zu Hause sich eine Natter um eine Stange geschlungen habe, nicht unwitzig geantwortet haben: „Das würde ein Wunder sein, wenn die Stange sich um die Natter geschlungen hätte.“ Mit dieser Antwort erklärte er deutlich genug, daß nichts, was geschehen kann, als ein Wunder anzusehen ist.“

Gegen diesen Gedankengang läßt sich nicht viel einwenden; er ist eigentlich ganz modern. Wenn man jetzt nicht an Wahrzeichen glaubt, so hat das darin seinen Grund, daß man die natürlichen Ursachen der Ereignisse nachweisen kann. Und gelingt dieses einmal nicht, so beruhigt man sich in der Voraussetzung, daß die Wissenschaft früher oder später doch einmal dahin kommen wird, den natürlichen Zusammenhang zu finden. Wenn man so ein jedes Ereignis als ein Glied einer Kette von Ursachen und Wirkungen auffaßt, dann bleibt nichts übrig, was als ein besonderes Wahrzeichen der Götter betrachtet werden könnte. Die Thatsache aber, daß man früher die Zeichen durch die nachfolgenden Ereignisse bestätigt fand, hat, wie wir bereits bei den Kometen gesehen haben, ihren Grund vor allem in Beobachtungsfehlern. Wenn das Zeichen ganz unbestimmt nur große bevorstehende Ereignisse andeutete, so war es ja nicht so schwierig, in den Ereignissen der nächsten Zeit dieses oder jenes herauszufinden, auf das man das Zeichen beziehen konnte. Aber gewöhnlich begnügte man sich nicht damit, im Wahrzeichen nur einen Hinweis auf ein bevorstehendes wichtiges Ereignis zu sehen. Man legte das Zeichen aus, zog Schlüsse über die Natur und den Ausgang der Begebenheit u. s. f. In einem solchen Falle wurde das Wahrzeichen also die Grundlage für die Divination, die Wahrsagekunst; hier wird die Sache aber etwas verwickelter.

Der W e i s s a g u n g s k ü n s t e giebt es, wie wir wissen, sehr viele. Man sah nicht alleine in ungewöhnlichen Ereignissen, sondern auch im Fluge und Schrei der Vögel, im Blitz und in den Eingeweiden der Opfertiere ganz

bestimmte Vorzeichen. Man erforschte die Zukunft durch astrologische, geomantische, chiromantische, krystallomantische und ähnliche Methoden. Endlich erhielt man direkte Mitteilungen über die Zukunft durch Träume, Ahnungen und Hellseherei in ekstatischen Zuständen. Der Ursprung aller dieser mantischen Methoden ist offenbar rein theoretischer und zwar religiöser oder philosophischer Natur. Die Chaldäer glaubten durchgehends an einen Zusammenhang in der Natur, infolgedessen man aus der Gegenwart Schlüsse auf die Zukunft ziehen könne. Bei den europäischen Völkern scheinen die Weissagungskünste meistens nur aus religiösen Vorstellungen hervorgegangen zu sein. In jedem Falle aber bleibt es uns rätselhaft, wie der Glaube an diese Künste sich so lange hat halten können. Denn nach unserer gegenwärtigen Kenntnis von den Gesetzen der Natur und des Menschenlebens müssen wir mit absoluter Sicherheit behaupten, daß kein Zusammenhang zwischen dem Schicksal eines Menschen und gewissen Stellungen der Sterne, den Linien der Hand, der Anordnung gewisser Punkte, dem Vogelschrei oder den Zeichnungen in der Leber eines Stieres u. s. f. existiert. Folglich sind viele der Weissagungen, die auf dergleichen Methoden beruhten, falsch gewesen. Dann aber drängt die Frage sich auf: Wie ist es möglich gewesen, daß man trotz der falschen Prophezeiungen dennoch zu allen Zeiten am Glauben an Wahrsagekünste festgehalten hat?

Darauf ist zu erwidern: zunächst ist die Zahl der falschen Weissagungen kaum so groß gewesen, wie man von vorneherein glauben möchte. Denn erstmal gehen einige Prophezeiungen natürlich immer zufällig in Erfüllung. Sodann läßt sich nicht verkennen, daß verschiedene psychische Zustände, von denen wir weiter unten reden werden, z. B. die Hyperästhesie und die Hypermnesie des Weissagenden, die Suggestibilität dessen, dem geweissagt wird u. s. f., es mit sich bringen, daß thatsächlich die Weissagungen oft in Erfüllung gehen, auch wenn die Methoden durchaus eitel sind.

Natürlich bleiben trotzdem immer noch zahlreiche Prophezeiungen zurück, die sich als falsch erweisen.

Dafür bringt Cicero eine Menge von Beweisen in seinem obenangeführten Werke. „Flaminius gehorchte nicht den Zeichen; es kostete ihm und seinem Heere das Leben. Aber Paulus gehorchte ihnen ein Jahr später: fiel er nicht ebenfalls in der Schlacht bei Cannä mitsamt seinem Heere? . . . . Die Weissagungen werden täglich widerlegt. Ich erinnere wohl die vielen Weissagungen der Chaldäer (der Astrologen) an Pompejus, Crassus und kürzlich an Cäsar; sie sollten alle an Alterschwäche sterben, sterben in ihrem Heim in Glanz und Ehre — so daß es mich sehr wundert, daß es noch Leute giebt, die jenen Menschen glauben, obgleich sie täglich ihre Prophezeiungen durch die Thatsachen widerlegt sehen.“

Ciceros Verwunderung ist sehr begreiflich. Sieht man erst ein, wie selten eine Prophezeiung in Erfüllung geht, so schwindet damit auch der Glaube an sie; man hält es eben einfach für Zufall, wenn Weissagung und Erfüllung einmal zusammentreffen. Indessen kann man Cicero in der Behauptung kaum recht geben, daß es stets nur Zufall sei,

wenn eine Weissagung in Erfüllung gehe; es spielen hier unzweifelhaft andere Momente mit. Trotzdem bleibt es aber immerhin Thatsache, daß Prophezeiungen nur ausnahmsweise in Erfüllung gehen. Und wenn dessenungeachtet der Glaube an sie sich Jahrtausende hindurch erhalten hat, so läßt sich das nur dadurch erklären, daß die Menschen im allgemeinen nicht auf die vielen falschen Prophezeiungen geachtet haben. Wenn es sich um größere Unternehmungen, Staatsangelegenheiten oder Aehnliches handelte, konnte es der öffentlichen Aufmerksamkeit natürlich nicht entgehen, daß die Wahrsagung nicht eintraf. Aber dann hatte man in einem solchen Falle immer Ausreden und Entschuldigungen genug. Entweder suchte man nachzuweisen — und das gelang meistens —, daß irgend ein Formfehler bei der Vornahme der feierlichen Handlung begangen worden war; selbstverständlich war dann die ganze Prophezeiung von vorneherein hinfällig. Oder die Auslegung war nicht richtig. So half man sich, wie Cicero an verschiedenen Beispielen zeigt, über die unangenehmen Fälle hinweg und vergaß sie bald. Die Fälle dagegen, wo die Wahrsagung scheinbar in Erfüllung ging, vergaß man nicht so leicht, weil sie mit der einmal festgewurzelten Anschauung übereinstimmten.

Wir sehen also, daß der Glaube an Wahrsagungen durch Beobachtungs- oder richtiger durch Gedächtnisfehler immer wieder befestigt wird. Ist man in einer bestimmten Anschauung befangen, z. B. im Glauben an die Zuverlässigkeit der Prophezeiungen, so wird alles, was hiermit nicht übereinstimmt, unwillkürlich übersehen und schnell vergessen. Jede „Gedächtnisstatistik“ ist deshalb ganz wertlos; sie bestätigt nur, was man bestätigt zu finden wünscht und erwartet. Wenn Weissagungen jetzt noch, wie zu Ciceros Zeiten, auf der Tagesordnung ständen, so würde man sicher durch eine sorgfältige Buchführung selbst den „Gläubigsten“ überzeugen können, wie unzuverlässig eine Gedächtnisstatistik ist. Glücklicherweise ist es ja nicht möglich, das nötige Material herbeizuschaffen. Aber wir sind doch einigermaßen imstande, diese Sache durch bestimmte Zahlen zu beleuchten. Man hat in der neuesten Zeit eine umfassende statistische Untersuchung über die Häufigkeit der Halluzinationen angestellt. Hierbei mußte man sich gemäß der Natur der Sache größtenteils an das Gedächtnis der Leute wenden und die Erfahrung machen, daß der Mensch sich schlechterdings nicht auf sein Gedächtnis verlassen kann. Eine Statistik, die darauf baut, ist unbrauchbar. Wir kommen noch einmal im Abschnitte über die normalen Halluzinationen auf diesen Punkt zurück (vergl. S. 441 f.).

Mit den hier besprochenen Fällen ist die Bedeutung der Beobachtungsfehler für den Aberglauben bei weitem nicht erschöpft. Dieselben sind nur einzelne Beispiele, die zeigen sollen, wie die Beobachtungsfehler teils eine direkte Quelle des Aberglaubens werden, teils abergläubische Anschauungen, die auf einem anderen Boden erwachsen sind, unterhalten und befestigen können.

Wir brauchen nicht länger hierbei zu verweilen, denn alles, was wir im Folgenden besprechen wollen, liefert weitere Beispiele in dieser Beziehung. Ueberall, selbst in den kompliziertesten Fällen, wird es sich zeigen, daß die Beobachtungsfehler bei den abergläubischen Vorstellungen eine wesentliche Rolle mitspielen und sie entweder hervorrufen, oder wenigstens befördern.

Die Zitterbewegungen und ihre magischen Wirkungen.

Die Zitterbewegungen.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß ein Mensch ein Glied, z. B. einen Arm, in einer bestimmten Stellung nicht vollständig ruhig halten kann, wenn der Arm nicht unterstützt ist. Die unwillkürlichen kleinen, zitternden Bewegungen der Glieder sind aber von sehr verschiedener Größe beim einzelnen Menschen. Während sie bei Alten und Kranken oft so stark sind, daß sie aus der Ferne gesehen werden können und sich z. B. unter anderem dadurch verraten, daß es dem Betreffenden unmöglich ist, ein einigermaßen gefülltes Glas zum Munde zu führen, ohne etwas vom Inhalte zu verschütten, so sind sie bei jungen und kräftigen Menschen fast nicht wahrnehmbar. Unter gewöhnlichen Verhältnissen ist das Individuum sich dieser zitternden Bewegungen auch gar nicht bewußt. Wollte aber jemand sie deshalb ableugnen, so möge er nur einen Stock wie ein Gewehr an die Backe legen und mit demselben nach einem bestimmten Punkte zielen; er wird dann die Spitze des Stockes beständig um diesen Punkt herumtanzen sehen. Dies ist seit den ältesten Zeiten her bekannt; dagegen hat man nicht gewußt, daß *diese schwachen Bewegungen unter besonderen Verhältnissen sehr kräftige Wirkungen hervorrufen*. Allerdings hat man diese Wirkungen wohl beobachtet; da man aber ihre Ursache nicht kannte, deutete man sie falsch und sah sie als Wirkungen magischer Kräfte an. Auf diese Weise hat ein so gewöhnliches Phänomen, wie das unwillkürliche Zittern unserer Glieder, zu mehrfachem Aberglauben Anlaß gegeben. Wir wollen diese abergläubischen Vorstellungen jetzt näher betrachten und zeigen, wie die zu Grunde liegenden Phänomene nur besondere Formen der unter gewissen Verhältnissen entstandenen Zitterbewegungen sind.

Um dieses nachzuweisen, müssen wir natürlich vor allem die Umstände kennen, welche auf die Zitterbewegungen Einfluß ausüben, sowie die Formen, welche dieselben unter gewissen Verhältnissen annehmen können. Behufs graphischer Registrierung hat Preyer einen äußerst fein arbeitenden Apparat konstruiert, den er Palmographen nannte, und mit dem er die Bewegungen nach den verschiedenen Richtungen hin, nach oben und unten, nach rechts und links, vor- und rückwärts, jede für sich aufzeichnen konnte. Wenn man

aber die Bewegungen nicht gerade nach den verschiedenen Richtungen hin getrennt haben will (was selten Interesse hat), so kann man ebensogut den sogenannten Sphygmographen gebrauchen, der zur Aufzeichnung des Pulses dient und sich in jedem physiologischen Laboratorium vorfindet. Mit einem solchen Apparate habe ich die im Folgenden besprochenen Zitterkurven aufgenommen, und ich werde ihn deshalb hier kurz beschreiben.

Der Apparat besteht aus drei Teilen, aus dem Empfänger M, dem Schreibapparat S und dem Cylinder C, auf dem geschrieben wird. M besteht aus einer kleinen Metallschale s, die unten im Rohre r endet und von einer dünnen Kautschukmembran überspannt ist. Auf diese ist ein kleiner Knopf von leichtem Holze k geleimt. Der Schreibapparat ist ähnlich eingerichtet; er besteht ebenfalls aus einer Metallschale, die unten in ein Röhrchen ausläuft; auch sie ist mit einer Kautschukmembran überspannt. Am Röhrchen ist ein kleiner Metallbügel befestigt, um dessen obersten Punkt h sich eine sehr lange, dünne und biegsame Stahlfeder, die in eine feine Spitze ausläuft, mit sehr geringem Widerstand drehen kann. Die Stahlfeder v ruht, wie man in der Figur sieht, auf einem kleinen Knopfe, der auf der Mitte der Membran festgeleimt ist; ihre Spitze berührt eben den Cylinder C, der vermittelst eines Uhrwerkes sich gleichmäßig um seine Axe dreht. Die Wirkung des ganzen Apparates ist nun leicht zu verstehen. Wenn die beiden Röhrchen auf M und S durch einen Gummischlauch miteinander verbunden werden, so setzt ein kleiner Druck auf den Knopf k die Membran und damit auch die Luft in der Schale s in Bewegung, diese Bewegung pflanzt sich durch den Gummischlauch bis zu S fort, wo die Membran in ganz entsprechende Bewegungen gesetzt wird; diese werden dann auf den Zeiger v übertragen. Wenn dieser nur bei h in ganz kleine Schwingungen gerät, so giebt seine äußerste Spitze bei C diese Schwingungen in stark vergrößertem Maßstabe wieder. Ist der Cylinder nun mit berußtem Papier überzogen, so kratzt die Spitze des Zeigers die Rußlage an den Stellen fort, wo sie dieselbe berührt, und die Bewegungen zeichnen sich als weiße Kurven auf schwarzem Grunde ab, während der Cylinder sich dreht.

Fig. 45.

Selbstverständlich funktioniert der Apparat um so genauer, je dünner und je beweglicher die Membranen bei M und S sind. Man muß daher dafür sorgen, stets Membranen von derselben Dicke und Spannung zu haben, wenn man die Kurven, die unter verschiedenen Verhältnissen aufgenommen werden, vergleichen will. Von noch größerer Bedeutung für die Feinheit der Kurven ist der Gummischlauch zwischen M und S. Wenn Luft oder Flüssigkeit sich in einem elastischen Schlauch fortbewegen, so wird der Widerstand der elastischen Wandung es bewirken, daß die Stöße mehr und mehr ausgeglichen werden, so daß die Luft resp. die Flüssigkeit in einem sehr langen Schlauch zuletzt eine gleichmäßige Bewegung aufweisen. Man muß deshalb bei einer feinen Aufzeichnung der Zitterbewegungen einen möglichst kurzen Schlauch zwischen M und S nehmen; denn sonst werden alle feinen Zitterbewegungen einfach aufgehoben, so daß nur die langsamen und die groben Bewegungen übrigbleiben. Daß man dieses unter Umständen sich zu Nutzen machen kann, werden wir im Folgenden sehen.

Mit diesem Apparat kann man nun wegen der Genauigkeit, mit der er kleine Be-

wegungen vergrößert, Erschütterungen nachweisen, die dem bloßen Auge nicht sichtbar sind. Hält man z. B. den Knopf k unter gleichmäßigem Druck gegen die Arterien des Armes oder noch besser des Halses, so werden die Bewegungen des Pulses auf dem Cylinder abgezeichnet. So ist die Kurve B in Fig. 47 S. 368 entstanden. Befestigt man M dagegen senkrecht, wie die Figur 45 es zeigt, an einem Stativ und streckt den Arm dann frei aus in die Luft, während der Zeigefinger auf dem Knopfe k ruht, so entsteht auf C eine äußerst unregelmäßige, wellenförmige Linie, die beweist, daß es unmöglich ist, den Arm vollständig ruhig zu halten. Die Figuren 46—49 und 52—55 zeigen derartige „Zitterkurven“. Diese sind alle ohne Ausnahme von gesunden, kräftigen Menschen, sowohl Männern als Frauen, aufgenommen. — Wir betrachten die Kurven jetzt etwas näher, um uns nach den Ursachen zu diesen Erschütterungen umzusehen.

Es ist schon bemerkt, daß obiger Apparat die Bewegungen des Armes nach den verschiedenen Richtungen hin alle nur in einer Kurve aufzeichnet, einerlei, ob der Arm sich nach oben oder unten, nach rechts oder links, vor- oder rückwärts, zitternd bewegt. Während der Knopf k aber in den beiden letzten Fällen nur etwas hin und her schwankt, so wird er geradezu gehoben und gesenkt bei den auf- und abwärts gehenden Bewegungen des Armes, und diese erscheinen deshalb immer unverhältnismäßig groß im Vergleich zu den Bewegungen nach anderen Richtungen hin. Dieses tritt auch deutlich in verschiedenen Kurven hervor; bei besonderen Ursachen zu auf- und abwärtsgehenden Bewegungen zeichnen diese sich durch größere Schwingungen aus. Dies gilt in erster Linie von der Atmung. Hält man einen Arm wagerecht gestreckt und atmet tief dabei, so sieht man den Arm sich mit der Brust heben und senken. Fig. 46 zeigt die Kurve, die man in diesem Falle

Fig. 46.

I.

erhält. Ein Mensch wird unter gewöhnlichen Verhältnissen in 3 bis 5 Sekunden einmal Atem holen. Die senkrechten Linien auf der Kurve zeigen die Sekunden an; wie man sieht, hat die Kurve alle 3—4 Sekunden einen Wellenberg, der sich aber selbst in einer unregelmäßigen Linie bewegt. Die Kurve gleicht dem Meere, wenn die Wogen nach einem Sturme noch hochgehen, während eine Brise ihre Oberfläche noch leicht kräuselt. Die Wogen werden hier durch die Atmung hervorgerufen, die Kräuselungen dagegen rühren von verschiedenen anderen Ursachen her. Im Vergleich mit den anderen Kurven sind diese Kräuselungen sehr klein und gering an Zahl. Dies liegt daran, daß hier zwischen M und S ein etwa 10 m langer Schlauch eingeschaltet war. Dabei fallen alle kleinen Erschütterungen zum

Teil fort und die großen, langsam verlaufenden Atmungsbewegungen treten infolgedessen deutlicher hervor. Ist diese Erklärung richtig, so müssen offenbar die großen Wellenberge fortfallen, wenn man ganz schwach atmet oder den Atem ganz innehält. Dies bestätigt sich auch in den anderen Kurven, Fig. 47—49 und 52—55, wo sich fast keine Spur von den großen regelmäßigen „Wogen" findet. Denn jeder Mensch, der nur kurze Zeit den Arm so ruhig wie möglich halten soll, unterdrückt ganz instinktmäßig die Atmung, so daß die hiervon herrührenden Bewegungen fast immer fortfallen.

Aber woher stammen denn die kleinen Erschütterungen? Einige entschieden von der Herzthätigkeit. Jedesmal, wenn das Herz sich kontrahiert und das Blut in den Körper preßt, erhält jeder Punkt des Organismus

Fig. 47.

von innen, d. h. vom Blutgefäßsystem her einen kleinen Stoß. Unter günstigen Verhältnissen kann man auch leicht nachweisen, daß einige von den Erschütterungen des Armes genau mit dem Pulsschlage zusammenfallen. Vergleicht man in Fig. 47 die Zitterkurve A mit der gleichzeitig aufgenommenen Pulskurve B, so sieht man, daß diese beiden sich einander sehr gleichen; selbst die kleinen Erhebungen im absteigenden Schenkel der Pulskurve zeigen sich auch in der Zitterkurve. Bezeichnend für die Kurve A ist der Umstand, daß sie eine Stunde nach dem Mittagessen, die ich in Ruhe und unter Geplauder verbracht hatte, aufgenommen ist. Der Körper hatte sich

Fig. 48.

hier vollständig ausgeruht; das ist sicher der Grund, daß der Pulsschlag so deutlich in der Kurve hervortritt. Denn wenn die Muskeln und die Nerven ermüdet sind, so kann das Gehirn das Zusammenwirken der verschiedenen Muskeln nicht genau regulieren; dann müssen die so entstandenen Bewegungen stärker einwirken und das Bild des Pulsschlages verwischen. Daß dieses wirklich der Fall ist, kann man aus Fig. 48 ersehen, die um Mitter-

nacht nach einem sehr anstrengenden Tage aufgenommen ist. Hier ist keine Spur vom Pulsschlage nachzuweisen; die Bewegungen sind größer, die Kurve ist mehr gezackt. Die kleinen Zahlen, die auf die Kurven geschrieben sind, geben die mittlere Zahl der Schwingungen pro Sekunde im Laufe eines längeren Zeitraums an; sie zeigen uns, daß die Unruhe bei Fig. 48 viel größer gewesen ist als bei Fig. 47 A. Noch größer ist die Schwingungszahl bei der Kurve Fig. 49, die aufgenommen wurde, nachdem der Arm einige Minuten lang

Fig. 49.

IV. 10,0

horizontal ausgestreckt gehalten war — bekanntlich eine sehr anstrengende Stellung, die den Arm leicht zum Zittern bringt. Hieraus geht also hervor, daß ein Körperteil um so mehr zittert, je mehr die Muskeln und Nerven ermüdet sind.

Wir haben gesehen, wie die Atmung, die Blutzirkulation, die Ermüdung der Muskeln und Nerven sich in unwillkürlichen Bewegungen bemerkbar machen. Wir kommen nun zu einer viel wichtigeren und umfangreicheren Gruppe von Ursachen, nämlich den Bewußtseinszuständen, die nicht allein bestimmte Zitterbewegungen auslösen, sondern bis zu einem gewissen Grade auch die Richtung der übrigen Bewegungen beeinflussen. Das lehrt schon die Erfahrung des täglichen Lebens.

Unwillkürliche Bewegungen können teils durch Gemütsbewegungen hervorgerufen werden, teils aber auch bei genügender Konzentration der Aufmerksamkeit durch Vorstellungen, die sich entweder auf Bewegungen schlechthin beziehen oder häufig mit Bewegungen assoziiert gewesen sind. Die Richtigkeit dieser Thatsache kann man leicht durch eine Reihe von Beispielen nachweisen. Jede starke Spannung verstärkt die Zitterbewegungen; so erzittert man sowohl aus Ungeduld wie aus Furcht. Unter solchen Umständen können die unwillkürlichen Bewegungen leicht so groß werden, daß sie ohne besondere Apparate nachzuweisen sind; wenn man z. B. beim Examen die Stimmen der Examinanden zittern hört, so ist das offenbar nur eine eigentümliche Erscheinung derselben Ursache. Je größer die Spannung wird, desto stärker werden meistens auch die Zitterbewegungen; in einem entscheidenden Augenblick kann eine Gemütsbewegung sehr kräftige Stöße hervorbringen. Aber selbst in weniger ernsten Fällen, wo die Zitterbewegungen keine solche Stärke erreichen, daß sie von anderen wahrgenommen werden,

wird man sie oft genug selbst mit Leichtigkeit bemerken können. So ist es eine bekannte Thatsache, daß eine ganz gewöhnliche, gut eingeübte Arbeit niemals schlechter ausgeführt wird, als wenn man Eile hat. Die Spannung, die Furcht, zu spät fertig zu werden, bringen die Hand zum Zittern, und die feineren Bewegungen, die die Arbeit erfordert, mißlingen. Aber nicht allein Unlust-, sondern auch gewisse Lustgefühle rufen unwillkürliche Bewegungen hervor, z. B. Lachen; die Erschütterung, die durch dasselbe bewirkt wird, erstreckt sich nicht bloß auf das Zwerchfell, sondern teilt sich je nach der Stärke dem ganzen Körper mit.

Hiermit ist übrigens nur eine Seite der Sache besprochen. Wie oben bereits angeführt, giebt es auch Zitterbewegungen, die nur infolge der Vorstellung von einer bestimmten Bewegung oder einer Vorstellung, an die oft eine bestimmte Bewegung geknüpft gewesen ist, entstehen (das ideomotorische Prinzip von Carpenter 1852). Durch einige wenige Versuche kann dieses leicht nachgewiesen werden. Hängt man einen schweren Körper, z. B. eine Bleikugel von ca. 1 Zoll Durchmesser, an einer Schnur auf — im Notfall kann auch eine Taschenuhr nebst einer leichten Uhrkette gebraucht werden — und hält dieses Pendel mit ausgestrecktem Arm, so gerät dasselbe bald in Schwingungen. Die Richtung und Form dieser Schwingungen ist in hohem Maße abhängig von den Vorstellungen, die man bei dem Individuum erweckt. Ich habe diesen Versuch zu Dutzenden von Malen angestellt; wenn die Versuchsperson der Bewegung nur nicht direkt entgegenarbeitet, so erhält man immer ein gutes Resultat. Man führt z. B. den Finger unter dem Pendel langsam hin und her und redet davon, daß es in dieser Richtung schwingen wird; es dauert nicht lange, so bemerkt man schon die Bewegung in der angegebenen Richtung. Verändert man nun die Bewegung seines Fingers etwa in eine kreisförmige, so folgt das Pendel nach u. s. w. Bei Personen, die dieses Experiment nicht kannten, erzielte ich noch bessere Resultate dadurch, daß ich den Versuch in eine etwas mystische Form kleidete. Ich erzählte z. B., daß ein Pendel, das über einer Messingstange schwinge, sich stets in der Richtung dieser Stange bewege, während es quer über einer Stahlstange und über einem Glase im Kreise schwinge; das Resultat wurde dasselbe, weil die Ursache dieselbe war:

Die Richtung der Bewegung wird durch die Vorstellung von einer bestimmten Bewegung bestimmt.

Es bleibt nun noch eine dritte Gruppe von Zitterbewegungen übrig; dieselben werden zwar auch durch Vorstellungen ausgelöst, jedoch beziehen sich diese nicht direkt auf Bewegungen, sondern sie sind oft mit Bewegungen verbunden gewesen. Bei einem normalen redenden Menschen wird jede Vorstellung, für die man nur einen Namen oder ein Wort hat, aufs engste an die Bewegungen geknüpft sein, die erforderlich

sind, um das Wort auszusprechen. Man hat deshalb mit Recht gesagt, daß alles Denken ein stilles Reden ist. Dieses tritt am deutlichsten hervor, wenn man einen Satz überlegt, bevor man ihn niederschreibt. Hier handelt es sich wesentlich um die Anordnung und um den Wohlklang in der Zusammensetzung der Wörter. Bei einiger Aufmerksamkeit spürt man an sich selbst recht kräftige Bewegungen in der Zunge. Dieselben treten auch hervor, wenn man längere Zeit fest an ein bestimmtes Wort denkt; wir werden im Folgenden sehen, welche merkwürdigen Resultate ein solches anhaltendes Denken an ein einzelnes Wort mit sich führen kann. In ganz entsprechender Weise sind unsere Vorstellungen von geschriebenen Wörtern mit schwachen Schreibbewegungen verbunden.

Fig. 50.

Preyer hat auf sinnreiche Weise diese kleinen Schreibbewegungen auf einer Tafel aufgezeichnet erhalten. Er benutzte dazu den hier abgebildeten einfachen Apparat. Derselbe besteht aus einer langen, leichten und dünnen Stange a b; diese trägt bei b eine gebogene Stahlnadel, die sich mit möglichst geringem Widerstand um ein Scharnier bei b dreht. Die Spitze der Stahlnadel berührt gerade die berußte Tafel T. Wird nun die Stange bei a fest an den Rücken einer Hand gebunden oder wie eine Schreibfeder in der Hand gehalten, und stellt die Versuchsperson sich dann bei ausgestrecktem Arm ein geschriebenes Wort oder eine Zahl lebhaft auf der Wand gerade gegenüber vor, so schreibt die Stahlnadel die Figur auf die berußte Tafel. Die Figuren auf umstehender Tafel (Fig. 51) sind auf diese Weise entstanden. Da die vielen anderen Ursachen der Zitterbewegungen natürlich nicht wegfallen, wenn ein Mensch an einen bestimmten Gegenstand denkt, so sind die entstandenen Zeichnungen (die man von der Seite sehen möge) meistens vielfach verschlungene Linien, in denen man oft nur schwierig entdecken kann, an was gedacht worden ist. Deshalb ist letzteres erklärend hinzugefügt. Indes ist doch die Annäherung an das Gedachte überall so groß, daß man deutlich sieht, wie auch hier die Vorstellung wesentlich auf die Richtung der Bewegung eingewirkt hat.

Noch an einem Punkte können wir den Einfluß der Vorstellungen auf die unwillkürlichen Bewegungen nachweisen. Bekanntlich hat der Mensch große Neigung, den Takt oder Rhythmus in Bewegungen zu äußern. Man sieht dieses an kleinen Kindern, die nach dem Takte der Musik hüpfen, ohne daß sie das Tanzen gelernt haben. Auch viele Erwachsene können kein Musikstück hören, ohne mit dem Kopfe oder dem Fuße den Takt zu schlagen. Darum liegt die Vermutung nahe, daß dieser enge Zusammenhang zwischen rhythmischen Lautvorstellungen und Bewegungen sich auch in Zitterbewegungen äußern wird. Versuche haben diese Annahme auch vollkommen bestätigt und außerdem gezeigt, daß die Art und Weise, wie die Taktschläge sich in den Kurven äußern, individuell verschieden und vom Temperamente abhängig ist. Das sieht man aus Fig. 52 und 53. Die Kurve A in Fig. 52 kam zustande, als ein Metronom, auf dessen Schlag man hörte, ungefähr 120, die Kurve B, als er 40 Schläge in der Minute machte. Es ist ganz interessant, darauf zu

achten, wie der langsame, fast schläfrige Takt sich in dem gleichmäßigen, ruhigen Verlauf der Kurve B ausprägt, während der dreimal so schnelle Takt der Kurve A ein lebhaftes, nervöses Gepräge giebt. Fig. 53 zeigt entsprechende

Fig. 51.

Veränderungen, jedoch in anderer Weise. Unter beiden Kurven hat der Metronom selbst die Taktschläge aufgezeichnet, so daß die kleinen Erhöhungen auf der geraden Linie den Augenblick angeben, wo der Schlag erfolgte. Man sieht hieraus, wie bei dem schläfrigen Takt in A (36 Schläge in der Minute) jeder Schlag des Metronoms eine große Elevation auf der Kurve, ein förm=

liches Erschrecken bei der Versuchsperson hervorruft. Der lebhafte Takt in B dagegen (117 Schläge in der Minute) weist eine außerordentliche Menge kleiner Schwingungen auf.

Diese Unterschiede stimmen mit den individuellen Eigentümlichkeiten der beiden Versuchspersonen überein, worauf wir hier indes nicht weiter eingehen können.

Fig. 52.

Bis jetzt ist stets vorausgesetzt worden, daß die unwillkürlichen Bewegungen nur durch solche Vorstellungen oder Gefühle hervorgerufen werden, die klar im Bewußtsein auftreten. Diese Voraussetzung war notwendig, weil man nur in diesem Falle den Zusammenhang und die Abhängigkeit der Bewegungen von den seelischen Zuständen nachweisen kann. Die Erfahrung

Fig. 53.

lehrt indessen, daß dieselben Bewegungen auch bei unbewußten Zuständen des Seelenlebens auftreten. Manche Menschen können ein sehr lebhaftes Gespräch führen, während der Arm gleichzeitig Schreibbewegungen macht, welche einen ganz anderen Gedankengang verraten als denjenigen, um den das Bewußtsein sich dreht. Hier hat also unser Seelenleben anscheinend einen

Inhalt, dessen das Individuum sich selbst nicht bewußt*) ist, der sich aber in unwillkürlichen Bewegungen äußert. Hierüber werden wir später in dem Abschnitte, der von dem Eingreifen des Unbewußten in das Bewußtsein handelt, reden; es mußte an dieser Stelle jedoch kurz berührt werden. Wenn wir nämlich dazu übergehen, die Bedeutung der unwillkürlichen Bewegungen für den Aberglauben zu besprechen, so wird es nicht möglich sein, die Fälle, bei welchen die Bewegungen von Vorstellungen ausgehen, von denjenigen, wo sie von unbewußten Zuständen hervorgerufen sind, zu trennen. Die Bewegungen können einander ganz gleich sein, und nur durch eine sorgfältige Untersuchung des gleichzeitigen Bewußtseinszustandes wird man entscheiden können, ob die hervorgerufenen Bewegungen durch Vorstellungen oder durch unbewußte Zustände veranlaßt waren. Ich behandle nun im Folgenden hauptsächlich solche Fälle, in denen die Bewegungen nachweislich durch Bewußtseinszustände herbeigeführt sind; aber damit soll keineswegs die Thatsache geleugnet oder auch nur ignoriert werden, daß „das Unbewußte" ganz ähnliche Phänomene hervorrufen kann.

Die magischen Bewegungen.

Unter „magischen Bewegungen" verstehen wir alle die Bewegungen lebloser Gegenstände, von denen man zu verschiedenen Zeiten geglaubt hat, sie seien durch magische Kräfte hervorgerufen, weil man keine physische oder psychische Ursache nachweisen konnte. Man sah die Bewegungen; da aber die Personen, die mit den Dingen in Verbindung standen, sich nicht bewußt waren, absichtlich eine Bewegung herbeigeführt zu haben, so konnte man ja auch nicht annehmen, daß sie dieselbe hervorgerufen hatten — wenigstens nicht auf gewöhnliche Weise. Folglich mußten magische Kräfte als Ursache angenommen und entweder den betreffenden Menschen oder auch höherstehenden Wesen, die in den Gang der Dinge eingriffen, beigelegt werden. Von solchen magischen Bewegungen haben wir in der geschichtlichen Darstellung zwei Hauptgruppen kennen gelernt: die Bewegungen der Wünschelrute (S. 201 ff.) und das Tischrücken in seinen verschiedenen Formen (S. 252 ff.). Wir wollen nun nachzuweisen suchen, daß wir es in beiden Fällen nur mit Aeußerungen unwillkürlicher Bewegungen zu thun haben.

---

*) Wenn wir im Folgenden von diesen Phänomenen sprechen, so reden wir von „unbewußten" seelischen Zuständen, „unbewußten" Vorstellungen u. s. f. ohne Rücksicht darauf, daß diese Ausdrücke an und für sich sinnlos sind. Eben um dieser Sinnlosigkeit willen sind diese Ausdrücke anderen Bezeichnungen wie „unterbewußt", „subliminal" und ähnlichen vorzuziehen, da diese bestimmte Hypothesen über die Natur der Phänomene involvieren. Ebenso wie der Mathematiker die Sinnlosigkeit a^{-n} gebraucht, um eine bestimmte Größe damit anzudeuten, so wenden wir auch den Ausdruck „unbewußte Vorstellung" an als eine Bezeichnung für etwas, dessen Existenz anzunehmen die Erfahrung uns zwingt, dessen Natur wir jedoch noch nicht erkannt haben. Anm. des Verfassers.

In dem Ringorakel, über das wir geschichtliche Nachrichten aus der Zeit des Kaisers Valens besitzen (vrgl. S. 201), liegt offenbar absolut nichts Rätselhaftes. Es läßt sich nicht vermeiden, daß ein Ring, der mit der Hand an einer Schnur gehalten wird, schließlich in Bewegung kommt; erwartet nun derjenige, der die Schnur hält, eine bestimmte Bewegung, so kommt diese auch zustande. Erwartet man z. B., daß der Ring einen Namen angeben soll, indem er gegen bestimmte Buchstaben am Rande einer Metallschale schlägt, so giebt der Ring auf diese Weise gerade den Namen an, der dem Betreffenden mehr oder weniger klar vorschwebt. Alles dieses geht einfach aus dem oben nachgewiesenen Gesetze hervor, daß die Richtung der Bewegung durch die Vorstellung von einer bestimmten Bewegung bestimmt wird.

Aehnlich verhält es sich nun auch mit der Wünschelrute und deren Bewegungen (vrgl. S. 202 f.). Die Rute konnte viele verschiedene Formen haben; am häufigsten wurde wohl der Y-förmige Pappel- oder Haselnußzweig angewandt; aber man benutzte auch ein Beil, das in einen Holzklotz geschlagen und dann auf der Fingerspitze ins Gleichgewicht gebracht wurde, oder ein Sieb, das wiederum in verschiedener Weise angebracht werden konnte. Je nach der Beschaffenheit des angewandten Gerätes hießen diese Wahrsagekünste Rhabdomantie, Axinomantie oder Koskinomantie. Aber das Prinzip ist jedesmal dasselbe: das Gerät giebt durch eine Bewegung den Ort, die Richtung oder die Person an, über die man Aufschluß wünscht. Von allen diesen Methoden ist die Wünschelrute und die darauf begründete Rhabdomantie wohl die einzige, die gegenwärtig noch angewandt wird; wir beschränken uns deshalb darauf, diese zu besprechen; im übrigen kann man dieselbe Erklärung, die wir über die Bewegungen der Wünschelrute geben, beziehungsweise auch auf die anderen Methoden anwenden.

Nach dem bisher Entwickelten sieht man ein, daß die Rute sich in Bewegung setzen wird, wenn die Person, die sie in der Hand hält, erwartet, daß eine Bewegung an einer bestimmten Stelle eintreten soll. Wenn der Betreffende es dagegen nicht wünscht oder erwartet, so findet die Bewegung auch nicht statt.

Dies zeigte Pater Lebrun schon am Schlusse des 17. Jahrhunderts (siehe S. 203); er zog hieraus den richtigen Schluß, „daß die Ursache zu den Bewegungen der Rute sich nach den Wünschen des Menschen richtet und durch seine Absichten bestimmt wird“, mit anderen Worten: Lebrun hatte anderthalb Jahrhunderte von Carpenter die ideomotorischen Bewegungen auf einem einzelnen Gebiete nachgewiesen.

Ganz unabhängig von Carpenter kam Chevreul 1853 zu derselben Erklärung, daß die Vorstellung und die Erwartung einer Bewegung von seiten der Rute auch die Ursache dieser Bewegung sei. Da man zugleich aus Pater Kirchers Versuch weiß, daß die Rute sich weder zum Wasser, noch zu Metall oder sonst etwas beugt, wenn sie nicht von der Hand eines Menschen gehalten wird, so ergiebt sich daraus, daß die Bewegungsimpulse wirklich von

dem menschlichen Bewußtsein ausgehen. Aber deshalb bleibt es doch gleich rätselhaft, wie die Rute Wasser, Metall und dergleichen anzeigen kann. Dies ist nämlich keine Fabel. Noch heutigen Tages findet man hier und dort „Wassersucher“, deren Hilfe (und zwar nicht etwa nur von Ungebildeten und Abergläubischen) jedesmal angerufen wird, wenn ein Brunnen gegraben werden soll.

In der Nähe einer großen Stadt zeigte der Arzt der dortigen Gegend mir eine Menge Brunnen, die nach Anweisung eines alten, bekannten Wassersuchers gegraben waren; einige derselben lagen an Plätzen, wo man nicht leicht erwarten konnte, Wasser zu finden; sie waren auch erst gegraben worden, nachdem man auf eigene Hand, ohne die Hilfe des Wassersuchers, an verschiedenen Stellen vergebens gesucht hatte.

Die Erklärung für dieses merkwürdige Phänomen liegt jedoch nahe. Der Wassersucher ist meistens ein alter Brunnengräber, der infolge seiner genauen Kenntnis von den Brunnen der Gegend allmählich einen gewissen Blick für den Lauf der Wasseradern bekommen hat. Es ist bei ihm rein instinktmäßig, er hat es, so zu sagen, „im Gefühl“, wo man Wasser erwarten kann, und diese unklaren Gefühle bewirken dann die Bewegungen der Rute, wenn er mit derselben in der Hand über das Feld hingeht. Würde man den Mann fragen, aus welchem Anzeichen er schließt, daß man gerade an der Stelle Wasser finden werde, so würde er die Antwort sicherlich schuldig bleiben. Es ist ihm selbst ganz unbewußt; aber an der rechten Stelle ruft jenes „Gefühl“ die Erwartung von einer Bewegung der Rute hervor, und dann senkt diese sich. Daß Derartiges geschehen kann, werden wir später an vielen Beispielen sehen. Hier führe ich nur einen einzelnen Fall an, für den ich einstehen kann, weil ich selbst der Handelnde war.

Den oben erwähnten bekannten Wassersucher habe ich einmal persönlich kennen gelernt. Er wollte mich gerne davon überzeugen, daß die Rute sich wirklich ohne sein Zuthun senkte, und erbot sich daher, einen Versuch in meiner Gegenwart zu machen. Ich sah nun, wie er es machte; natürlich konnte ich die kleinen unwillkürlichen Bewegungen, welche die Rute in Bewegung setzte, mit bloßem Auge nicht wahrnehmen; nur das Resultat, die Senkung der Rute, war deutlich sichtbar. Darauf forderte er mich auf, einen Versuch zu machen. Er hielt denselben zwar für erfolglos; denn viele waren nach seiner Anweisung schon mit der Rute gegangen, und nur einem einzigen war es gelungen, daß dieselbe sich gesenkt hatte. Aber ein Versuch, meinte er, könne nicht schaden. Ich ging bereitwillig darauf ein. In Gegenwart mehrerer Zeugen ging er über das Feld hin, und die Stelle, wo der Zweig sich senkte, wurde auf eine möglichst wenig wahrnehmbare Weise gekennzeichnet. Ich hatte es nicht gesehen. Hierauf wurde ich an denselben Ort gestellt, wo er gestanden hatte, und die Richtung, die ich einschlagen sollte, wurde mir angewiesen. Das Resultat des Versuches war, daß die Rute in meinen Händen sich etwa eine Elle weit von der Stelle senkte, wo sie sich bei dem Wassersucher bewegt hatte. Als ich ein Stück Wegs gegangen war, hatte ich plötzlich den Gedanken, daß die Rute sich wohl ungefähr hier senken müßte; mit der Vorstellung von der Bewegung trat letztere auch wirklich ein. Aber wie bekam ich diesen Gedanken gerade an der richtigen Stelle? Hierbei hat „das Unbewußte“ sicher eine Rolle mitgespielt. Ich wußte ungefähr, wie viel Zeit der alte Mann gebraucht hatte; hiervon habe ich mich wahrscheinlich, ohne weiter

darüber nachzudenken — jedenfalls ist mir eine derartige Berechnung nicht bewußt —, bei der Wahl der Stelle leiten lassen. Ich kann mit Bestimmtheit nur sagen, daß ich daran dachte, die Bewegung müsse stattfinden, als sie wirklich eintraf. Aber diese Begebenheit zeigt recht deutlich, wie unwillkürliche Bewegungen in bestimmten Augenblicken durch „Gefühle“ und Vorstellungen, deren das Individuum sich selbst nicht bewußt ist, hervorgerufen werden können.

Nahe verwandt mit der Wünschelrute sind die modernen, mehr künstlichen Apparate, der Psychograph und die Planchette. Durch Versuche kann man sich leicht davon überzeugen, daß diese sich ebenfalls infolge unwillkürlicher Zitterbewegungen, die von bestimmten Vorstellungen hervorgerufen werden, in Bewegung setzen. Legt man nämlich die Hände auf den Apparat und denkt anhaltend an ein bestimmtes Wort, so dauert es nicht lange, bis man dieses Wort geschrieben erhält. Aber wenn ein wirkliches Medium mit dem Apparate „arbeitet“, so sind es sicher im allgemeinen unbewußte Vorstellungen, welche die Bewegungen veranlassen. Dadurch entstehen die vielen wunderbaren Mitteilungen über Dinge, von denen das Medium selbst keine Ahnung hat, und die deshalb bei einem unwissenden Zuschauerkreise leicht den Eindruck hervorrufen, daß höhere intelligente Wesen mitgewirkt haben. Wie es sich damit verhält, werden wir im Nachfolgenden darlegen.

Von den Bewegungen der Wünschelrute, des Psychographen und der Planchette ist nur ein kleiner Schritt zum Tischrücken und Tischklopfen (S. 252 f.). Der Unterschied zwischen den beiden Gruppen von Phänomenen liegt zunächst darin, daß die erstgenannten Apparate nur durch einen einzelnen Menschen in Bewegung gesetzt werden, während die größeren und schwereren Tische ein Zusammenwirken von mehreren Personen erfordern. Dadurch wird die Sache allerdings etwas komplizierter. Daß die Bewegung aber auch hier nur durch unwillkürliche Zitterbewegungen der Teilnehmer hervorgerufen wird, unterliegt keinem Zweifel. Gleich nachdem das Tischrücken in Europa*) bekannt geworden war, zeigte der englische Arzt James Braid, der besonders durch seine Untersuchungen über die Hypnose bekannt geworden ist, daß der Tisch nur in Bewegung gerät, wenn die Teilnehmer eine Bewegung erwarten; richten sie dagegen die Aufmerksamkeit auf einen anderen Punkt, so geschieht nichts. In demselben Jahre, 1853, wies ferner sein Landsmann, der Physiker Faraday, durch einen sinnreichen „Indikator“ nach, daß die Hände der Teilnehmer dem Tische thatsächlich eine Reihe von kleinen Stößen mitteilen, die an sich zwar unbedeutend sind, aber doch dazu führen, selbst schwere Tische in lebhafte Bewegung zu versetzen.

*) Da vom Tischrücken gewöhnlich angenommen wird, daß es eine ganz moderne Entdeckung sei, so ist es wert zu beachten, daß Kiesewetter bei dem Kirchenvater Tertullian einen Ausspruch gefunden hat, aus dem hervorgeht, daß man es schon im Altertum gekannt und zu Wahrsagekünsten benutzt hat (Geschichte des Okkultismus, Bd. II, pag. 371). Anm. des Verf.

Die Bewegungen des Tisches sind somit experimentell erklärt worden; indes bedarf noch ein Punkt der Aufklärung. Wenn eine Anzahl von Menschen um einen Tisch sitzt und jeder für sich diesem eine Reihe unwillkürlicher kleiner Stöße erteilt, so erscheint es doch zunächst wahrscheinlicher, daß alle diese kleinen Stöße sich gegenseitig aufheben, d. h. daß der Tisch ruhig stehen bleibt, als daß sie sich gegenseitig verstärken und dabei eine wahrnehmbare Bewegung des Tisches hervorbringen. Das begreift man, daß auch ein starker und schwerer Tisch in Bewegung kommen kann, wenn alle diese kleinen, häufigen Stöße in demselben Augenblick in derselben Richtung, im nächsten Moment aber nicht mit derselben Stärke in entgegengesetzter Richtung erfolgen. Ein kleines Kind kann ja durch eine Reihe regelmäßiger Züge am Seile eine 1000 Pfd. schwere Kirchenglocke in Bewegung setzen; folglich muß auch ein Tisch durch eine Reihe kleiner, in rechter Weise ausgeführter Stöße in Bewegung kommen können. Nur die Frage bleibt dann übrig, wie die von den verschiedenen Personen ausgehenden Erschütterungen beschaffen sein müssen, damit ein solches Zusammenwirken der Stöße zustande kommen kann. Erfahrungsgemäß versuchen viele ganz erfolglos das Tischrücken; dies beweist, daß das Eintreten der Bewegung doch an gewisse Bedingungen geknüpft ist. Zur Feststellung dieser Bedingungen habe ich bei vielen, verschiedenartigen Gelegenheiten Kurven von sämtlichen Teilnehmern an einer solchen Sitzung sowohl vor als während des Tischrückens aufgenommen, und diese Kurven scheinen thatsächlich die Lösung des Rätsels zu geben.

Fig. 54.

Ich beschränke mich hier nur auf die gewöhnlichen, typischen Fälle, und lasse die vielen Ausnahmen und Abweichungen ganz außer Betracht. Die Figuren 54 und 55 stellen solche typischen Kurven dar; A ist vor dem Tischrücken, B während desselben aufgenommen. Zwischen den beiden Kurven A und B haben sich in allen meinen Versuchen zwei wesentliche Unterschiede gezeigt: 1) Die Kurve B ist gleichmäßiger, nähert sich mehr einer geraden Linie als A. 2) Sie enthält lange nicht so viele kleine Stöße wie A, hat aber statt dessen einzelne große Erhebungen.

Diese Unterschiede sind äußerst merkwürdig, weil sie dem direkt widersprechen, was man von vornherein eigentlich erwarten sollte. Man müßte ja doch annehmen, daß die Menschen, deren Hände so zittern, daß sie einen Tisch dadurch in Bewegung bringen, nicht imstande sind, den ausgestreckten Arm einigermaßen ruhig zu halten; doch die Erfahrung zeigt das Gegenteil. Es ist während des Tischrückens fast gar keine Unruhe vorhanden; von allen Kurven, die ich unter anderen Umständen bei verschiedenen Leuten aufgenommen habe, hat nur Kurve Fig. 47 A (S. 368) etwas Aehnlichkeit mit Fig. 54 und 55, und sie ist, wie oben erwähnt, nach einstündiger, vollkommener Ruhe aufgenommen. Endlich zeigt sich das Merkwürdige, daß die Kurven B sich gewöhnlich (jedoch nicht immer) in zwei Gruppen teilen, von denen die eine (vrgl. Fig. 54) ungefähr 5, die andere dagegen (Fig. 55) nur ungefähr 4

Fig. 55.

Schwingungen in der Sekunde hat. Unsere früheren Kurven zeigten, daß die Schwingungszahl bei einem normalen Menschen unter verschiedenen Verhältnissen stark schwankt (zwischen 6—10 Schwingungen in der Sek.); während des Tischrückens geht die Zahl noch weiter zurück und fällt bei einigen Teilnehmern ungefähr auf 4 hinab, während für die andere Gruppe die Schwingungszahl 5 der Durchschnitt ist. Natürlich kommen auch Zahlen zwischen diesen beiden Grenzen vor, aber diese sind verhältnismäßig selten, und ich sehe deshalb von ihnen ab. Da es sich ferner bei meinen Versuchen gezeigt hat, daß diese Teilung in zwei Gruppen um so schneller eintritt, je leichter es den Teilnehmern gelingt, den Tisch in Gang zu setzen, so ist die Teilung offenbar nicht ohne Bedeutung. Ja, bei näherer Betrachtung scheinen gerade diese zwei verschiedenen Schwingungszahlen uns die Ursache zur Bewegung des Tisches aufzudecken.

Denken wir uns, daß bei allen Teilnehmern die Zahl der Zitterbewegungen gleich groß ist (wie es bei Beginn der Sitzung wohl gewöhnlich der Fall sein mag), dann werden diese in jedem einzelnen Moment entweder in entgegengesetzter oder in derselben Richtung erfolgen. Im ersten Falle

kommt gar keine Bewegung zustande. Aber auch im zweiten Falle wird keine wesentliche Bewegung hervorgerufen; denn wohl verstärken die Stöße sich, wenn sie in derselben Richtung erfolgen, aber nach jedem Stoße in der einen kommt ein ungefähr ebenso starker Stoß in entgegengesetzter Richtung, weil die Hände hin und her zittern; das Resultat davon ist, daß der Tisch ruhig bleibt. Teilen sich dagegen die Teilnehmer in 2 Gruppen, jede mit ihrer Schwingungszahl, so stellt sich die Sache ganz anders. Ein Blick auf Figur 56 wird dieses beweisen. A ist eine Kurve mit 5, B eine solche mit 4 Schwingungen in der Sekunde; der Anschaulichkeit halber sind die Schwingungen als gleichmäßig angenommen. Wirken nun beide Bewegungen gleichzeitig auf einen Gegenstand, z. B. einen Tisch, stoßweise ein, so wird dieser in Wirklichkeit so beeinflußt, wie die Kurve C zeigt. Die Stöße erfolgen nur zweimal genau in derselben Richtung und verstärken sich gegenseitig; an den anderen Punkten dagegen heben sie ihre Wirkungen mehr oder weniger auf, und diese gegenseitige Ausgleichung wird sich, wie die Figur zeigt, über einen ziemlich bedeutenden Teil einer Sekunde erstrecken. Gleich darauf folgt dann ein kräftiger Stoß. Bei letzterem erhalten nun die Teilnehmer die Vorstellung von einer bestimmten Richtung, welche die Bewegung nimmt; wir wissen aber, wie eine Vorstellung von einer bestimmten Bewegung auf die unwillkürlichen Zitterbewegungen einwirkt und sie gerade in der bestimmten Richtung verstärkt. Es ist deshalb in hohem Grade wahrscheinlich, daß der Tisch erst in Gang gebracht wird, wenn die unwillkürlichen Bewegungen der Teilnehmer so verschieden geworden sind, daß durch ihr gegenseitiges Eingreifen Stöße mit dazwischenliegenden Ruheperioden entstehen können.

Fig. 56.

Die hier gegebene Erklärung hat jedoch nur Gültigkeit, wenn sich unter den Teilnehmern kein besonders entwickeltes Medium in spiritistischem Sinne befindet. Ein solches Medium wird nämlich gewöhnlich einen dominierenden Einfluß auf die Bewegungen ausüben, so daß die übrigen Teilnehmer ziemlich überflüssig sind; sie wirken eigentlich nur als „Bremse". Davon überzeugt man sich auch bald, wenn kein besonderes Medium zugegen ist, und man dann darauf achtet, wer von den Teilnehmern den größten Einfluß auf die Bewegungen ausübt; diese Personen zeigen dann bei näherer Untersuchung, daß sie gute mediumistische Anlagen besitzen. Endlich gilt die Erklärung auch nicht für die Fälle, in denen Bewegungen von Gegenständen ohne Berührung entstehen. Durch sehr feine Apparate, deren Einrichtung

ich hier nicht näher beschreiben kann, habe ich mich überzeugt, daß die Zitterbewegungen sich weder durch die Luft noch durch feste Körper fortpflanzen; Bewegungen ohne Berührung können deshalb nicht durch unwillkürliche Bewegungen verursacht sein. Wir haben indessen früher (S. 252) gesehen, daß bei einem Medium eine hohe Entwicklung nötig ist, wenn es derartige Fernwirkungen hervorbringen soll; wir wollen daher die nähere Besprechung dieses Punktes auf einen späteren Abschnitt verschieben, wo wir die Mediumität mit allen ihren Eigentümlichkeiten behandeln.

Es erübrigt nur noch eine Bemerkung über die Formen, die der Tischtanz unter verschiedenen Verhältnissen annehmen kann. Daß die Musik im allgemeinen den Einfluß auf den Tisch haben wird, daß er mit der Musik im Takte tanzt, bedarf kaum einer näheren Erklärung, wenn man daran denkt, welch großen Einfluß Takt und Rhythmus auf die unwillkürlichen Bewegungen ausüben (vrgl. S. 371). Von ungleich größerem Interesse ist das Klopfen, wodurch der Tisch Fragen beantworten kann. Die Sachlage ändert sich hier etwas, je nachdem ein Medium anwesend ist oder nicht. Ist kein besonderes Medium zugegen, dann erhält man selten eine verständliche Antwort, es sei denn, daß die meisten der Teilnehmer selbst die Frage zu beantworten vermögen. Wie in allen ähnlichen Fällen wirken die Vorstellungen natürlich auch hier bestimmend auf die Bewegungen ein; wenn die Vorstellungen bei den Teilnehmern nicht übereinstimmen, erhält man auch keine präzise Bewegung und Antwort. Ich habe oftmals Gelegenheit gehabt zu sehen, wie letztere zustande kam, wenn die Teilnehmer in Bezug auf dieselbe unsicher waren. Das Klopfen begann dann gewöhnlich zögernd und unsicher, bis es an irgend einer Stelle anhielt, womit der erste Buchstabe gegeben war. Mit dem nächsten Buchstaben ging es ebenso. Bildeten diese nun den Anfang zu einem allgemein bekannten Wort, so wurde dieses offenbar von allen Teilnehmern aufgegriffen, was sich daran sofort bemerkbar machte, daß die nachfolgenden Buchstaben mit großer Eile und Sicherheit angegeben wurden. Mit dem nächsten Worte ging es ähnlich, und sobald man so viele Wörter zusammen hatte, daß man den Satz erraten konnte, war die Antwort fertig. War die Frage dagegen derartig, daß sie verschieden beantwortet werden konnte, so war es rein zufällig, wenn sich überhaupt ein Sinn in den Buchstaben finden ließ; kam aber wirklich einmal eine vernünftige Antwort zustande, so stimmte diese meiner Erfahrung nach — so weit eine Kontrolle möglich war — nie mit der Wirklichkeit überein.

Die Sache stellt sich aber auch hier anders, wenn ein entwickeltes Medium zugegen ist. Dasselbe kann, wie bereits erwähnt, die Bewegungen eines Tisches vollständig beherrschen; alle Eigentümlichkeiten der Mediumität machen sich durch den Inhalt der Mitteilungen dann geltend. Zum Teil spielen die eigenen unbewußten Vorstellungen des Mediums, zum Teil aber auch Aufklärungen, die es durch Gedankenlesen oder Gedanken-

übertragung von den Anwesenden erhält, dabei mit und geben den Mitteilungen das wunderbare Gepräge, das von den spiritistischen Sitzungen her so bekannt ist. Wir werden indessen im Folgenden sehen, daß das Wunderbare hier nur auf Unwissenheit über die diesbezüglichen psychischen Phänomene beruht.

Das Gedankenlesen und die Gedankenübertragung.

Die Möglichkeit des Gedankenlesens hat der Amerikaner Brown im Jahre 1875 entdeckt; er soll schon damals eine im Wesentlichen richtige Erklärung der Sache gegeben haben; da er jedoch ein praktischer Mann war, der seine Entdeckung durch öffentliche Vorstellungen selbst ausnutzte, hat er sich natürlich gehütet, die Erklärung in größeren Kreisen bekannt zu machen. Einige Jahre später dagegen schrieb ein angesehener Arzt in New-York, Beard, eine kleine Abhandlung über die „Physiologie des Gedankenlesens", und nachdem Bishop und Cumberland durch ihre Vorstellungen in Europa die Sache bekannt gemacht hatten, gaben Carpenter in England und Preyer in Deutschland unabhängig von einander und ohne Beards Abhandlung zu kennen, ganz übereinstimmende Erklärungen des Phänomens. Nach den Beobachtungen dieser verschiedenen Männer beruht das Gedankenlesen geradezu auf unwillkürlichen Zitterbewegungen; zum Beweis dieser Behauptung brauchen wir nur darauf hinzuweisen, wie der Gedankenleser vorgeht.

Die Gedanken, die gelesen werden sollen, oder richtiger das, was erraten werden soll, kann verschiedener Art sein, z. B. ein verborgener Gegenstand, der gefunden werden soll, eine Zahl, ein Wort, eine ganze Gedankenreihe, etwa ein Reiseplan, den jemand entworfen hat, und den der Gedankenleser darlegen soll. Sein Vorgehen wechselt nun etwas je nach der Natur des Falles, aber unter allen Umständen muß eine einzelne Person ihre ganze Aufmerksamkeit auf das konzentrieren, was erraten werden soll. Mit ihr setzt der Gedankenleser sich dann in Verbindung, indem er entweder ihre Hand in die seine nimmt oder ihre Hand gegen seine Stirn drückt oder gar — was natürlich am meisten Effekt macht — das eine Ende eines Stockes faßt, während die Person das andere Ende festhält. Soll nun ein verborgener Gegenstand gesucht werden, so setzt der Gedankenleser sich bald schnell, bald langsam, bald in der Richtung wechselnd, bald auf einen bestimmten Punkt losstürzend, in Bewegung, bis der Gegenstand gefunden ist; häufig mißlingt ihm allerdings der Versuch.

Soll der Gedankenleser dagegen etwas Unbekanntes, z. B. eine Zahl, erraten, so muß die Versuchsperson ihre Aufmerksamkeit auf jede einzelne Ziffer konzentrieren. Der Gedankenleser, der nach einer der eben erwähnten Methoden mit der Versuchsperson in Verbindung steht, schreibt nun die Zahlen an eine Tafel, nachdem er mit der Kreide verschiedene Bewegungen in

der Luft gemacht hat. Aehnlich macht er es in anderen Fällen; soll z. B. ein Reiseplan erraten werden, so stellt sich der Gedankenleser vor eine Karte. Die Person muß nun ihre Aufmerksamkeit auf den Ausgangspunkt der Reise richten, sodann, wenn derselbe richtig gefunden ist, auf die nächste Station u. s. f. Man begreift, daß die beständige Konzentration der Aufmerksamsamkeit auf eben die Vorstelluug, die der Gedankenleser erraten muß, zu starken unwillkürlichen Bewegungen führt. Soll z. B. ein verborgener Gegenstand gefunden werden, so führt nicht der Gedankenleser die Versuchsperson umher, sondern diese vielmehr ihn. Bewegt der Gedankenleser sich in einer verkehrten Richtung, so empfindet er einen mehr oder weniger deutlichen Widerstand seitens der Person; sobald er aber zufällig den richtigen Weg einschlägt, folgt jene willig mit und zeigt oft durch kleine Stöße an, wann und nach welcher Seite abgebogen werden soll. In derselben Weise findet der Gedankenleser auch die Reiseroute; überall, wo es sich darum handelt, bestimmte Richtungen nachzuweisen, werden die Vorstellungen der Versuchsperson von diesen Richtungen unwillkürliche und unbewußte Bewegungen hervorrufen, die den Gedankenleser auf die rechte Spur leiten.

Als Gedankenleser muß man also nur darin geübt sein, die unwillkürlichen Bewegungen eines Menschen herauszufühlen. Verschiedene derartige Versuche können jedoch fast ohne Uebung von den meisten ausgeführt werden; denn viele Menschen beherrschen ihre Muskeln so wenig, namentlich, wenn eine selbst geringe Gemütsbewegung hinzukommt, daß sie ihre Gedanken im entscheidenden Augenblicke deutlich verraten. Als typisches Beispiel führe ich einen Versuch an, der unter einigermaßen günstigen Verhältnissen den meisten Menschen gelingt. Man legt eine Reihe von Karten auf den Tisch und bittet jemanden, am besten eine möglichst nervöse Person, die Gedanken auf eine der Karten zu konzentrieren. Man faßt den Betreffenden nun an der Hand und zeigt mit der anderen Hand nach und nach auf verschiedene Karten, indem man ganz langsam von der einen zur anderen geht. Gewöhnlich fühlt man, wenn man zur richtigen Karte kommt, einen so deutlichen Druck, daß man nicht im Zweifel sein kann, an welche Karte gedacht ist. — Ist diese Erklärung richtig, so muß umgekehrt auch der geübteste Gedankenleser das Gedachte nicht erraten können, falls jemand wirklich versteht, seine Muskelbewegungen vollständig zu beherrschen. Das bestätigt sich auch; man sieht oft genug, wie dem Gedankenleser zahlreiche Versuche mit einer Person mißglücken, während dieselben im nächsten Augenblick mit einer anderen gelingen; es hängt also außerordentlich viel von der Versuchsperson ab. Preyer erzählt, daß er sich mehreren der berühmtesten Gedankenleser als Objekt angeboten habe; aber keiner von ihnen vermochte jemals seine Gedanken zu lesen, da er sich davor hütete, dieselben durch eine einzige Bewegung zu verraten. Die Richtigkeit der Erklärung unterliegt daher keinem Zweifel.

Ungleich schwieriger ist es allerdings, eine Zahl, an die ein Mensch denkt, zu erraten. Wir haben oben gesehen, wie die Vorstellung von einer Zahl oder einer Figur Schreibbewegungen hervorruft; allerdings sind dieselben im allgemeinen so schwach, daß sie durch eigens dazu eingerichtete Apparate wahrnehmbar gemacht werden müssen. Hier tritt der Gedankenleser nun an die Stelle des Apparates; er muß den Bewegungen der Hand gespannt folgen, um die gedachte Zahl oder den Buchstaben herauszufinden, was allerdings oft viel Uebung erfordert.

Wie weit das Gedankenlesen in der Magie der früheren Zeiten eine Rolle gespielt hat, ist schwer zu sagen. Meines Wissens liegt kein Zeugnis dafür vor, daß man es gekannt hat; selbstverständlich schließt das aber nicht das Gegenteil aus. In unserer Zeit wird es, allerdings in etwas verhüllter Form, von zahlreichen professionellen spiritistischen Medien angewandt. In vielen großen Städten findet man sogenannte spiritistische Medien, gewöhnlich leicht hypnotisierbare Somnambule, die für entsprechende Bezahlung Leute mit ihren Verstorbenen in Verbindung treten lassen. Das Medium und der Klient sitzen an einem leichten Tisch und legen die Hände auf denselben. Der Klient muß nun alle seine Gedanken auf den betreffenden Verstorbenen konzentrieren und in Gedanken seinen Geist anrufen. Nicht lange, und der Tisch buchstabiert den Namen des Geistes vor; daran kann sich dann eine vollständige Konversation mit dem Geiste anschließen. Wie Giles de la Tourette nachgewiesen hat, handelt es sich hier nur um ein ganz gewöhnliches Gedankenlesen, bei dem der Tisch als Mittelglied dient. Die unwillkürlichen Bewegungen des Mediums setzen den Tisch in Bewegung, das Klopfen aber wird stets durch den Widerstand, den das Medium seitens des Klienten fühlt, dirigiert. So kommen gerade die Mitteilungen, die der Klient erwartet und an die er denkt, zu Tage. Diese professionellen, bezahlten Kunststücke haben jedoch nur insofern Interesse, als sie zeigen, mit welch einfachen Mitteln unwissende und einfältige Personen noch in unseren Tagen betrogen werden können.

Die Gedankenübertragung. Wie schon oben S. 253 ff. erwähnt, kommt es häufig in spiritistischen Sitzungen vor, daß Medien, deren lautere Gesinnung außer allem Zweifel steht, Mitteilungen über Dinge machen, von denen sie sicherlich keine Kenntnis haben, und die vielleicht höchstens einem oder einzelnen der Anwesenden bekannt sind. Daß viele von diesen Mitteilungen nur auf einem Auftauchen vergessenener Vorstellungen beruhen, ist schon oben nachgewiesen; wir kommen weiter unten, in dem Abschnitte vom Eingreifen des Unbewußten in das Bewußtsein, auf diesen Punkt wieder zurück. In anderen Fällen können die Mitteilungen wohl durch Gedankenlesen hervorgerufen werden, wenn eine Verbindung zwischen dem Medium und solchen Anwesenden, denen jene Dinge bekannt sind, vorhanden ist. Da aber beide Möglichkeiten in verschiedenen Fällen doch ausgeschlossen zu sein

scheinen, so liegt die Annahme nahe, daß der Gedanke eines Menschen auch direkt auf einen anderen einwirken kann. Die Society for Psychical Research („S. P. R.“), welche am 25. Februar 1882 gegründet wurde, machte es zu einer ihrer ersten und wesentlichsten Aufgaben, zu untersuchen, ob eine solche direkte Einwirkung möglich wäre. Schon im Juli desselben Jahres konnte das dazu gewählte Komité, dessen Vorsitzender der Physiker Prof. Barrett war, über eine Reihe von Untersuchungen betreffs dieser Frage berichten. Ausgesandte Fragebogen hatten zur Auffindung einer Predigerfamilie Creery geführt; von den fünf Töchtern derselben vermochten die vier ältesten (u. zw. ohne jegliche Berührung) anzugeben, woran eine andere dachte. Dieselbe Fähigkeit fand sich ferner bei einem jungen Mädchen, das in der Familie diente. Mit diesen experimentierte das Komité nun häufig, und obgleich die Versuche nicht immer glückten, waren die Resultate doch meistens so günstig, daß man sie keineswegs als bloß zufällig ansehen konnte.

Der Bericht über diese Versuche (veröffentlicht in den „Proceedings of S. P. R.“ Bd. I) erregte großes Aufsehen; man fing nun überall in England, Frankreich, Deutschland und Amerika mit ähnlichen Versuchen an. Zuerst benutzte man junge Mädchen im wachen Zustande als Empfänger („Perzipienten“) der Gedanken; später hypnotisierte man die Empfänger, wobei, wie es scheint, die Versuche besser gelangen. In den folgenden 10 Jahren wurden zahlreiche Berichte über Untersuchungen auf diesem Gebiete, meistens in den „Proceedings of S. P. R.“ veröffentlicht; außerdem hat der französische Physiologe Richet seine Untersuchungen in einem besonderen Werke, dessen zweite vermehrte Ausgabe unter dem Titel „Experimentelle Studien auf dem Gebiete der Gedankenübertragung“ (Stuttgart 1891) erschienen ist, gesammelt.

Es läßt sich nun nicht leugnen, daß nach diesen Berichten im allgemeinen Beweise für eine Gedankenübertragung jedenfalls bei nicht zu großer Entfernung scheinbar erbracht sind. In Wirklichkeit sind aber doch manche der Versuche ganz wertlos. Einige Versuchsreihen schließen wegen ihrer Kürze keineswegs die Möglichkeit aus, daß die scheinbaren Gedankenübertragungen nur ein zufälliges richtiges Erraten gewesen sind. In anderen Fällen sind die Leiter der Versuche ganz unbekannt; ihr Name giebt absolut keine Garantie dafür, daß die notwendigen Vorsichtsmaßregeln getroffen worden sind, um Betrug auf seiten des Absenders und des Empfängers auszuschließen. Wie leicht ein solcher Betrug längere Zeit hindurch unbemerkt bleiben kann, geht daraus hervor, daß die Schwestern Creery später eingeräumt haben, daß sie wenigstens in einigen Fällen ein verabredetes Zeichensystem gebraucht hätten. Man sieht daraus, daß man jedenfalls nicht alle Berichte auf Treu und Glauben annehmen darf und manche wohl ausscheiden muß. Außer Richets obengenannter Arbeit liegt noch eine sehr ausführliche Versuchsreihe vor, die unter Leitung von Prof. und Mrs. Sidgwick angestellt wurde. Sie umfaßt über 1300 Versuche, die ausschließlich mit

zweizifferigen Zahlen gemacht sind, wodurch es möglich wird, die wahrscheinliche Anzahl, die nur auf einem zufälligen richtigen Erraten beruht, zu berechnen. Da diese Reihe durchschnittlich 18% vollständig richtiger Gedankenübertragungen ergab — eine Zahl, die weit über die Menge von Fällen, in denen man ein zufälliges Erraten annehmen darf, hinausgeht —, so scheint die Gedankenübertragung damit bewiesen zu sein. Zugleich wies Mrs. Sidgwick nach, daß nicht jeder als Absender oder Empfänger zu gebrauchen sei. Vielmehr sind, wie es scheint, besondere Bedingungen auf beiden Seiten behufs einer Uebertragung notwendig. Man hat deshalb geglaubt, daß zwischen gewissen Personen eine Fernwirkung — Telepathie — stattfinde, und hat diese zur Erklärung vieler rätselhafter Phänomene in den spiritistischen Sitzungen herangezogen; aber über die Natur dieser telepathischen Kräfte hat man bis jetzt nur ganz lose Vermutungen aufstellen können. Selbstverständlich wird die Thatsache selbst darum in keiner Weise umgestoßen, weil man sie noch nicht deuten kann. Wir kommen später hierauf wieder zurück.

Frägt man nun, ob die Telepathie sich nicht mit Hilfe unserer Sinnesorgane erklären läßt, so spricht Manches dafür, daß die Gedanken geradezu durch den Schall übertragen werden. Zunächst gelingen die Versuche am besten, wenn der Absender den Empfänger hypnotisiert. Denn bei Hypnotisierten sind die Sinne, namentlich das Gehör, oft so geschärft, daß ganz schwache Laute, die dem normalen Menschen entgehen, von ihnen aufgefangen werden. Sodann erfolgt die Fernwirkung nur innerhalb gewisser Grenzen. In Mrs. Sidgwicks obenerwähntem Versuch war der Absender und Empfänger in demselben Zimmer. Hielten sie sich in zwei benachbarten Räumen auf, so sank die Zahl der erfolgreichen Versuche auf 9% hinab, und hielten sie sich in verschiedenen Häusern auf, so mißglückten die Versuche vollständig. Endlich muß der Absender anhaltend an den Gedanken denken, der übertragen werden soll. Dabei sind aber, wie oben ausgeführt, schwache Sprechbewegungen fast unvermeidlich. Wenn also der Absender unwillkürlich flüstert und das Gehör des Empfängers geschärft ist, so liegt die Vermutung nahe, daß die Telepathie einfach auf Uebertragung des Schalles beruht.

Um dieses experimentell festzustellen, habe ich gemeinschaftlich mit dem Arzte F. C. C. Hansen eine längere Versuchsreihe angestellt. Um das beständige, lästige Hypnotisieren zu vermeiden, wandte ich Hohlspiegel an. Werden zwei große Hohlspiegel so aufgestellt, daß die Achsen in ihrer gegenseitigen Verlängerung liegen, so wird ein jeder Laut, der von dem Brennpunkte des einen Spiegels ausgeht, in dem des anderen gesammelt. Befindet sich der Mund des Absenders und das Ohr des Empfängers in den beiden Brennpunkten, so wird der Empfänger jeden Laut leichter und deutlicher auffangen, als wenn er das Ohr am Munde des Absenders hielte. Auf solche Weise wird das Gehör ähnlich wie in der

Hypnose geschärft. Damit wir unsere Resultate mit den Sidgwickschen vergleichen konnten, experimentierten auch wir ausschließlich mit zweiziffrigen Zahlen. Es zeigte sich nun bald, daß der Absender nur mit der größten Anstrengung schwache Sprechbewegungen unterdrücken konnte, wenn er eine Zeit lang an eine Zahl gedacht hatte. Er konnte den Mund fest geschlossen halten und anscheinend nicht den geringsten Laut von sich geben, aber wenn er nicht die Bewegungen der Zunge und der Stimmbänder mit aller Gewalt hemmte, so hörte der Empfänger in dem Brennpunkte seines Hohlspiegels ein schwaches Flüstern, das leicht als diese oder jene Zahl zu deuten war. Natürlich verhörte man sich auch oft, aber das Resultat war doch in 33 % von Fällen richtig. Wir stellten 1000 derartige Versuche an.

Interessant waren bei diesen Versuchen unzweifelhaft auch die Verwechselungen, deren der Empfänger sich schuldig machte. Stellt man eine Tabelle über die häufigsten Fehler auf, so zeigt es sich, daß die Verwechselung wesentlich durch die Konsonanten in den Zahlwörtern hervorgerufen wird*). Weiter sehen wir, daß in unsern Versuchen sich dieselben Verwechselungen am häufigsten wiederholten wie in den Sidgwickschen Versuchen, zumal wenn wir die dem Englischen mehr verwandten Formen treti, firti, femti u. s. w. benutzten. Dies beweist deutlich genug, daß die Gedankenübertragung bei den Versuchen der Engländer auf dieselbe Weise zustande gekommen ist, nämlich durch unwillkürliches Flüstern, das vom Empfänger verstanden oder mißverstanden wird. Aus Berechnungen, auf die ich hier nicht weiter eingehen kann, habe ich gefunden, daß diese Erklärung eine 4000mal größere Wahrscheinlichkeit für sich hat als irgend eine andere Auffassung.

Da die englischen Versuche weder in der Anordnung noch in sonstigen wesentlichen Punkten sich von den meisten anderen derartigen Versuchen unterscheiden, so beruht unzweifelhaft die sogenannte Gedankenübertragung durchgehends auf unwillkürlichem Flüstern. Bei manchen Versuchen beruht der Erfolg allerdings wohl nur auf reiner Illusion. So haben Richet und viele andere versucht, Zeichnungen, die der Empfänger wiedergeben sollte, zu übertragen. In dem oben genannten Werke von Richet und in Proceedings of S. P. R. finden wir hunderte von solchen Versuchen geschildert; in den meisten Fällen jedoch kann man selbst mit dem besten Willen kaum eine Aehnlichkeit mit dem Original entdecken. Wie leicht aber eine entfernte Aehnlichkeit zufällig zustande kommen

*) So hörte der Verfasser statt des dänischen en (1) ni (9) oder fem (5); das m und n war also schwer zu unterscheiden; statt to (2) tre (3) oder otte (8), statt fire (4) fem, statt sex (6) syv (7) u. s. f.

kann, lehrt folgendes Beispiel. Einmal versuchte Herr Hansen eine Zeichnung zu übertragen, indem er mit aller Anstrengung seine unwillkürlichen Sprechbewegungen zu hemmen suchte. Ich hörte denn auch nichts; dennoch tauchte ein bestimmtes Bild in meinem Bewußtsein auf, ich zeichnete es (Fig. 57A) und reichte es dem Herrn H. Er fand darin eine deutliche Aehnlichkeit mit seiner Originalzeichnung (Fig. B). Wenn man will, kann man hier eine entfernte Aehnlichkeit herausfinden; aber leider hatte ich gar nicht an einen Leuchter, sondern an eine Katze gedacht. Warum ich die Zeichnung nicht vollendete, erinnere ich nicht mehr; aber fügt man nur einige Striche unten rechts hinzu und dreht die Zeichnung um (Fig. C), so hat man das kindliche Bild einer Katze, an die ich dachte. Die Aehnlichkeit mit einem Leuchter ist also ganz illusorisch, sie findet sich nur in der Phantasie des Beobachters und rührt in keiner Weise von einer Gedankenübertragung her.

Fig. 57.

A. B. C.

Bei den Richetschen und den meisten anderen Versuchen ist die Aehnlichkeit nicht größer. Ein einzelnes Beispiel genügt. Bei einem von Richets Versuchen zeichnete die Somnambule die nebenstehenden Figuren A, B, C (Fig. 58) nach einander, und beschrieb sie als „eine Schale mit einem Springbrunnen, in der Mitte etwas, um Blumen hineinzusetzen“. Die Originalzeichnung war ein Krebs. Nun denkt gewiß keiner bei dem Anblick dieser Figuren an einen Krebs; nur wenn man weiß, was das Original vorstellt, kann man eine Aehnlichkeit herausfinden. Wäre das Original aber ein Tisch mit Blumen oder ein schnaubender Walfisch, der aus den Wellen auftaucht, gewesen, so hätte man auch hier die Aehnlichkeit herausgefunden. Richet sieht allerdings in solchen Zeichnungen einen sicheren Beweis für Gedankenübertragung. In Wirklichkeit sind diese Zeichnungen weiter nichts als Beweise für das bekannte Illusionsgesetz: Die Aehnlichkeit eines unbekannten Dinges mit etwas Bekanntem wird stets überschätzt.

Fig. 58.

A B C.

Der Schlaf und der Traum.

Der Schlaf.

Von den mancherlei Störungen, denen das normale menschliche Bewußtseinsleben unterworfen ist, ist keine auch nur annähernd so häufig wie der Schlaf. Ein jeder Mensch bringt durchschnittlich den dritten Teil des Tages mit Schlafen zu, und diese regelmäßig eintretende, periodische Unterbrechung des wachen Bewußtseins ist deshalb ein normales Phänomen. Im Schlafe nimmt das Seelenleben einen von dem Wachzustande ganz verschiedenen Charakter an. Im Traume sieht der Mensch sich mit Gaben und Fähigkeiten ausgerüstet, die er im wachen Zustande gar nicht besitzt; er hält sich in fernen, unbekannten Gegenden auf und verkehrt mit Menschen, die in Wirklichkeit weit entfernt oder vielleicht längst tot sind. Diese verschiedenen Eigentümlichkeiten scheinen schon in den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich gezogen zu haben; jedenfalls giebt es in unseren Tagen kaum ein noch so niedrigstehendes Volk, das den Träumen mit ihren Wunderlichkeiten nicht eine größere oder geringere Bedeutung beilegt. Und da die psychologische Forschung erst der letzten Jahrzehnte etwas Licht in das Dunkel des Traumlebens gebracht hat, so begreift man, daß dieses Phänomen in älteren Zeiten der Gegenstand der sonderbarsten Erklärungen und dadurch eine Quelle zahlreicher abergläubischer Anschauungen geworden ist; auf diese werden wir im Folgenden hauptsächlich Rücksicht nehmen.

Bekanntlich kommen traumartige Zustände auch unter anderen Verhältnissen als im normalen Schlaf vor. Letzterer ist jedoch die gewöhnlichste und häufigste Bedingung für das Entstehen des Traumes; wir besprechen denselben deshalb zuerst und behandeln später die anderen Zustände. Die verschiedenen Hypothesen von der Natur des Schlafes sind ohne weitere Bedeutung für das Verständnis des Traumes; wir gehen darum nicht weiter ein auf dieselben.

Die Erfahrung des täglichen Lebens lehrt uns, daß der Schlaf für den ganzen Organismus ein Ruhezustand ist. Das bestätigt auch das Resultat aller physiologischen und psychologischen Untersuchungen: Der Schlaf ist ein Ruhezustand, in dem alle körperlichen und seelischen Thätigkeiten herabgesetzt sind. Die charakteristischen Veränderungen, die während des Schlafes eintreten, sind wesentlich folgende:

Zunächst fällt die Erschlaffung der Muskeln in die Augen. Sitzt man bei Beginn des Schlafes aufrecht, dann sinkt der Körper allmählich zusammen, und der Kopf neigt sich vornüber, weil die Nackenmuskulatur erschlafft; ein jeder kennt den unangenehmen Ruck, der dabei entsteht. Derselbe ist gewöhnlich so stark, daß er uns weckt; aber kurze Zeit nachher beginnt das Spiel

von neuem und wiederholt sich so lange, bis man zuletzt entweder fest in den Schlaf fällt oder sich auch durch Willensanstrengung energisch munter hält. Solange man wach ist, geht ein steter Reiz vom Gehirn nach allen Muskeln des Körpers — die sogenannte latente Innervation —, wodurch dieselben in einer gewissen Spannung gehalten werden. Bei Beginn des Schlafes vermindert sich diese latente Innervation; darum sinkt der Körper zusammen, vor allem der Kopf, weil es eine bedeutende Muskelanspannung erfordert, um ihn aufrecht zu halten. Die Anspannung des Willens muß demnach die latente Innervation aufs neue beleben und das ersetzen, was durch die körperliche Erschlaffung verloren zu gehen droht.

Schon dieses erste Phänomen, die Erschlaffung der Muskulatur, zeigt, daß die Thätigkeit nicht alleine der Muskeln, sondern auch die des Nervensystems während des Schlafes herabgesetzt wird. Dies gilt namentlich auch von den beiden wichtigsten Funktionen für das Leben, von der Atmung und der Herzthätigkeit. Die Atmung wird langsamer und tiefer; im wachen Zustande atmet man 18—20mal in der Minute, während des Schlafens nur 14—15mal. Die Herzthätigkeit sinkt ebenfalls herab und zwar um eine gleiche Anzahl von Schlägen für alle Lebensalter. Bei einem Kinde, das einen Puls von 100 Schlägen hat, sinkt letzterer auf 89 im Schlaf; bei einem Erwachsenen von 70 auf 60, also ebenfalls um 10. Auch andere Veränderungen beweisen die Herabsetzung der Thätigkeit des Organismus. Die während des Schlafes ausgeatmete Luft ist ärmer an Kohlensäure als die Ausatmungsluft des Tages, ein deutliches Zeichen des herabgesetzten Stoffwechsels. Da letzterer aber die Ursache der Körperwärme ist, so muß ein verminderter Stoffverbrauch auch eine verminderte Temperatur mit sich führen. Dementsprechend hat man auch gefunden, daß die Körpertemperatur des Nachts ungefähr um $^1/_2$ Grad sinkt; deshalb muß man den Körper durch Decken vor zu starker Abkühlung schützen.

Wie für die körperlichen Funktionen so ist der Schlaf auch für die seelischen ein Ruhezustand. Der Schlafende weiß nichts von dem, was um ihn her passiert, es sei denn, daß er durch einen starken Reiz der Sinne geweckt wird. In psychologischer Beziehung ist dies vielleicht das am meisten Charakteristische für den Schlaf — jedenfalls das am leichtesten Nachweisbare, — daß bei dem Schlafenden die Reize behufs Wahrnehmung stärker sein müssen als bei dem Wachen. Die Stärke des Reizes, welche eben genügt, um eine Empfindung auszulösen, nennt man gewöhnlich „die Reizschwelle". Daß es stärkerer Reize bedarf, um auf einen schlafenden Menschen einzuwirken, als auf einen wachen, läßt sich also auch so ausdrücken: „während des Schlafes ist die Reizschwelle erhöht." Infolgedessen ist unser Bewußtsein während des Schlafes für zahlreiche Eindrücke, die sonst Empfindungen bei uns auslösen würden, verschlossen; selbstverständlich trägt dies in hohem Maße dazu bei, die psychische Thätigkeit im Schlafe herabzusetzen.

Wenn man im täglichen Leben davon redet, daß der eine leicht, der andere tief schläft, so meint man nur damit, daß der erstere während des Schlafes leichter Reize von der Außenwelt aufnimmt und deshalb leichter zu wecken ist als der andere. Ein ähnlicher Unterschied läßt sich auch bei dem einzelnen Menschen während des Schlafes selbst nachweisen; man wird leichter am Morgen als in der Nacht aus seinem Schlafe geweckt. Also: je stärker der Reiz ist, dessen es bedarf, um uns zu wecken, desto tiefer ist der Schlaf. Auf Grund hiervon haben verschiedene Forscher der neueren Zeit, besonders Kohlschütter und Michelson, die Tiefe des Schlafes zu verschiedenen Zeiten zu messen gesucht. Aus praktischen Gründen hat man sich bei diesen Versuchen auf das Gehör beschränkt, da dasselbe der einzige Sinn ist, der im Schlafe noch einigermaßen zugänglich ist. Um nun die Stärke des Reizes, der das Erwachen gerade hervorruft, zu messen, muß man

Fig. 59.

Geräusche von verschiedener Stärke anwenden. Das erreicht man dadurch, daß man Kugeln von bestimmtem Gewicht aus einer bekannten Höhe auf eine feste Unterlage fallen läßt. Die Physik lehrt uns, daß die Stärke des Schalles dem Produkt aus dem Gewicht der Kugel und der Fallhöhe gleichkommt. Wird das Gewicht der Kugel in Gramm, die Fallhöhe in Centimetern angegeben, so kann die Stärke des Schalles in Grammcentimetern gemessen werden. Ergiebt sich also, daß ein Schall von bestimmter Stärke einen Menschen in einem bestimmten Augenblick wecken kann, so wird die Stärke desselben ein Maßstab für die Tiefe des Schlafes; oder mit anderen Worten, man hat die Tiefe des Schlafes in Grammcentimetern gefunden.

In obenstehender Figur 59 ist das Resultat einiger Messungen angegeben, die mit der größten Sorgfalt und unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln vom deutschen Arzte Michelson ausgeführt worden sind.

Die Kurven A und B rühren von zwei verschiedenen Personen her. Die Abschnitte auf der horizontalen Linie bezeichnen die Zeit, ausgedrückt in Stunden von Beginn des Schlafes an. Die senkrechte Linie giebt die Tiefe des Schlafes in tausenden von Grammcentimetern an. Die Kurve A, die den Schlaf eines normalen kräftigen Menschen darstellt, zeigt, daß der Schlaf in der ersten Viertelstunde oberflächlich ist, dann aber schnell an Tiefe zunimmt, so daß er schon nach Verlauf von einer Stunde seine größte Tiefe erreicht. In der nächsten Stunde nimmt er wieder stark ab und in den folgenden Stunden schwankt er mehrere Male auf und ab, indem er immer leichter wird und sich dem Wachzustande nähert. Dieselbe Kurve zeigt der Schlaf bei einer Reihe anderer normaler Menschen, die Michelson untersuchte. Die Kurve B dagegen, die von einem nervösen und überarbeiteten Menschen herrührt, zeigt, daß der Schlaf hier lange nicht so tief wird, die größte Tiefe erst nach dritthalb Stunden erreicht, gegen Morgen aber tiefer wird als bei dem normalen Menschen.

Diese interessanten Messungen lehren uns, wie unser Bewußtsein während des Schlafes sich äußeren Reizen gegenüber unter Umständen mehr oder weniger verschließt; es kann eines Schalles von 25000 grm-ctm Stärke bedürfen, um einen Menschen im tiefsten Schlaf zu wecken; derselbe Mensch würde wahrscheinlich im wachen Zustande ein Geräusch von $^1/_{100}$ grm-ctm wahrnehmen können. Während des tiefen Schlafes wird also die Wahrnehmung und damit (aus Gründen, die wir später besprechen werden) wahrscheinlich auch alles andere Bewußtseinsleben bis zu einem gewissen Grade aufgehoben sein. Es ruhen die psychischen und physischen Thätigkeiten. Man hat oft gemeint, daß Müdigkeit die eigentliche Ursache des Schlafes sei; wenn die Energie des Organismus erschöpft sei, trete der Schlaf ein, damit man während dieser Ruhe neue Spannkräfte sammeln könne. Indessen sprechen viele Erfahrungen gegen diese Annahme. Zunächst ist es bekannt, daß man sich durch eine interessante Beschäftigung leicht wach hält, selbst wenn man sich müde fühlt. Andererseits hat man beobachtet, daß Leute, die nicht gewohnt sind, sich mit ihren eigenen Gedanken zu beschäftigen, leicht in den Schlaf fallen, ohne müde zu sein, sobald äußere Reize, die sie wach halten, fehlen. Ferner werden die meisten Menschen nach einer anstrengenden und ermüdenden Arbeit nicht sofort einschlafen. Ist diese eine geistige Arbeit gewesen, so wird der Schlaf ausbleiben, weil die Gedankenthätigkeit nicht sofort stille steht; ist es eine körperliche Arbeit gewesen, so wird man wach gehalten durch das Gefühl der Müdigkeit, sowie durch die damit verbundene Unruhe im Körper. Endlich vermögen Gemütsbewegungen vielleicht mehr als irgend ein anderer seelischer Zustand den Eintritt des Schlafes zu verhindern. Wer hat nicht als Kind in froher Erwartung der Festlichkeiten des nächsten Tages stundenlang wach gelegen, um dann, wenn man endlich in den Schlaf gefallen war, jeden Augenblick wach zu werden und sich zu fragen, ob es nicht Zeit zum Aufstehen sei? Oder wessen Leben verstreicht so friedlich und glücklich, daß er nicht schon selber erfahren hätte, wie Kummer und Sorge den Schlaf vertreiben? Alles dieses zeigt, daß das Eintreten des Schlafes wesentlich von der psychischen Thätig-

keit eines Menschen abhängig ist; so lange diese vollständig frisch und rege ist, kann man an Schlaf nicht denken. Da dieselbe aber hauptsächlich auf der Konzentration der Aufmerksamkeit beruht, so ist die eigentliche Bedingung für das Eintreten des Schlafes in einer Erschlaffung der Aufmerksamkeit zu suchen. Dieses stimmt mit der bekannten Erfahrung überein, daß man leicht einschläft, wenn man sich hinlegt und den Gedanken freien Lauf läßt, d. h. ohne die Aufmerksamkeit auf etwas Bestimmtes zu konzentrieren. Ein solches Phantasieren, wo die Gedanken kommen und gehen, wie sie wollen, wird nicht mit Unrecht als „ein Träumen im wachen Zustande" bezeichnet; bei den meisten Menschen geht dieser Zustand leicht und unmerklich in den Schlaf über.

Wir können hier nicht weiter auf diesen Punkt eingehen, werden aber später sehen, daß das eigentümliche Gepräge des Seelenlebens während des Schlafes gerade von dieser Auffassung aus, daß die Ursache des Schlafes in einer Erschlaffung der Aufmerksamkeit zu suchen ist, leicht verständlich wird. Auch das früher erwähnte Phänomen, die Steigerung der Reizschwelle, läßt sich leicht durch Erschlaffung der Aufmerksamkeit erklären. Schon im Wachzustande kommen bestimmte sinnliche Reize um so weniger zum Bewußtsein, je weniger man die Aufmerksamkeit auf sie richtet. Wenn diese im Schlafe nun erschlafft und zuletzt während des tiefen Schlafes vollständig aufgehoben wird, vermögen Reize nur selten Empfindungen auszulösen, d. h. die Reizschwelle ist erhöht. Diese Steigerung der Reizschwelle findet nun während des Einschlafens wahrscheinlich nicht gleichmäßig und gleichzeitig für alle Sinne statt. Ein äußerer Reiz kann bekanntlich unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf sich ziehen; je zugänglicher ein Sinnesorgan für äußere Reize ist, desto leichter und häufiger wird es im allgemeinen auch Reize aufnehmen, und desto länger wird die Aufmerksamkeit sich auf diesem Gebiete wach halten. Die Erfahrung scheint auch thatsächlich zu lehren, daß die Aufmerksamkeit während des Einschlafens zuerst bei den Sinnen erschlafft, die sich am leichtesten von der Außenwelt abschließen, d. h. bei dem Geschmack, Geruch und Gesicht; diese fallen also zuerst in den Schlaf. Dann folgen wahrscheinlich der Tast- und Temperatursinn. Das Letzte, wovon wir vor dem Einschlafen noch eine Empfindung haben, ist die Lage unserer Glieder, sind endlich die Laute, die von der Außenwelt an unser Ohr dringen. Dieser letzte, schwache Rapport mit unserer Umgebung braucht indes nicht ganz verloren zu gehen; viele Menschen kennen sicher aus Erfahrung einen Halbschlaf, in dem wir uns genügend ausruhen, obgleich wir das meiste von dem hören, was um uns her passiert. Ja, ein solcher Schlaf kann, wie es scheint, sogar so „partiell" werden, daß der Schlafende nur für Reize z. B. eines Schalles von ganz bestimmter Art empfänglich bleibt. Allerdings ist es zweifelhaft, ob dieser Schlaf noch ein normaler und natürlicher Schlaf genannt werden darf; nur von letzterem aber reden wir hier.

Die Bedingungen für das Auftreten der Träume.

Das Bewußtseinsleben kann sich während des Schlafens in einer besonderen Form, dem Traume, fortsetzen. Viele Psychologen sind der Ansicht, daß diese Fortsetzung stets und ununterbrochen stattfindet, so daß man also die ganze Nacht hindurch beständig träumt, und daß nur die Erinnerung an die Träume mehr oder weniger verloren geht. Diese Anschauung stützt sich jedoch nur auf theoretische Betrachtungen und ist kaum haltbar, da alle Erfahrungen dafür sprechen, daß traumloser Schlaf sehr gut vorkommen kann, ja daß der tiefe Schlaf wahrscheinlich stets traumlos ist. Ein entscheidender Beweis kann hierfür allerdings nicht geliefert werden, da man kein unzweideutiges Erkennungszeichen dafür hat, ob unter gewissen Umständen ein Bewußtsein vorhanden ist oder nicht. Wir wollen jetzt in Kürze die Gründe, die für und wider einen traumlosen Schlaf sprechen, darlegen, da von hier aus auch besonderes Licht auf unser Problem, die Frage nach den Bedingungen für das Entstehen der Träume, fallen wird.

Das einzige äußere Erkennungszeichen dafür, ob ein Wesen beseelt ist, sind seine Handlungen. Sehen wir, daß ein Wesen unter bestimmten äußeren Verhältnissen sich ähnlich benimmt, wie wir uns unter denselben Verhältnissen benehmen würden, so vermuten wir mit Recht, daß dieses Wesen von ähnlichen Vorstellungen und Gefühlen geleitet wird, wie wir sie haben. Deshalb nehmen wir an, daß wenigstens alle höheren Tiere beseelt sind und Bewußtseinszustände haben, die mehr oder weniger mit den unsrigen übereinstimmen. Weil wir aber von gewissen Handlungen auf die ihnen zu Grunde liegenden Bewußtseinszustände schließen können, so gilt darum noch nicht die Umkehrung des Satzes, d. h. daraus, daß die betreffenden Handlungen fehlen, dürfen wir noch nicht den Schluß ziehen, daß kein Bewußtsein vorhanden ist. Ein Hund, der mit dem indianischen Pfeilgift Curare vergiftet ist, kann aufs fürchterlichste gequält werden, ohne daß er durch Heulen oder Bewegungen seinen Schmerz zu erkennen giebt. Und doch leidet er. Das Gift hat nur seine willkürlichen Muskeln gelähmt; das Tier heult nicht und flieht nicht, weil es keine Herrschaft über seine Muskeln hat. Es können also auch starke Gefühle vorhanden sein, ohne daß dieses sich in Handlungen offenbart.

Bei dem Menschen haben wir noch ein anderes Mittel zur Beurteilung der Frage, ob in einem gegebenen Augenblick Bewußtsein vorhanden gewesen ist, nämlich die Erinnerung an das Erlebte. Aber dies ist auch nicht untrüglich. Man kennt Fälle von „Doppelbewußtsein“, wo das Individuum für kürzere oder längere Zeit ein ganz anderes „Ich“ mit einem ganz anderen Charakter, mit anderen Gaben und Neigungen wird. In diesem Zustande, der sogar Monate hindurch anhalten kann, tritt das Individuum ebenso vernünftig auf wie jeder andere Mensch; wenn aber der Anfall vorüber ist und das alte „Ich“ zurückkehrt, ist jede Spur von Erinnerung an das Geschehene erloschen.

Getroffene Verabredungen, abgeschlossene Geschäfte und andere Handlungen sind vergessen. Wir lernen hieraus, daß das Fehlen der Erinnerung keineswegs auch das Fehlen des Bewußtseins zu einer gegebenen Zeit beweist.

In Bezug auf unsere Frage, ob wir stets, selbst im tiefsten Schlaf, träumen, scheint nun zunächst der Zustand des tief schlafenden Menschen selbst dagegen zu sprechen; er liegt absolut ruhig da, ohne das geringste Zeichen von Bewußtsein von sich zu geben. Immerhin ist es trotzdem möglich, daß er träumt; obwohl seine Muskeln gelähmt sind, könnte doch eine lebhafte psychische Thätigkeit ohne äußeres sichtbares Zeichen vorhanden sein. Wahrscheinlich ist dieses aber nicht. Denn einerseits vermögen doch genügend starke Reize Bewegungen bei dem Schlafenden hervorzurufen; andererseits hat der letztere, wenn er im tiefen Schlafe plötzlich geweckt wird, nie auch nur eine Spur von einer Erinnerung an einen Traum. Der deutsche Psychologe Weygandt, der viel träumt und seine Träume leicht erinnert, hat darauf bezügliche Versuche mit sich anstellen lassen, aber nie eine Spur von einem Traume finden können, wenn er plötzlich aus dem tiefen Schlafe geweckt wurde. Er nimmt deshalb an, daß man im tiefsten Schlafe nicht träumt.

Man hat sich dann bemüht, dadurch tiefer in die Sache einzudringen, daß man untersuchte, ob bei den verschiedenen Menschen ein bestimmtes Verhältnis zwischen der Häufigkeit der Träume und der Tiefe des Schlafes besteht. Vor einigen Jahren sandte ein junger Psychologe Heerwagen ein Schema mit verschiedenen Fragen hierüber in die Welt und erhielt Antwort von über 400 Personen, die größtenteils den studierenden Kreisen in Deutschland angehörten, deren Angaben also doch einen gewissen Anspruch auf Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit machen durften. Auf Grund von diesem Material stellte Heerwagen eine Reihe interessanter Sätze auf, von denen folgende für uns von Bedeutung sind:

Je leichter der Schlaf ist, desto häufiger sind auch die Träume.

Frauen haben im allgemeinen einen viel leichteren Schlaf als Männer, und sie träumen auch viel mehr.

Die Klarheit der Träume ist am größten bei den Frauen und im ganzen genommen am größten bei denen, die häufig träumen.

Je häufiger man träumt, desto leichter erinnert man den Traum.

Danach haben also die Menschen, die leicht schlafen, häufigere und lebhaftere Träume als die, welche fest schlafen. Ist dies richtig, so darf man annehmen, daß dies auch für den einzelnen Menschen gilt, d. h., daß der Traum also vornehmlich während des leichten Schlafes entsteht, gleich nach dem Einschlafen am Abend oder vor dem Erwachen am Morgen. Dieses würde uns dann wieder zu dem Schluß führen, daß der tiefste Schlaf wahrscheinlich traumlos ist.

Eine andere Frage ist nun die, ob auch die Perioden des leichten Schlafes, die bei jedem Menschen vorkommen, (vrgl. Fig. S. 391) traumlos sein können. Viele Menschen behaupten allerdings, daß sie nie träumen. Doch erscheint das etwas zweifelhaft; wie schon oben erwähnt, ist die Thatsache, daß man einen Traum nicht mehr erinnert, keineswegs ein Beweis für die Behauptung, daß man faktisch nichts geträumt hat.

Fast alle Psychologen, die das Traumleben näher studiert haben, sind sich darin einig, daß das Erinnern der Träume in hohem Maße von der Uebung und von dem Interesse für die Sache abhängig ist.

Dieses habe ich an mir selber erfahren. Als ich vor einigen Jahren in meinen Ferien mich mit dem Traumleben zu beschäftigen anfing, bildete ich mir ein, daß ich so gut wie nie träumte. Ich nahm mir aber vor, jeden Morgen beim Erwachen meine Aufmerksamkeit sofort auf meinen etwaigen Traum zu richten und entdeckte da, daß ich wahrscheinlich jeden Morgen träumte. Bisweilen erinnerte ich den Traum selbst, bisweilen nur, daß ich geträumt hatte. Alles, was ich erinnerte, wurde gleich aufgezeichnet. Ich machte dabei manche interessante Beobachtungen über den Zusammenhang der Träume mit dem Wachbewußtsein, worauf wir später zurückkommen werden.

Den Erfolg dieses Vorgehens schreibe ich wesentlich dem Umstande zu, daß ich in jener Ferienzeit nichts weiter zu thun und an nichts weiter zu denken hatte. Als ich nach den Ferien meine Berufsthätigkeit wieder aufnahm, wurde die Erinnerung an die Träume wieder seltener, weil der Gedanke an die tägliche Arbeit die Aufmerksamkeit gleich nach dem Erwachen auf sich zog. Indes geschieht es doch noch häufig, daß ein einzelnes Wort oder eine Begebenheit im Laufe des Tages die Erinnerung an einen Traum, von dem ich morgens keine Erinnerung mehr hatte, wieder wachruft. Da ähnliche Beobachtungen von verschiedenen Psychologen gemacht sind, so sehe ich folgendes für höchst wahrscheinlich an:

Uns träumt stets in dem leichten Schlafe, der dem Erwachen unmittelbar vorausgeht; aber es kann uns die Erinnerung daran verloren gehen, weil die Aufmerksamkeit nicht gleich bei dem Erwachen auf den Traum gerichtet, sondern von andern Vorstellungen gefesselt wird.

Von dieser Annahme aus verstehen wir auch Heerwagens einen Satz, nach dem der Schlaf im zunehmenden Alter leichter, die Träume aber seltener werden sollen. Dieses widerspricht offenbar dem anderen Satze, daß ein leichter Schlaf auch häufigere Träume mit sich bringt, und ist auch wohl kaum richtig. Im reiferen Alter mag man die Träume leichter vergessen, weil die ernste Arbeit des Tages die Aufmerksamkeit sofort nach dem Erwachen in Anspruch nimmt; die Häufigkeit der Träume aber dürfte dieselbe wie in jüngeren Jahren sein.

Was nun Weygandts oben erwähntes Resultat, daß man im tiefen Schlaf nicht träumt, betrifft, so ließe sich dagegen einwenden, daß das Erinnern des Traumes ja wesentlich davon abhängt, ob die Aufmerksamkeit sofort nach dem Erwachen auf denselben gerichtet wird oder nicht. Wenn ein Mensch aus seinem tiefsten Schlafe geweckt wird, so wird er unzweifel-

haft sich zunächst auf die Ursache der plötzlichen Störung besinnen; damit geht aber die Möglichkeit, den Traum zu erinnern, auch sofort verloren. Etwas anders aber liegt die Sache doch, wenn derartige Versuche von einem Psychologen immer wieder angestellt werden. Die ersten Male mag er vielleicht verwirrt sein; aber er wird doch sehr bald lernen, sich gleich bei dem Erwachen über die Situation klar zu werden und seine Aufmerksamkeit sofort auf seine Träume zu konzentrieren. Wenn aber Weygandt es nie hat erinnern können, im tiefen Schlaf geträumt zu haben, so scheint dies doch eine Stütze für die Annahme zu sein, daß *selbst die Menschen, die häufig und lebhaft träumen, im tiefen Schlaf keine Träume haben.*

Der allgemeine Charakter der Träume.

Bevor wir die Frage nach den Ursachen der Träume erwägen, wollen wir erst über ihren allgemeinen Charakter klar werden.

Allerdings könnte es als ein ziemlich erfolgloses Unternehmen erscheinen, etwas für die Träume allgemein Gültiges und Gemeinsames suchen zu wollen; denn auf den ersten Blick scheint es kaum etwas Verworreneres und Ungesetzmäßigeres zu geben als das Traumleben. Noch vor einem halben Jahrhundert pflegten die Psychologen den Traum als einen „polaren Gegensatz“ zum wachen Bewußtsein zu bezeichnen; sie wollten damit sagen, daß für die Träume nicht die Gesetze gültig sind, die für das wache Bewußtsein herrschen. Dies ist jedoch falsch. Die moderne Psychologie verdankt ihre großen Fortschritte wesentlich der Annahme, daß dieselben Gesetze, welche für das normale Bewußtsein gelten, auch für alle anderen Zustände gültig sind, selbst dann, wenn letztere scheinbar noch so sehr abweichen. Nur dadurch hat man ein Verständnis für die vielen abnormen Zustände bekommen; und indem letztere unter dieselben Gesetze, die für die normalen Zustände aufgestellt sind, eingereiht sind, haben sie wiederum neues Licht auf die normalen psychischen Vorgänge geworfen. Dasselbe gilt auch vom Traum; er wird nur verstanden, wenn man in der Voraussetzung an die Untersuchung geht, daß die allgemeinen psychologischen Gesetze auch hier Gültigkeit haben.

Daß die Vorstellungen im Traume *denselben Gesetzen wie im Wachbewußtsein unterworfen sind*, geht deutlich auch daraus hervor, daß es keine scharfe Grenze zwischen dem Traume und dem wachen Zustande giebt. Setzt man sich mit geschlossenen Augen hin und läßt seinen Gedanken freien Lauf, so befindet man sich schon in einem Zustand, der durch das Planlose und Unstäte in der Kette der Vorstellungen dem Traumleben sehr ähnlich ist. Dieser Zustand unterscheidet sich vom klaren präzisen Denken dadurch, daß die Aufmerksamkeit nicht auf Vorstellungen, die ein bestimmtes Ziel vor Augen haben, konzentriert wird. Die Aufmerksamkeit ist hier schon etwas erschlafft; überläßt man sich noch mehr seinen Phanta-

sieen, so werden die Vorstellungen immer schneller abwechseln, je mehr die Aufmerksamkeit erlahmt. Gleichzeitig steigt die Reizschwelle für äußere Reize, und reißt man sich nicht durch energische Anstrengung aus diesem Zustande heraus, so kann er, ohne daß man es merkt, in einen wirklichen Traum übergehen, indem man einschläft. Es findet also ein gleichmäßiger, allmählicher Uebergang von dem klaren Denken zu den wilden Phantasieen des Traumlebens statt. Daraus ergiebt sich, daß der Traum vom Wachbewußtsein nicht absolut verschieden sein kann. Wir sehen denn auch, daß die mannigfachen Uebergangsformen wesentlich auf einer beständig zunehmenden Erschlaffung der Aufmerksamkeit beruhen. Hieraus kann man alle charakteristischen Phänomene eines Traumes ableiten.

Zunächst wollen wir die Vorgänge in unserem Bewußtsein, die stattfinden, wenn wir über eine Sache nachdenken oder uns ein Zukunftsbild ausmalen, zerlegen. Wir sehen da zwei verschiedene psychische Thätigkeiten stets ineinander greifen. Jede Vorstellung ruft zahlreiche andere, mit denen sie früher im Bewußtsein verbunden gewesen ist, hervor. Unter diesen auftauchenden Vorstellungen erfolgt nun eine Auswahl, indem die Aufmerksamkeit sich auf diejenige, welche am besten zum gewünschten Ziele zu führen scheint, konzentriert. Diese Vorstellung reproduziert dann wieder neue, unter denen wiederum eine einzelne durch Konzentration der Aufmerksamkeit ausgewählt wird; und so geht es weiter, bis das Ziel erreicht ist. Während also das Auftauchen der Vorstellungen nach dem Assoziationsgesetz erfolgt, wird die Auswahl und damit der Verlauf der Vorstellungen von der Aufmerksamkeit gelenkt, die nach und nach auf verschiedenen Vorstellungen konzentriert wird. Es ist nun leicht zu verstehen, daß, je mehr die Aufmerksamkeit erschlafft, desto weniger auch die Vorstellungsreihe von ihr geleitet und beherrscht wird, und wenn die Aufmerksamkeit vollständig aufgehoben ist, wie im Schlafe, so wird das Kommen und Gehen der Vorstellungen ausschließlich durch das Assoziationsgesetz bestimmt.

Ich wähle ein einzelnes Beispiel unter den von mir aufgezeichneten Träumen aus, um die Bedeutung des Assoziationsgesetzes für die Träume zu illustrieren. Mir träumte, daß ich in einem Eisenbahncoupé mit einem Verwandten saß; dieser erzählte, daß er bei einem Radfahrerwettrennen zugegen gewesen sei, und daß einer der Teilnehmer am Rennen sich verletzt habe. Ich sah einen Radfahrer, der sein Rad auf einen Omnibus mithinaufnahm; aber dasselbe fiel ihm aus den Händen und verletzte sein Bein. Die Anwesenden meinten, das Bein sei gebrochen, aber der Mann ging gleich darauf seiner Wege. Ich aß gemeinschaftlich mit dem Arzte K., der sehr böse darüber war, daß ich einige eingemachte Zwiebeln, die er gerne aß, genommen hatte, während ich sie nicht mochte und nur durch ein Versehen auf meinen Teller gelegt hatte. — Hier wachte ich auf.

Dieser Traum ist offenbar so verworren, daß er für andere ganz unverständlich ist; und doch ist auch hier die Reihenfolge der Vorstellungen lediglich durch natürliche Assoziationen bedingt. Die Geschichte vom Radfahrer, der nach dem Rennen sich verletzte, hatte ich am Abende vorher im Eisenbahncoupé im Halbschlaf gehört. Sie weckte die Erinnerung an eine Begebenheit, die ich vor etwa vier Wochen erlebt hatte, wo ein Mann

ein Rad auf einen Wagen zu packen versuchte; das Rad fiel auf sein Bein, aber weder er noch seine Maschine litten Schaden. Die Vorstellung von dem verletzten Bein, das gleich gesund ist, hat die Gedanken auf den Arzt gelenkt, der wegen seiner wunderbaren Beinkuren bekannt war; die eingemachten Zwiebeln sind wirklich seine Lieblingsspeise. Die eine Vorstellung hat so nur andere mit ihr assoziierte Vorstellungen ausgelöst; man sieht, daß das Verworrene in unseren Träumen ein ganz natürliches Resultat davon ist, daß die meisten Vorstellungen im Laufe der Zeit mannigfache Assoziationen gebildet haben.

Der scheinbar gesetzlose Charakter der Träume erweist sich somit nur als eine Folge einer derartigen Erschlaffung der Aufmerksamkeit, daß das Assoziationsgesetz ganz allein den Verlauf der Vorstellungen beherrscht. Dazu kommt aber noch ein zweiter Umstand, die Steigerung der Reizschwelle für die zahlreichen, fortwährend vom Organismus ausgehenden Empfindungen, die den festen Kern in unserer Vorstellung vom „Ich“, in unserem Ichbewußtsein, ausmachen. Diese Steigerung ist ja, wie oben ausgeführt, ebenfalls eine Folge der Erschlaffung der Aufmerksamkeit. Weil aber die Reizschwelle für jene Empfindungen gesteigert ist, so erlischt damit auch das Ichbewußtsein im tiefen Schlaf. Das ist aber bekanntlich eines der am meisten charakteristischen Phänomene des Traumes, daß der Schlafende gar kein Bewußtsein von seiner eigenen Lage hat, sondern sich in verschiedenen Situationen auftreten und handeln sieht, ganz als ob er eine andere Person sei. Aber dies Traum-Ich ist auch nur ein Gesichtsbild wie die meisten anderen Traumbilder eines normalen Menschen. Ganz ohne Einfluß sind darum die Empfindungen des Organismus jedoch nicht; besonders im leichten Schlafe kurz vor dem Erwachen können sie mithineinspielen in die Träume und diese beeinflussen.

So träumte mir einmal, daß ich mich an einem sehr steilen Abhange befände, von dem ich nicht fortkommen konnte, weil eine Menge Menschen mir beständig den Weg versperrten. Ich versuchte an verschiedenen Stellen hinabzugelangen, aber vergebens. Als ich erwachte, bemerkte ich, daß ich im Schlafe eine schräge Lage mit hochgezogenen Beinen eingenommen hatte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß jener Traum durch die Empfindung der unsicheren Gleichgewichtslage meiner Beine hervorgerufen wurde.

Eben vor dem Erwachen kann es sogar passieren, daß man das Bewußtsein von der jeweilig eingenommenen Körperlage bekommt und sich doch gleichzeitig im Traum in einer ganz anderen Situation sieht. Hier ist also eine Doppelheit vorhanden, das wirkliche Ichbewußtsein dämmert schon, während das Traum-Ich noch an den wilden Erlebnissen des Traumes beteiligt ist. Selbstverständlich haben alle diese eigentümlichen Verhältnisse des Ichs im Traume zu vielen abergläubischen Vorstellungen Anlaß gegeben.

Was die Dauer der Träume betrifft, so sind die meisten Forscher sich darin einig, daß selbst unsere längsten und inhaltsreichsten Träume selten längere Zeit als wenige Minuten währen. Ja es ist bekannt, daß ein Traum noch schneller verlaufen kann.

Ich habe einmal Gelegenheit gehabt zu konstatieren, daß ein langer Traum weniger als fünf Sekunden dauerte, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß ein Traum durch einen äußeren Reiz, der auch zugleich das Erwachen herbeiführt, hervorgerufen wird. Mehrere Träume dieser Art sind mir mitgeteilt worden; einer der interessantesten ist gewiß folgender: Ein Gutsbesitzer war bei dem Lesen eines Buches in seinem Bette eingeschlafen. Es träumte ihm nun, daß ein Bandit mit einem Gewehr sich durch die Thür einschliche und dasselbe auf ihn richtete. Er hörte den Schuß fallen, fuhr in demselben Moment auf und hörte die Lampe, die an seiner Seite auf dem Nachttischchen brannte, mit einem Knalle explodieren, während das brennende Petroleum sich über den Fußboden ergoß. Offenbar hat der Knall der explodierenden Lampe den Schlafenden geweckt; aber obgleich es nur den Bruchteil einer Sekunde erfordert, ehe er zum Bewußtsein kommt und die Lampe explodieren sieht, hat er doch noch Zeit, die ganze Episode vom Banditen zu träumen. Radestock berichtet von einem anderen charakteristischen Traume, den ein Franzose, Mauchart, gehabt haben soll. „Ich war krank und lag zu Bett; meine Mutter saß neben mir. Mir träumte von der Revolutionszeit; ich war zugegen bei den blutigen Mordscenen, wurde vor das Revolutionstribunal geladen, sah Robespierre, Marat, Fouchier-Tinville und alle die anderen, die sich einen Namen in der schrecklichen Zeit erworben hatten; ich diskutierte mit ihnen und wurde endlich nach einer Reihe von Ereignissen, die ich nicht mehr deutlich erinnern kann, zum Tode verurteilt. Angesichts einer ungeheuren Menschenmenge wurde ich auf der Karre nach dem Revolutionsplatze geführt, bestieg das Schafott und wurde vom Scharfrichter an das Brett gebunden; das Beil fiel, und ich fühlte wie mein Kopf vom Körper getrennt wurde. Hierbei erwachte ich in der furchtbarsten Angst und fand, daß eine Stange des Himmelbettes sich abgelöst und mich im Nacken wie ein Fallbeil getroffen hatte. Meine Mutter versicherte, daß dies in demselben Augenblick geschehen sei, wo ich erwachte.“ Offenbar hat auch hier die Empfindung des äußeren Reizes den ganzen Traum hervorgerufen; folglich muß derselbe in den wenigen Augenblicken gedauert haben, die das Erwachen erfordert.

Demnach wird das Erwachen also oft durch einen Reiz herbeigeführt, der als das letzte und entscheidende Moment in einem Traum erscheint; ja wir können ruhig sagen, daß *derselbe Reiz sowohl den Traum als das Erwachen* hervorruft. Aber wie ist dies möglich? Hier sind offenbar zwei Probleme zu lösen. Erstens: wie kann dieselbe Empfindung sowohl der Anfang als der Schluß eines Traumes sein, ihn auslösen und zugleich das letzte Glied in der Kette der Traumbilder bilden? Und zweitens: wie kann eine lange Vorstellungsreihe in der kurzen Zeit zwischen dem Auftreten des Reizes und dem Erwachen sich abspielen? Bei der Beantwortung dieser Fragen wird auch Licht auf verschiedene andere interessante Punkte fallen.

Zunächst ist es bekannt, daß eine Empfindung unter gewissen Umständen ziemlich viel Zeit gebraucht, ehe sie mir klar zum Bewußtsein kommt. Gehe ich z. B. in Gedanken vertieft die Straße hinab, kann es passieren, daß ich an einem Menschen vorübergehe, den ich ganz gut sehe; aber erst kurz nachher wird es mir klar, daß es ein guter Bekannter war. Die Aufmerksamkeit war hier auf andere Dinge gerichtet, deshalb bekam ich nur den allgemeinen Eindruck von einem Menschen; sobald ich nun aber meine Aufmerksamkeit auf diesen Eindruck richte, so wird der betreffende Mensch meinem Be-

wußtsein klar, d. h. wiedererkannt von mir. Ganz ebenso geht es sicherlich im Schlafe vor sich, wo die Aufmerksamkeit nicht etwa auf andere Dinge gerichtet, sondern ganz erschlafft ist. Ein äußerer Reiz ruft deshalb im ersten Moment nur eine ganz unklare Empfindung, die nach dem Assoziationsgesetze gleich andere Bilder weckt, also einen Traum auslöst, hervor. Ist aber der Reiz hinreichend stark gewesen, wird er auch die Veränderungen mit sich führen, die während des Erwachens vor sich gehen, und diese bestehen, psychologisch betrachtet, hauptsächlich darin, daß die durch den Reiz ausgelöste Empfindung die Aufmerksamkeit auf sich zieht. In dem Augenblicke, wo die Aufmerksamkeit vollständig auf diese Empfindung konzentriert ist, ist der Schlaf vorbei. So weckt die erste unklare Empfindung in Mauchарts Traum die Vorstellung von der Hinrichtung; damit wird der Schlafende in die große französische Revolution versetzt, und diese Vorstellung löst dann die anderen Bilder aus. Gleichzeitig erfolgt das Erwachen; und in dem Augenblick, wo die Empfindung dem Bewußtsein ganz klar ist, tritt das letzte Traumbild, der Fall des Beiles auf, und der Mensch erwacht. So erklärt es sich, daß dieselbe Empfindung sowohl der Anfang als der Schluß eines Traumes sein kann, weil jede Konzentration der Aufmerksamkeit Zeit erfordert und demnach zwischen der dunklen Empfindung des Schlafenden und der klaren Empfindung des Erwachenden ein gewisser Zeitraum liegen muß. Die Dauer dieses Zeitraumes ist natürlich sehr verschieden je nach der Tiefe des Schlafes und nach der Stärke des Reizes, aber es handelt sich doch immer nur um wenige Sekunden.

Wie ist es aber möglich, daß ein langer Traum in so kurzer Zeit verläuft? Dies liegt daran, daß die Traumbilder bei allen normalen, d. h. hier allen sehenden Menschen fast ausschließlich Gesichtsbilder sind. Alles, was wir in den Träumen erleben, zieht an unserem Auge wie eine Malerei vorüber; oft treten allerdings auch redende Personen im Traume auf, infolgedessen dann Gehörsvorstellungen reproduziert werden. Eine Malerei kann eine ganze Reihe von Scenen darstellen; ebenso enthält ein einzelnes Traumbild oft auch eine Menge kleiner Ereignisse, die um eine Hauptperson herum gruppiert sind. Nun wechseln diese Bilder ausschließlich nach dem Assoziationsgesetze; es fehlt da die Aufmerksamkeit, die bei dem einzelnen Bilde verweilt und es festhält. Die psychophysischen Messungen haben aber festgestellt, daß die Reproduktion fest assoziierter Vorstellungen nur ungefähr $^1/_5$ Sekunde Zeit erfordert. Also kann ein Dutzend von Bildern in wenigen Sekunden im Traumbewußtsein abwechseln; das aber genügt für einen langen Traum. Im obigen Beispiel ist der ganze Traum mit wenigen Straßentumulten, einigen Bildern aus dem Gerichtssaale, dem Wege zum Schafott und dem Schlußtableau abgeschlossen; aber diese Bilder ziehen leicht in anderthalb Sekunden vor dem Traumbewußtsein vorüber. Ebensowenig wie der ange-

führte Traum enthalten andere ähnliche Träume etwas, das nach dem jetzigen Standpunkt der Psychologie unverständlich wäre.

Außer den durch den Gehörs- und Gesichtssinn ausgelösten Vorstellungen treten oft auch Bewegungsvorstellungen in unsern Träumen auf. Der Träumende „redet“ dann „im Schlafe“ oder er „nachtwandelt“ auch. Das erstere ist etwas ganz gewöhnliches, das letztere dagegen scheint bei normalen Menschen äußerst selten vorzukommen. An und für sich sind die Vorgänge in den motorischen Zentren des Gehirns, welche diese Erscheinungen während des Schlafes herbeiführen, nicht wunderbarer als die Art und Weise, wie die Traumbilder überhaupt entstehen. Aber die sogenannten „motorischen Träume“, d. h. das Reden und das Wandeln im Schlafe, bieten doch eine ganze Reihe von Phänomenen dar, die sich in den gewöhnlichen Träumen nicht zeigen. Da dieselben große Bedeutung für den Aberglauben gehabt haben, müssen wir sie in einem besonderen Abschnitte behandeln.

Noch ein Punkt bedarf der Besprechung. So unnatürlich und sinnlos ein Traum uns nach dem Erwachen auch erscheint, so kommt er uns während des Träumens selbst doch als ganz natürlich und vernünftig vor. Der Traum ist mit anderen Worten stets ebensogut eine Wirklichkeit für uns wie unsere klarsten Beobachtungen im wachen Zustande; die Traumbilder sind Halluzinationen. Zur Erklärung hat man auf den Zustand des Gehirns während des Schlafes, ferner auf andere Umstände, z. B. daß längeres Fasten besonders lebhafte Träume hervorruft, hingewiesen. Doch giebt es eine einfachere, näher liegende Erklärung. Wenn ich in meinem Zimmer sitze und die Erinnerung an ferne Gegenden und Reiseerlebnisse wachrufe, so weiß ich sehr gut, daß diese Bilder nur Erinnerungen und keine wirklichen Erlebnisse sind; denn sie stehen mit allen augenblicklichen sinnlichen Wahrnehmungen in Widerspruch. Die wohlbekannten vier Wände meines Zimmers, die Stimmen und Geräusche, die von benachbarten Räumen oder von der Straße her an mein Ohr dringen, zeigen mir, wo ich wirklich bin. Ueber die Bilder der sonnenbeschienenen Landschaften und der schneebedeckten Bergspitzen, die gleichzeitig an meinem Bewußtsein vorüberziehen, bin ich Herr; ich kann sie wechseln lassen, wie ich will, und das lehrt mich, daß es keine sinnlichen Wahrnehmungen, sondern nur Erinnerungen sind. Nehmen wir aber nun einmal an, daß ich für einen Augenblick jede Empfänglichkeit für Reize von der Außenwelt verlöre und nicht mehr Herr über meine Aufmerksamkeit wäre, so daß ich die Erinnerungsbilder gehen und kommen lassen müßte, wie sie wollten: würde ich sie auch in diesem Falle von der Wirklichkeit unterscheiden? Offenbar nicht, denn die Erinnerungsbilder sind nun die mich beherrschenden Vorstellungen geworden, über die ich keine Gewalt mehr habe; es existiert gegenwärtig für mich keine andere Welt, mit der sie in Widerspruch stehen könnten. Folglich müssen diese Vorstellungen als wirkliche Erlebnisse von mir empfunden werden. Dieser eben geschilderte Zustand ist aber gerade der Schlaf,

in dem das Wahrnehmungsvermögen und die Aufmerksamkeit aufgehoben sind. Es leuchtet demnach ein, daß die Traumbilder, die nach ihren eigenen Gesetzen gehen und kommen, und die mit keiner anderen Wirklichkeit verglichen werden können, dem Träumenden als wahre Erlebnisse vor Augen stehen müssen.

Daß diese Erklärung von dem halluzinatorischen Charakter der Traumbilder richtig ist, kann auf Grund einer bekannten Erfahrung leicht nachgewiesen werden. Wenn man im wachen Zustande eine Halluzination hat, d. h. ein Erinnerungsbild, das für eine sinnliche Wahrnehmung gehalten wird, so muß dieses Bild von ganz ungewöhnlicher Stärke sein. Man hat nun geglaubt, daß die Traumbilder auch eine bedeutende Intensität haben und gerade deshalb für Wirklichkeit gehalten werden; aber dies ist wahrscheinlich nicht der Fall. Es ist bekannt, daß die Empfindungen, die sich mit unseren Träumen verflechten, meist in unglaublichem Maße überschätzt werden.

So träumte mir eines Nachts, daß ich auf einem Operationstische lag; eine lange Nadel wurde in meinen Arm gestoßen, durch eine ungeschickte Bewegung aber wieder herausgerissen, so daß ein großer Teil des Armes verletzt wurde. Der Schmerz hiervon war so lebhaft, daß ich erwachte und mich einer Ohnmacht nahe fühlte. Eine Untersuchung des Armes ergab, daß er an einigen Stellen einen unbedeutenden Druck von Holzwerk des Schlafsofas erhalten hatte.

Eine solche Ueberschätzung, die ja ganz gewöhnlich ist, zeigt deutlich, daß die wirklichen Empfindungen, die auf das Traumbewußtsein einwirken, viel stärker sind als die anderen Traumbilder; sie beherrschen den ganzen Traum und werden weit ernster und schwerer aufgefaßt, als wie sie wirklich sind.

In einzelnen besonderen Fällen können die Traumbilder selbst einige Zeit nach dem Erwachen noch das Gepräge der vollen Wirklichkeit beibehalten. Ich bin wiederholt mit der festen Ueberzeugung aufgewacht, eine Entdeckung von weittragender Bedeutung gemacht zu haben. Ich weiß z. B. ganz genau, wie ich es machen soll, um zu fliegen: nur einige bestimmte Bewegungen mit den Armen und Beinen, so geht es aufwärts: ich habe dieses Kunststück ja erst vor wenigen Minuten auf der Straße ausgeführt. Leider wird es mir allmählich klar, daß diese oder eine andere wertvolle Entdeckung nur ein ungewöhnlich lebhaftes Traumbild gewesen ist.

Die Ursachen der Träume.

Wir haben im Vorhergehenden gesehen, daß es keine scharfe Grenze zwischen dem wachen Zustande und dem Schlafe giebt, d. h. der Schlaf tritt allmählich und unmerklich ein. Daraus folgt — und die Erfahrung scheint es zu bestätigen —, daß die Vorstellungsreihe, die im wachen Zustande begonnen hat, im Schlafe fortgesetzt werden kann. Da diese Fortsetzung durch das Assoziationsgesetz bedingt ist, indem die eine Vorstellung die andere auslöst, so hat man solche Träume Assoziationsträume genannt. Ist aber

die Annahme, daß wir im tiefen Schlafe nicht träumen, richtig, so müssen diese Assoziationsträume aufhören, wenn der Schlaf hinreichend tief geworden ist. Demnach müssen die Träume, die gegen Morgen, wenn der Schlaf wiederum leicht wird, auftreten, eine andere Ursache haben. Durch sorgfältige Untersuchung einer Menge von Träumen haben nun Weygandt und andere Forscher nachgewiesen, daß diese Träume durch Nervenreize ausgelöst werden. Man hat sie deshalb Reizträume genannt. Da die Reizschwelle für unsere Sinnesorgane während des Schlafens sehr hoch liegt, so können nur wenige Empfindungen sich geltend machen, am ehesten wahrscheinlich Druck- und Temperaturempfindungen, späterhin, gegen Morgen, auch noch Gehörs- und Gesichtsempfindungen. Aber in weit größerem Umfange üben Zustände des Organismus selbst einen Einfluß auf das Gehirn aus, z. B. die freie oder gehemmte Atmung, die Blutzirkulation, die chemischen Veränderungen des Blutes, die Zustände der Muskeln, die Lage des Körpers, Hunger und Durst, Harndrang, alle krankhaften Zustände u. s. w. Sie wirken auf das Gehirn ein und lösen den Traum aus, so daß derselbe von einem dieser Reize seinen Ausgangspunkt nimmt; dann können aber andere Reize hinzutreten und den Verlauf des Traumes ändern — offenbar eine weitere Ursache für den wilden und unregelmäßigen Charakter der Träume.

Selbstverständlich kann man keineswegs in jedem einzelnen Falle die eigentliche Ursache eines bestimmten Traumes nachweisen. Von vielen Träumen bleibt uns wahrscheinlich nur der Schluß in Erinnerung; wir können also nicht einmal die Vorstellungsreihe bis zu dem Nervenreiz, der den Traum hervorgerufen hat, zurückverfolgen. Aber auch wenn der ganze Traum uns gegenwärtig ist, wird es doch oft unmöglich sein, die erste Ursache desselben, die etwa in einem flüchtigen Schmerz, in einer zufälligen Körperlage bestand, nachzuweisen, da der betreffende Nervenreiz beim Erwachen oft schon verschwunden ist. In solchen Fällen hat es dann den Anschein, als sei der Traum ohne besondere Veranlassung zustande gekommen.

Da man annehmen darf, daß jeder Nervenreiz stets dieselbe Empfindung hervorruft — gleichviel, ob der Mensch schläft oder wacht, — so muß ein häufig wiederkehrender Nervenreiz auch sehr leicht denselben Traum auslösen. Es ist ja auch hinreichend bekannt, daß jeder Mensch gewisse Träume hat, die mit kleinen Veränderungen von Zeit zu Zeit immer wieder auftauchen. Aber nicht nur das: der gleiche Nervenreiz muß auch bei verschiedenen Menschen gleichartige Träume hervorrufen. Der Inhalt derselben kann natürlich bei dem so überaus verschiedenen Bewußtseinsleben der Menschen nicht völlig übereinstimmen — eine Thatsache, auf die wir später zurückkommen —; aber wenn eine bestimmte Empfindung während des Schlafes zum Bewußtsein durchdringt und vermöge ihrer Intensität thatsächlich auf den Verlauf des Traumes bestimmend einwirkt, so muß man auch bei den meisten Menschen gleichartige Träume nachweisen können, wenn dieselben von gleichen Em-

pfindungen ausgehen. Dies ist auch thatsächlich der Fall. Jeder kennt wohl aus eigener Erfahrung Träume, in denen man die Empfindung des Fliegens oder eines jähen Sturzes hat oder aus irgend einem Grunde nicht zu atmen vermag u. s. w. Wir wollen die wichtigsten Ursachen derartiger Träume betrachten und durch einzelne Beobachtungen beleuchten; dabei wird sich zeigen, wie sich in allen diesen Beispielen der Traum auf einer bestimmten, von einem Nervenreiz ausgehenden Empfindung aufbaut, die durch ihre Stärke und Dauer das ganze Traumbewußtsein beherrscht.

Die Empfindung des Fliegens oder Schwebens rührt unzweifelhaft von einer freien und leichten Atmung her. Weygandt führt mehrere Träume an, in denen er diese Empfindung hatte; beim Erwachen zeigte es sich, daß seine Atmung ungewöhnlich leicht war. Während eines Mittagsschlafes auf dem Sofa hatte ich einen langen Traum des Inhalts, daß ich mich damit belustigte, auf und nieder zu schweben. Als ich erwachte, lag ich auf dem Rücken, hatte die Arme an den Seiten, den Kopf stark zurückgebogen, und die Brust sehr hoch — eine Lage, die durch die Einrichtung des Sofas bedingt war —; die Atmung war sehr frei und das Wohlbefinden über dem normalen Stand.

Der physiologische Gegensatz zum Fliegen ist die Beklemmung, das Alpdrücken. Es giebt wohl kaum einen Traum, der so allgemein bekannt ist und so weit in der Zeit zurückverfolgt werden kann wie dieser; schon bei den Chaldäern werden Dämonen erwähnt, welche die Menschen im Schlafe bezwingen (vrgl. S. 26). Diese Vorstellung von gespensterhaften Wesen (Alpmännchen) scheint sich bis in die Gegenwart ziemlich unverändert erhalten zu haben. Erst um die Mitte dieses Jahrhunderts fand Börner, der selbst viel an Alpdrücken litt, die Ursache dieses Zustandes. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, der Sache auf den Grund zu kommen, entdeckte er, daß der Traum immer dann eintrat, wenn die Atmung durch irgend eine Ursache gehindert war.

Um nun festzustellen, ob diese Erklärung richtig sei, suchte er verschiedene Personen auf, die auch häufig an Alpdrücken litten, und machte mit ihnen Versuche. Mitten im Schlaf legte er ihnen eine wollene Bettdecke über Mund und Nase, worauf der Schlafende sofort in langen, tiefen Zügen zu atmen begann. Dabei wurde sein Gesicht rot, die Atmungsmuskeln arbeiteten gewaltig; er stöhnte, rührte sich aber nicht, bis er sich plötzlich mit einer gewaltsamen Anstrengung im Bett umdrehte und dadurch das Gesicht von der Decke befreite. Nun wurde die Atmung wieder ruhig, und der Betreffende schlief weiter. Nachdem er geweckt worden war, erzählte er, daß er ganz gewaltiges Alpdrücken gehabt hätte; ein häßliches Tier wäre ihm plötzlich auf die Brust gesprungen und hätte ihn am Atmen gehindert. Eine der Versuchspersonen erklärte, daß ihr der plötzliche Sprung des Tieres das Auffallendste gewesen wäre, da dasselbe sonst immer schleichend über sie zu kommen pflegte. Diese kleine Beobachtung ist eine hübsche Bestätigung der Erklärung Börners, denn der plötzliche Sprung des Tieres rührt natürlich von der plötzlichen Verhüllung des Gesichtes her.

Gewöhnlich tritt eine Hemmung der Atmung im Schlafe nur allmählich ein, was dem Träumenden als ein schleichendes Herannahen des feindlichen Wesens erscheint.

Das Alpdrücken in der klassischen Form ist wohl jetzt ziemlich unbekannt unter den Gebildeten. Denn um Gespenster (Alpmännchen) im Traume zu sehen, ist es doch vor allem nötig, daß man an sie glaubt. Ist letzteres nicht der Fall, so wird man die Atemnot im Traume in anderer Weise auslegen.

Als Knabe litt ich recht häufig an Alpdrücken; aber der Traum hatte für mich einen ganz bestimmten Inhalt. Ich pflegte mit meinen Kameraden gerne in einem tiefen Kellergang, zu dem das Licht nur durch wenige kleine Oeffnungen drang, zu spielen. Nachts träumte ich, daß ich durch eine von diesen Oeffnungen zu kriechen suchte; indes konnte ich nicht hindurchkommen, sondern preßte mich so fest ins Loch hinein, daß ich keine Luft mehr bekam. Nur durch eine gewaltsame Anstrengung gelang es mir, wieder zurückzukommen. Dieses kleine Beispiel zeigt, wie derselbe Reiz bei verschiedenen Menschen verschiedene Träume, die aber doch denselben Grundgedanken haben, auslösen kann.

Die Empfindung eines tiefen und jähen Falles rührt nachweislich von einer Erschlaffung der Beinmuskulatur her.

Ich habe dies einmal unter sehr günstigen Umständen beobachten können: eines Morgens lag ich im Halbschlaf mit hochgezogenen Knieen auf dem Rücken. Plötzlich glitten meine Füße aus, wahrscheinlich weil der Schlaf tiefer wurde und infolgedessen die Beinmuskeln erschlafften. Sofort hatte ich die lebhafte Empfindung eines tiefen Falles; aber da ich so weit wach war, daß ich mir über die Ursache dieser Empfindung klar werden konnte, knüpfte sich auch kein Traum an dieselbe.

Recht häufig ist solch ein Fall der Schluß eines langen und äußerst unbehaglichen Traumes, in welchem man sich verfolgt wähnt. Um seinen Verfolgern zu entgehen, springt man dann aus dem Fenster oder von einem Berge oder hohen Gegenstande hinab und wacht während des Fallens in großer Angst auf. Derartige Träume rühren gewöhnlich davon her, daß das eine Bein über dem andern liegt, so daß die Blutzirkulation durch den Druck auf eine größere Ader gehemmt wird. Um dieselbe wieder auszugleichen, arbeitet das Herz bedeutend kräftiger; dadurch entsteht bei dem Schlafenden ein Angstgefühl, von dem der ganze Traum ausgeht. Wird der Zustand schließlich unerträglich, so macht der Schlafende eine plötzliche Bewegung: das Bein gleitet hinab, und hierdurch wird die Empfindung des Fallens hervorgerufen, das den Schluß des Traumes bildet. Die Richtigkeit dieser Erklärung habe ich wiederholt an mir selbst prüfen können, indem ich den Traum willkürlich dadurch hervorrief, daß ich mich mit übereinandergeschlagenen Beinen in einer bestimmten Stellung zum Schlaf niederlegte. Wenn ich dann über dem Fallen erwachte, so schlug der Puls jedesmal schneller als normal.

Die Empfindung, nackend zu sein, tritt ein, wenn die Bettdecke hinabgleitet und einen Teil des Körpers entblößt. Es ist interessant, darauf zu achten, wie die daraus entstehenden Träume sich auch hier nach dem ver-

schiedenen Vorstellungsinhalt der Individuen verschieden gestalten. Die junge Dame glaubt unbekleidet im Ballsaal, der Professor in dieser Gestalt auf dem Katheder, der Prediger auf der Kanzel zu sein.

Harndrang ist bekanntlich sehr oft die Veranlassung zu Träumen; diese handeln dann von allerlei Hindernissen zur Befriedigung des Bedürfnisses. Sehr häufig scheinen auch sexuelle Träume eine Folge der Spannung der Harnblase zu sein.

Endlich werden zahlreiche Träume dadurch ausgelöst, daß man sich krank fühlt. Diese Träume sind natürlich ebenso abwechselnd und mannigfaltig wie die Krankheitsursachen selbst und darum auch nicht konstant und regelmäßig. Nur dann, wenn ein Mensch an einer häufig wiederkehrenden Krankheit leidet, kann man erwarten, eine bestimmte Spur derselben regelmäßig in seinen Träumen zu finden. So berichtet Weygandt, daß ein ihn oft belästigendes asthmatisches Leiden in seinen Träumen stets die Vorstellung hervorrief, als ob er stöhnend einen hohen Berg erstiege. Die durch die Krankheit hervorgerufene Atemnot wird also im Traume als eine anstrengende Bergwanderung, die den Atem benimmt, ausgelegt. Aehnliche konstante Träume treten auch bei anderen, öfters wiederkehrenden Krankheiten auf und sollen sogar im voraus Anfälle derselben ankündigen können. Derartige Vorverkündigungen durch Träume haben jedenfalls eine große Bedeutung für den Aberglauben gehabt, so daß wir im Folgenden näher darauf eingehen müssen.

Der Inhalt der Träume.

Wir haben gesehen, daß die meisten Träume, vielleicht mit Ausnahme einiger weniger, die gleich nach dem Einschlafen auftreten, wahrscheinlich durch Nervenreize hervorgerufen werden. Diese geben dem Traume aber darum noch nicht seinen bestimmten konkreten Inhalt; vielmehr kann ein und derselbe Reiz bei einem Menschen und erst recht bei mehreren Individuen dem Inhalte nach verschiedene Träume hervorrufen, so daß diesen allen dennoch dieselbe Empfindung zu Grunde liegt. Der Inhalt des Traumes ist also subjektiv verschieden, er ist von dem Bewußtseinsinhalt des Individuums abhängig, und da das Auftauchen der Traumbilder fast ausschließlich durch das Assoziationsgesetz bestimmt wird, so werden stets die zunächst liegenden Assoziationen im Traume hervortreten. Jedoch brauchen die Vorstellungen, die im Wachzustande uns die nächsten sind, nicht notwendig auch im Schlafe die nächstliegenden zu sein. Viele Menschen glauben allerdings, daß sie hauptsächlich von dem träumen, womit sie sich am Tage beschäftigt haben. Andererseits ist es aber eine alte Beobachtung, daß die „dunkeln" Vorstellungen in unseren Träumen eine sehr wesentliche Rolle spielen. Diese „dunkeln" Vorstellungen sind teils Bilder von Ereignissen, die längst aus dem Gedächtnis entschwun-

den sind, teils Vorstellungen, die im Laufe des Tages eine kurze Zeit die Aufmerksamkeit gefesselt haben, dann aber von anderen verdrängt worden sind. Wenn das Bewußtseinsleben des Wachzustandes aufhört, tauchen diese Vorstellungen in den Träumen wieder auf.

Radestock gebraucht zur Klarlegung dieser Vorgänge ein sehr schönes Bild: „Die Sterne leuchten auch am Tage, ihr Licht wird aber durch das viel bedeutendere der Sonne überstrahlt und dem Auge nicht sichtbar; ist dieses große jedoch verschwunden, so tauchen die zahllosen kleinen empor ebenso wie die dunklen oder „kleinen“ Vorstellungen beim Verschwinden der stärkeren Interessen des Tages.“

Er fügt hinzu: „Darauf beruht die leicht zu beobachtende Thatsache, daß nach heftigen Gemütsbewegungen, traurigen erschütternden Ereignissen des Tages ganz heitere Vorstellungen im Traume hervortreten und den Schläfer alles Leid und Unglück vergessen lassen. Die Liebe, die der Wachende sich selbst nicht eingestehen wollte und gewaltsam niederdrückte, erfüllt des Schläfers Herz ganz.“

Während Radestock so den vergessenen Vorstellungen große Bedeutung beilegt, sieht er sie doch nicht als die allein entscheidenden an. Das thut aber der Franzose Delage. Er hatte bemerkt, daß der Tod eines lieben Verwandten, der einen tiefen Eindruck auf ihn machte, erst nach einigen Monaten, als der Schmerz schon etwas zu verblassen anfing, in seinen Träumen eine Rolle zu spielen begann. Von nun an beobachtete er sorgfältig seine Träume und fand, daß die Traumbilder zum Teil vergessene Erinnerungen waren, zum Teil aber auch Vorstellungen, die im Laufe des Tages nur für kurze Zeit die Aufmerksamkeit gefesselt hatten, dann aber von den dominierenden Gedanken zurückgedrängt worden waren.

Als ein gutes Beispiel für Traumbilder der letzten Art erzählt Delage folgendes Ereignis. In dem Hause, wo er wohnte, war das Geländer der Treppe unten mit einer Glaskugel verziert; dieselbe wurde eines Tages zerschlagen, und es verging einige Zeit, ehe man eine neue aufsetzte. Delage träumte nun eines Nachts, daß ein Knopf von Kupfer in der Form eines Tannenzapfens statt der Glaskugel angebracht worden wäre. Am nächsten Morgen erzählte er seiner Familie den Traum und beschrieb den Gegenstand ganz genau; zu seinem großen Erstaunen hörte er nun, daß ein solcher kupferner Knopf schon seit mehreren Tagen auf dem Geländer angebracht war. Delage mußte den Knopf mehrere Male täglich gesehen haben; aber, obwohl er ihn ganz genau beschreiben konnte, hatte er ihn so wenig bemerkt, daß er erst zur Treppe ging, um sich zu überzeugen, ob der Zierat sich dort auch wirklich vorfand.

Die Ansichten darüber, wie weit die Vorstellungen, die uns am Tage beschäftigen, auf das Traumleben einen Einfluß haben, gehen also ziemlich weit auseinander. Und das ist ganz begreiflich; denn es fehlt eben ein größeres Erfahrungsmaterial über diese Frage. Um solches zu sammeln, sandte ich vor längerer Zeit ein Schema mit Fragen über den Inhalt der Träume u. s. f. aus. Ich erhielt etwa 150 Antworten, die mir zeigten, daß man kaum ein Gesetz über das, was ein Mensch träumt, aufstellen kann. Von diesen 150 Antworten haben 60 ein besonderes Interesse dadurch, daß sie von den Schülern einer besseren Erziehungsanstalt, von Knaben und Jünglingen im Alter

von 12 bis 18 Jahren, die unter wesentlich gleichförmigen Verhältnissen leben, herstammen. Einige Lehrer, die sich für die Sache interessierten, hatten den Schülern bei der Beantwortung der Fragen des Schemas geholfen, so daß die Antworten jedenfalls so genau und zuverlässig als möglich sind. Die übrigen Schemata sind von erwachsenen, gebildeten Männern und Frauen in allen Lebensstellungen ausgefüllt.

Betrachten wir nun vorläufig die Antworten in ihrer Gesamtheit, ohne Unterschied der Altersklassen, so zeigt es sich, daß ungefähr 1/5 der Antwortgeber in ihren Träumen durchaus keine Verbindung mit den Ereignissen des täglichen Lebens nachweisen können. Ihre Träume sind durchschnittlich ganz wild und sinnlos, deshalb oft unangenehm und beängstigend. Wenn überhaupt Züge aus dem wirklichen Leben vorkommen, so sind diese gewöhnlich ganz untergeordneter Art; ein bekanntes Gesicht, eine bekannte Gegend kann sich in die Traumbilder einschleichen oder den Rahmen für dieselben bilden, ohne aber eine wesentliche Rolle zu spielen. Die übrigen 4/5 teilen sich ziemlich gleichmäßig in die zwei entgegengesetzten Auffassungen. Die eine Hälfte, also 2/5 der sämtlichen Berichterstatter, ist der Ansicht, daß die Beschäftigungen des täglichen Lebens, sowie solche Erlebnisse, die einen tiefen Eindruck gemacht haben, sich in ihren Träumen ausprägen. Die andere Hälfte giebt an, nur ganz ausnahmsweise etwas von Erlebnissen des täglichen Lebens sofort geträumt zu haben, und ist namentlich der Ansicht, daß solche Begebenheiten, welche die Gefühle stark erregten, erst lange Zeit nachher in den Träumen hervortreten. Beide Auffassungen scheinen also nach meinem zwar nur geringen Material gleich viel Recht, oder wenn man will, gleichviel Unrecht zu haben.

Es würde natürlich in hohem Grade interessant sein, wenn sich ein bestimmtes Gesetz darüber nachweisen ließe, wer im allgemeinen sofort und wer später von bedeutungsvollen Ereignissen seines Lebens träumt. Da nichts zufällig ist, ebensowenig im Seelenleben wie in der Natur, so muß dieser Unterschied auch seine bestimmten Ursachen haben. Aber auf dem seelischen Gebiete liegen derartige Gesetzmäßigkeiten sehr oft so tief in individuellen Eigentümlichkeiten, die nie zur Kenntnis des Forschers kommen, begründet, daß die Versuche, ihre Ursache nachzuweisen, meistens vergeblich sind. In Bezug auf die erwähnte Frage scheint man aber doch ein gewisses Gesetz nachweisen zu können. Nimmt man nämlich die Altersklasse unter 15 Jahren für sich, so zeigt es sich, daß beinahe 2/3 der jungen Leute zu denen gehören, in deren Träumen sich die Tagesereignisse gewöhnlich abspiegeln. Da diese 2/3 bei der obigen Berechnung mitgezählt sind, so haben sie natürlich die Zahl der Gruppe, bei der die Ereignisse des Tages im Schlafe sofort hervortreten, nicht unwesentlich erhöht. Hieraus folgt dann wiederum, daß letzteres bei älteren Menschen verhältnismäßig selten ist. Die Erfahrung scheint demnach dafür zu sprechen, daß

die Jugend in weit höherem Grade als das Alter geneigt ist, von Begebenheiten, die das Gemüt im Laufe des Tages bewegt haben, zu träumen.

Da das Gefühlsleben in der Jugend meistens überwiegt, die einzelnen Gefühle aber auch schneller vorübergehen als im späteren Alter, so weist unser Resultat offenbar darauf hin, daß das Gefühlsleben keinen geringen Einfluß auf den Inhalt der Träume hat. Dies ist auch nichts Neues; es ist von verschiedenen Forschern wiederholt hervorgehoben worden und zeigt sich auch an manchen Punkten in meinen Schemata. Mein Material genügt in dieser Beziehung jedoch kaum, um statistisch etwas Sicheres darüber feststellen zu können; ich beschränke mich deshalb kurz darauf, die Resultate mitzuteilen.

Erstens scheint es ziemlich selten zu sein, daß Leute von ihren gewöhnlichen täglichen Beschäftigungen träumen. Dies kommt wohl vor, jedoch nur ausnahmsweise, und fast stets nur dann, wenn die Arbeit den Betreffenden mehr als gewöhnlich in Anspruch genommen hat. Dagegen werden die mehr ungewöhnlichen Erlebnisse des Tages, also besonders Ereignisse, welche die Gefühle stark erregt haben, leicht in den Träumen auftauchen oder zu denselben Anlaß geben. In einigen Fällen bewegt der Traum sich um die Begebenheit selbst und um das eigentümliche Gefühlsgepräge derselben, in anderen Fällen wird die Begebenheit nur der nachweisbare Anlaß zum Traume, der dann aber leicht ein entgegengesetztes Gefühlsgepräge bekommt. So ist es z. B. nicht selten, daß der Tod eines lieben Verwandten einen Traum, in dem der Schlafende Episoden aus seinem glücklichen Zusammenleben mit dem Verstorbenen wiedererlebt, hervorruft. Diese beiden Fälle, Träume mit demselben und mit dem entgegengesetzten Gefühlston, scheinen ungefähr gleich häufig zu sein.

Gewisse unangenehme Ereignisse haben besondere Neigung, sich in den Träumen zu wiederholen. Jäger träumen häufig, daß das Gewehr sich im entscheidenden Augenblick nicht entladen will. Fast alle Menschen, die ein wichtiges Examen gemacht haben, kennen den peinlichen Traum, daß sie vor der Prüfung stehen und alles vergessen haben. Dieser Traum kann die Leute bis in ihr hohes Alter hinein verfolgen.

Endlich giebt es eine bestimmte Gruppe von Gefühlen, die bei den Menschen, die überhaupt von den Begebenheiten des Tages träumen, fast konstant eine Veranlassung zum Träumen wird. Was gewünscht, gehofft oder gefürchtet wird, zeigt sich im Traum als wirklich und erfüllt; das kann auch nicht anders sein. Ein jedes Traumbild steht dem Träumenden als ein wirkliches, augenblickliches Erlebnis vor Augen. Wenn also ein Ereignis, das im wachen Zustande Gegenstand unserer Hoffnung oder Furcht ist, im Traume auftaucht, so muß es hier das Gepräge der Wirklichkeit, der Erfüllung tragen. So sieht man Hoffnung und Furcht im Traume schon realisiert; da aber für das Eintreffen dessen, was wir wünschen, hoffen oder fürchten, doch

immer eine gewisse Möglichkeit oder gar Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, so werden derartige Träume oft scheinbar Zukünftiges voraussagen; hierauf kommen wir weiter unten zurück.

Die Gefühlszustände haben also, wenigstens bei vielen Menschen, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf das Traumleben. Man geht aber entschieden zu weit, wenn man, wie Spitta, daraus den Schluß zieht, daß „das Gemüt", das Gefühlsleben, niemals schläft, und daß alle Träume hier ihren Ursprung haben. Wie wir oben sahen, scheinen die Menschen hinsichtlich der Träume vielmehr in zwei Gruppen zu zerfallen, die jedoch gemäß der Natur der Sache nicht scharf abgegrenzt sind:

Bei der einen Gruppe, zu der besonders Kinder und junge Leute gehören, werden die Träume gewöhnlich direkt durch die Begebenheiten, welche die Gefühle stark erregen, bestimmt. Die andere Gruppe, zu der hauptsächlich ältere Leute gehören, träumt meist von gleichgültigen Dingen aus dem täglichen Leben; die bedeutungsvollen Begebenheiten tauchen bei ihnen erst dann in den Träumen auf, wenn dieselben so weit zurückliegen, daß ihr Gefühlston verwischt ist.

Sind die Träume auch meistens mehr oder weniger sinnlos, so kann doch auch das Entgegengesetzte der Fall sein, d. h. ein Mensch kann im Schlafe Dinge ausführen, die er im wachen Zustande kaum unternehmen würde. Die dazu erforderliche geistige Thätigkeit verlangt allerdings gemäß der Natur der Sache meistens eine lebhaftere Phantasie, als wie der Mensch im normalen Zustande hat. Ebenso wie das feinere Spiel der Vorstellungen im Traume ganz phantastische Bilder hervorbringt, so kann es bisweilen, wenn auch selten, etwas leisten, das wirklichen Sinn enthält.

So sind mir Beispiele davon mitgeteilt worden, daß Leute im Schlafe geometrische Aufgaben und Rätsel gelöst haben, an denen sie sich im wachen Zustande vergebens abgemüht hatten. Ein älterer bekannter Schriftsteller erzählt, daß er als Student in einem Traum den Anfang eines Gedichtes gemacht hatte, was ihm im wachen Zustande nicht möglich gewesen war; was während des Schlafes „gedichtet" war, war gut, der Rest taugte leider nichts. Im hohen Grade interessant ist auch der folgende Traum, den Professor Lütken, Lehrer der Philosophie in Sorö auf Seeland, gehabt und häufig in seinen Vorlesungen besprochen hat. Es träumte ihm, daß er in Rio de Janeiro war, wo eine große Illumination anläßlich der Thronbesteigung des Kaisers stattfand. Ein Transparent zog seine Aufmerksamkeit besonders auf sich; es stand VIVAT DO(N) P(E)D(R)(O) darauf.

Er verstand nicht, was das bedeuten sollte, daß vier Buchstaben in Klammern gesetzt waren; aber während er darüber nachdachte, traf er einen Mann, der ihm die Erklärung dazu gab: „Können Sie das nicht verstehen? Es bedeutet: es lebe Don Pedro, möge er nur kein Nero werden." Das Interessante hierbei ist, einmal, daß im Traum ein Rätsel zustande kommt, das der Träumende selbst nicht gleich versteht, und zum andern, daß die Erklärung, die zuletzt gefunden wird, scheinbar von einer anderen Person ausgeht. Einen ähnlichen Fall führt der holländische Gelehrte van Goens an.

Schließlich muß noch erwähnt werden, daß einige Menschen Träume haben, die mehrere Nächte hindurch fortgesetzt werden. Dies hat insofern Interesse, als es die erste Andeutung eines doppelten Bewußtseinslebens ist, das unter anderen Verhältnissen weit ausgeprägtere Formen annehmen kann. Hierauf gehen wir im Folgenden näher ein.

Die Bedeutung der Träume für den Aberglauben.

Der Glaube an Geister.

Wir haben den Traum ausführlicher besprochen, weil er, wie schon gesagt, eines der Phänomene ist, die zu den meisten und bedeutungsvollsten abergläubischen Vorstellungen Anlaß gegeben haben. Fast alle im Vorhergehenden angeführten Eigentümlichkeiten sind Gegenstand mystischer Auslegungen gewesen. So hat du Prel noch in unsern Tagen die kurze Dauer des Traumes als Ausgangspunkt für okkultistische Theorieen benutzt. Wir können hier nun unmöglich auf alle die Absurditäten, welche von den Mystikern aus den Eigentümlichkeiten des Traumlebens abgeleitet worden sind, eingehen. Gerade deshalb habe ich versucht, eine einigermaßen ausführliche Darstellung der Phänomene zu geben und zugleich auch nachzuweisen, wie diese auf bekannte psychologische Gesetze zurückzuführen sind. Der Leser wird dann selbst ohne Schwierigkeit entscheiden können, welchen Wert man den mystischen Erklärungen beilegen darf, die man hin und wieder antrifft. Im Folgenden besprechen wir nur die gewöhnlicheren abergläubischen Vorstellungen, die unzweifelhaft aus den Träumen entsprungen sind.

An der Spitze derselben steht der Glaube an Geister und deren Eingreifen in das Menschenleben. Die meisten anderen abergläubischen Vorstellungen sind nur unmittelbare Konsequenzen dieses Glaubens. Wir kennen unter den Wilden kaum einen Volksstamm, bei dem dieser Glaube nicht vorherrschend wäre; bei manchen ist er sogar die einzige nachweisbare Form einer religiösen Vorstellung. Auch haben wir in der historischen Darstellung gesehen, daß der Geisterglaube von den Völkern des Altertums an bis in die Gegenwart eine ganz außerordentliche Bedeutung gehabt hat. Selbst bei den europäischen Völkern, bei denen er in den ältesten Zeiten vor der Berührung mit dem Orient weniger ausgeprägt gewesen ist, können doch deutliche Spuren desselben nachgewiesen werden. Alles dieses deutet darauf hin, daß der Glaube an Geister ein allgemein menschliches Phänomen ist. Er muß also eine bestimmte Ursache, die überall und zu allen Zeiten wirksam gewesen ist, gehabt haben, sintemal er sich bei den verschiedensten Völkern findet, von denen viele ihn jedenfalls nicht durch Berührung mit anderen angenommen haben können.

Hiergegen kann man allerdings einwenden, daß es keineswegs dieselbe Ursache zu sein braucht, die sich zu allen Zeiten geltend gemacht hat. Wir haben ja gesehen, wie in unserer eigenen Zeit der Glaube an Geister durch eine Gruppe von Phänomenen, die auf der primitiven Entwicklungsstufe des Menschengeschlechtes gewiß nicht bekannt gewesen sind, neues Leben bekommen hat. Man muß aber auch bedenken, daß zwischen den Ursachen, die in einer verhältnismäßig aufgeklärten Zeit einen seit Jahrtausenden herrschenden Glauben zu neuer Kraft und zu neuem Leben erwecken, und den Phänomenen, die ursprünglich diesen Glauben bei primitiven Völkern hervorgerufen haben, ein großer Unterschied bestehen wird. Ebenso wie das Leben bei den Wilden jetzt viel gleichförmiger und einfacher ist als in den zivilisierten Ländern, so muß es auch in der Kindheit des Menschengeschlechtes gewesen sein. Daher ist die Annahme, daß eine bestimmte Auffassung bei wesentlich gleichartiger geistiger Bildung aus derselben Ursache entsprungen ist, auch durchaus berechtigt. Natürlich können mehrere Ursachen zusammengewirkt haben, aber keine hat wohl größere Bedeutung für das Entstehen des Glaubens an Geister gehabt als der Traum. Letzterer ist vor allem ein konstantes, normales psychisches Phänomen. Er tritt ebensowohl bei dem Kinde als bei dem Erwachsenen auf, vielleicht in der Jugend sogar stärker und lebhafter, weshalb auch der Schluß berechtigt ist, daß er in der Kindheit des Menschengeschlechtes eine größere Rolle gespielt hat als bei uns. Endlich zeigt das Traumleben gerade ein solches Gepräge, daß man fast sagen kann, es muß direkt dahinführen, die Existenz einer Geisterwelt anzunehmen. Wir betrachten nun die Momente des Traumes, welche, wie man annehmen darf, bei der Entwicklung dieses Glaubens mitgewirkt haben, etwas näher.

Zunächst muß daran erinnert werden, daß jeder Traum dem Träumenden als volle Wirklichkeit erscheint, wie wild und phantastisch er auch thatsächlich ist. Erst wenn wir in der Erinnerung das reproduzieren, was wir im Traum erlebt haben, erklären wir dies als ein Traumbild. Und selbst dies kann, wie wir oben (S. 403) gesehen haben, mitunter schwierig genug sein; die Traumbilder können mit solcher Lebhaftigkeit vor uns stehen, daß wir uns oft nur schwer überzeugen, daß das Geträumte kein wirkliches Ereignis war. Im Traume sehen und reden wir mit längst Verstorbenen, wir werden von phantastischen Ungeheuern verfolgt, wir besuchen ferne, unbekannte Gegenden; alles dieses steht aber in voller Realität vor uns, und wenn wir es nach dem Erwachen nicht länger als Wirklichkeit auffassen, so geschieht das nur, weil die Erfahrung uns im Laufe der Zeit zu der Erkenntnis geführt hat, daß alle diese „Erlebnisse“ nur als ein freies Spiel der Vorstellungen und nicht als etwas Wirkliches aufzufassen sind. Deshalb hören wir schon als Kinder, daß das, was wir während des Schlafes erleben, „nur ein Traum ist“; mit diesen Worten beruhigt die

Mutter das furchtsame Kind, das mit einem Schrei aus einem beängstigendem Traume aufwacht. So werden wir schon als Kinder mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß das Geträumte nichts Wirkliches ist, und im reiferen Alter können wir uns selbst davon überzeugen, indem wir unsere Erlebnisse im Traume mit unserer Kenntnis von der realen Welt vergleichen. Immerhin müssen aber doch manche Erfahrungen gesammelt und zahlreiche Vergleiche zwischen den absurden Erlebnissen des Traumlebens und der wirklichen Welt angestellt worden sein, ehe das Menschengeschlecht zu dieser Erkenntnis gekommen ist. Manche wilden Völker sind überhaupt noch nicht zu der Erkenntnis gekommen. Das große Medizintier der Indianer findet sich nicht auf Erden, es zeigt sich nur dem Medizinmanne u. zw. in seinen Träumen; und doch glaubt er in seinem Sacke ein Stückchen Knochen von demselben zu haben (vrgl. S. 18). Einen deutlicheren Beweis für den Glauben an die Wirklichkeit der Träume kann man sich kaum denken.

Wir dürfen also von der Behauptung ausgehen, daß die Traumbilder auf den primitiven Entwicklungsstufen des Menschen, wo es eigentlich vollständig an Einsicht in die Gesetze der Natur und des Seelenlebens fehlt, für volle Wirklichkeit genommen werden. Aber daraus ergiebt sich auch der Glaube an Geister. Im Traume zeigen die Verstorbenen sich uns. Sie sind allerdings etwas mehr schattenhaft, als wie sie bei Lebzeiten waren, und lassen auch gewöhnlich keine Spur von ihren Besuchen zurück — aber sie sind deshalb nicht weniger wirklich. Gerade so halbmateriell, schattenartig verschwommen wie die Traumbilder haben die Völker sich auch zu allen Zeiten die Gestalten der Geister gedacht. Aber noch weiter: nicht allein die Vorstellung von dem Aussehen der Geister, sondern auch von ihrer Art und Weise zu existieren, scheint in manchen Fällen durch die Natur der Träume bestimmt zu sein. Bei den Australnegern (vrgl. S. 12) und verschiedenen anderen Völkern findet man den Glauben, daß die Verstorbenen sich eine Zeitlang auf der Erde in der Nähe ihrer alten Wohnungen aufhalten; erst später entfernen sie sich. Dieser Glaube dürfte, wenn es immerhin auch schwer ist, es positiv nachzuweisen, wahrscheinlich auch in den psychischen Vorgängen des Traumlebens begründet sein. Wir haben gesehen (S. 409), daß starke Gefühlseindrücke sich beim Kinde im allgemeinen sofort in den Träumen geltend machen; wenn die Gefühle erblassen, hört damit ihr Einfluß auf die Traumbilder auf. Dies gilt wahrscheinlich auch für den Menschen, der auf einer kindlichen, primitiven Entwicklungsstufe steht. Die Verstorbenen zeigen sich eben so lange in den Träumen, als die durch den Tod geweckten Gefühle noch frisch sind. Wenn dieselben aber schwinden, hören die Verstorbenen auf, sich zu zeigen, und das wird dann so ausgelegt, daß sie sich von der Erde zurückziehen. — Wenn unsere Kenntnisse von den Bedingungen für den Inhalt der Träume sich im Laufe der Zeit erweitert haben, wird man sicher auch nachweisen können, wie manche andere Einzelheiten des

Glaubens an Geister den Eigentümlichkeiten des Traumes entsprungen sind. Wie die Sache zwar gegenwärtig liegt, würde ein solcher Nachweis uns zu allzu vielen Hypothesen führen.

Noch ein Punkt verdient besprochen zu werden. Wie früher schon bemerkt, spielt der Glaube an Geister in der ursprünglichen europäischen Magie eine verhältnismäßig geringe Rolle. Die einzigen wirklichen Geister, die in den älteren isländischen Sagen erwähnt werden, sind die Fylgjar, die Schutzgeister, und diese zeigen sich den Menschen fast ausschließlich im Traume. Gewöhnlich wird die Deutung eines Traumes, in dem sich lebende Wesen gezeigt haben, mit den Worten eingeleitet: „Dies müssen die Fylgjar großer Männer gewesen sein“ (vrgl. S. 66). Ist diese enge Verbindung zwischen Träumen und Geistern bei unseren nordischen Vorfahren nur ein Zufall? Oder darf man möglicherweise auch hierin einen weiteren Beweis für die Entstehung des Geisterglaubens aus den Traumbildern sehen? Da die Nordländer für philosophische Spekulationen nicht besonders beanlagt waren, so ist es leicht verständlich, daß sie den Glauben an Geister nicht weiter entwickelt, sich vielmehr darauf beschränkt haben, Geister da anzunehmen, wo die Erfahrung sie unmittelbar zu zeigen schien — nämlich in den Träumen.

So wie der Glaube an Geister wahrscheinlich seinen Ursprung in Traumbildern hat, die für Wirklichkeit gehalten werden, so sind sicherlich auch die wesentlichsten Eigenschaften, die den Geistern beigelegt werden, den Beobachtungen von den Eigentümlichkeiten eines Schlafenden entnommen. Während des Schlafes liegt der Mensch ganz ruhig da, anscheinend unempfänglich für äußere Reize; und doch weiß er nach dem Erwachen von seinem Verweilen an fernen Orten zu berichten, wo er noch lebende oder längst verstorbene Bekannte getroffen hat. Nimmt man dies alles für volle Wirklichkeit, so ist man ja geradezu zu der Annahme gezwungen: Es giebt irgend etwas im Menschen, das sich auf eigene Hand frei bewegen kann, während der Körper zurückbleibt. Und dies etwas — wir können es „Seele“ nennen — erweist sich noch freier oder beweglicher, wenn es erst vom Körper los ist. Von dieser Vorstellung ist nur ein kleiner Schritt zu der weiteren, daß eben diese Seele nach dem Tode noch eine Zeitlang an den ihr bekannten Orten verweilt, selbst dann, wenn der Körper begraben, verbrannt oder vom Feinde verzehrt worden ist. Diese Betrachtungen, die sich bei dem Anblicke eines Schlafenden von selbst ergeben, führen demnach zu demselben Vorstellungskreise, der aus den Eigentümlichkeiten der Traumbilder hervorging, nämlich, daß der Mensch ein zusammengesetztes Wesen ist; der Körper kann scheinbar leblos daliegen, während die Seele alleine sich frei zu bewegen vermag, und selbst, wenn der Körper zerstört wird, wird die Seele weiterexistieren und sich den Nachlebenden hin und wieder zeigen. Hiermit sind die Hauptzüge des Geisterglaubens gegeben; der weitere

Ausbau desselben, der sehr verschiedener Art sein kann, ist ohne Interesse für uns.

Weissagende und wahrsagende Träume.

Wie wir in der geschichtlichen Darstellung sahen, hat der Mensch zu allen Zeiten dem Glauben gehuldigt, daß er im Traume Aufschluß über Vergangenheit und Zukunft, d. h. über Dinge, die ihm im wachen Zustande verborgen sind, erlangen kann. Im allgemeinen wurde solcher Aufschluß wohl als eine Offenbarung der Götter oder anderer höherer Wesen angesehen. Vermutlich haben zuerst die Neuplatoniker die Theorie aufgestellt, daß der Mensch unter gewissen Umständen selbst in den Besitz höherer, magischer Gaben gelangen und den Göttern ähnlich werden kann (vrgl. S. 132). Die Spuren dieser Lehre finden sich überall in der gelehrten Magie, und wir haben (S. 319 f.) gesehen, daß der Glaube an magische Gaben der träumenden Seele sich sogar bei einem so modernen Forscher wie Schindler findet. Von vorneherein erscheint es jedoch als höchst unwahrscheinlich, daß die träumende Seele Kräfte besitzen sollte, die der Mensch im Wachzustande nicht hat. Wären wirklich solche Kräfte vorhanden, so könnte man doch erwarten, daß dieselben sich desto reicher entfalten, je mehr die Seele sich im Schlafen vom Körper freimacht, d. h. je tiefer der Schlaf wird. Die wahrsagenden Träume müßten demnach während des tiefsten Schlafes entstehen. Nun haben aber unsere obigen Untersuchungen gerade gezeigt, daß man im tiefsten Schlafe wahrscheinlich gar nicht träumt. Die Träume entstehen im Gegenteil während des Ueberganges in den wachen Zustand; das Vorstellungsleben aber, das sich hier geltend macht, unterscheidet sich von dem wachen Bewußtseinsleben nur durch den Mangel an Aufmerksamkeit. Es ist deshalb höchst unwahrscheinlich, daß sich in diesem Uebergangsstadium besondere magische Kräfte entfalten sollten. Vielmehr drängt sich die Frage uns auf, wie der Glaube an diese Kräfte auf natürlichem Wege hat entstehen können.

Wir haben wiederholt auf das Unstäte, das Zusammenhangslose und Sinnlose unserer Traumbilder hingewiesen. Da diese Eigentümlichkeit allen unseren Träumen mit wenigen Ausnahmen das charakteristische Gepräge giebt, so folgt daraus (was auch ein jeder, der es versucht hat, aus eigener Erfahrung weiß), daß es außerordentlich schwer, ja fast unmöglich ist, eine in allen Einzelheiten richtige Darstellung eines Traumes zu geben. Selbst wenn man denselben gleich nach dem Erwachen niederzuschreiben versucht, so werden immer einzelne Punkte vorhanden sein, an die man sich nur undeutlich erinnern kann. Wenn man nun nach eigenem Gutdünken eine solche Lücke auszufüllen sucht, so bringt man unwillkürlich mehr Sinn und Verstand in den Traum hinein, als ursprünglich wahrscheinlich in ihm enthalten

gewesen ist. Die Einzelheiten unserer wirklichen Erlebnisse folgen einander ja wie Ursache und Wirkung; dieses Kausalverhältnis verlangen wir überall in der Welt und übertragen es deshalb unwillkürlich auch auf unsere Erlebnisse in den Träumen. Aber die Traumbilder sind nicht nach diesem Verhältnis miteinander verbunden; ihre Reihenfolge ist, wie wir wissen, nur durch das Assoziationsgesetz bestimmt. Jedes nicht deutlich mehr erinnertes Glied eines Traumes wird daher stets in der Weise ergänzt werden, daß man unwillkürlich einen Kausalzusammenhang herstellt und damit einen Sinn, der ursprünglich gar nicht vorhanden gewesen ist, in den Traum hineinbringt. Allmählich erhalten dann die im Gedächtnis noch haftenden Hauptzüge des Traumes das Gepräge eines wirklichen Erlebnisses, und so kommt immer mehr Zusammenhang und Vernunft in den Traum hinein. Erlebt man dann eines Tages eine Begebenheit, die einige Züge mit dem halbvergessenen Traume gemeinsam hat, so taucht dieser in der Erinnerung in ganz veränderter Gestalt wieder auf. Man bildet sich ein, gerade die Begebenheit geträumt zu haben, die nun eingetroffen ist; infolge eines durchaus natürlichen Gedächtnisfehlers wird der Traum dann als ein „weissagender“ angesehen.

Parish*) berichtet über einen derartigen Traum, der deshalb interessant ist, weil man hier deutlich konstatieren kann, wie er sich im Laufe der Zeit verändert hat: „Ich kenne eine Dame (Hundefreundin), welche träumte, sie nähme mit ihrer Familie Abschied von ihrem Landgut, das sie für den Preis von 750000 Pudel verkauft hätten. Der Traum wird erzählt und belacht. Einige Tage später erhält ihr Gatte von einem Güteragenten die Anfrage, ob er gewillt sei, sein Gut zu verkaufen. Als ungefährer Preis, den der Käufer ev. geneigt sei anzulegen, wird die Summe von 750000 Mark genannt. Dies Zusammentreffen hat nun bei der streng wahrheitsliebenden Dame vollkommen genügt, die Täuschung hervorzurufen, daß sie nicht nur die Zahl richtig geträumt, sondern auch die Werteinheit, daß sie also im Traum nicht eine Pudelherde, sondern eine Summe Geldes als Aequivalent für das verkaufte Gut erhalten. Und nicht nur sie, sondern der größere Teil ihrer Umgebung hat sich vollkommen überzeugen lassen, daß sich die Sache in der Weise verhalte.“

Daß weissagende Träume dieser Art in früheren Zeiten viel häufiger waren als jetzt, folgt einfach daraus, daß man weit mehr träumte, oder richtiger, daß man sich der Träume besser erinnerte. Ebenso wie das Kind seine Träume leichter behält als der Erwachsene, weil es nicht von so ernster Arbeit in Anspruch genommen ist, so muß man sich auch in früherer Zeit seiner Träume besser erinnert haben, weil das Leben weniger verwickelt und der Kampf um das Dasein leichter war. Hierzu kommt ferner, daß man den Träumen eine Bedeutung beilegte, an die man jetzt nicht mehr glaubt; man gab sich geradezu Mühe, sie zu behalten, und dies ist, wie wir wissen, eine wesentliche Bedingung für die Erinnerung. Alles dies gilt vor allem für den Menschen auf den kindlichen Entwicklungsstufen, wo die

---

*) Ueber die Trugwahrnehmung, Leipzig 1894.

Erlebnisse im Traume noch für volle Wirklichkeit angesehen werden. Hier konnte man in der großen Menge der Träume leicht einige finden, die anscheinend weissagenden Inhalts waren; und hat man so erst ein offenes Auge für die Bedeutung der Träume nach dieser Richtung hin bekommen, so wird dadurch nur das Interesse für sie gesteigert. Welches Gewicht man zu gewissen Zeiten den Träumen beigelegt hat, geht daraus deutlich hervor, daß man sie in den Annalen, z. B. der Chaldäer, aufgezeichnet findet (S. 40).

Die Träume können also, wie wir gesehen haben, schon dadurch den Charakter einer Wahrsagung bekommen, daß sie in der Erinnerung einfach verdreht werden. Damit ist aber die Bedeutung der Erinnerungsfehler für dieses Stück des Aberglaubens noch nicht erschöpft. Wenn man alle seine Träume behalten könnte, so würde man bald entdecken, daß die meisten gar nichts Zukünftiges vorherverkünden, andere dagegen geradezu falsche Weissagungen sind. Diese Entdeckung würde aber für den Aberglauben vernichtend sein. Nun treten indes die Mängel des Gedächtnisses stützend hinzu und halten den Glauben des Menschen an die Bedeutung der Träume trotz aller Schwierigkeiten aufrecht. Man erinnert sich nicht aller Träume; denn das kann kein Mensch. Nur einige wenige, die einen besonderen Eindruck auf uns gemacht haben, haften im Gedächtnisse; alle anderen werden mehr oder weniger vollständig vergessen. Erlebt man jedoch eines Tages etwas, das an einen Traum, von dem noch eine Spur im Bewußtsein vorhanden ist, erinnert, so scheint dieser plötzlich eine Vorbedeutung gehabt zu haben. Also erst die nachfolgenden Begebenheiten geben einzelnen Träumen die Bedeutung der „Weissagung“; diese bleiben im Gedächtnisse, während die große Menge der anderen Träume, die mit einer späteren Begebenheit nicht übereinstimmen, allmählich vergessen wird. Dies gilt natürlich auch von den Träumen, die sich als falsche Weissagungen erweisen; man muß eben ganz unbefangen und frei vom Glauben an eine Bedeutung der Träume sein, um auf solche Träume, die nicht richtig weissagen, achten zu können. In meine oben (S. 408 ff.) erwähnten Schemata hatte ich auch die Frage nach weissagenden Träumen aufgenommen. Nicht weniger als 40 Personen teilten mit, solche Träume gehabt zu haben, und führten im ganzen gegen 100 Beispiele dafür an. Diese kleine Sammlung ist in mehrfacher Beziehung interessant. Zunächst fällt die geringe Zahl auf. Die meisten geben an, daß die angeführten weissagenden Träume die einzigen der Art sind, die sie überhaupt jemals gehabt haben; nur einige wenige behaupten, häufig solche Träume zu haben. Fast alle aber berichten, daß sie regelmäßig träumen, einige sogar in jeder Nacht. Offenbar haben diese Menschen also tausende von bedeutungslosen Träumen gehabt, während nur ganz vereinzelte derselben eine „Weissagung“ zum Inhalt hatten. Es ist dies ein Beweis für die Richtigkeit unserer obigen Behauptung: erst eine zufällige spätere Begebenheit ruft einen einzelnen Traum in die Erinnerung zurück und macht ihn dann nachträglich zu einem weissagenden Traum. Die unzähligen

vergessenen Träume hätten ebensogut weissagende Träume sein können, und sie wären es geworden, wenn sich etwas ereignet hätte, wodurch sie vor der Vergessenheit bewahrt worden wären.

Dann geben mehrere Berichterstatter an, daß sie häufig falsche weissagende Träume gehabt haben. Der Ausfall eines Unternehmens ist in einem Traume prophezeit worden; aber der Gang der Begebenheiten entsprach dem Traume leider nicht. Dies ist deshalb interessant, weil es beweist, daß es sich im Traume nicht um magische Kräfte handelt, die wirklich die Zukunft vorherverkünden. Der Traum und die späteren Ereignisse sind im allgemeinen ganz unabhängig voneinander; erst der Mensch bringt sie unwillkürlich miteinander in Verbindung und findet eine Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit heraus, je nachdem er seine Aufmerksamkeit auf die Uebereinstimmung beziehungsweise Nichtübereinstimmung des Traumes mit den Ereignissen richtet.

Endlich hat meine Sammlung dadurch das größte Interesse, daß sie zeigt, wie reine Zufälligkeiten eigentlich nur eine unbedeutende Rolle bei der Entstehung der weissagenden Träume spielen. Nur drei bis vier Träume können so durch ein rein zufälliges Zusammentreffen einer Begebenheit mit einem genau in der Erinnerung gebliebenen Traume erklärt werden.

Dies gilt von folgenden Fällen. A. bereitet sich zum Examen vor; es träumt ihm, daß er Lehrer an der Schule wird, in welcher er Schüler gewesen ist. Dies geschieht zehn Jahre später. — B. hat sich mit einem Freunde über eine hier im Lande seltene Pflanze unterhalten; nachts träumt er von dieser Pflanze und findet sie am nächsten Tage an einem Platze, der demjenigen ähnlich ist, welchen er im Traume gesehen hat; seit langer Zeit war er an diesem Orte nicht gewesen. — C. träumt von einem Leichenzuge mit zwei Leichenwagen. Einige Zeit darauf stirbt ein Verwandter und an dessen Beerdigungstage ein anderer Verwandter. Dieser Traum ist doch im eigentlichen Sinne nicht in Erfüllung gegangen, da keine zwei Leichenwagen bei den Begräbnissen vorhanden waren: er ist vielmehr nur symbolisch, sofern er zwei Todesfälle prophezeit. — In dem vierten Falle erscheint der Traum in der Erinnerung schon etwas verdreht, als die Begebenheit wirklich eintritt. D. träumt, daß einige Teller zerbrochen werden. Dies geschieht am folgenden Tage; die Scherben haben genau die Form, die D. im Traume gesehen hat. Hier liegt doch gewiß ein Gedächtnisfehler in Bezug auf die Form der Scherben vor.

In zahlreichen Fällen scheint der Traum nur deshalb weissagend zu sein, weil die Erinnerung bei dem Eintritt der Begebenheit schon verschwommen gewesen ist, so daß man die Abweichungen zwischen Traum und Wirklichkeit nicht mehr wahrnimmt. Als Beispiel derartiger Träume kann der nicht ungewöhnliche Fall angeführt werden, daß Leute von Personen träumen, die ihnen ganz unbekannt sind. Kürzere oder längere Zeit nachher, oft erst nach Jahren, treffen sie mit einer Person von dem Aussehen derjenigen, die sie im Traume gesehen haben, zusammen. Man darf wohl mit Recht bezweifeln, daß ein Mensch sich eines nur einmal im Traume gesehenen Gesichtes so deutlich erinnern sollte, daß er es mehrere Jahre nachher wieder zu erkennen vermag. Die Aehnlichkeit ist wahrscheinlich ganz illusorisch.

Außer reinen Zufälligkeiten und Gedächtnisfehlern giebt es noch einige andere Umstände, die einen Traum scheinbar zu einem weissagenden machen können, z. B. wenn der Traum nur die natürlichen Konsequenzen von Umständen, die dem Träumenden bekannt sind, anzeigt.

E. träumt, welche Prädikate er im Examen bekommt. Er erhält nun „ungefähr" (das sind seine eigenen Worte in seiner Mitteilung) diese Prädikate. Im allgemeinen wissen die, welche ins Examen gehen, was für ein Zeugnis sie erwarten dürfen; es ist also ganz natürlich, daß ein Traum hiervon sich als „ungefähr" zutreffend erweist. — Mehrere ältere Herren vom Militär und Civil teilen mit, daß sie kurz vor Ausbruch der letzten Kriege geträumt haben, es gäbe Krieg. Nun, wenn Kriegsgerüchte an der Tagesordnung sind und der bevorstehende Ausbruch eines Krieges das allgemeine Gespräch ist, erscheint ein Traum hiervon als ganz natürlich. — F. träumt von der Aufhebung einer Verlobung; kurz darauf tritt dies wirklich ein. Er wußte, daß zwischen den Verlobten ein gespanntes Verhältnis vorlag, und hätte den Bruch also auch im wachen Zustande voraussagen können. — G. führt einen Fremden in Kopenhagen umher; er redet davon, daß sie einen bestimmten (Aussichts-) Turm besteigen wollen; in der Nacht träumt ihm, daß sie dort oben sind. Einige Tage später geht er wirklich mit dem Fremden hinauf. — Sehr häufig sind Träume vom Tode bestimmter Personen. Wenn der Träumende weiß, daß der Betreffende krank ist, so sagt der Traum weiter nichts, als was man auch im wachen Zustande vermuten konnte. Glücklicherweise sind diese Träume keine unfehlbaren Weissagungen; wenn der Kranke wieder gesund wird, so ist der Traum bald vergessen. Auch hier, wie überall, ruft nur die wirklich eintretende Begebenheit den Traum in die Erinnerung zurück und giebt ihm so das Gepräge einer Weissagung.

Bei Besprechung des Inhaltes der Träume wurde nachgewiesen, daß man sehr oft das, was am Tage Gegenstand der Furcht oder Hoffnung gewesen ist, in den Träumen schon realisiert sieht. Da man nun im allgemeinen weder etwas zu erhoffen noch zu fürchten braucht, was ganz unmöglich oder absurd ist, so ist es ja recht natürlich, wenn derartige Träume sich oft auch thatsächlich erfüllen. Davon habe ich sehr viele Beispiele in meiner Sammlung.

Ein Knabe wünscht in eine bestimmte Schule zu kommen und hat seinen Eltern diesen Wunsch ausgesprochen. Eines Nachts träumt ihm, daß er in der Aufnahmeprüfung ist; einige Zeit nachher kommt er wirklich in diese Schule. — Bei jungen Damen scheint der Traum, daß sie Briefe von Verwandten oder Freunden bekommen, sehr allgemein zu sein. Dies geht dann einen oder einige Tage nachher in Erfüllung. Diese Träume scheinen aber gewöhnlich dann einzutreten, wenn die Betreffenden einen Brief eben erwarten dürfen. — Der interessanteste Fall ist folgender. H. ist eines Tages mit einem Freunde, von dem er sehr viel hält, zusammen. Nachts träumt ihm, daß der Freund krank wird und stirbt. Dies geschieht auch wirklich einige Monate später. Zur Zeit des Traumes lag nicht der geringste Grund zur Annahme vor, daß sein Tod nahe bevorstände; der junge Mensch war vollständig gesund. Zum Verständis dieses Traumes muß man wissen, daß H. zu den Menschen gehört, deren Träume durchgehends ein Gefühlsgepräge haben, das den Begebenheiten des Tages gerade entgegengesetzt ist. Die Freude über das Zusammensein mit dem Freunde macht sich bei ihm also in einem Traume voller Sorge und Trübsal, Krankheit und Tod geltend. Derartige Träume hat H. mehrere gehabt, aber dieser eine hat sich seinem Gedächtnisse am tiefsten eingeprägt, weil der Freund kurz darauf starb.

Natürlich können die Träume, welche die Erfüllung von Wünschen andeuten, sich auch dadurch realisieren, daß der Betreffende selbst an der Verwirklichung mitarbeitet, sofern er in seinen Handlungen eben jenes Ziel vor Augen hat.

K. wünscht nach Italien zu kommen; es träumt ihm, er wäre dort. Mehrere Jahre später erhält er die Mittel zur Reise und führt diese auch wirklich aus. — Ebenso natürlich ist folgender Fall. Eine Mutter träumt, daß ihr Sohn sich in Paris verlobt; sie erzählt ihm den Traum. Im vorgerückten Alter zieht der Sohn nach Paris, wo er sich wirklich verlobt, während er in der Heimat sich nie dazu hatte entschließen können. Hier scheint der Traum geradezu suggestiv gewirkt zu haben; er faßt Mut, sich zu verloben, weil er weiß, daß dies in Paris geschehen soll.

Nicht selten sind die Träume so verwickelt und die handelnden Personen in so großer Zahl vorhanden, daß man unmöglich mit Sicherheit sagen kann, wie der Traum eigentlich in Erfüllung gegangen ist. Dies gilt z. B. von folgendem Traum.

Eine junge Dame, Frl. L., träumt, daß das Haus brennt. Jedoch entsteht kein Schaden durchs Feuer; sie erwacht aber aus Schrecken über eine Stimme, die ihr zuruft, sie solle sich vor einem bestimmten Tage einige Monate später hüten. Sie erzählt den Traum ihrer Umgebung; in derselben befindet sich eine andere jüngere, sehr abergläubische Dame, Frl. M., die sich nun in beständiger Furcht vor dem bestimmten Tage befindet. Dieser kommt, ohne daß jemand außer Frl. M. an den Tag denkt. Abends werden thatsächlich alle Personen, die sich im Wohnzimmer aufgehalten haben — unter diesen auch L. und M. — krank, und zwar infolge einer Kohlenoxydvergiftung, die dadurch veranlaßt ist, daß die Ofenklappe geschlossen worden ist. Das Nächstliegende wäre hier nun anzunehmen, daß die Vergiftung gar nicht an dem prophezeiten Tage eingetroffen ist, daß vielmehr ein Gedächtnisfehler vorliegt. Indes scheint diese Auffassung nach den Aufklärungen, die ich erhalten habe, doch ausgeschlossen zu sein. Wahrscheinlicher ist die Annahme, daß der Traum deshalb in Erfüllung gegangen ist, weil er als Konträrsuggestion auf Frl. M. gewirkt hat. Die ängstliche Dame hat aus Furcht vor dem im Traume angekündigten Feuer die Erfüllung der Prophezeiung wahrscheinlich verhindern wollen und deshalb die Klappe geschlossen; dadurch ist sie dann unfreiwillig die Ursache dazu geworden, daß der Traum in Erfüllung gegangen ist. Eine solche unter dem Einfluß einer bestimmten Suggestion stehende Handlung wird oft ausgeführt, ohne daß das Individuum sich derselben und der Motive dazu bewußt ist; man darf sich deshalb nicht darüber wundern, wenn die betreffende Person nachher jeden Zusammenhang mit dem Vorfalle aufs bestimmteste bestreitet. Wie es sich thatsächlich im erwähnten Falle verhalten hat, wird kaum mehr festzustellen sein; die Begebenheit liegt zu weit in der Zeit zurück.

Wie wir früher erwähnt haben, tauchen in den Träumen oft Erinnerungen auf, die dem wachen Bewußtsein vollständig entschwunden sind. Solche Erinnerungen können natürlich häufig dazu Anlaß geben, daß ein Traum Ereignisse, von denen der Mensch im Wachzustande nichts mehr erinnert, richtig weissagt.

Zur Beleuchtung dieser Art von Träumen mögen folgende Beispiele dienen. Ein Knabe, der bei fremden Leuten war, träumte von einer großen Festlichkeit im Hause seiner Großeltern. Am folgenden Tage erhielt er einen Brief mit der Mitteilung, daß ein Fest infolge des Jubiläums seines Großvaters stattgefunden hätte. Hier wie in allen ähnlichen Fällen ist es natürlich nicht möglich, nachzuweisen, ob der Träumende jemals etwas von der Sache gewußt hat; ist letzteres aber der Fall gewesen, ja hat er auch nur die geringste Ahnung davon gehabt, so verschwindet alles Merkwürdige am Traume. Es ist doch höchst wahrscheinlich, daß der Knabe es einmal gehört, aber wieder vergessen hat, daß der Großvater an einem bestimmten Tage sein Jubiläum feiern würde; im Traume taucht die Erinnerung dann zu der Zeit auf, wo das Fest gefeiert wird. —

Eine ältere, schwächliche Hebamme, Mme. N., die häufig weissagende Träume hatte, hörte im Traume eine junge Frau vom Lande laut rufen: „Helfen Sie! Helfen Sie! Mme. N., oder ich sterbe!" Der Traum wurde den Hausgenossen gleich morgens erzählt; mittags kam die Nachricht, daß die junge Frau wirklich in der Nacht im Wochenbett gestorben sei; ihr letzter Ausruf waren die Worte gewesen, die Mme. N. im Traume gehört hatte. Nach den vorliegenden Aufschlüssen hatte Frau N. damals krankheitshalber ihre Praxis aufgegeben; aber sie kannte die junge Frau und wußte wahrscheinlich, wann das Ereignis eintreten sollte, und daß eine gefährliche Geburt bevorstand. Auf diesen vielleicht vergessenen Thatsachen scheint der Traum sich aufgebaut zu haben.

Einen praktischen Wert haben die weissagenden Träume nicht, weil immer erst das nachfolgende Ereignis entscheidet, ob der Traum überhaupt weissagender Natur gewesen ist oder nicht. Auch sind solche Träume unzweifelhaft der Zahl nach verschwindend gering im Vergleich zu den vielen Träumen, die nichts vorherverkünden. Ließe man sich also in seinen Handlungen von seinen Träumen leiten, so würde man in den meisten Fällen in die Irre geführt; man würde sich nach den Erlebnissen nicht einer wirklichen, sondern rein imaginären Welt richten. Etwas anders verhält es sich aber mit den wahrsagenden Träumen, die sich auf vergangene Ereignisse beziehen. Wenn in solchen Träumen Vorstellungen auftauchen, derer das Individuum sich nie bewußt geworden ist, weil sie von nicht beachteten Reizen herrühren, so können die Träume oft wertvolle Aufschlüsse geben. Delages oben (Seite 408) erwähnter Traum gehört hierher; nur war sein Inhalt ohne Bedeutung. Meine Sammlung enthält indessen Berichte von verschiedenen Fällen, in denen Leuten durch einen solchen Traum aus großer Verlegenheit geholfen worden ist; ich werde einige derselben anführen.

P. war in einer Landapotheke angestellt. Eines Abends, als er zu Bett gehen wollte, vermißte er sein Schlüsselbund und konnte es trotz langen und sorgfältigen Suchens nicht finden. Nachts träumte ihm, daß er auf einer Bank im Garten säße und die Schlüssel auf einen Zweig eines Holunderbusches, der an der Bank stand, hängte. Er erinnerte sich am nächsten Morgen dieses Traumes und fand die Schlüssel auch wirklich im Holunderbusche. Hier hatte er sie im Laufe des Tages natürlich unbewußt, „in Gedanken", hingehängt; im Traum tauchten diese unbewußten Vorstellungen wieder auf. — Ganz derselben Art ist der folgende Traum, den ich mit den eigenen Worten des Berichterstatters, eines Rechtsanwalts, wiedergebe: „In einem Termine hatte ich einen großen Kassenumsatz. Beim Nachzählen der Kasse hatte ich eines Tages 1000 Kronen zu viel. Ich und mein Kontorpersonal suchten mehrere Tage lang mit der größten Sorgfalt den Fehler zu finden, aber trotz alles Kopfzerbrechens gelang es uns nicht. 10 Tage später aber entdeckte ich den Fehler — im Traume. Es stand nämlich deutlich vor mir im Traume, wie ich einem Manne ein Kapital von 14000 Kr. ausbezahlte, indem ich ihm erst 12000 Kr. in verschiedenen Münzsorten gab und dann zwei 500 Kr.-Zettel mit den Worten: „Hier ist nun das 13te und das 14te Tausend", überreichte, die der Mann ohne ein Wort der Erwiderung annahm. Am Morgen war der Traum mir noch deutlich erinnerlich; bei näherer Untersuchung zeigte es sich, daß ich vollständig richtig geträumt hatte."

Dieses mögen die wichtigsten Ursachen sein, daß ein Traum etwas weissagen oder wahrsagen kann. Wenn es mitunter auch schwer zu entscheiden ist, wie es im einzelnen Falle in Wirklichkeit zugegangen ist, so muß doch die Annahme einer natürlichen

Erklärung immer das nächstliegende sein. Aber in der Litteratur, namentlich in der älteren, finden sich zahlreiche Berichte über so wunderliche Träume, daß sich bei denselben eine natürliche Ursache überhaupt nicht nachweisen läßt. Allerdings kann man meistens auch nicht entscheiden, durch wie viele Hände ein solcher Bericht gegangen ist, ehe er zu Papier gebracht worden ist; da Geschichten durch mündliche Ueberlieferung immer etwas ausgeschmückt werden, so darf man diese Berichte wohl auch nicht als zuverlässig ansehen. Deshalb ist der Versuch einer Erklärung derselben auch ganz unnütz. Bei einigen wirklich konstatierten Träumen scheint man jedoch nur die Wahl zu haben zwischen einem wunderbaren Zufall oder telepathischen Kräften. Das Problem: „Telepathie oder Zufall?“ bedarf deshalb später einer besonderen Behandlung (S. 458 ff.).

Traumdeutung.

Obwohl, wie wir gesehen haben, keineswegs jeder Traum ein derartiges Gepräge hat, daß er künftige Ereignisse prophezeit, so lehrt die Geschichte doch, daß man auch völlig gleichgültigen Träumen eine weissagende Bedeutung beigelegt hat. Das ist auch ganz begreiflich. War es nämlich erst einmal durch besonders in die Augen springende weissagende Träume festgestellt, daß die Menschen in den Träumen Offenbarungen von den Göttern empfangen konnten, so lag die Annahme nahe, daß alle Träume eine Bedeutung hatten; nur zogen die Götter es in gewissen Fällen vor, nicht klar und deutlich zu reden, sondern symbolisch, in Rätseln, die zu lösen eben Aufgabe der Menschen war. Aber nicht jeder war geschickt dazu, diese Traumrätsel zu raten. Soweit unsere Nachrichten zurückreichen, hat es immer weise Männer gegeben, die einen besonderen Ruf als Traumdeuter genossen und dadurch in hohem Ansehen standen. In den alten chaldäischen Heldengedichten, sowie in den isländischen Sagen werden solche Männer erwähnt (vrgl. oben S. 39 und 79); ja bis in die neuere Zeit hinab beschäftigten die gelehrten Magier sich mit der Traumdeutung (S. 171).

Wenn dieser Glaube an die Bedeutung der Träume sich so Jahrhunderte hindurch hat halten können, so erklärt sich das dadurch, daß eine falsche Auslegung stets dem Traumdeuter zur Last gelegt wurde. Die Götter haben es gut gemeint mit den Menschen und ihnen deshalb einen weissagenden Traum gesandt; daß dieser mißverstanden worden ist, liegt am menschlichen Unverstand. So blieb der Glaube an die Bedeutung der Träume auch zu einer Zeit bestehen, wo man schon nicht mehr an das direkte Einwirken der Götter durch Träume glaubte, sondern diese mehr wissenschaftlich erklärte. Wie tief der Glaube an Träume noch am Schlusse des Altertums eingewurzelt war, sieht man aus einer alten berühmten Schrift: „Oneirokritika“, von dem professionellen Traumdeuter Artemidoros von Daldis (135—200 n. Chr.) verfaßt.

Artemidoros war ein in seinem Fache sehr angesehener, kenntnisreicher und gebildeter Mann, ein Freund mehrerer der bekanntesten Philosophen damaliger Zeit. Auf seinen vielen und langen Reisen hatte er ein ungeheures Material von Träumen, die angeblich in Erfüllung gegangen waren, gesammelt. Die

Behandlung dieses Materials ist ganz rationell. Er sagt ausdrücklich, daß man aus einem einzelnen Traume und dessen Erfüllung nichts in Bezug auf die Bedeutung des Traumbildes schließen darf; man muß immer mehrere gleichartige Träume haben, die in derselben Weise in Erfüllung gegangen sind, um Schlüsse daraus ziehen zu können. Und an einer anderen Stelle heißt es, daß man wohl aus der Art und Weise, wie die Träume sich erfüllt haben, schließen kann, was diese bedeuten und weissagen; aber warum sie gerade das, was geschehen ist, vorherverkünden, wissen wir nicht; das muß der Traumdeuter aus seinem Innern schöpfen. Gesunde Psychologie und wilde Phantastereien sind in einer eigentümlichen Weise in seinem Werk durcheinandergemischt. Es ist ihm klar, daß Menschenkenntnis von großer Bedeutung für den Traumdeuter ist; dieser muß fleißig den Charakter der Menschen, die sich an ihn wenden, erforschen; „denn es geschieht oft, daß Leute von Diebstahl, Mord und Tempelraub träumen, und danach zeigt es sich, daß sie wirklich solches vorhaben." Aber seine Auslegung der einzelnen Träume ist nach unseren Begriffen vollständig willkürlich, wenn man auch den Scharfsinn bewundern muß, mit dem er die Deutung giebt.

„Wenn ein Handwerker träumt, daß er viele Hände hat, so ist das eine gute Vorbedeutung; er wird immer volle Arbeit haben. Das Traumbild will nämlich besagen, daß der Mann ein Bedürfnis nach vielen Händen haben wird. Ferner bringt dieser Traum denen Glück, die sich eines rechtschaffenen Lebens befleißigen; ich habe oft Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen, daß er Vermehrung der Kinder, der Sklaven und der Güter prophezeit. Für Schurken bedeutet der Traum dagegen Gefangenschaft, indem er sagt, daß viele Hände etwas mit dem Träumenden zu thun haben werden."

Man sollte nun erwarten, daß dieser Mann nur geringes Zutrauen zu seiner Kunst gehabt hätte, da er doch vielfache Gelegenheit gehabt haben muß, sich von der Unzuverlässigkeit derartiger künstlicher Auslegungen zu überzeugen. Dies ist jedoch nicht der Fall; er behandelt die Sache mit dem größten Ernste, vollständig befangen im Glauben an die Richtigkeit seiner Kunst. Dieser Standpunkt tritt am schärfsten in einer Sammlung von Träumen, die in Erfüllung gegangen sind, hervor; diese Sammlung bildet den letzten Teil des Werkes. Leider erzählt Artemidoros nicht, ob diese Träume von ihm oder einem anderen Traumdeuter so ausgelegt sind, wie sie später in Erfüllung gegangen sind. Aber man darf sicher annehmen, daß der weissagende Sinn des Traumes erst später, als das Ereignis eingetreten war, dem Betreffenden klar geworden ist; denn Traum und Erfüllung haben in allen diesen Fällen so wenig mit einander zu thun, daß man ruhig vom Traum sagen kann, er sei auch in Erfüllung gegangen, wenn genau das Entgegengesetzte eingetroffen wäre.

„Ein Mann hatte seinen Sohn als Ringkämpfer nach Olympia gebracht und träumte nun, daß der Sohn auf der Rennbahn getötet und begraben worden sei. Der Sohn wurde natürlich Sieger in den olympischen Spielen; denn ebenso wie man dem Toten eine Gedenktafel errichtet und ihn selig preist, so thut man dies auch bei den Siegern in den olympischen Spielen." — „Ein Mann träumte, daß sein Stock zerbrochen wäre. Er wurde krank und lahm; seine körperliche Kraft und sein Wohlbefinden waren nämlich mit dem Stocke angedeutet. Als er nun über die anhaltende Lähmung sehr verstimmt war, träumte er wieder, daß sein Stock zerbrochen sei. Er wurde gleich gesund; der Traum sagte jetzt, er hätte seinen Stock nicht länger nötig." — „Jemand träumte, er äße Brot, in Honig getaucht. Der Mann warf sich auf philosophische Untersuchungen, erwarb sich die darin

enthaltene Weisheit und gewann dadurch großen Reichtum; der Honig bedeutete natürlich die Süßigkeit der Wissenschaft, das Brot den Erwerb."

Wenn ein Mann wie Artemidoros selbst diese Geschichten als symbolische Träume, die in Erfüllung gegangen sind, betrachten kann, so ist es leicht verständlich, daß seine abergläubischen Zeitgenossen nicht kritischer zu Werke gegangen sind. — Aber schon der feste Glaube an die Wahrheit der Voraussagung allein kann die Ursache sein, daß viele Träume gerade so in Erfüllung gehen, wie sie ausgelegt sind, weil der Träumende mit diesem Ziele vor Augen handelt. Hierfür enthält Artemidoros' Werk auch viele Beweise; wir lassen uns mit nachfolgender Begebenheit aus der Weltgeschichte genügen.

„Als Alexander Tyros belagerte und besorgt war, weil die Belagerung sich so in die Länge zog, träumte er einmal, daß er einen Satyr (satyros) auf seinem Schilde tanzen sähe. Zufällig befand der Traumdeuter Aristandros sich im Gefolge des Königs, und er deutete den Traum so, daß er das Wort Satyros in Sa Tyros (dein ist Tyros) teilte. Hierdurch bewirkte er, daß der König einen heftigen Angriff auf die Stadt unternahm und Herr derselben wurde." Es sind wohl kaum viele derartige Resultate erforderlich gewesen, um einem Traumdeuter hohes Ansehen zu verschaffen.

Das Nachtwandeln.

Bei den Erlebnissen im Traume wird ein normaler Mensch sich im allgemeinen ganz passiv verhalten, selbst dann, wenn er in lebhaftester Aktivität zu sein wähnt. Den besten Beweis hierfür haben wir wohl darin, daß Träume als Ganzes betrachtet nur Erinnerungsbilder sind; am häufigsten treten sie als Gesichtsbilder auf, bisweilen aber auch als Gehörsvorstellungen, indem sie bei einigen Menschen mehr den Charakter von Gesprächen, als von Situationen haben. Nicht selten jedoch sind besonders lebhafte Träume von Bewegungen begleitet, namentlich dann, wenn die Traumvorstellungen von einem ausgeprägten Gefühlston begleitet sind und unangenehm werden. Unter solchen Träumen wirft man sich im Bette umher; das Alpdrücken führt zu gewaltsamen Anstrengungen, um die Last abzuwerfen, die auf der Brust zu ruhen scheint. Sehr oft machen solche Träume sich in Reden bemerkbar. Wie früher erwähnt, sind Sprechbewegungen mit Gehörsvorstellungen so fest assoziiert, daß diese nicht kräftig werden können, ohne ein mehr oder weniger lautes Sprechen hervorzurufen. Es ist deshalb ganz natürlich, daß Kinder und junge Leute oft im Schlafe reden, da ihre Träume meist sehr lebhaft sind. Jedoch ist hiervon noch ein weiter Schritt zum Nachtwandeln, weil die Gesichtsbilder, die bei den meisten Menschen den wesentlichsten Inhalt der Träume ausmachen, lange nicht so fest mit den Bewegungen der Glieder assoziiert sind, wie die Gehörsvorstellungen mit den Sprechorganen. Sieht man sich im Traume in einer bestimmten Situation, in der man selbst handelnd auftritt, so zeigen sich vielleicht schwache Bestrebungen, diese Bewegungen wirklich auszuführen, aber es wird doch nichts daraus, so lange die eigentlichen Bewegungsvorstellungen fehlen. Wenn diese dagegen unter besonderen Umständen auf-

treten, wird das Individuum die Handlungen wirklich ausführen, von denen es träumt, und der Mensch „nachtwandelt".

Bei Erwachsenen ist das Nachtwandeln äußerst selten; es kommt hier fast ausschließlich nur in Verbindung mit bestimmten Krankheiten vor. So hat man es als Folge von Gehirnverletzungen oder in Verbindung mit Nervenleiden, namentlich mit Hysterie, auftreten sehen. Bei Kindern ist es dagegen recht allgemein. Merkwürdigerweise liegt, soweit mir bekannt, keine Statistik hierüber vor. Alles, was ich über die Häufigkeit des Nachtwandelns berichten kann, habe ich meinen Schemata entlehnt, und das dadurch gewonnene Material ist vorläufig noch recht gering. Von 51 Knaben derselben Erziehungsanstalt hatten 8, also 16%, an Nachtwandeln gelitten, jedoch nur ein oder einige Male. Von 67 erwachsenen Männern geben 4 an, daß sie es als Folge einer Krankheit, Typhus u. s. w., gehabt hätten; wir lassen hier diese Fälle außer Betracht. 12 andere erinnern sich, daß es bei ihnen einzelne Male vor dem fünfzehnten oder sechzehnten Lebensjahre vorgekommen sei; bei zweien derselben trat das Nachtwandeln regelmäßig auf und dauerte bis ins höhere Alter. Bei diesen beiden Personen lagen wohl nervöse Störungen mit vor; es bleiben also noch 10, d. i. 15%, zurück, bei denen nur ein- oder zweimal ohne nachweisbare Veranlassung ein Nachtwandeln zu konstatieren ist. Diese Zahl stimmt ja sehr gut mit der, die wir bei den Knaben gefunden haben, überein; also mit anderen Worten: bei ungefähr 1/6 aller männlichen Individuen sind vor dem 16. Lebensjahre isolierte Anfälle von Nachtwandeln nachzuweisen. Wenn man aus diesem geringen Material etwas schließen darf, so scheinen demnach isolierte Anfälle von Nachtwandeln recht allgemein zu sein.

Unser Interesse erstreckt sich natürlich zunächst auf die vielen wunderbaren Geschichten, die man von den Nachtwandlern erzählt. Auf ihren nächtlichen Wanderungen ziehen sie es vor, die schwierigsten Stellen, wie Dachfirste, Dachrinnen und dergleichen, aufzusuchen, bewegen sich hier mit einer unbegreiflichen Sicherheit und führen die halsbrecherischsten Experimente aus. Wenn man sie nur nicht weckt, indem man sie bei Namen ruft, kehren sie ruhig wieder in das Bett zurück und zwar durch Dachfenster oder andere unzugängliche Oeffnungen, durch welche sie den Weg zu finden gewußt haben. Auch vollziehen die Nachtwandler geistige Arbeiten, die sie im wachen Zustande nicht leisten können; sie lesen fremde Sprachen, die sie nie gelernt haben u. s. w. Derartige Berichte findet man in großer Menge, und die Mystiker haben hierin natürlich Beweise für die höheren Kräfte der Seele gesehen, die zur Entfaltung kommen, wenn der Körper schläft. Hierbei ist nun bloß noch zu bemerken, daß diese wunderbaren Erscheinungen niemals von solchen Leuten konstatiert worden sind, auf deren Beobachtungsgabe und Urteilskraft man sich verlassen darf. Im Gegenteil: die wenigen gewissenhaft beobachteten Fälle von Nachtwandeln lehren, daß die Leistungen der Nachtwandler in Wirklichkeit gar nichts Wunderbares aufweisen.

Alles, was der Nachtwandler thut, versteht man von der Voraussetzung aus, daß er die Handlungen ausführt, von denen er träumt. Gewöhnlich beschränkt er sich darauf, an bekannten Stellen ein wenig umherzuwandeln, sich eine kurze Zeit mit seiner täglichen Arbeit zu beschäftigen und sich dann wieder ruhig ins Bett zu legen. Während seiner Wanderung ist er ganz beherrscht von seinen Traumbildern; er begreift nur das, was mit dem Traume in Verbindung steht. Es ist öfters beobachtet worden, daß der Nachtwandler wohl auf eine Anrede hört und antwortet, sofern sie mit seinen Traumvorstellungen in Verbindung steht; was aber darüber hinausgeht, faßt er gar nicht auf.

Von dem Pharmazeuten Castelli, dessen häufigen Anfälle von Nachtwandeln vom Arzte Soave genau beobachtet wurden, wird Folgendes erzählt. Man traf ihn eines Nachts dabei, Italienisch ins Französische zu übersetzen. Er schlug Vokabeln in einem Lexikon auf und schien bei einem nahestehenden Lichte zu sehen. Man löschte dieses Licht aus; er suchte nach demselben und zündete es wieder an; aber während er sich im Dunklen zu befinden glaubte, war er in Wirklichkeit in einem hellerleuchteten Zimmer, da unterdessen andere Lichter angezündet worden waren. Er konnte jedoch bei denselben nicht sehen, weil er nicht wußte, daß sie brannten.

Es kann natürlich vorkommen, daß sich der Nachtwandler unter dem Einfluß seiner Traumbilder auf gefährlichen Plätzen, z. B. Dächern u. s. w., bewegt, und zwar mit einer Sicherheit, die dem Menschen im Wachzustande abgeht. Es ist dies jedoch ganz begreiflich, wenn man bedenkt, daß der Nachtwandler nicht weiß, wo er sich befindet. Ein jeder Mensch kann selbstverständlich mit vollkommener Sicherheit in einer Dachrinne gehen, wenn sie auf dem Erdboden liegt. Befindet sie sich dagegen am Dache eines hohen Hauses, so stört ihn nur das Bewußtsein, daß er zwischen Himmel und Erde schwebt. Wenn der Nachtwandler nicht weiß, wo er ist, muß er ebenso sicher oben am Dach wie unten auf der Erde gehen können. Uebrigens passiert es doch auch, daß ein Nachtwandler auf seiner nächtlichen Tour hinabstürzt, was nicht gerade für eine absolute Sicherheit spricht.

Es giebt, wie gesagt, nur wenige zuverlässige Berichte über die Handlungen der Nachtwandler; diejenigen aber, welche vorliegen, enthalten nichts Wunderbares. Der eben erwähnte Pharmazeut Castelli wurde oft während seiner Anfälle beobachtet, aber er that nichts anderes als die Arbeiten, welche er am Tage vollbrachte, und zwar auf eine ganz konfuse und planlose Weise. Die zuverlässigsten Fälle aus neuerer Zeit hat Binz in einer kleinen Abhandlung: „Ueber den Traum“, Bonn 1878, gesammelt. Sie sind recht lehrreich, denn sie zeigen uns, daß gewisse Handlungen der Nachtwandler bei oberflächlicher Betrachtung leicht als Resultate höherer psychischer Fähigkeiten erscheinen, während sie für einen verständigen Beobachter sich zu etwas höchst Unbedeutendem, einem rein automatischen Handeln, reduzieren. Wir wollen diese Berichte etwas näher betrachten.

Der Breslauer Arzt Ebers hatte einen Pflegesohn, einen munteren und aufgeweckten Knaben, der in einem Alter von elf Jahren Anfälle von Nachtwandeln bekam. Er redete laut im Schlafe, stand bei Vollmond auf, ging planlos umher, ergriff automatisch verschiedene Gegenstände, ging Hindernissen ruhig aus dem Wege, öffnete Fenster und sah hinaus. Die Augen waren halbgeöffnet; ein Licht, das man ihm vor die Augen hielt, bemerkte er nicht; er hörte auch nicht, was man zu ihm sagte; nach einiger Zeit kehrte er von selbst ins Bett zurück und erinnerte sich am nächsten Morgen dessen, was sich zugetrageu hatte, nicht mehr. Dies alles ist ganz natürlich und verständlich; es ist durchaus nichts Mystisches darin. Der Knabe verstand keine fremde Sprache; dennoch nahm er einmal ein französisches Buch von einem Bücherbrett, setzte sich hin und that, als ob er darin lese. Hier wäre ja eine prächtige Gelegenheit gewesen, um höhere psychische Kräfte, das Verständnis einer unbekannten Sprache, im Schlafe konstatieren zu können. Aber Ebers machte die Beobachtung, daß der Knabe ganz automatisch im Buche blätterte; es lag kein Grund zur Annahme vor, daß er in dem Buche gelesen hätte, selbst wenn dieses in seiner Muttersprache geschrieben gewesen wäre. — Durch wurmabtreibende Mittel wurde der Knabe zuletzt von dem Nachtwandeln geheilt. — Aus seiner eignen Erfahrung erzählt Binz folgenden Fall: „K., ein stets gesunder Mann aus gesunder Familie, in der Regel mit vorzüglichem Schlaf begabt, litt während seiner Jünglings- und frühern Mannesjahre daran. In jener Zeit bewohnte ich jahrelang das nämliche Haus mit ihm, später war ich sein Arzt. K. war von lebhaftem Temperament. Seine gewöhnlichen Träume äußerten sich in Sprechen unzusammenhängender Worte und Aufsitzen im Bett. Dabei blieb es aber meistens. Eines Nachts, er mochte damals 17 Jahre zählen, stand er auf, machte Licht, kleidete sich an, raffte die Unterrichtsbücher des Gymnasiums, das er und ich besuchten, zusammen und stieg die Treppe hinab bis in den Hausflur. Hier vor einer großen Uhr mit kräftigem Schlagwerk angekommen, blieb er stehen und leuchtete wie regelmäßig im Winter des Morgens früh nach dem Zifferblatt. Der Zufall wollte, daß die Uhr in diesem Augenblick 12 schlug. Bei den letzten Schlägen war er so wach geworden, daß er das Unsinnige seiner Lage erkannte, und erschreckt über sich und die Geisterstunde eilte er zu mir, weckte mich und erzählte mir den Vorfall. So stand er, die Bücher unter dem linken Arm, die Studierlampe in der Hand, vor mir. Ich beruhigte ihn und er ging ruhig wieder zu Bett. Ob die Bücher die für den folgenden Tag richtigen waren, wurde nicht untersucht. K. hatte geträumt, es sei morgens gegen 7 Uhr, und er müsse zur Schule gehen.

Drastischer und mehr an die Kletterberichte des Nachtwandelns erinnernd war folgender Vorfall, der sich ereignete, als K. 32 Jahre alt und verheiratet war. K. wird des Nachts gegen 2 Uhr wach, weil ihn die Kniee schmerzten. Das Zimmer war vom Mond genügend beleuchtet, um seine absonderliche Lage ihn erkennen zu lassen. Er kniete nämlich im Hemd auf dem 6 Fuß hohen Porzellanofen des Schlafzimmers und hielt sich mit beiden Händen krampfhaft an dessen Seitenrändern, die profilartig vorsprangen, fest. Durch Zuruf weckte er seine Frau, diese hielt den vor dem Ofen stehenden Stuhl und auf seine Lehne tretend stieg K. herab. K. war als guter Turner denselben Weg hinaufgestiegen. Den weißen Ofen hatte er offenbar für ein Objekt seines Traumes gehalten, von dem übrigens keine Erinnerung übrig blieb.

K. sprach, rief und bewegte sich im Traum, wenn er am späten Abend mit Anstrengung sich geistiger Arbeit hingegeben hatte oder wenn er schwere Speisen genossen. Am Abend vor jener Nacht war beides geschehen, das letztere bei dem stets gesegneten Appetit des K. in kräftiger Weise. Anordnung und genaue Befolgung einer demgemäß eingerichteten Geistes- und Körperdiät machte allem Nachtwandeln und aufgeregten Träumen von da an ein Ende.

Der Fall war mir lehrreich aus mehrfachen Gründen. Was ließ sich nicht aus ihm alles machen, wenn irgend eine erzählend aufgeregte Phantasie da nachgeholfen hätte. Aus

dem Zusammenlegen der Schulbücher wäre leicht die Schaffung eines lateinischen Aufsatzes geworden, und aus der Ofenaffaire ein unerhörtes Klettern auf die First des Hauses. Ferner ist von Interesse die Thatsache, daß zu starke Arbeit des Gehirns wie des Darmkanals nach der nämlichen Richtung reizend wirkten. Was aber bleibt Mystisches an einem Vorgang, der gleich dem stillen Traum durch die Einwirkung ungeeigneter Speisen herbeigeführt werden kann?"

Die vielen wunderbaren Dinge, die von Nachtwandlern erzählt werden, scheinen also teils auf ungenauen Beobachtungen, teils auf der Neigung der Menschen, derartige Ereignisse auszuschmücken und zu übertreiben, zu beruhen. In den Berichten kritischer Forscher kommen jene Angaben wenigstens nie vor. Eine andere alte Fabel, daß das Nachtwandeln durch den Mond verursacht werde, scheint auch vor einer strengeren Kritik nicht standhalten zu können. Schon im Altertum nannte man die Nachtwandler „Mondsüchtige", Lunatiker. Aber die Erfahrung lehrt, daß dieselben zu jeder Zeit nachtwandeln, gleichviel, ob der Mond scheint oder nicht. Es liegt demnach kein Grund zu der Annahme vor, daß der Mond hauptsächlich an dem Nachtwandeln schuld sei. Ganz ausgeschlossen ist es indessen nicht, daß der Mond eine unbedeutende, aber keineswegs mystische, sondern ganz natürliche Rolle bei den Anfällen spielt. Da unsere geschlossenen Augenlider für Licht nicht ganz undurchdringlich sind, so ist es wohl möglich, daß der dem Schlafenden ins Gesicht scheinende Mond den Sehnerv reizen und Träume hervorrufen kann, die den Schlafenden zum Aufstehen veranlassen. Auf solche Weise läßt es sich wohl erklären, wenn das Nachtwandeln bei Mondschein vielleicht häufiger vorkommt als zu anderen Zeiten, und diese eine Beobachtung mag dann wohl zum Glauben an „Mondsucht" geführt haben.

Das Eingreifen des Unbewußten in das Bewußtsein.

Nachweis und Charakteristik.

Wir haben im Bisherigen schon wiederholt das Unbewußte berühren müssen. Wir sahen, daß Träume zur Wahrsagung werden oder das Gepräge einer Weissagung erhalten können, indem Vorstellungen auftauchen, von denen einige vielleicht nie im Bewußtsein gewesen sind, während andere hier wohl einmal aufgetreten, später aber jedenfalls vollständig vergessen worden sind. Ferner fanden wir, daß auch Bewegungen als Resultat von unbewußten Gedankenreihen, deren Einfluß das Individuum nur vermuten, aber in seinem Bewußtsein nicht nachweisen kann, auftreten können. Wir wollen nun das Eingreifen des Unbewußten in das normale wache Bewußtseinsleben näher untersuchen und die Bedeutung dieses Phänomens für den Aberglauben nachweisen. Daß dasselbe keine ganz unbedeutende

Rolle spielt, ist leicht zu verstehen. Ein Eingreifen des Unbewußten tritt bei den meisten Menschen nur in ganz vereinzelten, bestimmten Formen auf; die komplizierteren Fälle sind immer ungewöhnlich und fremdartig.

Hierzu kommt nun der eigentümliche Charakter des Phänomens selbst. Wenn Vorstellungen auftauchen, die weder aus sinnlichen Wahrnehmungen herstammen, noch auch in einem nachweisbaren Zusammenhang mit dem bewußten Vorstellungskreise des Individuums stehen, so wird man leicht zur Annahme verführt, daß Kräfte hier mitwirken, die der Mensch gewöhnlich nicht besitzt. Diese vom Unbewußten herstammenden Vorstellungen werden oftmals dasselbe Resultat herbeiführen, das wir bei den Träumen in ähnlichen Fällen gefunden haben: daß nämlich dem Menschen ein mehr oder weniger wertvolles Wissen zugeschrieben wird, das er auf einem anderen Wege nicht erreichen kann. Aeußerungen des Unbewußten erhalten so leicht das Gepräge des räumlichen und zeitlichen Fernsehens, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß bei den Propheten, Wahrsagern und Hellsehern aller Zeiten eine starke Einwirkung des Unbewußten auf das bewußte Seelenleben stattgefunden hat.

Um nun gleich von vornherein das Charakteristische für dieses Eingreifen des Unbewußten festzustellen, wählen wir ein Beispiel, das den meisten aus eigener Erfahrung wohl bekannt ist. Hat man z. B. einen Namen vergessen, so richtet man, um sich auf denselben wieder zu besinnen, seine Aufmerksamkeit auf die eine oder andere Vorstellung, die, wie man annimmt, mit dem vergessenen Namen in Verbindung steht. Diese Vorstellung reproduziert wieder neue Vorstellungen, unter welchen man wiederum eine auswählt, die, wie man glaubt, zum Ziele führt; auf diese Weise durchläuft man eine bestimmte Vorstellungsreihe. Gelangt man dadurch nicht zu dem gewünschten Resultate, so geht man entweder zu dem ursprünglichen Ausgangspunkt zurück, oder man wählt einen neuen, und fährt so fort, bis das Ziel erreicht ist, d. h. bis der vergessene Name wieder im Bewußtsein auftaucht. Wenn dies gelingt, so kann hier offenbar von einem Eingreifen des Unbewußten nicht die Rede sein; denn wohl war der Name vergessen, in das Dunkel des Unbewußten hinabgesunken, aber die ganze Arbeit, durch die derselbe ins Gedächtnis wieder zurückgerufen wurde, war ein Werk des Bewußtseins. Oft aber sind alle Anstrengungen, sich auf einen Gegenstand zu besinnen, ganz vergeblich. Halb verzweifelt giebt man es auf, weiter zu suchen, und denkt an andere Dinge; da auf einmal taucht der Name ganz von selbst im Bewußtsein auf.

Wie dies kommt, kann man natürlich nicht mit Sicherheit sagen. Im Bewußtsein selbst findet man keine Spur von der Arbeit, die den gesuchten Namen plötzlich ins Gedächtnis zurückruft; man sagt deshalb, daß eine unbewußte Thätigkeit stattgefunden hat. Ob das ein rein physiologischer Vorgang ohne psychische Begleiterscheinungen ist, oder ob das Psychische hier die Hauptrolle spielt, ist für uns ohne Bedeutung. Dagegen müssen wir notwendig das festhalten,

daß diese unbewußten Thätigkeiten denselben Gesetzen folgen, wie die entsprechenden bewußten. Ohne diese Voraussetzung wird allen phantastischen Willkürlichkeiten Thür und Thor geöffnet. Die Psychologie der neueren Zeit giebt uns hierfür recht lehrreiche Beispiele. So hat man eine scharfe Grenze zwischen dem eigentlichen Bewußtseinsleben, dem „Oberbewußtsein", und dem Unbewußten, dem „Unterbewußtsein", gezogen und letzterem Kräfte und Fähigkeiten beigelegt, die das Oberbewußtsein gar nicht besitzt, und die deshalb reine Phantasiegebilde sind. Auf solche Weise kann man alles erklären: je nach Bedarf denkt man sich das Unterbewußtsein mit all den wunderbaren Kräften ausgestattet, die gerade wünschenswert erscheinen. Es ist, wie man sieht, geradezu ein Rückschritt zur alten mystischen Psychologie eines Schindler; man schreibt dem Seelenleben einen dem Tagpol vollständig entgegengesetzten Nachtpol zu; nur die Namen sind neu. Damit hat man aber auch von vorneherein auf eine wissenschaftliche Erklärung der Phänomene verzichtet; denn zu einer solchen ist vor allen Dingen erforderlich, daß man nicht ohne die zwingendsten Gründe neue Hypothesen aufstellt. Obgleich das Wort „unterbewußt" aus verschiedenen Gründen hier vorzuziehen wäre, so benutze ich doch immer die Bezeichnung „unbewußt", um nicht den Glauben zu erwecken, daß ich dieser modernen Lehre vom Tag- und Nachtpole der Seele, die sich unter den Namen „Ober- und Unterbewußtsein" eingeschlichen hat, beistimme (vrgl. S. 374, Anm.).

Wir müssen vielmehr das als unsere Aufgabe ansehen, die unbewußten Thätigkeiten soweit möglich in Uebereinstimmung mit den bekannten bewußten zu erklären. Das oben erwähnte Beispiel macht uns in dieser Beziehung keine Schwierigkeiten. Es muß jedenfalls unter der Schwelle des Bewußtseins, in dem Unbewußten, irgend ein geistiger Prozeß vor sich gegangen sein, da der vergessene Name doch plötzlich wie von selbst auftauchen kann. Diese unbewußte Thätigkeit können wir ganz analog der Vorstellungsreproduktion, die bei jeder bewußten geistigen Arbeit stattfindet, erklären. Nehmen wir an, daß die unbewußten Vorstellungen sich ebenfalls nach dem Assoziationsgesetze auslösen, so ist das Phänomen vollauf verständlich. Wenn man, des Suchens müde, die Aufmerksamkeit von jenem Gegenstand abwendet und auf einen anderen richtet, so wird, wie man wohl annehmen darf, die einmal begonnene Reproduktion der Vorstellungen unter der Schwelle des Bewußtseins weiter fortschreiten, und diese unbewußt fortgesetzte Arbeit führt dann zuletzt zum gewünschten Resultat. Gerade der Umstand, daß die Arbeit unbewußt, also ohne Konzentration der Aufmerksamkeit, vor sich geht, kann hier von großer Bedeutung sein; denn wenn man bewußt und willkürlich in seinem Gedächtnisse nach dem Gegenstande sucht und die Aufmerksamkeit auf verschiedene Vorstellungen richtet, so kann man sich ebensogut vom Ziele immer weiter entfernen als sich ihm nähern. In dem Unbewußten dagegen schreiten die Vorstellungsreihen weiter fort, ohne durch die willkürlichen Eingriffe der Auf-

merksamkeit gehemmt zu werden. Deshalb kann diese Bewegung zuletzt zu dem gesuchten Namen führen. Indes ist damit natürlich nicht gesagt, daß dies immer geschieht, d. h. daß der Name stets im Bewußtsein wiederauftaucht. Dieses ist wahrscheinlich von verschiedenen Umständen, die wir im Folgenden näher berühren werden, abhängig.

In dem hier behandelten Beispiele wurde die unbewußte Arbeit durch die bewußte angeregt; jene erscheint als direkte Fortsetzung von dieser. Das ist jedoch nicht immer der Fall; bisweilen wird die unbewußte Thätigkeit durch sinnliche Reize, die nicht zum Bewußtsein durchdringen, und deren Existenz deshalb erst nachträglich konstatiert werden kann, eingeleitet. Ein sehr interessantes Beispiel hierfür erzählt Binet.

Einer seiner Freunde, Dr. A., ging in Paris auf der Straße, versunken in Gedanken an die Botanik, in der er gerade geprüft werden sollte. Plötzlich entdeckte er auf der Glasthür eines Restaurants den Pflanzennamen „Verbascum thapsus“. Erstaunt über diese für ein Restaurant doch etwas merkwürdige Inschrift kehrte er um und fand nun, daß die Inschrift in Wirklichkeit „Bouillon“ lautete. Um die Sache zu verstehen, muß man nun wissen, daß der geläufige französische Name für Verbascum „Bouillon blanc“ ist; damit erklärt sich das Erlebnis von selbst. Dr. A. hat im Vorbeigehen die Glasthür gesehen und einen schwachen Eindruck von der Inschrift erhalten. Dieser ist jedoch nicht bis zum Bewußtsein, das von anderen Gedanken erfüllt ist, durchgedrungen, sondern hat unter der Schwelle des Bewußtseins eine Vorstellungsreproduktion eingeleitet. Bouillon reproduziert blanc, und bouillon blanc führte zu dem damit assoziierten verbascum thapsus, das nun in dem von lateinischen Pflanzennamen erfüllten Bewußtsein auftaucht. Da die ganze dazwischen liegende Thätigkeit nicht bewußt wird, so glaubt Dr. A., daß er den Namen an der Thür gelesen hat, und die Verwunderung hierüber führt zur näheren Untersuchung, die den Zusammenhang der Sache aufklärt.

Diese Beispiele zeigen uns also, wann wir es mit unbewußten Thätigkeiten und ihrem Eingreifen in das Bewußtsein zu thun haben. Wenn eine Vorstellung im Bewußtsein auftaucht, die weder in einem nachweisbaren Zusammenhang mit dem augenblicklichen Bewußtseinsinhalt steht noch auch direkt durch einen sinnlichen Reiz hervorgerufen ist, so muß sie das Resultat einer unbewußten Thätigkeit sein. Offenbar müssen beide genannten Bedingungen erfüllt sein; denn wenn die neu auftauchende Vorstellung direkt durch einen sinnlichen Reiz hervorgerufen ist, so wird sie auch nicht von einer gewöhnlichen, auf sinnlicher Wahrnehmung beruhenden Beobachtung unterschieden werden können; und wenn sie ferner in nahem Zusammenhang mit dem augenblicklichen Bewußtseinsinhalt steht, so wird sie immer als von bewußten Vorstellungen reproduziert erscheinen. Sie darf deshalb nicht von sinnlichen Reizen direkt ausgelöst sein oder im Zusammenhang mit dem jeweiligen Bewußtseinsinhalt stehen, wenn von einem Eingreifen des Unbewußten die Rede sein soll. Ja, diese Vorstellungen, die als Resultat der unbewußten psychischen Thätigkeiten auftreten, haben gerade durch diesen Gegensatz zum augenblicklichen Bewußtseinsinhalt ihr charakteristisches Gepräge. Sie tauchen wie von selbst auf, zwingen sich uns hartnäckig und unabweisbar auf, weil

wir sie nicht selbst hervorgerufen haben und deshalb auch nicht Herr über sie sind. Sie haben mit anderen Worten einen ähnlichen Charakter wie die wirklichen Beobachtungen.

Hiermit soll aber nicht gesagt sein, daß sie dem Individuum auch mit der Stärke einer sinnlichen Wahrnehmung vor das Auge treten müssen. Dies kann der Fall sein, braucht es aber nicht. Man pflegt drei verschiedene Formen zu unterscheiden, je nachdem die auftauchenden Vorstellungen größere oder geringere Aehnlichkeit mit sinnlichen Wahrnehmungen haben. Nach der Natur der Sache lassen sich jedoch keine scharfen Grenzen zwischen diesen drei Formen ziehen. Die Zugehörigkeit zur einzelnen Gruppe ist also im gegebenen Falle recht schwer festzustellen. Solange die auftauchenden Vorstellungen vollständig das unbestimmte Gepräge und die geringe Stärke der Erinnerungsbilder haben, wird eine Verwechselung mit sinnlichen Wahrnehmungen natürlich nicht möglich sein. Für die gewöhnlicheren Fälle dieser Art haben wir keinen Namen; gerade wegen ihrer Häufigkeit hat man ihnen keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Alle diese Fälle haben das gemeinsam, daß die Thätigkeit des Unbewußten durch eine leicht nachweisbare Ursache ausgelöst wird. Hierher gehört das erwähnte Beispiel von dem vergessenen Namen; das bewußte Suchen nach demselben ist die offenbare Ursache, daß der Name uns später „einfällt". Läßt sich dagegen keine bestimmte Ursache für die unbewußte Thätigkeit nachweisen, so nennt man die auftauchenden Vorstellungen „Ahnungen". Endlich wenn das Eingreifen des Unbewußten in das Bewußtsein größere Deutlichkeit und Stärke erhält und sich so einem sinnlich wahrgenommenen Bilde nähert, ohne daß das Individuum es deshalb mit einer wirklichen sinnlichen Wahrnehmung identifiziert, so wird das Phänomen Pseudohalluzination genannt. Hierfür kann man wahrscheinlich den oben angeführten Fall, wo Dr. A. den Namen Verbascum an einer Thür zu sehen glaubt, rechnen. Das Wort tritt so deutlich an ihn heran, daß er es im Vorbeigehen gelesen zu haben meint; es nähert sich also sehr einer wirklichen sinnlichen Wahrnehmung. Eigentliche Halluzinationen haben wir endlich in den Fällen, in denen die auftauchenden Vorstellungen geradezu für Sinneswahrnehmungen gehalten werden. Man kann also sagen, daß die Halluzination eine Sinneswahrnehmung ist, der jedoch jede reale, wirkliche Grundlage fehlt. Letzteres wird im allgemeinen allerdings erst bei näherer Untersuchung festgestellt werden. Die Halluzination wird deshalb im ersten Moment das Individuum täuschen, indem sie ihm eine Wirklichkeit vorspiegelt, die nicht vorhanden ist.

Man darf jedoch keineswegs behaupten, daß alle Halluzinationen bewußte Aeußerungen unbewußter Thätigkeiten sind. Häufig treten Halluzinationen infolge von Krankheiten sehr verschiedener Art auf. Diese pathologischen Halluzinationen lassen wir jedoch ganz außer Betracht; denn sie haben kein großes Interesse für uns und können jedenfalls nicht

immer als Resultate unbewußter Thätigkeiten aufgefaßt werden. Wir berücksichtigen hier nur die weit selteneren Halluzinationen bei normalen Menschen, bei Individuen, die an keiner nachweisbaren Krankheit leiden. Aber auch diese „normalen" Halluzinationen sind keineswegs stets Aeußerungen des Unbewußten; in vielen Fällen sind sie direkt durch äußere Veranlassungen, durch Suggestionen, hervorgerufen. Wir müssen deshalb zwischen den „suggerierten" und den von selbst entstandenen, „spontanen" Halluzinationen unterscheiden. Nur die letzte Gruppe erfüllt die Forderungen, die wir an ein Phänomen stellen, wenn dasselbe als ein Resultat unbewußter Thätigkeit aufgefaßt werden soll. Wir reden also nur von den Spontanhalluzinationen; die suggerierten Halluzinationen werden wir in einem folgenden Abschnitt behandeln.

Das Eingreifen des Unbewußten in das Bewußtsein, sei es in der Form der Ahnung, der Pseudohalluzination oder der Halluzination, erfolgt gewöhnlich „von selbst", d. h. ohne daß das Individuum etwas dazu beiträgt. Es giebt indes auch Mittel, durch die man dasselbe hervorrufen kann. Viele Menschen vermögen nämlich durch langes Anstarren blanker Gegenstände oder durch Horchen auf das „Kochen" der Konchylien Gesichts- und Gehörsbilder hervorzurufen; diese haben vollständig die Intensität der Halluzination und stehen mit dem augenblicklichen Bewußtseinsinhalt in keinerlei Verbindung und charakterisieren sich somit als Aeußerungen des Unbewußten. Diese Phänomene — „Krystallvisionen" und „Konchylienauditionen" — sind gerade in der neuesten Zeit Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen, die mehr Licht über die unbewußten Thätigkeiten gebracht haben. — Endlich kann das Unbewußte sich noch in einer ganz anderen Form äußern, nämlich in Bewegungen. Solche Bewegungen, die weder direkt durch sinnliche Reize ausgelöst sind noch mit dem bewußten Vorstellungskreise des Individuums in Verbindung stehen, trotzdem aber wegen ihrer Zweckmäßigkeit von bestimmten Vorstellungen geleitet zu sein scheinen, pflegt man „automatische" zu nennen. Da die automatischen Bewegungen so beide Bedingungen erfüllen, die eine unbewußte Thätigkeit charakterisieren, so liegt die Annahme nahe, daß sie nur eine eigentümliche Form für die Aeußerung des Unbewußten sind. Die zahlreichen Untersuchungen der neueren Zeit haben denn auch gezeigt, daß die komplizierteren Fälle von automatischen Bewegungen sich gar nicht ohne Annahme einer unbewußten psychischen Thätigkeit erklären lassen. Auch diese Untersuchungen haben viel dazu beigetragen, die Thätigkeit des Unbewußten aufzuklären, so daß wir näher darauf eingehen müssen.

Von einer eigentlichen systematischen Behandlung kann allerdings kaum die Rede sein, da unsere Kenntnis von diesen Gebieten noch sehr gering ist. In Bezug auf viele Punkte stehen die Untersuchungen noch im ersten Stadium; so wurde, um nur ein Beispiel zu nennen, erst vor wenigen Jahren

das erste Material zur Beurteilung der Frage, unter welchen Verhältnissen normale Spontanhalluzinationen entstehen, zusammengestellt. Ich muß mich deshalb wesentlich darauf beschränken, die Phänomene durch charakteristische Beispiele zu illustrieren und nachzuweisen, daß dieselben als Aeußerungen unbewußter Thätigkeiten aufzufassen sind, als solche aber denselben Gesetzen folgen, wie die entsprechenden bewußten. Gleichzeitig dienen diese Beispiele zum Beweis dafür, wie abergläubische Anschauungen verschiedenster Art reiche Nahrung in dergleichen Erscheinungen gefunden haben. In Form von Ahnungen, Halluzinationen, automatischer Schrift und Rede kann der Mensch Mitteilungen und Aufklärungen empfangen, die leicht zum Glauben an magische Kräfte führen, beziehungsweise denselben verstärken. Auch im Traum und auf andere Weise kann man dergleichen Aufklärungen erhalten. Wir untersuchen deshalb zum Schlusse, ob „die höhere Einsicht", in deren Besitz der Mensch auf diesem Wege angeblich gelangt, sich durch die Annahme, daß das Unbewußte denselben Gesetzen folge wie das bewußte Seelenleben, genügend erklären läßt, oder ob man gezwungen ist, dem Unbewußten besondere Kräfte, etwa Telepathie und Hellseherei, beizulegen.

Ahnungen und Halluzinationen.

Es ist schon oben erwähnt worden, daß häufig unbewußte Thätigkeiten, die später in das Bewußtsein eingreifen, bei bestimmten Veranlassungen hervorgerufen werden. Auf diese Weise kann es geschehen, daß uns plötzlich etwas einfällt, ohne daß wir die Ursache dazu in dem uns bewußten Vorstellungskreise finden können. Derartige gewöhnliche Erscheinungen ziehen gerade wegen ihrer Alltäglichkeit selten unsere Aufmerksamkeit auf sich; und doch findet man unter denselben zuweilen recht merkwürdige Fälle. Zahlreiche Beispiele hierfür sind von Miß Goodrich, die unter dem Namen „Miß X." als Verfasserin mehrerer Abhandlungen über Ahnungen, Halluzinationen u. s. f. in den „Proceedings of S. P. R." aufgetreten ist, gesammelt werden. Diese Dame, die als scharfe Beobachterin bekannt ist und jedenfalls in ihren Schriften den Eindruck macht, ein klarer Kopf und frei von spiritistischem Aberglauben zu sein, hatte sehr häufig Ahnungen und Halluzinationen, und da viele derselben sich als wahrsagend oder weissagend erwiesen, so fing sie an, darüber Buch zu führen; wir werden ihre Aufzeichnungen im Folgenden häufig benutzen.

So führt sie folgendes interessante Beispiel an: „Am 20. Juli 1890 hatte ich den ganzen Vormittag auf einem Sofa im Garten gelegen, da ich Rekonvaleszentin war. Ich konnte nicht ohne Hilfe gehen und war folglich unfähig, ins Haus zurückzukehren und nachher etwa zu vergessen, daß ich dies gethan hätte, was sonst vielleicht der Fall hätte sein können. Ungefähr um 12 Uhr kam eine Freundin in den Garten, um mich zu besuchen. Als sie etwa eine halbe Stunde später ins Haus zurückkehrte, konnte sie ein Buch, das sie auf dem Flur zurückgelassen hatte, nicht finden. Nachdem sie

an allen möglichen Stellen gesucht hatte, kam sie wieder zu mir in den Garten, um zu sehen, ob sie es dort vergessen hätte. Als ich ihren Bericht hörte, rief ich aus: „Das Buch liegt auf dem Bette im blauen Zimmer.“ Diese Behauptung war sehr unwahrscheinlich, da das blaue Zimmer nicht benutzt wurde und sehr selten jemand in dasselbe hineinkam. Dennoch wurde das Buch dort auf dem Bette gefunden. Einige Gepäckträger hatten nämlich im Laufe des Vormittags verschiedene Gemälde und Bücher, die eine kurze Zeit lang für einen Freund aufbewahrt werden sollten, gebracht; dies alles war in das unbenutzte Zimmer gelegt worden, und das erwähnte Buch, das im Flur auf einem Tische gelegen hatte, war durch einen Irrtum unter diese Sachen gekommen.“

An diesen Bericht knüpft Miß X. folgende Bemerkungen. „Wie soll man nun eigentlich ein Ereignis so gewöhnlicher Art erklären? Da sich ähnliche Vorfälle häufig zutragen, so kann man dieselben kaum als ganz zufällig auffassen. Es würde gesucht sein, hier von Telepathie zu reden; denn es liegt kein Grund zu der Vermutung vor, daß der Gepäckträger mit vollem Bewußtsein das Buch unter die von ihm gebrachten Sachen gelegt haben sollte; auch hatte niemand im Hause gesehen, daß es fortgenommen worden war. Ebensowenig kann man von Hellseherei reden, weil kein bestimmtes Bild in meinem Bewußtsein vorhanden war. Ich hatte auch nicht etwa eine Vision (von der mir sonst wohl bekannten Art) von der Stelle, wo das Buch lag. Meine Behauptung war durch nichts begründet; aber ich war mir auch nicht bewußt, einfach geraten zu haben. Ich kann meinen Eindruck nur dadurch bezeichnen, daß ich sage: „Es fiel mir ein“; und so ist es mir in manchen Fällen gegangen, wo meine Aussage ebenso unwahrscheinlich und doch ebenso richtig gewesen ist.“ Man sieht aus diesen Bemerkungen, daß Miß X. sich nicht scheuen würde, Telepathie oder Hellseherei zu Hilfe zu nehmen, wenn sie sich ein Ereignis nicht auf andere Weise erklären könnte; aber im vorliegenden Falle glaubt sie doch nicht, daß etwas Derartiges mitgewirkt habe. Eine nähere Erklärung giebt sie nicht; es ist offenbar auch nicht notwendig, da die Sache sehr einfach zu sein scheint. Beim Anhören des Berichtes, wie man überall nach dem Buche gesucht hätte, konnte sie leicht unbewußt den Schluß ziehen, daß das Buch an der einzigen Stelle, an die man wahrscheinlich nicht gedacht hatte, nämlich im blauen Zimmer, sein könnte. Selbst die bestimmte Behauptung, daß das Buch auf dem Bette liege, würde man wahrscheinlich auch ganz einfach erklären können, wenn man mit den Möbeln des blauen Zimmers genügend bekannt wäre. Wenn das Bett z. B. das einzige Möbel in der unbenutzten Stube war, so lag es ziemlich nahe anzunehmen, daß das Buch auf demselben lag. — Es sind übrigens noch andere Erklärungen möglich. Wir werden später verschiedene Fälle kennen lernen, von denen Miß X. selbst konstatiert hat, daß ihre Prophezeiungen und Wahrsagungen nur vergessene Erlebnisse gewesen sind, die in Form von Visionen auftauchten. Es ist deshalb auch denkbar, daß sie in dem hier erwähnten Falle es gehört hat, die Bücher des Freundes sollten auf das Bett in der blauen Stube gelegt werden; nachher ist das ihrem Gedächtnis nur entfallen. Tritt nun das gesuchte Buch durch eine unbewußte Gedankenassoziation mit den anderen Büchern in Verbindung, so kommt sie leicht zu dem Schlusse, daß das Buch ebenfalls auf dem Bette im blauen Zimmer liegen muß. Man kann natürlich nicht mit Sicherheit entscheiden, auf welchem Wege sie in Wirklichkeit zu ihrer Behauptung gekommen ist; über den Verlauf der unbewußten Thätigkeit kann man im Einzelfalle nur Vermutungen aufstellen. Nur so viel leuchtet ein, daß das Ereignis am natürlichsten als Aeußerung eines unbewußten Schlusses erklärt wird. Miß X. scheint auch selbst zu dieser Annahme am meisten geneigt zu sein.

Die eigentlichen Ahnungen, Vorstellungen, welche ohne irgend einen nachweisbaren Anlaß auftauchen, sind bei manchen Menschen recht häufig.

Miß X. weiß natürlich von einer Menge derartiger Erlebnisse zu berichten. Im 6. Band der Proceedings of S. P. R. hat sie eine Abhandlung veröffentlicht („Record of

telepatic and other experiences"), die wesentlich aus Aufzeichnungen über Ahnungen in Form eines Tagebuches besteht. Diese sind durchgehends recht trivial; sie handeln meist davon, was die Freundinnen D. und H. sich vornehmen, und dies ahnt Miß X. auch mit einer ganz erstaunlichen Sicherheit. Der Eindruck des Wunderbaren wird aber dadurch recht abgeschwächt, daß Miß X. nicht alleine diese Ahnungen betreffs ihrer Freundinnen hat; das Verhältnis ist vielmehr ein gegenseitiges. Die Tagebücher zeigen uns mit anderen Worten einige junge Damen, die in dem Grade mit ihrer gegenseitigen Lebensweise, ihren Lieblingsschriftstellern und -komponisten vertraut sind, daß eine jede, ohne große Gefahr sich zu irren, angeben kann, womit die anderen sich zu einer bestimmten Zeit des Tages beschäftigen, und da sie keine ernste Berufsarbeit zu haben scheinen, so fehlt es ihnen nicht an Zeit, sich für die Angelegenheiten der Freundinnen zu interessieren und jeden Augenblick „Ahnungen" hierüber zu haben. Wenn Miß X. einige Tage hindurch Miß D. nicht gesehen hat, so fängt sie an, sich nach ihr zu sehnen, und hat eine „Ahnung", daß D. ihr abends einen Besuch machen wird. D. kommt richtig; denn sie sehnt sich auch nach X., bekommt eine Ahnung, daß X. sie erwartet, und besucht sie deshalb auf dem Heimwege von einer Gesellschaft. Da X. offenbar lieber die Besuche der anderen empfängt, als daß sie sich zu ihnen bemüht, so ist es ganz natürlich, daß sie zu Hause bleibt und die Freundinnen erwartet. So geht es Tag für Tag; meistens treffen die Ahnungen zu, und nur, wo es sich um ganz positive Thatsachen wie um Titel bestimmter Bücher handelt, kommen ab und zu Irrtümer vor. In allen diesen weitläufigen Aufzeichnungen ist nichts anderes wunderbar, als daß Miß X., die doch in manchen anderen schwierigeren Fällen den natürlichen Zusammenhang richtig nachgewiesen hat, nicht auch den eigentlichen Grund der „Ahnungen" herausfindet, nämlich die auf der intimen Freundschaft beruhende genaue Kenntnis der Lebensgewohnheiten der Freundinnen.

Da die Ahnung — und das ist das Charakteristische für sie — von selbst, ohne nachweisbaren Anlaß, auftritt, so kann man natürlich in jedem einzelnen Falle auch nur eine Vermutung darüber aufstellen, was den Anstoß zu der unbewußten Thätigkeit gegeben hat. Wahrscheinlich ist die Ahnung meistens nur das Resultat einer unbewußten Vorstellungsreproduktion, die an irgend einem Punkte durch einen bewußten Vorstellungskreis ausgelöst ist.

So habe ich wiederholt auf dem Heimwege, nachdem ich meine Arbeit in der Stadt erledigt hatte, eine „Ahnung" davon gehabt, daß Bücher vom Auslande für mich angekommen seien. Oft war die Ahnung richtig; ich konnte mich im Augenblick nicht mit Bestimmtheit entsinnen, wann ich die Bücher bestellt hatte; aber ich hatte die Bestellung doch gewußt, und die Zeit zwischen der Bestellung und der Ankunft der Bücher war so ziemlich immer die gleiche. Der Gedanke an mein Haus und meine Arbeit zu Hause löste ganz natürlich eine unbewußte Vorstellungsreihe aus, und diese äußerte sich in einer Ahnung von der Ankunft der erwarteten Bücher. Solche trivialen Ahnungen werden die meisten Menschen bei sich selbst entdecken, wenn sie nur darauf achten; und nimmt man sich vor, einige Zeit lang Buch über dieselben zu führen, so wird man sehen, daß sie durchgehends auch eintreffen, wenn man unbewußt gewisse Grundlagen für dieselben gehabt hat. Im entgegengesetzten Falle erweisen die Ahnungen sich meistens als falsch.

Gefühle und Stimmungen können sich auch oft in Ahnungen äußern.

Wenn Miß X. anfängt, sich nach der Freundin zu sehnen, so nimmt diese Sehnsucht die Form eines Wunsches, einer Erwartung, einer Ahnung, daß die Freundin kommen wird, an. Ich entsinne mich auch einiger derartiger Fälle aus meiner Kindheit. Zweimal hat mich in der Nähe der Heimat, nachdem ich mit einigen Kameraden sehr vergnügte Ferien verlebt hatte, ein unangenehmes Gefühl davon, daß ein Unglück geschehen sein müßte,

befallen — wahrscheinlich hervorgerufen durch den Gedanken an das Haus mit den Schularbeiten im Gegensatz zu dem munteren Ferienleben. Dieses Gedankens wurde ich mir zwar nicht bewußt, wohl aber fand meine gedrückte Stimmung ihren Ausdruck in der Vorstellung von einem „Unglück". Ich weiß, daß ich damals häufig solche „Ahnungen" hatte; ich erinnere mich jedoch nur dieser beiden, weil sie sich als richtig erwiesen. Die anderen habe ich natürlich vollständig vergessen*).

Eine eigentümliche Form der Ahnungen ist das sogenannte „Gefühl der Nähe".

In dem englischen: „Report on the Census of Hallucinations" finden sich mehrere Berichte derartiger Fälle. Ein Beispiel wird zur Erklärung genügen. Mr. H. schreibt: „Im September 1890 bereitete ich mich auf ein Examen vor. Eines Abends gegen 11 Uhr studierte ich Ciceros „De senectute" in meinem kleinen Zimmer, das 8 × 16 Fuß mißt. Plötzlich bekam ich das Gefühl, daß jemand im Zimmer wäre. Ich sah mich um und erwartete meine Mutter zu sehen, die bisweilen abends zu mir kam; aber es war niemand da. Ich untersuchte das ganze Zimmer, ohne jemanden zu finden, und höchst erstaunt setzte ich mich wieder an die Arbeit, oder richtiger, ich versuchte wieder zu arbeiten; denn kaum hatte ich die Lektüre wieder aufgenommen, als ich das Gefühl bekam, daß jemand mir über die Schulter sähe. Ich untersuchte das Zimmer von neuem, fand aber keinen und ging verwundert zu Bett. Ich hatte nie an spiritistische Phänomene gedacht. Ungefähr ein Jahr später saß ich in dem Zimmer eines anderen Mannes und rauchte. Ich war alleine, blätterte in einem Buche, als plötzlich wieder dasselbe Gefühl mit großer Intensität über mich kam. Ich dachte nicht gleich an mein früheres Erlebnis, sondern glaubte vielmehr, daß man mir einen Streich spielen wollte; ich konnte jedoch keinen in der Stube finden, obgleich ich das lebhafte Gefühl hatte, daß ein Weib anwesend wäre. Ich hielt es für eine Halluzination und ging meines Weges. Später hat dasselbe Gefühl sich zu wiederholten Malen an verschiedenen Oertern eingestellt; es ist immer dasselbe Weib. Woraus schließe ich eigentlich, das es ein Weib ist? Ich weiß, es ist ein Weib, ich glaube es nicht, ich weiß es. Dies Gefühl kommt immer über mich, wenn ich nicht daran denke, noch kürzlich in meinem eigenen Zimmer nach einer Spielpartie. Ich wurde sehr gereizt und sagte — wie ich fürchte, ziemlich böse —: „Geh' zum T . . . ." Ob diese Beschwörung wirklich hinreichend und kräftig gewesen ist, muß sich später zeigen, aber das Gefühl verschwand damals jedenfalls plötzlich. War es wirklich ein Geist, der anwesend war, so ließ er mir nicht einmal Zeit, mich zu entschuldigen."

Hier ist es eine vollständig imaginäre Person, deren Nähe Mr. H. ohne äußere Veranlassung gerade dann „fühlt", wenn er nicht daran denkt. Bei anderen Menschen kommt ein ähnliches Gefühl bestimmten lebenden Personen gegenüber vor, deren Anwesenheit unter einer größeren Menge gleich „gefühlt" wird. Letzteres ist nicht so schwierig zu erklären. Unter besonderen Verhältnissen, z. B. bei einem Verliebten, kann leicht ein ähnlicher Rapport zum Objekt der Liebe vorhanden sein wie zwischen der hypnotisierten Person und dem Hypnotiseur. Das einseitige Interesse für die bestimmte Person schärft die Sinne, namentlich das Gehör, dermaßen, daß der schwächste Laut etwa nur von den Fußtritten oder von der Stimme der betreffenden gleich aufgefangen wird. Diese Laute selbst kommen jedoch dem Liebenden nicht zum Bewußtsein, sondern

---

*) Manche derartige „Ahnungen" dürften gewiß einfach auf ein sog. „böses Gewissen" zurückzuführen sein. Anm. des Uebers.

wecken in ihm nur ein „Gefühl“ oder eine „Ahnung“ davon, daß der Gegenstand der Liebe anwesend ist. In einem solchen Rapporte stand Helena v. Racowitza zu Ferdinand Lasalle.

In ihrem Buche: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lasalle“ hat sie mehrere Schilderungen dieser Ahnungen gegeben. Als typisches Beispiel dieses Phänomens wählen wir eine dieser Beschreibungen. „Als ich bald darauf an Holthoffs Arm den Ballsaal betrat, flüsterte mir mein Begleiter zu: ‚So Kind, jetzt wollen wir sehen, ob er schon da ist.‘ Ohne zu denken, was ich sagte, erwiderte ich ruhig: ‚Nein, Papa! er ist noch nicht da, ich fühle es.‘ So eigentümlich das klingen mag, so wunderlich es Holthoff erschien — es war doch so. Ich hatte eben noch nicht jenes früher beschriebene, angstvoll wonnige Gefühl, wie mich's überkam, wenn Lasalle im selben Raume mit mir weilte. Aber Holthoff wußte von diesen meinen Empfindungen bis dahin noch nichts, und so antwortete er denn mit einem fast ärgerlichen, jedenfalls spöttischen Lächeln: ‚Um Gottes willen, Kind, fangen Sie mir keine nervös-mystischen Geschichten an; wenn Sie sich auf somnambule Ahnungen verlegen wollen, bringe ich Sie sofort wieder nach Haus!‘ Aber da zuckte ich zusammen — das unnennbare Gefühl war da — und willenlos sagte ich halblaut und zusammenschaudernd: ‚Jetzt kommt er!‘ Holthoff sah sich um, und beinahe verdrießlich, daß ich recht hatte, und erstaunt über meinen Zustand, sagte er: ‚Wahrhaftig, Sie haben recht! — jetzt kommt er!‘“

In Bezug auf die Pseudohalluzination können wir uns kurz fassen. Man sagt, das Phänomen sei ziemlich selten; jedenfalls liegen nicht viele Untersuchungen darüber vor. Indes ist es doch eine große Frage, ob die Pseudohalluzination wirklich so selten ist; ich möchte vielmehr annehmen, daß die meisten Ahnungen des täglichen Lebens eigentlich nur Pseudohalluzinationen sind. Von den Ahnungen sollen dieselben sich ja dadurch unterscheiden, daß sie die Deutlichkeit der sinnlichen Wahrnehmung haben, während sie sich auf der anderen Seite von den Halluzinationen dadurch unterscheiden, daß das Beobachtete nicht die volle Intensität der Wirklichkeit hat und auch nicht als etwas Reales im Raume aufgefaßt wird, sondern nur als ein außerordentlich deutliches Erinnerungsbild. Im allgemeinen werden diese Visionen mehr als ein lebhaftes Phantasiegebilde denn als etwas Wirkliches geschildert. Die Grenze zwischen den Halluzinationen und den Pseudohalluzinationen ist somit ziemlich präzis zu ziehen, dagegen ist die Grenze zwischen den Ahnungen und den Pseudohalluzinationen sehr schwer zu bestimmen. Es handelt sich hier nur um ein mehr oder weniger deutliches Bild, und dabei wird es außerordentlich schwer, die Art des Phänomens zu bestimmen. Was mich betrifft, so sind meine Ahnungeu immer sehr klare und deutliche Gesichtsbilder, keine abstrakten Gedanken, sondern Visionen, in denen sich eine bestimmte Situation mir zeigt. Man müßte sie deshalb eher Pseudohalluzinationen nennen; dasselbe ist gewiß bei vielen anderen Menschen auch der Fall. Da die Grenze also ganz unbestimmt ist, muß alles, was von den Ahnungen gesagt wurde, auch als für die Pseudohalluzinationen geltend angesehen werden.

Die normalen spontanen Halluzinationen.

Es ist lange bekannt gewesen, daß Leute, die keineswegs etwa an einer nachweisbaren Krankheit leiden, vielmehr im ganzen genommen als normal bezeichnet werden müssen, ohne besondere Veranlassung Halluzinationen haben können. Indes fehlte es doch an statistischem Material über die Häufigkeit dieser normalen Halluzinationen, über die Bedingungen für ihr Entstehen u. s. w. Hartmanns Halluzinationshypothese (vrgl. S. 308 f.) und die dadurch hervorgerufene lebhafte Diskussion war hauptsächlich wohl der Anlaß, daß auf dem ersten internationalen Kongreß für experimentelle Psychologie in Paris 1889 beschlossen wurde, Aufschlüsse über Halluzinationen einzusammeln, um so Material zur Beurteilung ihrer Bedeutung für den Aberglauben zu bekommen. Das Resultat dieser Sammlung liegt nun in zwei sehr interessanten Werken vor. Die Engländer, die das größte Material lieferten, haben dieses für sich bearbeitet und die Resultate in: „Report on the Census of Hallucinations“, Proceedings of S. P. R. Vol. 10, veröffentlicht. Es ist dies ein umfangreiches Buch, das von einem Komité unter Professor Sidgwicks Vorsitz herausgegeben ist. Man findet hier namentlich eine sehr umfassende statistische Bearbeitung des Materials und eine Menge ausführlicher Schilderungen von Halluzinationen mit allen Nebenumständen. Das andere etwas weniger voluminöse Werk ist von Parish unter dem Titel: „Ueber die Trugwahrnehmungen“ (Leipzig 1894) herausgegeben. Hier ist auch das Material berücksichtigt, das in außerenglischen Ländern gesammelt ist; aber das Buch ist zunächst mehr theoretischen Inhalts: der Verfasser hat eine merkwürdige Tendenz, jeden Unterschied zwischen zwei ganz verschiedenen Phänomenen, der Illusion und der Halluzination, fortzuräsonnieren.

Die ausgesandten Fragen bezogen sich nur auf Halluzinationen des Gesichts, des Gehörs und des Tastsinns. Geruchs- und Geschmackshalluzinationen kommen vielleicht wohl vor, aber sie sind doch stets mehr zweifelhafter Art, weil man nur äußerst selten mit Sicherheit wird konstatieren können, daß der angeblichen Halluzination jede äußere Ursache gefehlt hat. Es liefen im ganzen 27 329 Antworten ein; von diesen waren 3271, also 11,96 %, bejahend, d. h. sie gaben an, daß der Betreffende eine oder mehrere Halluzinationen im normalen Zustande, also nicht infolge irgend einer nachweisbaren Krankheit, gehabt hätte. Der Prozentsatz ist für Männer und Frauen etwas verschieden; während nämlich nur 9,75 % Männer solche Halluzinationen gehabt haben, kommt dies bei 14,57 % Frauen vor. Von sämtlichen Antworten entfallen 17 000 auf Engländer und englisch redende Nationen; hiervon waren 1684 Antworten bejahend, d. h. 9,9 % (7,8 % Männer, 12,0 % Frauen). Der Prozentsatz ist also für die Engländer etwas niedriger als für die übrigen Nationen. Dieser Unterschied rührt vielleicht von Eigentümlichkeiten, die im

Wesen des Volkes begründet sind, her, kann aber auch eine ganz andere Ursache haben. Wenn man nämlich nur eine geringe Anzahl von Antworten bekommt, so erhält man relativ mehr bejahende als verneinende Antworten, weil die Menschen, die selbst Halluzinationen gehabt haben, sich mehr für die Frage interessieren als diejenigen, welche das Phänomen aus eigner Erfahrung nicht kennen und infolgedessen auch die Vorfrage ganz unbeantwortet lassen. Je umfassender die Untersuchung wird, je mehr man die Leute zur Antwort drängt, einerlei, ob diese „Ja" oder „Nein" lautet, desto geringer wird wahrscheinlich auch der Prozentsatz der bejahenden Antworten im Vergleich zu den verneinenden. Aus dem bis jetzt vorliegenden Material kann man daher nicht sicher auf psychologische Eigentümlichkeiten einzelner Völker schließen.

Mag dem nun sein, wie ihm wolle: immerhin sind alle Parteien sich darin einig, daß obige Zahlen viel zu niedrig sind. Dieser Abschnitt der Untersuchungen ist unbedingt der interessanteste, weil er einen schlagenden Beweis dafür liefert, wie unzuverlässig alle Gedächtnisstatistik ist. Da wir für diese Behauptung bis jetzt den Beweis schuldig geblieben sind, so wollen wir jetzt näher darauf eingehen. Ich lege hierbei nur die englische Statistik zu Grunde, da sie alleine die wünschenswerten Einzelheiten enthält.

Die Halluzinationen, über die berichtet ist, zerfallen in drei Gruppen: in Halluzinationen des Gesichts, des Gehörs und des Tastsinns. Von diesen ist die erste die umfangreichste; sie umfaßt 1112 Fälle gegen 494 in der zweiten und 179 Fälle in der dritten Gruppe. Dies giebt im ganzen 1785 Fälle; daß diese Zahl größer ist als die Zahl der Personen, welche die Frage bejahend beantwortet haben, rührt daher, daß einige Personen eben mehrere Halluzinationen erlebt haben. Wir betrachten nun vorläufig nur die Gesichtshalluzinationen. Von diesen fallen 87 in das letzte Jahr, hiervon wiederum 30 in das letzte Vierteljahr, 12 in den letzten Monat und 5 in die letzten vierzehn Tage, ehe die Sammlung abgeschlossen wurde. Aber 5 Fälle in 14 Tagen würden 130 im Jahre geben, sofern das Phänomen das ganze Jahr hindurch gleich regelmäßig und häufig auftritt. Unter derselben Voraussetzung geben 12 im Monat 144 und 30 im Vierteljahr 120 im Jahre. Alle diese Zahlen sind ja bedeutend höher als 87, die Zahl, die für das letzte Jahr faktisch angegeben worden ist. Gehen wir weiter in der Zeit zurück, so wird der Unterschied noch auffallender. Für das vorletzte Jahr sind nur 57 Fälle berichtet, und für die vorhergehenden 9 Jahre beträgt der Durchschnitt nur 41. Weiter als 10 Jahre zurück findet man durchschnittlich nur etwa 20 Fälle im Jahre. Nun liegt natürlich kein Grund zur Annahme vor, daß die Halluzinationen im Jahre 1892, wo die Sammlung der Fragen abgeschlossen wurde, häufiger als 10 Jahre vorher aufgetreten sein sollten, oder daß etwa gar in den verschiedenen Vierteljahren des letzten Jahres die Zahl derselben besonders gestiegen wäre. Die beständige Zunahme der Fälle, je näher man der Gegenwart kommt, läßt sich nur dadurch erklären, daß die älteren Fälle nach und nach vergessen sind. Dies ist um so wahrscheinlicher, da fast alle Berichte auf Erinnerungen beruhen; nur in äußerst wenigen Fällen sind die Halluzinationen sofort aufgezeichnet worden. Die Statistik zeigt eben deutlich genug, wie wenig man sich auf das menschliche Gedächtnis verlassen kann, selbst solchen interessanten Phänomenen gegenüber. — Auf Grund einer besonderen Berechnung (bei der wir uns indessen nicht aufhalten wollen) kommt das Sidgwick-Komité zu dem Resultate, daß anstatt über obige 1112, über 4200 Gesichtshalluzinationen hätte Bericht erstattet werden müssen, wenn alle Fälle dieser Art in Erinnerung geblieben wären; mit anderen Worten:

Es sind ungefähr dreiviertel sämtlicher Fälle vergessen worden. In Bezug auf die Halluzinationen des Gehörs und des Tastsinnes läßt eine solche Berechnung sich nicht mit derselben Sicherheit durchführen, da über zu wenige Fälle berichtet worden ist. Vieles spricht indessen dafür, daß das Verhältnis sich hier noch ungünstiger gestaltet. So sind von den Gehörshalluzinationen wahrscheinlich wenigstens $^5/_6$, möglicherweise ein noch größerer Bruchteil vergessen worden. Dies stimmt auch gut mit der allgemeinen Erfahrung überein, daß schwache Gehörshalluzinationen sehr häufig sind; aber gerade deshalb wird kein Gewicht auf sie gelegt, d. h. sie werden — vergessen.

Was den Inhalt der Halluzinationen betrifft, so handeln sie fast stets nur von menschlichen Wesen. Von den 1112 Gesichtshalluzinationen waren 973 Gesichte von Menschen. Bei den Gehörshalluzinationen haben die Betreffenden in der Hälfte der Fälle ihren Namen gehört, in den meisten anderen Fällen sind andere ganz bestimmte Wörter vernommen worden; man begreift demnach, daß die Halluzinationen wesentlich dazu beitragen können, den Glauben an Geister und Gespenster zu verstärken. Jedenfalls kann man ruhig annehmen, daß die Halluzinationen in älterer Zeit denselben Inhalt gehabt haben und ebenso häufig gewesen sind wie jetzt.

Ueber die Bedingungen für das Entstehen der Halluzinationen ist nicht viel zu sagen. Sie können zu jeder Tageszeit und unter den verschiedenartigsten Gemütsstimmungen auftreten. Aber die Statistik zeigt doch, daß von sämtlichen Fällen ungefähr 40 % dann vorkommen, wenn der Betreffende im Bette liegt, aber doch noch vollständig wach ist. Dieser Umstand ist deshalb interessant, weil er zeigt, daß günstige äußere Bedingungen in hohem Grade das Entstehen der Halluzinationen erleichtern. Ein halluzinatorisches Bild wird immer leichter in der Dunkelheit als im hellen Sonnenlichte mit der Wirklichkeit verwechselt werden; ein Bild, das im Dunklen vollständige Halluzination ist, wird wahrscheinlich am hellen Tage oft nur eine Pheudohalluzination sein. Aus dem Grunde bedürfen die Geister, die in spiritistischen Sitzungen auftreten, gewöhnlich einer möglichst schwachen Beleuchtung, wenn sie sichtbar werden sollen.

Ein sehr interessantes Problem und ein Gegenstand zahlreicher Diskussionen in neuerer Zeit ist die Frage nach der Ursache der Halluzinationen. Wir sehen natürlich von den Halluzinationen ab, die infolge von Krankheiten auftreten. Im Fieber, bei Geisteskrankheiten, akuten und chronischen Vergiftungen, Ohren- oder Augenleiden sind Halluzinationen häufig. Können wir die physiologischen Verhältnisse, auf denen die Halluzinationen in diesen Fällen beruhen, auch nicht immer erklären, so geben doch offenbar schwerere nervöse Störungen den Anlaß zu jenen abnormen psychischen Phänomenen. Wir halten uns hier ausschließlich an die normalen Halluzinationen. Der französische Physiologe Binet, dem Parish sich anschließt, hat die Theorie aufgestellt, daß jede Halluzination ihren Ursprung in sinnlichen Wahrnehmungen

hat; der äußere Reiz mag sehr schwach sein; aber es findet sich doch immer ein „leitender Faden“ (point de repère), an den die Halluzination anknüpft. Diese Theorie stützt sich zunächst auf Versuche mit Hypnotisierten; weil aber ein derartiger „Faden“ bei suggerierten Halluzinationen vielleicht (denn auch das ist noch zweifelhaft) stets nachweisbar ist, so braucht er darum bei den spontanen Halluzinationen doch nicht vorhanden zu sein. Jedenfalls scheint die Erfahrung diese Behauptung nicht zu bestätigen; wir werden dieses gleich sehen, indem wir aus der reichhaltigen englischen Sammlung einige Beispiele, die diese Frage beleuchten, auswählen.

Daß wirkliche sinnliche Wahrnehmungen in vielen Fällen bei dem Entstehen der Halluzinationen eine Rolle mitspielen, läßt sich nicht bestreiten. Es kommen thatsächlich Phänomene vor, die eine Art Uebergang von den Illusionen zu den Halluzinationen bilden. Es gilt dies von folgendem Beispiel.

„Als ich etwa 18 oder 20 Jahre alt war, machte ich eine Reise mit meinem Vater und drei anderen Herren ins Hochland. Eines Abends, als wir noch einige Meilen von unserm Nachtquartier entfernt waren, machte mein Vater mit einem der anderen Herren einen Abstecher vom Wege. Wir warteten wohl eine halbe Stunde und gingen dann weiter, indem wir eifrig nach dem Vater, der ein schlechter Fußgänger war, ausspähten. Es war dunkel, als wir die Wirtschaft, wo wir übernachten wollten, erreichten, aber der Vater war nicht dort. Ich wurde sehr ängstlich und setzte mich einen Augenblick im Gastzimmer nieder, um zu überlegen, was zu thun sei. Ich entsinne mich, daß ich die eine Hand vor die Augen hielt. Als ich sie fortnahm, sah ich den obersten Teil vom Körper meines Vaters anscheinend zwischen mir und dem Kamingesimse schweben. Das wissenschaftliche Element war in mir weit stärker als das religiöse, abergläubische, oder wie man es nennen will. Ich sagte mir: „Beim Zeus, das ist ein Gespenst! Ich will doch sehen, wo dasselbe herkommt!“ Ich sah also mein halbes Gespenst genauer an und entdeckte nun, daß das Phänomen durch Flecke auf dem Gesimse des Kamins, Astansätze im Paneel u. s. w. hervorgerufen worden war. Während ich diese Beobachtung machte, wurden die Umrisse undeutlicher, und das Bild verschwand. Kurz darauf kam mein Vater; er hatte sich in eine Felsenkluft verirrt, hatte bei einem Wasserfalle ein Bad genommen und war hierbei dem Ertrinken nahe gewesen. Wäre er wirklich ertrunken, so hätte ich wahrscheinlich seit der Zeit an Gespenster oder wenigstens an halbe Gespenster geglaubt.“

Dieses Gesicht ist offenbar einer Illusion so nahe verwandt, daß man nur durch nähere Kenntnis der größeren oder geringeren Aehnlichkeit der Flecke mit einer menschlichen Gestalt entscheiden kann, ob das Phänomen als Illusion oder als Halluzination anzusehen ist. Dagegen kommt ein Bild einer reinen Halluzination schon sehr nahe, wenn dasselbe so wenig auf einer objektiven sinnlichen Wahrnehmung beruht, daß der Beobachter trotz sorgfältiger Untersuchung nicht erkennen kann, wo es herstammt.

Als Beispiel hierfür kann folgender Bericht dienen.

„Ich sah eine alte Frau in einem roten Kleide; sie wiegte ein Kind auf den Armen. Sie saß auf einem Stein in einer grasbewachsenen Heide oder einer Weide. Das Ereignis fand vor mehr als zwanzig Jahren statt; es war zu Anfang des Herbstes und bei hellem Sonnenschein. Ich machte mehrere Versuche, zu ihr zu gelangen; aber sie verschwand immer, ehe ich den Stein erreichte. Die Stätte war weit von menschlichen Wohnungen entfernt, und es war kein Ort da, wo jemand sich hätte verstecken können.“

Hier mag wohl irgend etwas in der Umgebung des Steines, der sich auf der Heide befand, die Veranlassung zu dem Gesicht gegeben haben; aber dies muß sehr unbedeutend gewesen sein, da der Beobachter es trotz aller Mühe nicht entdecken kann. In den meisten Fällen ist aber überhaupt keine Ursache zu einer sinnlichen Wahrnehmung vorhanden. So kann z. B. eine Gehörsempfindung ein halluzinatorisches Gesichtsbild, zu dem in der Umgebung nicht der geringste Anlaß ist, hervorrufen.

„Ich hörte einen Laut im Korridor, und als ich dahin blickte, sah ich einen Mann in dunklen Kleidern, der an der Thür stand. Ich erschrak heftig und stürzte in ein anderes Zimmer, wo mein Vater, der mir folgte, mich auf dem Fußboden liegend fand. Der Mann, den ich sah, hatte sehr langes Haar. Die Erscheinung war sehr deutlich. Ich war damals 11 Jahre alt. Ich war gerade im Begriff, meine Schularbeiten zu machen, befand mich aber in einem ziemlich nervösen Zustande. Meine Einbildungskraft wurde vom Bilde des Mannes, der sich mir zeigte, gepeinigt. Ich kannte ihn und hatte ihn kurz vorher als Leiche im Sarge liegen sehen. Der Anblick der Leiche hatte einen sehr tiefen Eindruck auf mich gemacht, und das war der Grund meiner Nervösität. Der Laut, den ich hörte, hat wahrscheinlich eine ganz natürliche Ursache gehabt."

Hier, wo wir es unzweifelhaft mit einer Halluzination zu thun haben, tritt der Gegensatz zwischen dieser und einer Illusion deutlich hervor. Bei der Illusion hat das wirklich Wahrgenommene, auf das die Aufmerksamkeit gerichtet ist, immer eine größere oder geringere Aehnlichkeit mit dem, was man zu sehen glaubt, und die falsche Auffassung, die Ueberschätzung der Aehnlichkeit, kommt dadurch zustande, daß das Bild durch die zunächst liegenden Assoziationen vervollständigt wird. Bei der reinen Halluzination dagegen hat das wirklich Wahrgenommene durchaus keine Aehnlichkeit mit dem, was man zu beobachten glaubt. In dem angeführten Berichte wird nicht einmal erwähnt, daß der Laut, den der Knabe hörte, Aehnlichkeit mit dem Schritte eines Menschen gehabt habe. Es muß also eine unbewußte Thätigkeit zwischen der sinnlichen Wahrnehmung, welche die Aufmerksamkeit fesselt, und dem halluzinatorischen Bilde, das gleich nachher beobachtet wird, vorliegen. Dieser unbewußte Prozeß kann natürlich als eine Reproduktion von Vorstellungen aufgefaßt werden. Der wahrgenommene Laut weckt zuerst unbewußt die Vorstellung von dem Kommen eines Menschen, und dieser Mensch nimmt dann das Aussehen des toten Mannes an, da das Bild der Leiche die Phantasie des Knaben beschäftigt. Hier ist der ganze Prozeß leicht zu erklären, weil ein bestimmter äußerer Reiz als Ausgangspunkt vorliegt. Aber das wird keineswegs immer der Fall sein. Ebenso wie die Ahnungen gewöhnlich ohne jede nachweisbare Veranlassung auftreten, indem die unbewußte Thätigkeit durch ein ganz unbestimmtes und unbestimmbares Glied des bewußten Vorstellungskreises ausgelöst wird, so wird es auch sehr häufig mit den Halluzinationen der Fall sein.

Ein Beispiel hierfür haben wir im folgenden Bericht. „Ich sah meine Mutter vom Flur her in das Spielzimmer gehen; letzteres war sowohl mit dem Flur als mit der Wohnstube, wo ich am Klavier stand und sang, verbunden. Sie ging in einer Entfernung von

etwa einer Elle an mir vorüber. Ich war weder krank noch erregt. Ich war ungefähr 14 Jahre alt. Ich wunderte mich so darüber, daß ich aufhörte zu singen und sie anrief. Als ich hierauf in das Spielzimmer trat, fand ich dasselbe leer; die Mutter saß im Eßzimmer. Meine Schwester, die mich begleitete, bemerkte, ich müsse geträumt haben; denn sie hatte nichts gesehen. Ich habe niemals, weder vorher noch nachher, derartiges erlebt."

Diese und die vorhergehende Schilderung sind typische Beispiele von eigentlichen Spontanhalluzinationen. Das, was früher als charakteristisch für diese Halluzinationen angeführt worden ist, tritt hier deutlich hervor. Mag das halluzinatorische Bild nun durch einen äußeren Reiz veranlaßt sein oder ohne nachweisbare Ursache auftreten: in beiden Fällen ist es unabhängig von dem augenblicklichen Bewußtseinsinhalt des Individuums und nicht direkt und unmittelbar durch einen Sinnesreiz hervorgerufen. Dieser Umstand, daß die Halluzination von dem ganzen bewußten Vorstellungskreise des Individuums unabhängig ist, zwingt uns gerade, das Mitwirken unbewußter seelischer Vorgänge anzunehmen. Dadurch unterscheidet sich aber die Halluzination von der Illusion, bei der das Unbewußte nicht mitwirkt. Aber da sich überhaupt keine absolut scharfe Grenze zwischen den seelischen Phänomenen ziehen läßt, so werden begreiflicherweise immer Fälle vorkommen, in denen das bewußt Wahrgenommene so stark hervortritt und die unbewußten Vorgänge so unbedeutend sind, daß es dem Ermessen des einzelnen überlassen bleiben muß, ob er das Phänomen eine Halluzination oder eine Illusion nennen will.

Außer den hier behandelten Spontanhalluzinationen giebt es, wie bereits bemerkt, noch eine andere Art von Halluzinationen, die man gewöhnlich als suggerierte Halluzinationen bezeichnet. Diese können entweder autosuggeriert, vom Individuum selbst hervorgerufen (Erwartungshalluzinationen) sein oder auf Fremdsuggestionen beruhen. Die nähere Behandlung dieser Phänomene verschieben wir auf einen folgenden Abschnitt. Da aber im englischen Berichte auch zahlreiche derartige Fälle vorkommen, wollen wir hier nur durch einige Beispiele den Unterschied zwischen den spontanen und den suggerierten Halluzinationen anschaulich machen.

„Als ich ungefähr 40 Jahre alt war, saß ich eines Tages in einem Hotel und erwartete meinen Mann, der zum Essen kommen sollte. Die Thür des Zimmers, in dem ich saß, war offen, und von meinem Platze aus konnte ich einen Teil der Treppe und des Korridors übersehen. Da mein Mann ausblieb, warf ich von Zeit zu Zeit einen Blick durch die Thür auf den Korridor. Auf einmal bildete ich mir ein, zu sehen, wie er die Treppe heraufkam und langsam den Korridor entlang schritt. Ich sah ihn die ganze Zeit hindurch vollkommen deutlich; er näherte sich mit seinem bekannten Lächeln, und ich erhob mich, um ihm entgegenzugehen. Aber in dem Augenblick, als ich ihm gegenüber zu stehen meinte, verschwand das Gesicht. Nach einer halben Stunde kam er wirklich. Ich war vollständig gesund, als ich dies Gesicht hatte."

Der Unterschied zwischen dieser und den früher erwähnten Halluzinationen ist klar. Hier ist das Bewußtsein nicht von anderen Gedanken er-

füllt, sondern in gespannter, vielleicht ängstlicher Erwartung auf das Kommen des Gatten gerichtet; in dieser Stimmung verwechselt die Dame ihr Phantasiegebilde mit einer wirklichen sinnlichen Wahrnehmung — ein typisches Beispiel einer Erwartungshalluzination, in der das Phantasiegebilde infolge starker Konzentration der Aufmerksamkeit zu einer Halluzination wird. Dasselbe ist auch bei den durch Fremdsuggestionen hervorgerufenen Halluzinationen der Fall. Ein Beispiel hierfür.

Ein Mädchen berichtet: „Ich habe mir einmal eingebildet, ein Weib an meinem Bette zu sehen; vielleicht habe ich es auch wirklich gesehen. Ich war ungefähr 16 Jahre alt und teilte mein Zimmer mit einem Mädchen, das einige Jahre älter war. Eines Nachts weckte dasselbe mich plötzlich und fragte mich, ob ich etwas sähe. In demselben Augenblicke glaubte ich eine hohe, graue Gestalt am Fußende meines Bettes zu sehen, jedoch machte das keinen besonderen Eindruck auf mich."

Ob das ältere der beiden Mädchen wirklich etwas gesehen hat, lassen wir dahingestellt sein; es liegt keine nähere Mitteilung darüber vor. Dagegen beruht die Halluzination des jüngeren Mädchens offenbar auf der Suggestion des anderen; infolge der plötzlichen Frage konzentriert sich die Aufmerksamkeit auf den Inhalt dieser Frage und die Phantasie sieht sofort ein entsprechendes Bild. Die Dunkelheit und das plötzliche Erwachen erleichtern natürlich in einem hohen Grade das Auftreten der Halluzination, aber die eigentliche Ursache ist doch die Frage des anderen Mädchens.

Halluzinationen können natürlich ebenso wie Ahnungen weissagenden Inhalts sein; doch ist das immerhin etwas seltenes. Unter den englischen Berichten finden sich jedenfalls nur äußerst wenige derartige Halluzinationen. Der Grund dazu liegt auf der Hand. Erst die nachfolgende Begebenheit entscheidet ja, ob ein Traum, eine Ahnung u. s. f. wirklich etwas geweissagt hat; nur diese Fälle haften in der Erinnerung. Dadurch erweist sich nur eine kleine Anzahl von allen Träumen als weissagende Träume. Nun wird allerdings ein so merkwürdiges Phänomen wie eine Halluzination leichter behalten als die gewöhnlicheren Träume und Ahnungen, aber auch von den Halluzinationen wird nur der kleinere Teil durch die zufälligen nachfolgenden Begebenheiten zu Weissagungshalluzinationen werden, während die meisten von ihnen ganz bedeutungslos sind. Nur die Menschen, die häufig an Halluzinationen leiden, werden von Zeit zu Zeit auch Weissagungshalluzinationen haben. Bei Sokrates und Jeanne d'Arc ist dies besonders oft der Fall gewesen; desgleichen bei Miß X. Ihre Aufzeichnungen enthalten eine nicht geringe Anzahl von höchst sonderbaren Erlebnissen dieser Art.

Hier ein Beispiel zur Schilderung des allgemeinen Charakters dieser Halluzinationen. Es bezieht sich auf eine mit einer anderen Dame unternommene Reise nach Schottland.

„Eines Morgens frühstückten wir allein und zwar sehr früh und eilig, da wir mit dem Postwagen reisen wollten. Plötzlich sah ich einen kleinen, roten Mann einen oder zwei Fuß von meiner Freundin entfernt in der Luft schweben; ich machte sie darauf aufmerksam. Da sie gewohnt war, wunderliche Behauptungen von mir zu hören,

so fuhr sie ruhig fort mit dem Frühstück und sagte nur: „Wie sieht der rote Mann aus?“ Da dieser immer noch in der Luft schwebte, konnte ich ihn ziemlich genau beschreiben. Er war ganz rot und sah einem indischen Götzenbilde ähnlich; seine Arme waren im Ellenbogengelenk scharf nach oben gebogen; seine Gestalt hörte unter den Knieen auf. Meine Freundin konnte keine Erklärung dafür finden und wir verließen ihn, während er noch beständig an einer unsichtbaren Schnur hing. Am Nachmittage kamen wir zurück, meine Freundin ging zuerst ins Haus und kam mir in der Entreethür mit den Worten entgegen: „Hier ist dein kleiner, roter Mann.“ Sie zeigte mir einen Brief, den sie eben empfangen hatte; derselbe war mit rotem Lack versiegelt und in dem Siegel war ein Abdruck gerade der Figur, die ich beschrieben hatte. Der Brief war des Morgens mit der ersten Post gleich nach unserer Abreise gekommen und war von großer Wichtigkeit.“

Krystallvisionen und Konchylienauditionen.

Unter welchen physischen und psychischen Bedingungen das Unbewußte in das Bewußtsein eingreift, wissen wir vorläufig noch nicht. Es ist noch nicht ganz entschieden, ob Ahnungen und Halluzinationen auch bei ganz normalen Menschen auftreten können, oder ob sie nur vorkommen in Verbindung mit nervösen Störungen, die jedoch so schwach sind, daß das subjektive Befinden des Individuums nicht dadurch gestört ist. Aber weil man die Bedingungen für jenes Eingreifen noch nicht kennt, so ist damit ja keineswegs die Möglichkeit ausgeschlossen, daß es Mittel giebt, welche dasselbe ermöglichen und günstig beeinflussen. In wissenschaftlicher Beziehung werden solche Hilfsmittel offenbar von großer Bedeutung sein, weil man dann vielleicht auf experimentellem Wege zu größerer Klarheit in dieser Frage kommen kann. Ein solches Mittel ist nun auch wirklich bekannt; es wird noch heutigen Tages wie vor tausend Jahren im Morgenlande angewandt und war im 16. und 17. Jahrhundert in Europa sehr in Gebrauch. Alle solche Wahrsagekünste, wie Kaptro-, Hydro-, Krystallomantie u. s. w., haben das gemeinsam, daß der Wahrsager oder sein Gehilfe auf eine blanke Fläche starrt, bis Gesichte, welche die gewünschten Mitteilungen erhalten, auftauchen (vrgl. S. 185). Aus älterer Zeit findet sich eine weitläufige Litteratur über diese Künste; da aber die abergläubischen Anschauungen und Theorieen der verschiedenen Verfasser eine nicht geringe Rolle in diesen Berichten spielen, hat man das Ganze als wertlos beiseite geschoben. Man hat den wahren Kern, der in diesen theoretischen Schalen verborgen lag, nicht erkennen können, und deshalb das Ganze als Aberglauben verworfen. Miß X. gebührt das Verdienst, zuerst nachgewiesen zu haben, daß das „Krystallschauen“, wie man alle diese Methoden mit einem gemeinschaftlichen Namen benannt hat, eine praktische Bedeutung hat, insofern viele Menschen sich dadurch in einen Zustand versetzen können, der besonders günstig für das Eingreifen unbewußter Vorstellungen in das Bewußtsein ist.

Miß X. prüfte die Methode erst selbst und erhielt viele schöne und interessante Resultate. Sie stellte dann weitere Versuche darüber an, durch welche

Mittel die Visionen am besten hervorgerufen werden konnten. Sie probierte es mit Glaskugeln, mit der Rückseite einer Taschenuhr, mit Spiegeln, mit einem Glase Wasser, einem Vergrößerungsglase, das auf einen schwarzen Hintergrund gelegt wurde u. s. f.; alle diese Gegenstände konnten gebraucht werden; am besten jedoch erwies sich ein geschliffener Krystall, der von schwarzem Tuchstoff umgeben war und so gestellt wurde, daß keine scharfen Reflexe weder von den Fenstern noch von Gegenständen in der Stube her von demselben aufgefangen werden konnten. Auf diese Weise haben viele Menschen, besonders in England, die Methode ausgeübt. Es hat sich dabei gezeigt, daß nicht jeder Anlagen hat, Gesichte zu sehen. Das wußte man übrigens in älteren Zeiten auch ganz gut; darum wurden namentlich Frauen und Kinder zu diesen Wahrsagekünsten verwandt. Auch jetzt haben sich hauptsächlich Damen dieser Kunst mit Erfolg gewidmet. Infolge der vielen Experimente sind wir jetzt einigermaßen darüber orientiert, unter welchen Umständen die Visionen auftreten, welche Form und welchen Inhalt sie haben, und worauf ihr scheinbarer weissagender oder wahrsagender Charakter beruht.

Alle unsere modernen Krystallomantiker scheinen darin einig zu sein, daß vollkommene Gesundheit eine notwendige Bedingung ist, um Krystallvisionen zu erzielen. Selbst ein leichter Kopfschmerz macht die Anwendung unmöglich. Andrerseits haben sie auch niemals den geringsten Nachteil für die Gesundheit von diesen Künsten verspürt. Miß X. hat mehrere Jahre lang sehr häufig den Krystall benutzt, bald zur Zerstreuung und zum Zeitvertreib, bald um sich gewisse bedeutungsvolle Aufschlüsse zu verschaffen; aber irgend einen schädlichen Einfluß auf ihr Befinden hat sie nie wahrgenommen. Krystallvisionen scheinen also einigen Menschen ebenso natürlich zu sein wie Ahnungen und dergleichen harmlose Dinge den meisten andern.

Der Charakter der Visionen ist verschieden. Bisweilen sind die Bilder so lebhaft, daß sie das Gepräge von Sinneswahrnehmungen haben. Da ihre Größe aber durch den Krystall bestimmt wird, in dem sie sich zeigen, so wird man sie selten mit der Wirklichkeit verwechseln. Nur eine Dame berichtet, daß sie sich von den Situationen gleichsam umgeben sieht; bei ihr scheinen die Bilder vollständige Halluzinationen zu werden. Bisweilen fehlen die Farben, so daß sie mehr Zeichnungen oder Photographieen als Malereien gleichen. Merkwürdig ist es, daß diese Gesichte oft dadurch vergrößert werden können, daß man sie durch ein Vergrößerungsglas sieht. Miß X. hat dies häufig benutzt, um Buchstaben, die in dem direkt gesehenen Bilde undeutlich waren, lesen zu können.

Der Inhalt der Visionen ist natürlich sehr häufig ohne irgend eine praktische Bedeutung. Wenn Miß X. ihren Krystall zum Zeitvertreib gebraucht, ohne Aufschluß nach einer bestimmten Richtung hin zu suchen, so treten reine Phantasiebilder hervor, wie Scenen aus gelesenen Büchern, die hier drama=

tische Form annehmen. Aber in diesen Bildern sind nicht selten Einzelheiten enthalten, die dem Gedächtnis des Beobachters längst entschwunden sind. Bei genauerer Untersuchung ergiebt sich dann, daß sie sich wirklich in den betreffenden Büchern finden. Hier tauchen also vollständig vergessene, unbewußte Vorstellungen auf. Ebenso geht es mit wirklichen Erlebnissen. Es finden sich zahlreiche Beispiele, daß Eindrücke, die im Laufe des Tages keine Spur im Bewußtsein zurückgelassen haben, trotzdem nicht unbemerkt geblieben sind; denn in den Visionen tauchen sie wieder auf.

„Ich sehe im Krystalle ein Stück einer dunklen Mauer, von einem weißen Jasminstrauch bedeckt, und frage mich: „Wo kannst du dies gesehen haben?“ Ich entsinne mich nicht, an einem solchen Platze, der doch in den Straßen Londons nicht gerade häufig zu finden ist, gewesen zu sein, und nehme mir vor, morgen denselben Weg zu gehen, den ich heute ging, und auf solche Mauer achtzugeben. Der nächste Tag bringt die Lösung des Rätsels. Ich finde wirklich die Stelle und erinnere mich nun auch, daß ich von einem Gespräche mit einem Begleiter ganz in Anspruch genommen war, als ich am vorhergehenden Tage an der Mauer vorbeiging.“ Daß das Auftauchen solcher unbewußten Vorstellungen bisweilen sehr wertvoll sein kann, haben wir schon bei den Träumen gesehen. Miß X. braucht nicht darauf zu warten, bis ein freundlicher Traum ihr etwas, das sie nicht beachtet hat, das aber im gegebenen Augenblick zu wissen ihr doch nützlich ist, offenbart. Mit Hilfe des Krystalles kann sie sich jederzeit die gewünschten Aufklärungen verschaffen.

„Aus Nachlässigkeit hatte ich einen Brief fortgeworfen, ohne mir die Adresse des Absenders zu merken. Ich erinnerte mich, in welcher Gegend des Landes er wohnte, und beim Nachsehen auf einer Landkarte fand ich auch den Namen der Stadt, den ich freilich vergessen hatte, der mir aber wieder einfiel, als ich ihn auf der Karte erblickte. Aber für den Namen der Straße oder des Hauses hatte ich absolut keinen Anhaltspunkt. Da bekam ich die Idee, meinen Krystall auf die Probe zu stellen, und richtig, nach kurzer Zeit zeigte sich mir in grauen Buchstaben auf weißem Grunde das Wort: ‚Hibbs House‘. In Ermangelung einer besseren Auskunft wagte ich, meinen Brief mit dieser Adresse, zu der ich auf etwas ungewöhnliche Weise gelangt war, zu versehen. Wenige Tage nachher bekam ich Antwort; oben auf dem Bogen stand mit grauen Buchstaben auf weißem Papier: ‚Hibbs House‘.“

Bisweilen können die unbewußten Vorstellungen in einer solchen Form auftauchen, daß sie sinnlos erscheinen, so daß es eines eingehenden Studiums bedarf, um den Sinn herauszufinden und den Ursprung nachzuweisen.

Miß Z., eine andere dieser visionären Damen, berichtet über ein sehr schönes Beispiel hiervon. Sie sah im Krystall eine Menge Buchstaben, die einzeln in leuchtend roter Farbe hervortraten. Sie notierte sich die ganze Reihe: detnawaenoemosotniojaetavirp elcrictsumebgnilliwotevigsevlesmehtpuotehttcejbus. Zuletzt entdeckte sie, daß es wirklich Wörter waren, von denen jedes für sich rückwärts geschrieben war; jetzt stellte sich folgender Sinn heraus: „Wanted a someone to join a private circle, must be willing to give themselves up to the subject.“ In einer Zeitung fand sich diese Annonce, auf der das Auge der Dame kurz vorher geruht hatte, indes, wie sie bestimmt wußte, ohne daß sie dieselbe mit Bewußtsein gelesen hatte.

Natürlich fehlt es in diesen Aufzeichnungen nicht an weissagenden Visionen, die später eingetretene Begebenheiten scheinbar mit so großer Genauigkeit vorausgesagt haben, daß sie ganz rätselhaft sein würden, wenn man nicht die

Unzuverlässigkeit des menschlichen Gedächtnisses kennte. Sobald man letztere jedoch mit in Betracht zieht, verlieren die Fälle ihr mystisches Gepräge.

Miß X. berichtet: „Ich hatte einen ziemlich ungehaltenen Brief an eine Freundin geschrieben, in dem ich ihr vorwarf, daß sie nach einer längeren Reise sich zehn Tage in London aufgehalten hätte, ohne mich zu besuchen. Ich wunderte mich deshalb nicht, als sie sich mir am nächsten Tage im Krystalle zeigte; indes konnte ich nicht begreifen, weshalb sie mit einer entschuldigenden Miene eine Musikmappe vor sich hielt. Am nächsten Tage erhielt ich ihre Antwort, die am Abend vorher geschrieben war, und in der sie mir zu ihrer Entschuldigung mitteilte, daß sie die kgl. Musikakademie besuchte und beinahe den ganzen Tag in Anspruch genommen wäre. Diese Mitteilung war höchst unerwartet, da die Dame verheiratet war, sich bis jetzt nur als Dilettantin mit Musik beschäftigt und ihre Ausbildung vor der Hochzeit beendet hatte. Ich habe mich später davon überzeugt, daß sie eine Musikmappe trägt, die derjenigen ähnlich ist, die ich im Krystalle gesehen habe, und die ich gleich nachher abzeichnete."

Wenn Miß X. nur einmal flüchtig davon hatte sprechen hören, daß die Freundin zur Musikakademie gehen wollte, so wäre dies Ereignis leicht erklärlich; dann wäre es nur, wie in vielen anderen Fällen, eine vergessene Erinnerung, die wieder auftaucht. Nun behauptet Miß X. freilich, daß sie davon niemals etwas gehört habe; aber darf man sich darauf verlassen? In der oben erwähnten Vision vom Jasmin an der Mauer meinte sie ja auch, daß sie nie etwas Derartiges gesehen hätte, und doch fand sie die Stelle und konnte sich nachher auch erinnern, dort gewesen zu sein. Auch in vielen anderen Fällen hat sie die Erklärung abgegeben, daß die Visionen nur Erinnerungen an Dinge seien, die sie, soweit sie sich dessen bewußt war, nie gehört oder gesehen hatte. Man sieht daraus: auch ihrem Gedächtnis ist ebensowenig zu trauen wie dem anderer Menschen.

Wenn man daher zur Erklärung eines Phänomens nur die Wahl hat, entweder magische Kräfte oder ein Auftauchen unbewußter Vorstellungen anzunehmen, so hat die letztere Annahme doch von vorneherein offenbar am meisten Wahrscheinlichkeit für sich.

In einer Reihe anderer Fälle werden die Visionen nur dadurch Weissagungen, daß sie — ebenso wie bei den Träumen — schon in der Erinnerung etwas verwischt sind, wenn die wirkliche Begebenheit eintritt.

„Ich sah im Krystalle die Gestalt eines Mannes, der sich an ein schmales Fenster lehnte und von außen in das Zimmer blickte. Sein Gesicht war anscheinend verhüllt, so daß ich es nicht sehen konnte; aber ich verweilte nicht länger bei dem Bilde, weil der Krystall an dem Abend ziemlich trüb und das Bild nicht sehr angenehm war. Ich nahm an, daß das Bild nur eine Folge von den Gesprächen der letzten Tage über Einbruch und Diebstahl wäre, und mit einer gewissen Befriedigung überzeugte ich mich, daß das einzige Fenster des Hauses, welches wie das der Vision in vier Felder geteilt war, vorne saß und derartig war, daß man nicht zu demselben kommen konnte. Drei Tage später brach Feuer in diesem Zimmer aus; des Rauches halber mußte die Feuerwehr von außen in dasselbe eindringen, und der Mann, der zuerst eindrang, hatte ein nasses Tuch vor dem Gesichte, um sich gegen den Rauch zu schützen."

Ist diese „Weissagung" mehr als eine Einbildung? Hat Miß X. in ihrer ersten Annahme nicht recht, daß die Vision nur eine Folge von den Einbruchsgeschichten sei? Die später eintretende Begebenheit wird dann ganz willkürlich mit dem visionären Bilde auf Grund einer gewissen Aehnlichkeit in Verbindung gesetzt. Von allen Erklärungen ist diese wohl die natürlichste.

Wie man durch Anstarren eines Krystalles Visionen bekommt, so kann man auch Mitteilungen empfangen, wenn man auf das „Kochen" einer Konchylie horcht. Die Methode soll bei den ungarischen Zigeunern heute noch in Gebrauch sein, die auf diese Weise Mitteilungen von Nivasha, dem Luftgeiste, erhalten. Die Phänomene sind von derselben Art wie die Krystallvisionen, sind ein Auftauchen unbewußter Vorstellungen. Jedoch warnt Miß X. vor der Anwendung dieser Methode, da die Gehörshalluzinationen bei derselben viel größere Neigung haben, konstant und chronisch zu werden, als die Visionen bei Gebrauch des Krystalles.

Von besonderem Interesse ist die Frage nach dem psychischen Zustande des Krystallomantikers während der Visionen, weil man aus demselben Schlüsse über die Bedingung für das Entstehen der Ahnungen und der Spontanhalluzinationen ziehen kann. Letzteres beruht ja auf dem Auftauchen unbewußter Vorstellungen. Die Annahme liegt daher nahe, daß es in allen Fällen derselbe Zustand ist, der das Auftreten dieser Phänomene ermöglicht. Bei Ahnungen und Spontanhalluzinationen tritt derselbe gelegentlich von selbst auf, bei dem Anschauen des Krystalles wird er künstlich hervorgerufen und erleichtert dadurch das Hervortreten unbewußter Vorstellungen. Die Erfahrung scheint nun dafür zu sprechen, daß ein eigentümlicher Schlafzustand, möglicherweise ein der Hypnose ähnlicher Zustand von verschiedener Stärke, die Bedingung für das Erscheinen der Phänomene ist. Zunächst ist es nachgewiesen, daß der visionäre Zustand wenigstens bei einigen der modernen Krystallomantiker unmerkbar in eine Hypnose übergehen kann. Das ist um so natürlicher, als das Anstarren blanker Flächen auch ein Mittel ist, um eine Hypnose hervorzurufen. Dann sprechen sowohl ältere als auch jüngere Berichte es aus, daß bei den Spontanhalluzinationen der Blick vielfach starr und eine gewisse Unempfänglichkeit für äußere Reize vorhanden sei (vrgl. S. 226). Von Miß X. wird dies ausdrücklich bei einer bestimmten Gelegenheit gesagt. Endlich habe ich selbst beobachtet, daß eine Ahnung oder Pseudohalluzination häufig während einer plötzlichen Geistesabwesenheit entstand, in der ich mir nicht ganz klar war über das, was um mich her passierte. Verschiedene Personen, die diese Zustände ebenfalls kennen, haben dieselbe Beobachtung gemacht. Somit scheint die *notwendige Bedingung für das Auftauchen unbewußter Vorstellungen im Bewußtsein ein plötzlicher Schlafzustand zu sein, der in seiner mildesten Form eine bloße Distraktion ist, der aber unmerkbar in einen mehr oder weniger tiefen, der Hypnose ähnlichen Zustand übergehen kann.* In seiner leichtesten Form führt dieser Zustand nur zu Ahnungen, bei entsprechender Vertiefung zu Halluzinationen. Er kann von selbst eintreten, dann entstehen die spontanen Formen; er kann aber auch künstlich durch hypnotisierende Mittel, Anstarren von Krystallen u. s. f. hervorgerufen werden. Will man ihn mit etwas allgemein Bekanntem vergleichen, so würde er am

meisten dem Halbschlaf gleichen, wo man noch träumt, aber doch schon einen Teil von den Vorgängen in der Umgebung wahrnimmt. Möglicherweise ist er in seinen gewöhnlichsten Formen überhaupt nur ein solcher Halbschlaf, in dem die willkürliche Aufmerksamkeit plötzlich erschlafft und es dadurch den unbewußten Vorstellungen ermöglicht, zum Bewußtsein durchzudringen.

Automatische Bewegungen.

Automatisch sind nach unserer früheren Definition die Bewegungen, welche in keiner Verbindung mit dem augenblicklichen Bewußtseinsinhalte des Individuums stehen und nicht direkt durch einen äußeren Reiz hervorgerufen werden. Die automatischen Bewegungen sind demnach nur eine besondere Form, in der unbewußte Vorstellungen sich äußern. Ist die Auffassung nun richtig, daß Ahnungen und Halluzinationen plötzliche Träume sind, die sich in das wache Bewußtseinsleben einschieben, so werden die automatischen Bewegungen offenbar eine Art von „Nachtwandeln im wachen Zustande" sein. Während die Gedanken von ganz anderen Dingen erfüllt sind, werden mehr oder weniger komplizierte Handlungen vollzogen, von denen das Individuum nur eine ganz dunkle Empfindung hat, ohne sich derselben bewußt zu sein.

Gewisse allgemeine Formen hiervon sind aus dem täglichen Leben wohlbekannt So können die Damen eine Handarbeit machen und gleichzeitig ein lebhaftes Gespräch führen. Auch viele Männer spielen gerne mit irgend einem Gegenstand in der Hand, wenn sie über etwas diskutieren; es ist nichts Ungewöhnliches, daß selbst recht starke Gegenstände unbewußt, in der Hitze der Diskussion, zerbrochen werden. Unter ähnlichen Verhältnissen können einige Menschen ein Stück Papier mit Zeichnungen, Monogrammen, Namen oder ganzen Sätzen bemalen, und nimmt man ihnen plötzlich das Papier fort, so haben sie gewöhnlich keine Vorstellung von dem, was sie gethan haben. Meistens wirken die Augen bei diesen Kritzeleien mit, manchmal aber wird das Papier nicht einmal angesehen.

Hier liegen deutlich genug Handlungen vor, die offenbar von bestimmten Vorstellungen geleitet werden; aber das Individuum ist sich dieser Vorstellungen nicht bewußt. Von solchen geringen Aeußerungen unbewußter Vorstellungen ist sichtlich nur ein kleiner Schritt zu den mehr zusammenhängenden Mitteilungen, die wir von den spiritistischen Sitzungen her kennen, und die mit der Planchette, dem Psychographen oder auf gewöhnliche Weise mit Bleistift oder Feder geliefert werden.

Die Erfahrung hat indes gelehrt, daß nicht ein jeder automatische Schrift, die einen Sinn enthält, produzieren kann. Viele bringen es nicht weiter als bis zu bedeutungslosen Strichen; wo aber eine diesbezügliche natürliche Anlage vorhanden ist, wird eine regelmäßige Uebung, automatisch zu schreiben, während die Gedanken in anderer Weise beschäftigt sind, bald zu beachtenswerten Resultaten führen. Es kommt nur darauf an, für die unbewußten Thätigkeiten einen Weg zu finden, auf welchem sie sich äußern können. Sollen sie zum Bewußtsein durchdringen, so bedarf es einer Distraktion oder eines Halbschlafes, der willkürlich durch das Anschauen eines

Krystalles oder dergl. hervorgerufen werden kann. Sollen sie sich dagegen in Bewegungen äußern, so sind derartige Zustände vielleicht überflüssig; dann kommt es nur darauf an, den Bewegungsapparat so leicht wie möglich in Bewegung zu bringen, und dies wird ebenso wie bei der willkürlichen Schrift nur durch fortgesetzte Uebung auf Grund von natürlichen Anlagen erreicht. Es ist also wirklich eine höhere Entwicklung der mediumistischen Anlagen erforderlich, wenn ein Mensch zusammenhängende Mitteilungen durch automatische Schrift liefern soll (vrgl. S. 253 f.).

Vielfach hängen nicht nur die Mitteilungen, die in einer Sitzung gemacht werden, sondern auch die, welche in mehreren einander folgenden Versuchen stattfinden, mit einander zusammen. Dies erinnert an die Träume, die sich bei einigen Menschen mehrere Nächte hindurch fortsetzen, und deutet wie bei diesen Träumen offenbar auf eine beginnende Entwicklung eines doppelten Bewußtseinslebens. Ferner werden die automatischen Mitteilungen oft mit einem bestimmten Namen bezeichnet, selbst dann, wenn das Medium gar nicht Spiritist ist. Nicht selten kommen besonders bei ungeübten Medien „Anagramme", d. h. Buchstaben, die anscheinend keinen Sinn geben und doch zu bestimmten Worten geordnet werden können, zu Tage. Derartige Aeußerungen der unbewußten Thätigkeiten haben wir schon bei Besprechung der Krystallvisionen kennen gelernt.

Zur Illustration dieser Mitteilungen und zur Beurteilung ihres Wertes teilen wir die Erfahrungen mit, die ein Mitglied der S. P. R., Mr. A., machte. „Ich wünschte", so berichtet er, „zu wissen, ob ich selbst automatisch schreiben könnte, mit anderen Worten, ob ich ein sogenanntes Schreibmedium wäre. Ich machte deshalb Ostern 1883 einen Versuch, der nach dem Verlaufe von einer Woche an drei aufeinander folgenden Tagen fortgesetzt wurde, im ganzen also 4 Versuche. Das erste Mal wurde ich gefesselt, das zweite Mal überrascht, das dritte Mal glaubte ich in ganz neue, halb feierliche, halb romantische Erfahrungskreise hineinzukommen, das vierte Mal endete das Erhabene zu meinem großen Kummer mit dem Lächerlichen." Mr. A. machte es in der Weise, daß er in Gedanken eine bestimmte Frage stellte und nun ganz ruhig wartete, was seine Hand und sein Bleistift antworten würde. Ich gebe hier nur die Resultate des dritten Tages, die unbedingt das größte Interesse haben, wieder: „Frage: Was ist der Mensch? Antwort: Tefi Hasl Esble Lies. Frage: Ist das eine Anagramm? Antwort: Ja. Frage: Aus wie vielen Wörtern besteht es? Antwort: 5. Frage: Was ist das erste Wort? Antwort: Siehe. Frage: Was ist das zweite Wort? Antwort: Eeeeee — — Frage: Siehe? Soll das heißen, daß ich es selbst auslegen soll? Antwort: Versuche! — Ich fand nun folgenden Sinn in den Buchstaben: Life is the less able (das Leben ist das weniger wertvolle). Ich wurde natürlich sehr erstaunt über den anscheinend unabhängigen Willen und die Vernunft, die sich bei der Bildung eines solchen Anagramms offenbarte, und ich wurde für einen kurzen Augenblick ein gläubiger Spiritist; nicht ohne gewisse Ehrfurcht stellte ich nun die Frage: Wer bist du? Antwort: Clelia! Frage: Bist du ein Weib? Antwort: Ja. Frage: Hast du jemals auf der Erde gelebt? Antwort: Nein. Frage: Willst du? Antwort: Ja. Frage: Wann? Antwort: Sechs Jahre. Frage: Warum sprichst du mit mir? Antwort: Eif Clelia e l. Mit steigerndem Erstaunen legte ich dies folgendermaßen aus: J Clelia feel (ich Clelia fühle). Frage: Ist dies richtig? Antwort: Eif Clelia e l. 20. Frage: Bist du 20 Jahre alt? Antwort: Ewig. Frage: Was bedeutet dann 20? Antwort: Wörter."

Hier hörte der Versuch für diesen Tag auf. Am nächsten Tage wurde Mr. A. von seinen spiritistischen Neigungen ziemlich kuriert, indem Clelia mit reinen Worten ihre eigene Existenz leugnete und Mr. A. die wissenschaftliche Erklärung gab, von der er wohl von Anfang an überzeugt war, nämlich, daß er nur mit sich selber gesprochen hatte. Vom Worte Clelia ist nur zu berichten, daß Mr. A. den Namen niemals früher gehört hatte.

Auf einer höheren Entwicklungsstufe der Mediumität, wo die unbewußten Thätigkeiten freieres Spiel haben, können noch merkwürdigere Phänomene sich zeigen. Nicht selten werden dann verschiedene Mitteilungen mit verschiedener Handschrift gemacht und mit verschiedenen Namen bezeichnet; jeder der hervortretenden „Geister" hat seine besondere Handschrift, woran er erkannt wird. Zugleich erfolgen sehr oft Mitteilungen von Dingen und in Sprachen, die das Individuum gar nicht kennt.

Ein schönes Beispiel in dieser Beziehung liefern einige Versuche, die zwei englische Studenten, die Gebrüder Schiller, jedenfalls ohne spiritistische Tendenzen 1886 anstellten. Bei diesen Versuchen traten nicht weniger als neun verschiedene „Geister" auf, die unter anderem auch Zitate auf griechisch und altnormannisch lieferten. Das Medium hatte ganz gewiß diese Sprachen nicht studiert, konnte jedoch die Möglichkeit, die Zitate einmal gelesen zu haben, auch nicht leugnen. Einige Fragen wurden auf hindustanisch beantwortet, was noch merkwürdiger ist; denn allerdings war das Medium in Indien geboren, hatte sich aber dort nur bis zu einem Alter von acht Monaten aufgehalten und seitdem, soweit es wußte, die Sprache nicht sprechen hören. Die indischen Wörter waren übrigens nicht ganz korrekt.

Aus diesen Versuchen geht deutlich hervor, daß selbst die am weitesten zurückliegenden, scheinbar längst vergessenen Vorstellungen doch nicht spurlos verschwunden sind, sondern unter günstigen Verhältnissen aus der dunklen Tiefe des Unbewußten deutlich auftauchen können. Es ist also ganz bedeutungslos, wenn ein Medium behauptet von einer bestimmten Sache gar nichts zu wissen; aller Wahrscheinlichkeit nach haben die betreffenden Vorstellungen doch an irgend einer Stelle im Unbewußten gelegen (vergl. Aksákows Untersuchungen über EMEK HABACChA, S. 257 f.).

Es treten in den automatischen Bewegungen aber keineswegs bloß die eigenen unbewußten Vorstellungen des Individuums hervor. Vielmehr können jene, wie entsprechende Versuche beweisen, auch durch Reize, die das Medium unbewußt in der Sitzung selbst empfängt, ausgelöst werden.

Die besten Versuche in dieser Art sind im Jahre 1871 von Pastor Newnham mit seiner Frau als Medium ausgeführt worden. Im Laufe von acht Monaten stellten sie mehrere hunderte Versuche an, indem die Gattin mit der Planchette Fragen beantwortete, die er auf ein Stück Papier schrieb, und an welche er dann dachte, ohne ihr den Inhalt mitzuteilen. Die Antworten der Planchette stimmten sehr gut zu seinen Fragen, und da viele derselben die Geheimnisse der Freimaurer betrafen, die sie nicht wissen konnte, so läßt sich dies nur durch „Gedankenübertragung" erklären. Der Prediger saß sehr nahe bei dem Medium; es war kein anderer bei den Versuchen anwesend; alle Bedingungen waren also vorhanden, daß er ihr unwillkürlich die Antworten, die er erwartete, zuflüstern konnte, ohne daß das Flüstern bemerkt wurde. Die Pastorin ist sich jedenfalls nicht bewußt, jemals etwas gehört zu haben. Das schwache Flüstern hat also nur unbewußte Vorstellungen hervorgerufen, die sich direkt in automatischen Bewegungen äußerten.

Hierdurch scheint ein unumstößlicher experimenteller Beweis erbracht zu sein, daß bei der Gedankenübertragung Dinge mitgeteilt werden können, von denen das Medium selbst nicht die geringste Ahnung hat. Viele von den größten Rätseln in den spiritistischen Sitzungen scheinen hiermit gelöst zu sein.

Ebenso wie die Schrift automatisch zustande kommen kann, so muß man auch eine automatische Rede hervorrufen können. Dieselbe wird allerdings bei einem normalen Menschen im Wachen kaum vernehmbar sein. Die eigentlichen „Redemedien“ sind immer in Trance, der höchsten Form der Mediumität. Im übrigen ist aber eine automatische Rede — oder richtiger: ein schwaches automatisches Flüstern — nichts Ungewöhnliches.

In der Litteratur findet man freilich nicht das Geringste hierüber, aber ich habe oft Gelegenheit gehabt, an mir selbst Beobachtungen in dieser Beziehung anzustellen. Wenn ich, von der Lektüre einer etwas schwierigen fremden Sprache ermüdet, das Buch fortlege und an andere Dinge denke, so ertappe ich mich nicht selten dabei, daß ich fortfahre, in der betreffenden Sprache mehr oder weniger gut gelungene Sätze zu bilden; diese Sätze stehen aber, soweit meine Erfahrung reicht, in keiner Verbindung mit dem, woran ich im Augenblick denke. Ich höre die Worte natürlich nicht, aber die automatischen Bewegungen sind doch so kräftig, daß sie mehr als einmal meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Jedenfalls sind sie ebenso intensiv wie das unwillkürliche Flüstern, also wie die Ursache zur gewöhnlichen Gedankenübertragung.

Es erscheint mir daher als sehr wahrscheinlich, daß automatisches Flüstern die Veranlassung zur Uebertragung auch solcher Gedanken ist, die dem Individuum selbst nicht bewußt sind, sich aber doch automatisch in Sprechbewegungen äußern. Die Frage ist nur die, unter welchen Umständen ein derartiges Flüstern zustande kommen kann. Bei mir selbst kenne ich es nur in den erwähnten Fällen; aber es giebt wahrscheinlich noch viele andere Möglichkeiten. Wir haben bei einigen der oben erwähnten Versuche gesehen, wie die Hand automatisch die Antwort auf eine Frage, welche das Individuum in Gedanken stellt, niederschreiben kann. Daher liegt auch die Annahme nahe, daß in entsprechender Weise wenigstens einige Menschen die von ihnen selbst gestellten Fragen automatisch u. zw. flüsternd beantworten. Sobald nun ein Medium dieses Flüstern versteht und den Inhalt mündlich oder schriftlich wiedergiebt, so haben wir die eigentümliche Erscheinung, daß das Medium vielleicht eine Frage beantwortet, auf die nur der Fragesteller eine Antwort geben kann; dabei ist dieser sich aber nicht bewußt, eine solche thatsächlich gegeben zu haben. Mehrere angesehene Männer der S. P. R. haben in neuerer Zeit einige Versuche angestellt, die, wie es scheint, nur auf diesem Wege erklärt werden können; wir werden dieselben später näher besprechen.

Endlich spielen automatische Bewegungen verschiedenster Art eine wesentliche Rolle bei den physikalischen Medien. Es wurde oben (S. 351) erwähnt, daß die Leistungen dieser Medien hauptsächlich Taschenspielerkunststücke seien, daß aber deswegen nicht jeder Taschenspieler ohne weiteres

ein physikalisches Medium sei. Ein Medium muß eben die Fähigkeit besitzen, komplizierte automatische Handlungen auszuführen, während der Taschenspieler das nicht nötig hat. Allerdings muß auch der Taschenspieler schwierige und verwickelte Manipulationen ausführen, ohne darüber nachzudenken; aber es sind doch stets nur bestimmte Griffe und Bewegungen nötig, die im voraus sorgfältig eingeübt werden können, um sie später in bestimmten Augenblicken dem Programme gemäß vorzuführen. Das ist aber nicht schwieriger und wunderbarer, als wenn ein geübter Klavierspieler ein Stück vom Blatte spielt; während die Augen den Noten folgen, finden die Finger die entsprechenden Tasten von selbst. Für das physikalische Medium stellt sich die Sache jedoch ganz anders. Während der Taschenspieler eine Bühne mit Apparaten zu seiner Verfügung hat und das Publikum in einer passenden Entfernung von derselben sitzt, so muß das Medium sich mitten zwischen den Beobachtern aufhalten; von einem „Apparate“ aber ist hier selten die Rede. Das Medium muß sich so zu sagen teilen können; einerseits muß es die Anwesenden fortwährend in Schach halten, ihre Aufmerksamkeit fesseln und ihre Beobachtungen verhindern, und andererseits gleichzeitig komplizierte Handlungen ausführen, die bisweilen gar nicht vorhergesehen und deshalb auch nicht vorher eingeübt werden können. Soll man z. B. bei voller Beleuchtung die Antwort auf eine unerwartete Frage auf eine Tafel schreiben und zugleich zwei intelligenten und scharfen Kritikern auf beiden Seiten es verheimlichen, daß man selbst der Schreibende ist, so erfordert dies eine solche Anspannung aller Geisteskräfte, daß die Schrift automatisch produziert werden muß, wenn sie überhaupt zustande kommen soll. Bei meinen eigenen früher erwähnten Versuchen brachte ich wirklich ab und zu eine Schrift, deren Inhalt mir unbekannt war, hervor; diese dokumentierte sich dadurch deutlich als automatisch. Natürlich können auch andere Handlungen als Schreibbewegungen automatisch ausgeführt werden. Da das Medium nachher nur ein undeutliches Gefühl davon hat, überhaupt mitgewirkt zu haben, so mag es schon sehr oft in dem Glauben befangen sein, daß es nicht selbst diese Handlungen ausgeführt hat, sondern daß andere Kräfte dabei thätig gewesen sind. Auf solche Weise erklärt es sich leicht, wenn die Medien selbst gläubige Spiritisten sind.

Von dem gewöhnlichen Taschenspieler unterscheidet das physikalische Medium sich also dadurch, daß es automatisch komplizierte Handlungen ausführen kann, die nicht eingeübt sind. Aber dieser Unterschied darf uns nicht vergessen lassen, daß die physikalischen Leistungen der Medien ursprünglich bewußter Betrug sind. Die Medien müssen als Taschenspieler beginnen und mit allen Geheimnissen der Taschenspielerkunst vertraut sein; wenn sie dann Anlagen für automatische Handlungen besitzen, wird dieses sich bald zeigen. Im großen und ganzen ist weiter nichts nötig zur Entwicklung eines physikalischen Mediums. Trancezustände, die bei anderen Gruppen spiritistischer Medien eine so große Rolle spielen, scheinen nämlich nur ausnahmsweise bei

den physikalischen Medien vorzukommen; sie würden ihren Leistungen auch eher schaden als nützen. Da allerdings der Trancezustand sehr leicht nachgeahmt werden kann, so ist es wohl möglich, daß er von manchen physikalischen Medien nur als ein Kunstgriff angewandt wird, um die Anwesenden in die rechte Stimmung zu versetzen. Sollte aber wirklich einmal ein physikalisches Medium seine Künste in Trance ausführen, so haben die Leistungen darum doch keinen größeren Wert; das Medium muß doch Taschenspieler sein, um die Kunststücke in seinem hypnotischen Zustand machen zu können.

Daß die physikalischen Medien ohne Ausnahme Taschenspieler sind, geht deutlich aus den zahlreichen Fällen hervor, in denen man sie entlarvt hat. Dadurch sind auch ihre am häufigsten angewandten Methoden bekannt geworden. Das berühmteste aller Medien, Slade, hat denn auch eingestanden, daß seine wunderbaren Leistungen, besonders die Versuche mit Zöllner in Leipzig, nur Taschenspielerkunststücke waren. (Proceedings of S. P. R. Bd. 5, Seite 261.) Von ganz besonderer Bedeutung ist in dieser Beziehung Eusapia Paladinos Auftreten. Die Untersuchungen der Engländer über die Beobachtungsfehler hatten gezeigt, wie schwierig es ist, richtig zu beobachten, und daß es der minutiösesten Vorsichtsmaßregeln bedarf, um sich gegen Betrug zu schützen. Bei den dementsprechenden Vorkehrungen sollte man nun doch glauben, daß ein physikalisches Medium sein raffiniertes Spiel nicht lange treiben konnte. Nichtsdestoweniger gelang es Eusapia, jahrelang eine ganze Schar angesehener Forscher zum besten zu haben. Erst als sie den Krieg in das eigene Land des Feindes hineintrug und sich unter die kritischen und besonnenen Engländer wagte, wurde es diesen möglich, ihre Betrügereien aufzudecken. Diese Entlarvung in Cambridge im Oktober 1895 bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte des Spiritismus. Bis dahin konnten die Spiritisten mit Recht darauf hinweisen, daß es doch ein physikalisches Medium gäbe, dessen Leistungen die Forscher trotz aller Sicherheitsmaßregeln vor Betrug nicht erklären könnten. Jetzt wissen wir, daß es trotz aller derartiger Maßregeln für einen gewandten Taschenspieler doch möglich ist, selbst tüchtige Beobachter eine Zeit lang zu täuschen. Dadurch haben alle diese physikalischen Leistungen jedes wissenschaftliche Interesse verloren, und der Spiritismus hat damit aufgehört, als wissenschaftliches Problem zu existieren. Die intellektuellen Phänomene haben nämlich nie auch nur annähernd so viele Schwierigkeiten bereitet wie die physikalischen.

Für diejenigen Menschen, die mediumistische Anlagen zu automatischen Bewegungen haben, ist es vielleicht ganz ungefährlich, diese Anlagen zu entwickeln. Fehlen dagegen die natürlichen Anlagen, so werden fortgesetzte Versuche, automatische Bewegungen hervorzubringen, sich bald rächen. Außerhalb der Sitzungen, in denen ich selbst als Medium auftrat, ist es mir nie geglückt, automatische Schrift zu produzieren; diese

trat nur unter dem Hochdrucke der Spannung und der Erregung, welche die Sitzung natürlich bei mir hervorrief, zu Tage. Die Folgen zeigten sich denn auch bald in Gestalt einer nervösen Schwäche, die neben anderen Symptomen sich darin äußerte, daß der Bart auf der einen Seite ausfiel. Dies ist insofern interessant, als man zuweilen in spiritistischen Zeitschriften Notizen darüber findet, daß dasselbe bekannten Medien nach sehr anstrengenden Sitzungen ebenfalls passiert ist. Es scheint demnach Grenzen zu geben, die selbst das geübte Medium nicht ohne Gefahr überschreiten kann.

Zufall, Telepathie, Hellseherei.

Obwohl unsere Kenntnis von den unbewußten psychischen Thätigkeiten noch eine ziemlich dürftige ist, so haben wir doch gesehen, daß dieselben nicht außerhalb der uns bekannten psychologischen Gesetze fallen. Sie werden ganz wie die bewußten teils von außen durch Sinnesreize, teils von innen durch einen Kreis bewußter Vorstellungen ausgelöst. Wir können sie in allen Fällen analog den uns bekannten bewußten Thätigkeiten als eine Reproduktion unbewußter Vorstellungen, die sich entweder im Bewußtsein oder in Bewegungen äußern, auffassen. Das ist für uns aber die Hauptsache, weil dadurch ein wesentliches Stück des Aberglaubens der verschiedenen Zeiten sich leicht erklärt und unter bekannte psychologische Gesetze unterordnen läßt.

Es ist charakteristisch für die Aeußerungen des Unbewußten, daß das Individuum unter dem Einfluß desselben manchmal ein Wissen zeigt, das wenigstens dem Anscheine nach nicht auf natürlichem Wege, d. h. durch Beobachtung oder Verstandesschlüsse, erworben sein kann. Die Bedeutung dieser Thatsache für den Aberglauben liegt auf der Hand. Diese Phänomene haben unzweifelhaft den Glauben hervorgerufen und Jahrhunderte lang unterhalten, daß gewisse Menschen mit prophetischen Gaben ausgerüstet sind, d. h. mit der Fähigkeit, das wahrzunehmen, was gleichzeitig an fernen Orten geschieht oder sich in der Zukunft ereignen wird. Unsere bisherigen Untersuchungen haben gezeigt, daß dieser Glaube wirklich eine reale Grundlage hat. Wir haben gesehen, daß Hellseher keineswegs nur der Vorzeit angehören, daß Berichte von Wahrsagungen, die in Erfüllung gegangen sind, nicht nur Phantasiegebilde einer unwissenden Zeit sind. Eine Dame wie Miß X. kann es in Bezug auf Gesichte und Wahrsagungen vollständig mit den berühmtesten Hellsehern der Vorzeit aufnehmen. Unsere Kenntnis von dieser modernen Sibylle beruht aber nicht auf einem unzuverlässigen Referate, auf einer alten mündlichen Tradition, sondern ist vielmehr ein Wissen aus erster Hand, beruhend auf Berichten des kenntnisreichen Fräuleins selbst; dieselben sind in manchen zweifelhaften Fällen noch durch Zeugen bestätigt. Wir haben ferner gesehen, daß die krystallomantischen Methoden, also die beliebtesten Mittel der früheren Zeit, um die Fähigkeit, zu weissagen, hervorzurufen, keineswegs bedeutungslos und

darum auch in unserer Zeit wieder zu Ehren und Würden gekommen sind. Alles dieses zeigt, daß unbestreitbare Thatsachen dem Glauben an prophetische Gaben zu Grunde liegen. Nun haben aber die modernen Untersuchungen auch erwiesen, daß die vermeintlichen Wahrsagungen — jedenfalls in vielen Fällen — nur Aeußerungen des unbewußten Seelenlebens des Individuums sind. Miß X. und andere kritische Beobachter dieser Phänomene haben oft nachweisen können, daß ihre Wahrsagungen ganz natürlich waren, einfach hervorgerufen entweder durch vergessene Vorstellungen oder durch unbemerkte Sinnesreize, die sich gelegentlich im Bewußtsein oder auch als Bewegungen äußerten.

Es bleibt indessen doch noch eine Reihe von Fällen übrig, in denen es selbst bei der sorgfältigsten Untersuchung nicht möglich gewesen ist, zu konstatieren, wie der Hellseher zu seinem Wissen gekommen ist. Schon bei den weissagenden Träumen wurde erwähnt, daß gewisse Fälle sich überhaupt nicht erklären lassen, weil der Träumende nicht auf natürlichem Wege das erfahren haben kann, wovon er geträumt hat, und das sich später als richtig erwiesen hat. Ein derartiges Beispiel haben wir in dem Traume des Pastors Lysius vom Tode der Mutter (vrgl. S. 225) kennen gelernt. Auch aus spiritistischen Sitzungen liegen natürlich zahlreiche Berichte über unerklärliche Weissagungen vor, die sich als richtig erwiesen haben. Leider sind die Berichterstatter derselben allerdings meistens im Glauben an das Mitwirken der Geister so befangen, daß man ihnen die Fähigkeit, selbst naheliegende natürliche Erklärungen zu finden, nicht zutrauen darf. Weit zuverlässiger ist das Material, das wir in den Aufzeichnungen von Miß X. und anderen modernen Krystallomantikern haben. Hier hat man zu einzelnen Spontanhalluzinationen und Krystallvisionen bisher den Schlüssel nicht finden können (vrgl. z. B. S. 446 f.). Endlich finden sich in dem berühmten Werke: „Phantasms of the living“ von Gurney, Meyrs und Podmore und in dem früher erwähnten Bericht des Sidgwick-Komités einige Fälle von spontanen wahrsagenden Halluzinationen. Diese haben alle das gemeinsam, daß eine Person sich einer anderen in einer Gesichts- oder Gehörshalluzination innerhalb der nächsten 12 Stunden vor oder nach ihrem wirklichen Tode und weit entfernt vom Wohnorte des Halluzinanten gezeigt hat. Wie verhält es sich nun mit diesen Weissagungen? Beruht ihre Erfüllung nur auf einem zufälligen Zusammentreffen, oder giebt es wirklich eine Fähigkeit, zu weissagen?

Vor allen Dingen müssen wir uns darüber klar sein, wann wir das Recht haben, von einem „zufälligen Zusammentreffen“ zu reden. Streng genommen ist ja nichts zufällig; jede Begebenheit hat ihre Ursachen. Aber weil zwei Ereignisse in gewissen Punkten miteinander übereinstimmen, so braucht diese Uebereinstimmung darum doch nicht eine gemeinsame Ursache zu haben; es braucht überhaupt kein Kausalverhältnis zwischen den beiden Ereignissen vorzuliegen, wenn dies auch möglich ist. Zwei Personen A. und B. sehen

sich ähnlich. Dieses kann von einer gemeinsamen Ursache herrühren, indem sie z. B. Geschwister sind. Die Aehnlichkeit kann aber auch eine rein zufällige sein. Wenn man einem Freunde auf der Straße begegnet, so kann dieses Zusammentreffen auf einer gemeinschaftlichen Ursache, etwa auf einer Verabredung, beruhen; es kann aber auch die Folge zweier ganz von einander unabhängiger Ursachen sein, und dann nennt man es Zufall. Daß ein Zusammentreffen zwischen zwei Begebenheiten zufällig ist, will also nicht sagen, daß die Uebereinstimmung überhaupt keine Ursache hat, sondern nur, daß keine gemeinschaftliche Ursache dazu vorhanden ist.

Wenn A. einen weissagenden Traum oder eine Halluzination ungefähr zu der Zeit hat, wo sein Freund B. in einem fernen Lande stirbt, so kann dieses Zusammentreffen zwischen A.s Halluzination und B.s Tode zufällig sein oder auch auf einem ursächlichen Zusammenhang zwischen den beiden Ereignissen beruhen, indem A. z. B. ungünstige Nachrichten über B.s Zustand bekommen hat. Diese rufen das Gesicht hervor, letzteres ist also infolge einer natürlichen Ursachenverbindung weissagenden Inhalts. Dieser Art sind viele der früher erwähnten Weissagungsträume, Ahnungen, Halluzinationen und Krystallvisionen. Aber bei den Weissagungen, die in Erfüllung gegangen sind, ohne daß eine natürliche, ursächliche Verbindung zwischen der Weissagung und der Begebenheit nachzuweisen ist, bleibt doch die Frage: Beruht die Erfüllung dieser unerklärlichen Weissagungen auf einem zufälligen Zusammentreffen, d. h. stehen Weissagung und Erfüllung in keinem Kausalzusammenhang zu einander, oder giebt es möglicherweise uns bis jetzt unbekannte Ursachen, welche die Weissagung herbeigeführt haben?

In erster Reihe ist das eine reine Zahlenfrage, was wir leicht durch ein bestimmtes Beispiel illustrieren können. Nehmen wir einen gewöhnlichen Würfel, dessen Seiten mit 1, 2, 3 u. s. w. bis zu 6 Augen gezeichnet sind. Wirft man denselben hundertmal und bekommt in diesen hundert Würfen 17mal 6 Augen, so ist dies nicht mehr, als was der bloße Zufall bringen kann. Die Wahrscheinlichkeit, 6 Augen zu werfen, ist natürlich ebenso groß wie die, jede andere Zahl zwischen 1—5 zu bekommen; die Wahrscheinlichkeit ist für jede von ihnen $^1/_6$, d. h. in 100 Würfen kann man erwarten, 16 oder 17mal jede dieser Zahlen zu werfen. Wenn man aber in 100 Würfen 40mal 6 Augen bekommt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß eine bestimmte Ursache dazu vorliegt; der Würfel ist vermutlich falsch, sein Schwerpunkt liegt auf der einen Seite. Erhält man in 100 Würfen 80mal 6 Augen, so ist man seiner Sache ungefähr sicher. Allgemein kann man sagen: je mehr die thatsächlich eingetroffene Anzahl die wahrscheinliche überschreitet, desto sicherer kann man sein, daß eine besondere Ursache mitwirkt.

So einfach und klar dieses Prinzip ist, so schwierig ist seine Anwendung auf die Weissagungen. Es ist nämlich ganz unmöglich zu berechnen, wie viele Träume, Ahnungen und Halluzinationen die Wahrscheinlichkeit einer Erfüllung

für sich haben, solange dieselben sich auf alles Mögliche zwischen Himmel und Erde beziehen. Nur dann, wenn von dem Tode eines Menschen die Rede ist, läßt sich eine Wahrscheinlichkeitsrechnung anstellen. Es heißt hierüber in dem Berichte des Sidgwick-Komités: „Das Faktum, daß jeder von uns nur einmal stirbt, ermöglicht es, daß wir genau die Wahrscheinlichkeit berechnen können, inwieweit dieser Tod wohl mit irgend einer anderen Begebenheit, z. B. daß ein Mensch ein halluzinatorisches Bild von dem Sterbenden hat, zusammentreffen wird. Als Grundlage können wir den jährlichen Sterblichkeitsquotienten der letzten zehn Jahre für England und Wales, nämlich 19,15 auf 1000 nehmen. Sterben von 1000 jährlich 19, so sterben täglich 19 von 365 000, oder mit anderen Worten: einer von 19 000. Diese Zahl, $^1/_{19\,000}$ zeigt die Wahrscheinlichkeit an, daß ein Mensch gerade an dem Tage stirbt, an welchem seine Gestalt als Halluzination gesehen wird, vorausgesetzt, daß keine ursächliche Verbindung zwischen den beiden Begebenheiten vorliegt. Von je 19 000 Halluzinationen kann man daher erwarten, daß eine in die 24 Stunden, die dem Tode am nächsten liegen, fallen wird."

Nachdem das Komité nun alle zweifelhaften Fälle ausgeschieden und auf die vielen vergessenen Halluzinationen die nötige Rücksicht genommen hat, kommt es zu dem Resultat, daß von 1300 Halluzinationen lebender Menschen 30 gleichzeitig mit dem Tode der betreffenden Person, d. h. innerhalb der nächsten 12 Stunden vor oder nach demselben, eingetreten sind. 30 : 1300 ist = 1 : 43, während die wahrscheinliche Zahl nur 1 : 19 000 war; die wirkliche Anzahl ist also 440mal größer. Folglich muß eine besondere Ursache für dieses Zusammentreffen vorliegen; dasselbe kann nicht zufällig sein. Da man nun meint, in den vorliegenden Fällen keine natürliche Ursache nachweisen zu können, etwa daß der Halluzinant etwas von dem nahe bevorstehenden Tode des anderen gewußt hat, so muß also eine bis dahin unbekannte Ursache vorliegen, nämlich eine Fernwirkung, Telepathie, zwischen dem Sterbenden und dem Halluzinanten.

Dieser Schluß würde berechtigt sein, wenn überhaupt eine Telepathie nachzuweisen, wenn z. B. die gewöhnliche Gedankenübertragung auch nur durch telepathische Kräfte zu erklären wäre. Nun wissen wir aber, daß die Gedankenübertragung nur auf unwillkürlichem Flüstern beruht, das nur in einer sehr geringen Entfernung wahrnehmbar ist, und schon dadurch wird die Annahme von telepathischen Kräften, die von der einen Seite der Erdkugel bis zur anderen wirken, recht unwahrscheinlich. Immerhin wäre es ja nicht unmöglich, daß bei einer so ernsten Begebenheit wie bei dem Tode eines Menschen Kräfte sich äußerten, von denen wir im täglichen Leben sonst nichts spüren. Leider aber lassen die Berichte über die gut konstatierten Weissagungen sich nicht durch Telepathie zwischen einer lebenden und einer sterbenden Person erklären. Denken wir z. B. an Miß X.s Halluzination von dem kleinen roten Manne (S. 446 f.). Hier handelt es sich nicht um

einen Todesfall; es muß also eine Fernwirkung zwischen ihr und einem ihr ganz unbekannten Briefschreiber vorgelegen haben. Denken wir ferner noch an andere Fälle, z. B. die Krystallvision, in der Miß X. einen Mann durch das Fenster blicken sieht (S. 450); auch dieses Gesicht läßt sich offenbar gar nicht durch Telepathie erklären. Weder der Feuerwehrmann noch sonst ein Sterblicher konnte wissen, daß drei Tage darauf Feuer in dem Zimmer entstehen würde. Wenn man also annehmen will, daß die Vision nicht als eine Weissagung nur erscheint, sondern es wirklich ist, so muß Miß X. in dem Augenblicke hellsehend gewesen sein. Aber was will das heißen?

Wenn ein Astronom voraussagen kann, daß eine Mondfinsternis an einem bestimmten Tage des Jahres eintreten wird, so hat das darin seinen Grund, daß er die augenblickliche Stellung der Weltkörper und die Gesetze für ihre Bewegungen kennt; hieraus kann er schließen, wie ihre Stellung zu irgend einem späteren Zeitpunkt sein wird. In Analogie hiermit muß man die Hellseherei (Clairvoyance) auffassen, d. h. man muß vom Hellseher annehmen, daß er in einem gegebenen Augenblick eine solche Kenntnis von dem ganzen Weltzustande hat, daß er daraus unbewußt den Schluß ziehen kann, was an einem bestimmten Orte und zu einem bestimmten späteren Zeitpunkte geschehen wird. Kenntnisse vom Weltzustande in einem gewissen Momente zu haben, ist aber dasselbe wie allwissend zu sein. Hellseherei käme also einer momentanen Allwissenheit sehr nahe. Die Spiritisten legen ja nicht einmal den Geistern der Verstorbenen Allwissenheit zu; man kann sich also nicht etwa denken, daß der Hellseher seine Aufschlüsse von einem wohlwollenden Geiste empfängt. Einem Menschen die Gabe der Hellseherei beizulegen, ist demnach reiner Unsinn.

Glücklicherweise brauchen wir auch keine so ungereimten Annahmen zu machen. Wenn wir zunächst bei der Geschichte vom Feuerwehrmann verweilen, so ist diese leicht zu erklären. Wir haben gesehen, daß Miß X. ursprünglich die Vision als eine natürliche Folge eines Gespräches betrachtete; erst als das Feuer später ausbrach und das visionäre Bild in ihrer Erinnerung etwas verwischt war, fand sie eine solche Aehnlichkeit zwischen den beiden Ereignissen, daß die Vision ihr als Hellseherei erschien. So geht es aber wohl mit den meisten ähnlichen Ereignissen; nur durch eine geringe Erinnerungstäuschung kann die Vision das Gepräge von Hellseherei erhalten. Die wenigen Fälle, die nicht auf solche Weise erklärt werden können, müssen dem Zufall zugeschrieben werden. Merkwürdige Fälle kommen hie und da vor; aber wir haben schon an den Weissagungsträumen gesehen, daß nur eine sehr kleine Zahl übrig bleibt, wo eine natürliche ursächliche Erklärung fehlt. Wie es sich mit den erwähnten Halluzinationen von den Sterbenden verhält, müssen wir dahingestellt sein lassen. Telepathische Kräfte sind ja an und für sich nicht absurd; es liegt ja immerhin die Möglichkeit vor, daß Aehnliches vorkommen kann. Bedenkt man aber, daß die Angaben der Halluzinationsstatistik und die

darauf aufgebauten Berechnungen ausschließlich auf dem höchst unzuverlässigen menschlichen Gedächtnisse beruhen, so ist es nicht unmöglich, ja vielleicht sogar wahrscheinlich, daß die ganze Statistik sich in Zukunft einmal als falsch erweist. Wenn das Interesse für die Phänomene erst auf der ganzen Welt geweckt ist und überall und stets Aufzeichnungen darüber gemacht werden, so wird die nächste Statistik vielleicht zu dem interessanten Resultate führen, daß die Anzahl der wirklich eingetroffenen weissagenden Halluzinationen nicht die wahrscheinliche Anzahl überschreitet. Es ist deshalb unberechtigt, von telepathischen Kräften zu reden, ehe man weiß, ob die Statistick, die ihre Existenz beweisen soll, wirklich richtig ist.

Die normale Suggestibilität.

Die Natur der Suggestibilität.

Die Richtung der Aufmerksamkeit kann durch zwei verschiedene Gruppen von Ursachen bestimmt werden, einmal von außen durch Sinnesreize, sodann von innen durch den Inhalt des Bewußtseins selbst, durch Vorstellungen mit ausgeprägtem Gefühlston. Im ersten Falle sagt man, daß die Aufmerksamkeit unwillkürlich gefesselt wird, im letzten Falle dagegen, daß sie willkürlich auf die Vorstellungen gerichtet wird. Unter gewöhnlichen Verhältnissen, also im täglichen Leben, findet ein stetes Abwechseln dieser beiden Faktoren statt; bald werden wir unwillkürlich von den Reizen der Außenwelt gefesselt, bald vertiefen wir uns in unsere eigenen Betrachtungen oder Beobachtungen und halten die Aufmerksamkeit willkürlich darauf gerichtet. Die Erfahrung lehrt uns aber, daß eine große individuelle Verschiedenheit in dieser Beziehung vorhanden ist. Einige Menschen können in weit geringerem Maße als andere ihrer Aufmerksamkeit eine bestimmte Richtung geben, so daß äußere Reize ihre Aufmerksamkeit leichter fesseln. Dies ist besonders bei dem Kinde und dem primitiven Menschen der Fall. Die willkürliche Richtung der Aufmerksamkeit ist immer durch den Bewußtseinsinhalt des Individuums bestimmt; unsere eigenen Gedanken und Gefühle geben der Aufmerksamkeit eine bestimmte, willkürliche Richtung. Je weniger Möglichkeiten hierzu aber im Bewußtsein des Individuums vorhanden sind, desto weniger kann natürlich auch von einer willkürlichen Richtung der Aufmerksamkeit die Rede sein. Bei dem kleinen Kinde ist alle Aufmerksamkeit unwillkürlich; weint das Kind über dies oder jenes, so wird es damit nicht aufhören, ehe es sich müde geweint hat, es sei denn, daß ein neuer Reiz seine Aufmerksamkeit fesselt. In seinem eigenen Bewußtseinsinhalt findet das Kind keine Motive, um den Affekt zu hemmen; kommt aber von außen eine entgegengesetzt betonte Vorstellung, so kann das Kind den bisherigen Zustand auch nicht festhalten und geht des-

halb plötzlich vom Weinen zum Lachen über. Je mehr das Kind sich entwickelt, je mehr sein Bewußtseinsinhalt wächst, umsomehr wird seine Aufmerksamkeit auch willkürlich bestimmt. Den extremen Gegensatz zum Kinde haben wir in dem gereiften, gebildeten und reflektierenden Manne, dessen Aufmerksamkeit nur für einzelne Augenblicke durch äußere Reize gefesselt wird entweder, wenn diese besonders stark sind, oder wenn die eigene Bestimmung der Richtung willkürlich aufgehoben wird.

Je weniger die Aufmerksamkeit eines Menschen willkürlich bestimmt ist, je leichter diese durch äußere Reize gefesselt wird, desto größer ist auch, wie man sagt, die Suggestibilität. Der Reiz selber, welcher eingreift und die Aufmerksamkeit fesselt, wird Suggestion oder Eingebung genannt. Das Kind und der primitive Mensch sind so im höchsten Grade suggestibel, empfänglich für Eingebungen von der Außenwelt; je reicher dagegen das Gedanken- und Gefühlsleben eines Individuums ist, desto weniger Einfluß haben die Eingebungen von außen. Die Suggestibilität ist also ein ganz normaler Zustand; ein jeder Mensch ist immer mehr oder weniger suggestibel. Da die willkürliche Richtung der Aufmerksamkeit einen Willensakt erfordert, während die unwillkürliche Fesselung der Aufmerksamkeit ohne Anstrengung seitens des Individuums erfolgt, so wird es immer das leichteste sein, sich durch Eingebungen bestimmen zu lassen, d. h. Suggestionen anzunehmen. Deshalb finden wir auch bei dem Kinde die Suggestibilität im höchsten Maße; im Laufe der Jahre macht das Individuum sich mehr und mehr frei von ihr, ohne jemals ganz aus ihr herauszuwachsen.

Aus der Erklärung, die hier über die Suggestibilität gegeben ist, können wir leicht die Wirkung der Suggestionen ableiten. Wenn die Aufmerksamkeit von einer bestimmten Vorstellung gefesselt ist, so kann nichts anderes sich in das Bewußtsein eindrängen. Nur die Zustände, die mit der gegebenen Vorstellung fest assoziiert sind, werden reproduziert werden. Mit einer bestimmten Vorstellung können nun je nach den Umständen andere Vorstellungen, Bewegungen oder organische Veränderungen assoziiert sein. Die Suggestion wird also die Wirkung haben können, daß entweder bestimmte Bewußtseinszustände oder Bewegungen und Handlungen oder Veränderungen im Organismus hervorgerufen werden. Die jeweilige Wirkung hängt von der Natur der Suggestion ab. Wir werden im Folgenden sehen, unter welchen Umständen das eine oder andere Resultat erreicht wird; zuvor müssen wir aber untersuchen, welche Verhältnisse auf die Suggestibilität Einfluß haben.

Ein jeder Mensch, der nicht gerade Einsiedler ist, wird stets die meisten Reize, die auf seine Gedanken und Handlungen einen Einfluß ausüben, von anderen Menschen empfangen. Daher zeigt die Suggestibilität sich am deutlichsten im Verkehr mit anderen Menschen. Damit ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß nicht auch Naturphänomene suggestiv wirken können.

Kommt man an einem warmen Sommertage an einer klaren Quelle vorbei, so wird man bei dem Rauschen und Anblick des klaren Wassers sich kaum des Durstes erwehren können, auch wenn man unmittelbar vorher kein Verlangen zum Trinken gehabt hat. Der Anblick des Wassers wirkt hier suggestiv, ruft eine bestimmte Handlung oder wenigstens die Tendenz dazu hervor. — Der Schwindel, der manche befällt, wenn sie auf hohen Punkten stehen und in die Tiefe blicken, ist gleichfalls eine reine Suggestionswirkung. Der Anblick des Abgrundes ruft die Vorstellung von einem Fallen in denselben hervor, und diese Vorstellung kann so lebhaft werden, daß sie geradezu den Sprung in die Tiefe verursacht. Die Dichter reden deshalb nicht mit Unrecht von „der anziehenden Macht" des Abgrundes. Am deutlichsten spürt man den Schwindel an solchen Stellen, wo ein Geländer fehlt; ein schmaler Felsensteg an einem schroffen Abhang wird für viele ganz unpassierbar sein. Wird jedoch nur eine Schnur in der Höhe der Brust gespannt, so verändert die Situation sich sofort; selbst wenn die Schnur so dünn ist, daß sie das Gewicht eines Menschen nicht zu tragen vermag, so kann der Schwindelige doch ruhig gehen; die Schnur wirkt kontrasuggerierend, indem sie ein Gefühl der Sicherheit hervorruft.

Fast unwiderstehlich kann die suggestive Anziehungskraft des Abgrundes werden, wenn das Auge einem Gegenstande folgt, der hinabstürzt. Eine solche bezaubernde Macht haben z. B. die großen Wasserfälle. In seinem interessanten Werke: „Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie" (Leipzig 1894) schreibt Stoll von dem Niagarafalle: „Der Anblick der ungeheuren Wassermassen, welche der Strom unaufhörlich in senkrecht abstürzendem Mantel zur Tiefe führt, wirkt auf manche Gemüter mit einer so gewaltigen suggestiven Kraft, daß sie der Versuchung kaum Herr werden können, in den Strom zu springen und sich in den Abgrund werfen lassen . . . . Eine schweizerische Dame, mit der ich über den Gegenstand sprach, versicherte mir, daß sie bei ihrem Besuche der Niagarafälle der faszinierenden Macht so stark anheimfiel, daß ihr männlicher Begleiter sie nur mit Gewalt von dem todbringenden Sprunge zurückhalten konnte." Diese Beispiele, denen man noch zahlreiche andere hinzufügen könnte, zeigen hinreichend, daß auch die Naturphänomene suggerierend einwirken können.

Am häufigsten und leichtesten gehen die Suggestionen indessen von Menschen aus, teils in Form von Handlungen („das Beispiel steckt an"), teils vermittelst der Sprache. Die Bedeutung der Sprache beruht gerade darauf, daß sie mehr als irgend ein anderes Mittel den Menschen fähig macht, auf die Gedanken und Handlungen anderer einzuwirken und sie in ganz bestimmte Bahnen zu lenken. „Die Sprache hat sich zu dem speziellen Zwecke entwickelt, Suggestionen zu erwecken", schreibt Stoll. Die Erfahrung lehrt nun, daß die Suggestibilität des Menschen anderen gegenüber sehr verschieden ist; sie kann der einen Person gegenüber sehr stark sein und einer anderen gegenüber ganz fehlen. Das hängt wesentlich von den Gefühlen ab, die die Menschen in uns erwecken. Vorstellungen mit ausgeprägtem Gefühlston haben immer die Tendenz, die Aufmerksamkeit zu fesseln. Ist man z. B. Zeuge irgend einer unangenehmen Begebenheit gewesen, so kann man den Gedanken daran oft nur schwer los werden; viele Menschen pflegen so lange von einem solchen Ereignis zu reden, bis das Gefühl dafür zuletzt ganz abgestumpft ist. Wenn ein guter Witz im Laufe von einigen Tagen in der ganzen Stadt bekannt wird, so hat das natürlich dieselbe Ursache; ein jeder, der ihn hört, kann es nicht unter-

lassen, ihn weiter zu erzählen, bis er ihm selbst langweilig wird. Darum wirken auch besonders die Menschen, die unsere Gefühle erregen, stark suggestiv auf uns ein, während andere vielleicht ganz einflußlos bleiben. Indessen haben nicht alle Gefühle diese Wirkung in gleichem Maße. Da die Suggestibilität auf der unwillkürlichen Fesselung der Aufmerksamkeit beruht, so werden auch besonders die Gefühle, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, die Suggestibilität erhöhen, während diese durch Gefühle, die uns von einem Menschen abstoßen, herabgesetzt wird. Wünsche und Zumutungen von „liebenswürdigen" Personen oder von solchen, die wir lieb haben, üben leicht Einfluß auf unsere Gedanken und Handlungen aus, wogegen die Wirkung ganz verschwindend sein kann, wenn dieselben Aeußerungen von „abstoßenden" Leuten oder von Personen, die wir nicht leiden können, gemacht werden. Die Liebe erhöht also die Suggestibilität, die Abneigung setzt sie herab.

In derselben Weise wie die Liebe wird auch das Zutrauen, der Respekt und die Furcht die Suggestibilität steigern.

Erhält man einen Rat von einem Menschen, zu dem man Vertrauen hat, so bewirkt letzteres Gefühl, daß seine Aeußerung unsere Aufmerksamkeit fesselt und unser Denken und Handeln unmittelbar bestimmt. Wird derselbe Rat aber von einer Person gegeben, zu der wir Mißtrauen hegen, so unterwirft man denselben zuvor einer Kritik und handelt erst, wenn man durch eigene Reflexion sich von der Richtigkeit seines Rates überzeugt hat. Das Zutrauen bewirkt eine Geneigtheit, unmittelbar nach der gegebenen Anweisung zu handeln; die Suggestibilität ist eben erhöht. In ähnlicher Weise wirkt das Gefühl des Respektes, den der Untergeordnete dem Höhergestellten, der Jüngere dem Aelteren gegenüber hat. Ist man gewohnt, nach einer Richtung hin zu gehorchen, wird man sich auch leicht in anderen Lagen, in denen der Höhergestellte vielleicht gar nichts zu sagen hat, leiten lassen. In allen solchen Respektsverhältnissen, wo eine nähere Berührung zwischen zwei Parteien vorliegt, z. B. bei Kindern den Verwandten und Lehrern, bei Dienstboten der Herrschaft gegenüber, wird eine gesteigerte Suggestibilität sich in vielfacher Beziehung zeigen. Aber nicht nur direkte Befehle und Ratschläge wirken in dieser Weise suggestiv, sondern auch Handlungen. Hierauf beruht die Bedeutung des Beispiels. Es ist nicht allein der „Nachahmungstrieb" des Kindes, der es veranlaßt, so zu handeln, wie die Erwachsenen thun. Das Sprichwort sagt nicht mit Unrecht: Wie der Herr, so der Knecht. In dem Auftreten des Personals eines Comptoirs hat man gewöhnlich einen ziemlich zuverlässigen Maßstab dafür, welche Behandlung man vom Chef erwarten darf. Das Beispiel steckt so sicher und kräftig an wie der bösartigste Bazillus. Und wie man gegen eine bestimmte Krankheit mit den Krankheitsstoffen selbst impft, so kann man auch durch ein Beispiel abschrecken. Hier allerdings beginnt das Gleichnis zu hinken; durch die stark verdünnten Krankheitsstoffe wird eine Immunität erreicht; dagegen schreckt das übertriebene, das karikaturartige Beispiel ab.

Die Furcht endlich erhöht von allen Gefühlen vielleicht am meisten die Suggestibilität. Fürchtet man einen Menschen, erwartet man von seiner Seite etwas Unangenehmes, so wird die Aufmerksamkeit stets auf ihn gerichtet sein, um jede Veranlassung zu seinem Mißfallen und den eventuellen Unannehmlichkeiten, die er uns bereiten könnte, zu vermeiden. Da er so beständig einen wesentlichen Einfluß auf alle unsere Gedanken und Handlungen ausübt, so wird selbst die geringste Aeußerung oder Bewegung seinerseits suggestiv wirken. Jedenfalls bedarf es einer ganz ungewöhnlichen Selbständigkeit oder Selbstentsagung, um sich über alle Rücksichten gegen eine gefürchtete Person hinwegzu-

setzen; eine solche seltene Ausnahme bestätigt aber nur die Regel. Derjenige, den man fürchtet, ist natürlich im Besitze einer gewissen Macht, zu schaden oder zu nützen — sonst würde man ihn ja nicht fürchten. Es ist aber offenbar ganz gleichgültig, ob seine Macht eine wirkliche oder eine eingebildete ist; glaubt man bloß, daß sie existiert, oder fürchtet man sie, so ist der Boden für die Suggestibilität damit geebnet. Deshalb haben Propheten und Zauberer zu allen Zeiten trotz der ganz illusorischen Macht, die man ihnen beilegte, suggestiv wirken können; gerade darauf hat ihre Macht ja in Wahrheit beruht. Ich habe bei meinen Zauberkunststücken häufig Gelegenheit gehabt, zu sehen, welche wunderbare Macht in dem mit Furcht gemischten Zutrauen, das selbst gebildete Menschen meinen Leistungen entgegenbrachten, liegt. Bei jungen Damen habe ich oft eine suggestive Katalepsie nur dadurch herbeigeführt, daß ich ihre Hand auf die meinige legte und sie einen Augenblick steif ansah; wenn ich sie aufforderte, die Hand fortzunehmen, war es ihnen unmöglich.

Unter der Furcht können die Suggestionen einen ganz unberechenbaren Verlauf nehmen, indem sie gerade das Gegenteil von der beabsichtigten Wirkung hervorrufen. Man nennt dieses Phänomen eine Konträrsuggestion. Am leichtesten und am natürlichsten wird ein Verbot diese Erscheinung herbeiführen. Indem die Aufmerksamkeit von dem Gedanken an die verbotene Handlung gefesselt wird, kann die Vorstellung von der letzteren bei sehr suggestiblen Individuen so mächtig werden, daß sie dieselbe geradezu auslöst.

Nur ein Beispiel aus meinem eigenen Leben. Als elfjähriger Knabe erhielt ich einen Lehrer, dessen Aussehen mir als das häßlichste, was ich jemals gesehen hatte, erschien; er hatte außerdem stechende Augen, die meine Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselten. Gegen Schluß der ersten Stunde brach er plötzlich den Unterricht ab und verlangte in einem zornigen Tone, daß diejenigen Schüler, welche mit der Zunge geschnalzt hätten, dieses nachlassen sollten, da er den Laut nicht vertragen könne. Ich wußte mich ganz unschuldig, denn ich hatte eine zu große Angst vor dem Manne, als daß ich es hätte wagen sollen, in seiner Stunde dumme Streiche zu machen — aber die Suggestion wirkte. Aus Furcht davor, daß ich unwillkürlich mit der Zunge schnalzen könnte, wandte ich unabsichtlich meine Aufmerksamkeit nun gerade auf die Schluckbewegungen, die bei jedem normalen Menschen rein reflektorisch ausgelöst werden, sobald sich eine gewisse Menge Speichel im Munde angesammelt hat. Dabei wurden die Reflexbewegungen gelähmt, der Mund lief voll von Wasser und mit einer gewissen Willensanstrengung mußte ich die ganze Menge Speichel hinabschlucken; das ging aber nicht ohne ein lautes Schnalzen mit der Zunge. Ich wurde natürlich entdeckt und bestraft; von dem Tage an trat aber die Lähmung konstant in dem Augenblicke ein, wo der betreffende Lehrer seinen Fuß in die Klasse setzte, und sie verschwand spurlos, sobald er sich entfernte. Das ist ein typisches Beispiel von einer Konträrsuggestion; das Verbot ruft gerade die verbotene Handlung infolge der durch die Furcht erhöhten Suggestibilität hervor.

Dieselbe Wirkung wie das Zutrauen zu einer Person hat auch der Glaube an die Richtigkeit einer bestimmten Anschauung. Jeder Glaube, jede Ueberzeugung, einerlei, ob religiösen, philosophischen, politischen oder anderen Inhalts, führt es mit sich, daß das, was mit dieser Ueberzeugung übereinstimmt, unmittelbar ohne Beweis für wahr und das Gegenteil einfach für falsch gehalten wird. Dies beruht auf den Gefühlen, die durch die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung geweckt werden, den Gefühlen der Lust beziehungs-

weise Unlust. Diese Gefühle sind für die meisten Menschen fast stets das alleinige Kriterium für die Wahrheit einer Behauptung. Indem die Aufmerksamkeit von dem Lustgefühl gefesselt wird, finden diese dann unmittelbaren Eingang bei dem Individuum und erlangen dadurch Einfluß auf dessen Gedanken und Handlungen. Von den entgegengesetzten Vorstellungen aber, die Unlust erwecken, wendet die Aufmerksamkeit sich ab. Mit anderen Worten: ein bestimmter Glaube oder eine bestimmte Ueberzeugung steigert die Suggestibilität für alles, was damit übereinstimmt, während sie die Suggestibilität für das Entgegengesetzte herabsetzt. Dieses ist zum Teil schon früher besprochen. Die Befangenheit ist z. B. nur eine bestimmte Aeußerung dieses Verhältnisses; sie ist, sozusagen, die intellektuelle Folge davon. Ist man in einer bestimmten Anschauung befangen, wird man nur für das ein Auge haben, was mit derselben übereinstimmt und die entgegengesetzten Thatsachen ignorieren.

Die Steigerung der Suggestibilität infolge eines bestimmten Glaubens hat aber noch interessantere Erscheinungen zur Folge. Die Erfahrung lehrt nämlich, daß die bei einer genügend gesteigerten Suggestibilität gemachten Suggestionen nicht allein auf die Gedanken und Handlungen des Individuums einwirken, sondern auch körperliche nnd seelische Funktionen zu beeinflussen vermögen. Die Sinnesbeobachtungen werden modifiziert, Erinnerungen umgeformt, neue Gedankenrichtungen hervorgerufen; Handlungen, die im normalen Zustande mit dem Charakter des Individuums ganz unvereinbar sind, können ausgelöst, die physiologischen Funktionen innerhalb gewisser Grenzen beeinflußt, Krankheiten gehoben und hervorgerufen werden u. s. w. Ein einzelnes Beispiel für solche Veränderungen ist bereits bei der oben erwähnten Konträrsuggestion gegeben; wir werden später noch mehreren begegnen. Alle diese Phänomene werden meistens durch Einwirkung anderer Menschen hervorgerufen; in einem solchen Falle heißt die Suggestion eine Fremdsuggestion. Sie können aber auch die Folge eines vom Individuum selbst hervorgerufenen Reizes sein; dann liegt eine Autosuggestion vor. Soll aber eine Autosuggestion eine Wirkung haben, so muß die Suggestibilität notwendig gesteigert sein. Dieses wird gewöhnlich durch einen bestimmten Glauben bei dem betreffenden Menschen erreicht.

Als Beispiel in dieser Beziehung wählen wir eines der zahlreichen Sympathiemittel, die gegen Warzen gebraucht werden. „Man reibt die Warzen mit einer roten Feldschnecke und spießt letztere auf einen Dorn. Wenn die Schnecke eingetrocknet ist und abfällt, sind die Warzen fort.“ Diese Methode wird allgemein im Kanton Zürich, in Irland und hin und wieder auch in Deutschland gebraucht. Aber der Schleim der Schnecke wirkt in keiner Weise ätzend; noch weniger kann das Aufspießen des unglücklichen Tieres irgend eine Wirkung haben. Ist dagegen der Glaube an das Mittel nur stark genug, so wirkt jene Handlung als eine Autosuggestion, und die Warzen verschwinden thatsächlich. Also der Glaube ist hier, wie in zahlreichen anderen Fällen, die wirkende Kraft.

Natürlich können auch mehrere von den Faktoren, welche die Suggestibilität erhöhen, zusammenwirken und dieselbe dadurch ganz enorm steigern. Dies tritt z. B. ein, wenn ein bestimmter Glaube eines Menschen von einem anderen, zu dem jener Vertrauen hat, ausgenutzt wird. Der Glaube und das Vertrauen steigern die Suggestibilität derartig, daß aus ihrem Zusammenwirken oft außerordentliche Resultate hervorgehen. Welche Wirkungen — sowohl in guter als schlechter Beziehung — können z. B. vertrauenerweckende und gewandte Erzieher, Lehrer u. s. f. auf suggestivem Wege herbeiführen!

Stoll führt mehrere Beispiele dieser Art an; eines der drastischten ist folgendes: „In England hatte ein wollüstiger Schwärmer, Namens Henry James Price, seinen weiblichen Anhang derart bethört, daß es ihm möglich wurde, in der von ihm gegründeten ‚Stätte der Liebe' (Agapemone) in offener Versammlung der Gläubigen ein schönes Mädchen, Miß Paterson, zu deflorieren, und zwar kündigte er an, in der Kraft Gottes werde er eine Jungfrau, sozusagen, zum Weibe nehmen, nicht mit Fürchten und Schämen an geheimer Stelle und bei verschlossenen Thüren, sondern offen im Lichte des Tages und in Gegenwart aller Heiligen beiderlei Geschlechts. Gottes Wille sei es, daß er sie nähme, und er werde niemanden fragen, am wenigstens die Erwählte selbst. Welche er nehmen würde, sagte er nicht. Die Jungfrauen sollten sich also bereit halten, da niemand wissen könne, wann der Bräutigam käme. Zuerst wollte er sie besiegeln mit einem Kuß, dann sie herzen und an sich halten, so daß der himmlische Geist und das Ding von Erde miteinander verwüchsen und fortan Eins seien an Leib und Seele. Die unerhörte Ceremonie wurde wirklich vollzogen." Es bedarf keines näheren Kommentars. Dieser Fall steht aber durchaus nicht einzig da in der Geschichte der religiösen Sekten. Jeder normalsittliche Mensch wird sich selber sagen, welchen enormen suggestiven Einfluß Price und seine Lehre auf die Gedanken und Gefühle der ganzen Gemeinde gehabt haben muß, daß sie Augenzeuge einer solchen Scene sein konnte.

Dieses grauenerregende Beispiel zeigt nicht bloß die Macht der Suggestion, es lehrt uns auch, daß eine große Menge von Menschen zu gleicher Zeit nach derselben Richtung hin suggestiv beeinflußt werden kann. Solche „Massen-Suggestionen" haben in der Geschichte des Menschengeschlechtes nachweislich eine große Rolle gespielt. Der erste und der fünfte Kreuzzug sind offenbar nur Resultate von Massensuggestionen, was man leicht aus jeder einigermaßen ausführlichen Darstellung ihres Ursprungs erkennt. Auch für den Aberglauben sind dergleichen Suggestionen ohne Zweifel von großer Bedeutung; sie liegen sicherlich überall da zu Grunde, wo mehrere Menschen gleichzeitig dieselbe Halluzination gehabt haben. Leider ist durch die bisherigen experimentellen Untersuchungen wegen der praktischen Schwierigkeit noch nicht genügendes Licht über dieses Phänomen der Massensuggestion gebracht worden. In seiner interessanten kleinen Arbeit: „Psychologie des foules" (Paris 1895) hat Lebon auf rein historischem Wege nachgewiesen, daß die Massen immer mehr suggestibel sind, als jeder einzelne Mensch für sich allein.

Wenn wir jetzt im Folgenden die Bedeutung der Suggestion für den Aberglauben untersuchen, so wollen wir der Uebersichtlichkeit halber den Ein-

fluß derselben auf die Sinneswahrnehmung, auf Anschauungen und Erinnerungen, auf körperliche Zustände und auf Handlungen in einzelnen Kapiteln betrachten.

Suggerierte Halluzinationen.

Der Physiologe H. Meyer hat, soweit bekannt, zuerst die Beobachtung gemacht, daß man durch anhaltende Konzentration der Aufmerksamkeit auf ein Erinnerungs- oder Phantasiebild sich dieses zuletzt so lebhaft und deutlich vorstellen kann, als wenn es eine wirkliche sinnliche Wahrnehmung wäre. Ihm gelang es nur, halluzinatorische Gesichtsbilder und Tastempfindungen auf diese Weise hervorzurufen; aber später sind ähnliche Versuche von vielen anderen angestellt worden, und man hat dabei gefunden, daß jedenfalls auch Gehörsvorstellungen willkürlich auf halluzinatorischem Wege hervorzurufen sind. Weniger sicher ist dies dagegen von den Geschmacks- und Geruchsempfindungen. Das ist auch ganz natürlich; denn die Erinnerungsbilder dieser Sinne sind im ganzen nicht sehr scharf. Die Versuche haben ferner gezeigt, daß der Erfolg bei denselben individuell sehr verschieden ist. Einigen Menschen gelingen sie leicht, anderen fast gar nicht; einige können nur Gesichtshalluzinationen willkürlich hervorrufen, andere nur Gehörshalluzinationen u. s. f. Uebrigens werden diese Halluzinationen natürlich nie mit wirklichen Sinneswahrnehmungen verwechselt werden, weil man sich bewußt ist, sie willkürlich mit einer gewissen Anstrengung herbeigeführt zu haben.

Anders wird dagegen das Verhältnis, wenn die Aufmerksamkeit längere Zeit hindurch bei erhöhter Suggestibilität von einem Erinnerungsbilde gefesselt wird. Die Ursachen dazu können verschiedener Art sein. Bald sind es Fremdsuggestionen, indem das Bild, das gesehen werden soll, näher besprochen oder beschrieben und so die Aufmerksamkeit unwillkürlich auf die hervorzurufende Vorstellung konzentriert wird. In anderen Fällen sind es Autosuggestionen, die durch Erwartung oder Furcht hervorgerufen werden. Unter allen Umständen aber kann die Konzentration der Aufmerksamkeit es bewirken, daß die Vorstellung zur Halluzination wird; und zwar kann letztere nicht nur die Stärke und Deutlichkeit einer sinnlichen Wahrnehmung annehmen, sondern auch mit einer wirklichen Wahrnehmung verwechselt werden, weil das Individuum sich hier nicht bewußt ist, das Bild selbst hervorgerufen zu haben. Beispiele derartiger Halluzinationen sind bereits oben (S. 445) bei der Besprechung der Spontanhalluzinationen mitgeteilt worden. Wir werden jetzt aus der Geschichte des Aberglaubens verschiedene Phänomene anführen, die als suggerierte Halluzinationen sich am leichtesten erklären lassen.

Nach alten Berichten kann ein Hellseher, der eine Vision hat, diese auf einen anderen Hellseher nur durch bloße Berührung übertragen. Zuverlässige Berichte von derartigen Fällen sind mir zwar nicht bekannt; es finden sich wohl Beispiele davon in der Litteratur, aber wir haben in keiner

dieser Schilderungen eine wirkliche Garantie dafür, daß die beiden Hellseher thatsächlich auch genau dasselbe Bild gehabt haben. Sobald aber der eine dem anderen nur andeutet, was er sieht, so ist die Uebereinstimmung ganz natürlich. Personen, die überhaupt Neigung zu Halluzinationen haben, sind selbstverständlich auch leicht empfänglich für suggerierte Halluzinationen; die Besprechung des Gesichtes von seiten des einen Hellsehers wird deshalb suggestiv dasselbe Gesicht bei dem anderen hervorrufen. Ein Beispiel hiervon haben wir in der Vision des Pastors Lysius, die durch eine Verbalsuggestion auf die Schwester übertragen wird (vrgl. S. 225). Auch hier wissen wir nicht, ob beide Geschwister genau dasselbe gesehen haben; es ist wohl wahrscheinlich, daß auch sie eine Leiche erblickt, da er ausdrücklich von einer solchen redet; dagegen darf man wohl bezweifeln, ob die Gesichte in allen Einzelheiten wirklich dieselben gewesen sind. Aehnlich geht es in anderen Fällen; nirgendswo liegt ein Beweis dafür vor, daß die Visionen der beiden Hellseher in anderen Punkten übereingestimmt haben, als gerade in denen, welche der eine dem anderen angegeben hat; oder mit anderen Worten: die merkwürdige Uebertragung eines Gesichtes von einem Menschen auf den anderen läßt sich vollständig als eine Suggestivwirkung erklären.

Geistervisionen sind ebenfalls nachweislich in den meisten Fällen auf Suggestionen zurückzuführen und zwar entweder auf Fremd- oder auf Autosuggestionen. Glaubt ein Mensch an Geister und erwartet sie in einem bestimmten Momente zu sehen, so wird die durch den Glauben gesteigerte Suggestibilität es auch bewirken, daß er im gegebenen Augenblick eine derartige Halluzination auch thatsächlich hat. Nach den Berichten verschiedener Augenzeugen ist dieses Phänomen bei den sibirischen Völkern sehr häufig. Der Schamane, der Zauberpriester, dessen merkwürdige Operationen schon oben erwähnt sind (vrgl. S. 20) sieht regelmäßig in seinem exaltierten Zustande Geister in Menschen- oder Tiergestalt. Die Anwesenden aber, welche meinen, daß der Schamane von diesen Geistern besessen ist, bemerken oft einen blauen Rauch, der angeblich von ihm aufsteigt; dies wird für ein Zeichen gehalten, daß die Geister ihn verlassen. Offenbar liegen die Verhältnisse ganz ähnlich in den spiritistischen Versammlungen. Die meisten Lichtphänomene und mehr oder weniger vollständig materialisierten Geistergestalten, die sich in den Sitzungen zeigen, sind nur suggerierte Halluzinationen. Nur in gewissen Fällen haben die Geistergestalten einen anderen Ursprung und eine mehr materielle Grundlage; hierauf werden wir im Folgenden näher eingehen.

Man wird gegen diese Auffassung vielleicht einwenden, daß sie eine reine Hypothese sei, für deren Richtigkeit keinerlei Beweis geliefert werde. „Woher weiß man denn," werden die Spiritisten fragen, „daß Geister in Wirklichkeit nicht existieren?" Hierauf ist zu erwidern, daß es zunächst ganz ungereimt ist, eine so kühne Hypothese wie das Mitwirken von Geistern aufzustellen, so lange man natürliche und bekannte Ursachen zur Erklärung der

Erscheinungen hat. Die Beweislast für eine neue Behauptung fällt immer dem zu, der letztere aufstellt; es muß deshalb Sache der Spiritisten sein, zu beweisen, daß die Geistererscheinungen in allen den Fällen, in denen nachweislich kein bewußter Betrug und keine Trancehandlungen seitens des Mediums vorliegen, nicht durch suggerierte Halluzinationen hervorgerufen sind. Sodann liegt aber auch ein positiver Beweis dafür vor, daß wir es hier mit Halluzinationen zu thun haben. Immer nur „der Gläubige“ sieht die Geister. Es gehört also stets Glaube dazu; unter der Macht des Glaubens und der Erwartung aber sind die Halluzinationen so gut wie unvermeidlich. Die Ostjaken und die Tungusen sehen, wie die Geister den Schamanen verlassen; die Spiritisten sehen die Geister in Gegenwart des Mediums; im Altertum und im Mittelalter sahen die Leute, wie die Geister aus den Besessenen wichen, wenn die Beschwörer oder Priester sie austrieben. Es wird geradezu bei älteren Verfassern behauptet, daß die Geister beim Ausfahren gesehen worden sind oder sichtbare Zeichen ihrer Nähe gegeben haben. So werden die Geister denn auch in den alten religiösen Malereien, wo die Austreibung eines Teufels ein sehr beliebtes Motiv ist, als beflügelte Gestalten, die aus dem Munde des Besessenen ausfahren, dargestellt*). Aber weshalb sieht der europäische Reisende nicht die sibirischen Geister, welche alle anderen, die in der Jurte versammelt sind, doch wahrnehmen? Weshalb sieht der kritische Forscher keine Geister in den spiritistischen Sitzungen, außer wenn das Medium selbst in einer entsprechenden Verkleidung die Rolle des Geistes spielt? Besessene endlich finden sich ja noch in unseren Tagen; es sind unglückliche Kranke, Hystero-Epileptiker, deren Behandlung jetzt dem Priester genommen und auf den Irrenarzt übergegangen ist. Aber weshalb sehen unsere Psychiater niemals die fliehenden Teufel, wenn sie diese Patienten von ihren Anfällen heilen? Hierauf giebt es nur eine Antwort: man sieht keine Geister, weil keine zu sehen sind; nur wer an sie glaubt und ihre Anwesenheit erwartet, kann erreichen, sich eine Halluzination in dieser Beziehung vorzusuggerieren.

Auch Reichenbachs Odlehre (vrgl. S. 267) beruht auf suggerierten Halluzinationen in Verbindung mit einigen anderen psychischen Eigentümlichkeiten. Daß das Odlicht ein rein subjektives Phänomen ist, das nur im Bewußtsein der Sensitiven existiert, ist dadurch bewiesen, daß es nicht photographiert werden kann. Dies wußte Reichenbach selbst, doch schloß er daraus, daß das Sehvermögen der Sensitiven größer sein müßte als die Empfindlichkeit der photographischen Platte. Vor 40 Jahren, als man nur die nassen Kollodiumplatten kannte, war dieser Schluß vielleicht berechtigt; heute ist er unhaltbar. Die Society for Psychical Research hat die Sehschärfe verschiedener Sensi-

---

*) Nebenstehendes Bild (Fig. 60) ist nach einer Gravierung von Adam van Noort (1562 bis 1641) gezeichnet; es ist Richers: Etude clinique sur la grande hysterie, Paris 1885, entnommen. Anm. des Verf.

tiven untersucht und gefunden, daß sie diejenige normaler Menschen in keiner Weise übertraf. Außerdem geben die nun allgemein angewandten trockenen Bromsilber-Gelatineplatten bei andauernder Exposition Bilder auch von Gegenständen wieder, die so lichtschwach sind, daß kein menschliches Auge sie wahrnehmen kann. Mit solchen Platten hat der berühmte englische Astronom Huggins, der zugleich Fachmann auf dem Gebiete der Photographie ist, versucht, riesengroße Elektromagnete zu photographieren, aber das Resultalt war vollständig negativ.

Fig. 60.

Eine Teufelsaustreibung (S. 472).

Es findet sich an den Magnetpolen also kein Licht, das ein menschliches Auge wahrzunehmen vermöchte; wenn die Sensitiven dennoch Lichtphänomene sehen, müssen diese rein subjektiver Natur sein.

Es ist nun auch nicht schwer zu verstehen, wie das Odlicht entsteht. Die Suggestibilität spielt eben die Hauptrolle dabei. Wenn man erwartet, etwas zu sehen und sich anstrengt, es zu sehen, so ist damit die günstigste Bedingung für eine Halluzination gegeben. Dieses Phänomen tritt aber um so leichter auf, weil die Versuche in einem absolut dunklen Zimmer ausgeführt werden, so daß nicht der geringste Lichtstrahl von außen in dasselbe hineindringt. Unter solchen Umständen werden die meisten Menschen,

die überhaupt deutliche Gesichtserinnerungsbilder haben, ein Bild mit einem leuchtenden Umriß von dem Gegenstande, von dem gerade die Rede ist, wahrnehmen. Eine „sensitive" Person ist demnach nur ein suggestibler Mensch mit deutlichen Gesichtserinnerungsbildern; so erklären sich die gewöhnlichsten Phänomene in der Reichenbachschen Dunkelkammer von selbst. Glaubt ein solcher „sensitiver" Mensch, daß ein Gegenstand sich an einer bestimmten Stelle im Raum befindet, so verlegt er das Bild von diesem Gegenstande dorthin oder mit anderen Worten, er meint den Gegenstand dort zu sehen. — Oftmals sieht es allerdings so aus, als wenn die Sensitiven wirklich die Gegenstände sehen und finden könnten, wenn diese an unbekannten Stellen im Zimmer verborgen sind. Dies ist jedoch nur scheinbar und beruht in Wirklichkeit auf einer ganz anderen Eigentümlichkeit der Sensitiven, nämlich auf der durch das Dunkel hervorgerufenen Hyperästhesie, der Schärfung der Sinne. Es ist eine bekannte Sache, daß das Gehör und besonders der Tastsinn bei den Blinden oft sehr geschärft ist. Dasselbe scheint, wenn auch in geringerem Grade, bei normalen Menschen, die sich eine Stunde lang in einem vollständig dunklen Zimmer aufgehalten haben, der Fall zu sein. Das Gehör und der Temperatursinn treten hier an die Stelle des Gesichtes und werden so empfindlich, daß selbst sehr schwache Reize zum Bewußtsein kommen können. Es ist fast nicht möglich, sich so leise zu bewegen, daß die Sensitiven es nicht bemerken; will man einen Gegenstand an irgend einer Stelle in dem Zimmer verbergen, um zu prüfen, ob ein Sensitiver diese Stelle finden kann, so gelingt letzteres deshalb so oft, weil der Sensitive hört, wo der Gegenstand hingestellt wird. Auch der Temperatursinn kann hierbei eine Rolle spielen. Wenn der Sensitive allerdings nicht gewohnt ist, Beobachtungen zu machen, wird er meistens gar nicht wissen, mit welchen Sinnesorganen er die schwachen Reize wahrnimmt. Die ausgelösten Empfindungen bleiben unbewußt, aber sie rufen doch ein Gesichtsbild von dem Gegenstande an einer bestimmten Stelle im Raume hervor. Der Sensitive glaubt dann, daß er den Gegenstand dort sieht, während das Bild in Wirklichkeit eine Halluzination, ein Produkt unbemerkter Reize ist.

Der subjektive Charakter der Odphänomene wurde schon kurze Zeit, nachdem Reichenbach seine ersten Versuche hierüber veröffentlicht hatte, von einer aus Aerzten bestehenden Kommission nachgewiesen.

Von der Richtigkeit der gegebenen Erklärung habe ich mich durch einige Versuche, an denen ich vor einigen Jahren teilzunehmen Gelegenheit hatte, selbst überzeugt. Unter mehreren Personen waren außer mir noch drei anwesend, welche imstande waren, das Odlicht zu sehen. Wir gehörten alle dem „visuellen Typus" an, d. h. wir hatten besonders deutliche Gesichtserinnerungsbilder. Nachdem ich mich einige Zeit in dem vollständig dunklen Zimmer aufgehalten hatte, sah ich den Magneten leuchten, wenn ich ihn bewegte, ebenso meine Finger, wenn sie sich bewegten, ein Mal auch meinen ganzen Körper. Eine Metallplatte, die mit zahlreichen feinen Spitzen besetzt war, leuchtete stark, wenn ich mit den Fingern über sie hinstrich; ein Schlag gegen ein Gongong rief einen Blitz vor meinen Augen hervor.

Alles dieses zeigt, wie die durch andere Sinne hervorgerufenen Reize sich gleich in Gesichtsbilder umsetzen, die um so lebhafter werden, je stärker die Reize sind. Wenn ich durch Geräusche anderer Personen von ihrer Stimme, ihren Bewegungen auf dem Fußboden u. s. f. eine Vorstellung erhielt, wo sie sich befanden, so verlegte ich das Gesichtsbild von ihnen dorthin. Wenn ich in der vermuteten Richtung nach ihnen griff, so überzeugte ich mich, daß mein Urteil je nach den Umständen mehr oder weniger richtig gewesen war. Auch Empfindungen der Wärme riefen Gesichtsbilder hervor. Als einer der Anwesenden ohne mein Wissen in einiger Entfernung „magnetische“ Striche an mir vornahm, fühlte ich abwechselnd Wärme und Kälte, und ich sah gleich ein Bild des Betreffenden mit ausgespreizten Fingern vor mir stehen.

Bei meinen eigenen Versuchen mit den anderen Sensitiven war es mir anfangs auffallend, daß sie den Magneten oder meine Hände an den Stellen ergriffen, wo sie, wie sie meinten, Licht sahen. Indes ist die Sachlage in dieser Beziehung bei ihnen wohl nicht anders aufzufassen als bei mir; denn einerseits waren meine Manipulationen mit ihnen nicht absolut lautlos gewesen; andererseits spürte ich, wie ihre Bewegungen nicht präzis und bestimmt waren, sie sich vielmehr vorfühlten und unsicher umhertappten, ehe sie den Gegenstand ergriffen. Den entscheidenden Beweis für den subjektiven Charakter der Gesichtsbilder erhielt ich aber dadurch, daß keiner von uns auch nur die gröbsten Umrisse eines uns absolut unbekannten Gegenstandes, selbst wenn dieser gerade vor uns gehalten wurde, angeben konnte. *Wir mußten erst eine Vorstellung vom Gegenstande haben, damit das Gesichtsbild erscheinen konnte.*

Es ist nun leicht zu verstehen, wie Reichenbachs Odlehre entstanden ist. Seine Idee von einem schwachen Nordlichte an dem künstlichen Magneten war, theoretisch betrachtet, an sich nicht übel. Da er es selbst nun nicht sehen konnte, so benutzte er einige sehr suggestible Frauen, denen die Halluzinationen leicht vorsuggeriert werden konnten, zu seinen Experimenten. Damit aber verlor er auch vollständig die Herrschaft über die weitere Entwicklung der Sache. Denn als die Sensitiven ihre Aufmerksamkeit erst auf die Gesichtsbilder gerichtet hatten, sahen sie alles im Dunkeln leuchten; umgekehrt wurde Reichenbach nun dadurch, daß die Sensitiven anscheinend verborgene Gegenstände im Dunkeln finden konnten, erst recht in seinem Glauben an die Wirklichkeit des Odlichtes bestärkt. Weil ihm eben die nötigen psychologischen Voraussetzungen fehlten, um die Phänomene zu erklären, sah er sich veranlaßt, eine besondere Kraft, die Odkraft, die sich hauptsächlich in Lichtphänomenen äußerte, anzunehmen. Dieser ganze interessante Abschnitt in der Geschichte des Okkultismus ist also gleich bei seiner Entstehung nur aus Suggestionen hervorgegangen.

Suggerierte Anschauungen und Erinnerungen.

Wenn man über irgend etwas eine Mitteilung erhält, so hält man diese im allgemeinen für richtig, vorausgesetzt daß sie nicht allzu unwahrscheinlich lautet, oder daß man nicht besondere Gründe hat, die Wahrheitsliebe des Erzählers in Zweifel zu ziehen. Unter diesen Voraussetzungen wird jede Mitteilung meistens ohne Kritik und nähere Prüfung geglaubt werden. Eine

besondere Garantie für die Richtigkeit einer solchen Mitteilung hat man offenbar nicht; sie geht auf Grund der Suggestibilität direkt in das Bewußtsein über, weil sie die Aufmerksamkeit gefesselt hat, und weil bei dem Empfänger keine Vorstellungen aufgetaucht sind, die ihn zu einer Kritik herausforderten. Solche Suggestionen gehören zu den gewöhnlichsten Dingen des täglichen Lebens. Das Zusammenleben und der Umgang mit anderen Menschen würde ohne diese Suggestibilität unerträglich, ja unmöglich sein. Auch der größte Teil unseres positiven Wissens ist keineswegs etwas, das wir wirklich „wissen", sondern nur etwas, das wir glauben; infolge der Suggestibilität ist es unmittelbar in unser Bewußtsein übergegangen und für unsere Gedanken und Handlungen bestimmend geworden. Ausgenommen die Sätze der Mathematik, deren Richtigkeit wir auf Grund einer logischen Beweisführung einräumen, und einer geringen Menge naturwissenschaftlicher Thatsachen, von deren Richtigkeit wir uns durch Beobachtungen überzeugt haben, beruht all unser „Wissen" nur auf suggerierten Vorstellungen. Wie viele Tiere und Pflanzen giebt es nicht, deren Existenz wir nicht bezweifeln, die wir jedoch aus eigener Anschauung nicht kennen gelernt haben? Wir nehmen es ruhig an im Vertrauen zu den Männern, die uns ihre Erfahrungen mitteilen. Das heißt aber mit anderen Worten, daß die Behauptungen dieser Männer unwillkürlich unsere Aufmerksamkeit gefesselt haben und in unser Bewußtsein übergehen, weil die Suggestibilität durch unser Vertrauen gesteigert ist. Fehlt aber solches Vertrauen, so wird eine neue Behauptung unsere Aufmerksamkeit auch nicht unmittelbar fesseln können; wir suchen nach Gründen für oder gegen ihre Richtigkeit. — In noch höherem Maße gilt dies von geographischen und geschichtlichen Angaben. Als Kind hat man alles geglaubt, weil es im Buche so stand, und weil der Lehrer es sagte. Später hat man vielleicht durch eigene Anschauung dieses oder jenes bestätigt gefunden und keinen Anlaß gehabt, das Uebrige zu bezweifeln.

Wenn somit der größte Teil unseres positiven Wissens nur Glaube ist, so gilt dies auch für den Glauben im engeren und eigentlichen Sinne des Wortes, für Religion und Aberglauben. Ebenso wie die Dogmen der positiven Religionen von Geschlecht zu Geschlecht durch Suggestion fortgepflanzt werden, so verhält es sich auch mit dem Aberglauben. Wenn aber erst der Glaube da ist, so ist der Mensch befangen und findet nun Bestätigung seines Glaubens durch vielfache Beobachtungen.

Ein treffendes Beispiel für die Macht der suggerierten Anschauungen haben wir in der Entwicklung des Hexenwesens. Trotz allem, was von verschiedenen Seiten als Beweis für die Hexenzusammenkünfte angeführt worden ist, scheint es doch keinem Zweifel zu unterliegen, daß dieselben mit allen dahin gehörenden Abscheulichkeiten eine reine Fabel und vollständig erdichtet sind. Natürlich fanden sich damals bedeutend mehr Zauberer und „kluge Frauen" als jetzt. Auf dem Lande und sicher auch in den Städten

ist, vielleicht abgesehen von den besser situierten Kreisen, alle ärztliche und tierärztliche Thätigkeit zwischen ihnen und den Männern der Kirche geteilt gewesen. Wenn die Magie der Kirche nicht helfen konnte, so nahm man seine Zuflucht zu jenen, welche die alten, von den Vorfahren überlieferten Mittel kannten. Ebenso suchte man wohl ihre Hilfe, wenn es sich um mehr oder weniger unerlaubte Zwecke, mit denen ein Priester oder ein Mönch sich nicht gut befassen konnte, handelte. Wenn aber die Zauberei so auch wohl in Formen ausgeübt wurde, deren direkte Abstammung vom Heidentum nicht zweifelhaft war (vrgl. S. 86), so ist es darum durchaus nicht bewiesen, daß diese Zauberer und Hexen geschlossene Gemeinschaften gebildet haben. Und noch weniger liegt irgend ein Beweis dafür vor, daß sie sich, wie einige behauptet haben, zu bestimmten Zeiten versammelten, um Orgien zu feiern, oder daß sie, wie andere annehmen, die heidnischen Götter der Vorzeit verehrt hätten.

In seiner „Geschichte des Okkultismus", Bd. II, pag. 586, hat Kiesewetter freilich einige alte Geschichten des Inhalts angeführt, daß solche Zusammenkünfte von verschiedenen Personen gesehen und von den Behörden überrumpelt worden seien. Aber diese Geschichten stammen alle aus einer späteren Zeit, wo der Glaube an das Hexenwesen voll entwickelt war; auf Zeugnisse aus dieser Zeit aber kann man, wie wir gleich sehen werden, durchaus kein Gewicht legen. Und selbst dann, wenn diese oder jene Geschichte wahr sein mag, so fehlt noch immer ein sicherer Beweis, ob es nicht vielmehr eine Räuberbande war, die man abfaßte, und die gerade ihre Beute teilte. Da die neugierige Obrigkeit sehr häufig von der Versammlung totgeschlagen wurde, so deutet diese Art und Weise mehr auf Räuber als auf Hexen. Man hat also in allen diesen Fällen keine Garantie dafür, daß man es wirklich mit einer Hexenversammlung zu thun hatte. — Ebensowenig aber, wie solche geschlossene Gesellschaften der Hexen erwiesen sind, liegt ein Anhalt für die Annahme vor, daß die Zauberer und klugen Frauen namentlich zu jener Zeit, wo die Hexenprozesse entstanden, die Konkurrenz mit der Magie der Kirche besonders stark getrieben haben.

Der Glaube an das Hexenwesen entstand zu einer Zeit, wo die Kirche die Möglichkeit der Zauberei annahm (vrgl. ob. S. 89 ff.). Zu den alten Beschuldigungen gegen die Ketzersekten fügte man die Anklagen wegen Hexerei zuerst als ein untergeordnetes Moment hinzu; nach und nach trat letzteres aber mehr in den Vordergrund, und nach einer langsamen Entwicklung, die in den historischen Akten verfolgt werden kann, wurde die Ketzerei zuletzt zur Hexerei. Anstatt der wirklich existierenden Ketzersekten verfolgte man nun die ganz imaginären Hexengesellschaften. Nur von dieser Voraussetzung aus, daß das Hexenwesen ein reines Phantasieprodukt ist, läßt sich die weitere Entwicklung der Sache erklären. Anfangs ging es nämlich nicht recht voran mit den Hexenprozessen — ganz natürlich, denn man wußte noch nichts von Hexen und ihren Gemeinschaften. Der Glaube daran mußte erst durch Schriften und Predigten dem Volke vorsuggeriert werden. Als das aber geschehen war, kam Zug in die Sache. Denn wir wissen ja, daß derjenige, der in einem bestimmten Glauben befangen ist, in den Ereignissen des täglichen

Lebens leicht Thatsachen findet, die seinen Glauben zu bestätigen scheinen. In den kleinsten und natürlichsten Dingen konnte man jetzt die Thätigkeit der Hexen spüren; die Anklagen wegen Hexerei wurden häufiger und mit der Menge der Hexenverbrennungen wuchs auch die Furcht, die dann wieder zu neuen Anklagen führte.

Aber hiermit nicht genug. Die Spannung und die Angst, welche die Hexenprozesse mit ihren unmenschlichen Torturen verbreiteten, scheinen geradezu einzelne Phänomene, die den Anklägern einen gewissen Schein von Recht geben konnten, herbeigeführt zu haben. Eines der sichersten und zuverlässigsten Zeichen dafür, daß ein Mensch eine Hexe war, hatte man in dem sogenannten Stigma diabolicum, „dem Teufelsmal". Wenn man an dem Körper der Hexen eine oder mehrere für Schmerz unempfindliche Stellen finden konnte, so war die Schuld der Betreffenden erwiesen und weitere Nachforschung streng genommen überflüssig. Solche anästhetischen Stellen scheinen nach den alten Berichten keineswegs selten gewesen zu sein; aber diese Merkmale sind, wie wir später sehen werden, ein charakteristisches Symptom für die Hysterie. Da die Hysterie nun häufig durch psychische Erregungen, besonders durch Schrecken und Furcht, ausgelöst wird, so scheint hieraus hervorzugehen, daß die Furcht vor Hexen die Hysterie geradezu in einem Maße hervorgerufen hat, wie es uns jetzt fast unbegreiflich ist. Die ursprünglich ganz unbegründeten Anklagen scheinen so im Laufe der Zeit krankhafte Phänomene herbeigeführt zu haben, und diese konnten dann wieder als Beweis für die Berechtigung der Anklagen hingestellt werden.

Auch die Hexensalben sind wahrscheinlich nur ein Produkt der Furcht vor den Hexenprozessen. Von Portas Versuchen (vrgl. S. 202) wissen wir, daß solche Salben wirklich vorhanden waren, und daß sie narkotische Stoffe enthielten, die einen tiefen Schlaf mit erotischen Träumen hervorriefen. Die klugen Frauen früherer Zeiten sind bekanntlich mit den heilenden und giftigen Eigenschaften der Kräuter recht vertraut gewesen. Warum sollten sie nicht auch gelegentlich diese Kenntnis dazu benutzt haben, um sich unter den trostlosen Zuständen der Hexenprozesse einen flüchtigen Rausch, eine kurze Vergessenheit mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln zu suchen, wie man noch heutigen Tages in verzweifelten Lagen zum Alkohol greift? Daß sie während dieses Rausches von Hexenfahrten und erotischen Ausschweifungen speziell mit Teufeln und Zauberern träumten, ist wiederum nur eine suggestive Wirkung des Glaubens an die Wirklichkeit dieser Verhältnisse.

In den Akten der Hexenprozesse trifft man öfters ein Phänomen, das im ersten Augenblick vollständig gegen die oben dargelegte Auffassung zu streiten scheint. Es ist nicht selten, daß Frauen sich selbst dem Gerichte stellten und der Hexerei beschuldigten. Man sollte doch glauben, daß diesen Selbstanklagen etwas Wahres zu Grunde gelegen hat; denn was hätte sonst diese Frauen zu einem solchen wahnwitzigen Geständnis bewegen können? „Ein-

fache Bosheit," sagt Stoll, „hatte keinen Sinn, da es ihnen durch ihr Thun ans eigene Leben ging. Ebensowenig hat die Annahme Wahrscheinlichkeit, daß sie sich, wie zuweilen die typische Hysterica unserer Tage, um jeden Preis zum Gegenstand einer außergewöhnlichen Begebenheit und zum Zielpunkt der Aufmerksamkeit zu machen suchten. Sondern, um diese Fälle zu verstehen, müssen wir uns daran erinnern, daß es Leute giebt, bei denen alles, was ihnen direkt oder indirekt, absichtlich oder unabsichtlich suggeriert wird, sofort derart das Gewand vollkommener Realität annimmt, daß sie gar nicht mehr imstande sind, wirklich Geschehenes von bloß Gedachtem, Gehörtem zu unterscheiden."

Als Beweis hierfür führt Stoll folgendes Ereignis aus der Klinik des bekannten Hypnotiseurs, Prof. Bernheim in Nancy, an: „Eines Tages rief Bernheim einen 14jährigen Jungen an das Krankenbett eines anderen Patienten, Nr. 1, und fragte ihn: ‚Du, sage einmal, hat dir nicht gestern dieser Mann hier dein Portemonnaie weggenommen?' ‚Oui, Monsieur,' lautete sofort die Antwort. — ‚So erzähle uns, wie das zuging, aber nimm dich in acht, nichts als die lautere Wahrheit zu sagen, denn hier ist gerade Monsieur le juge (als solcher wurde der ebenfalls anwesende Prof. Forel ausgegeben) anwesend, und bedenke wohl, daß deine Aussagen diesen Mann für ein halbes Jahr ins Zuchthaus bringen können.' — Der Junge betheuert, nichts als die lautere Wahrheit sagen zu wollen, und beginnt nun zu erzählen, wie der Kranke von Nr. 1 gestern $10^1/_2$ Uhr an sein Bett gekommen sei und ihm das Portemonnaie unter der Bettdecke hervorgestohlen habe. Hernach sei der Dieb in sein Bett zurückgekehrt. Eindringlich darüber befragt, ob er das alles wirklich und wahrhaftig gesehen habe und vor Gott beschwören könne, hebt der Junge unverweilt seine Schwurfinger auf und beschwört die Richtigkeit seiner Angaben bei Gott. Während dieser Erzählung schüttelt der Kranke in Nr. 1 beständig lachend den Kopf und stellt die ganze Sache in Abrede. Der Junge aber behauptet deren Richtigkeit ihm ins Gesicht. Bernheim ruft nun den Kranken im Bett Nr. 2, der dem Nr. 1 gegenüber liegt und die ganze Scene mit angehört hat, herbei und befragt ihn ebenfalls. Dieser Kranke, ein Hystero-Epileptiker, wiederholt nun die Erzählung des Jungen wörtlich und behauptet, ebenfalls den Diebstahl mit angesehen zu haben. Bernheim wendet sich nun an einen dritten Kranken, einen älteren Mann, der ruhig auf einer Bank saß. Dieser behauptet kaltblütig und entschieden, nichts Derartiges gesehen zu haben. Dabei bleibt er lange Zeit trotz eindringlicher Ermahnung, sich doch ja recht zu besinnen, ob er nichts von diesem Diebstahl gesehen. Allmählich läßt aber die Bestimmtheit seiner Angaben nach, er giebt zu, es sei möglich, daß etwas Derartiges im Krankensaal passiert sei, aber er erinnere sich nicht, etwas gesehen zu haben. Weiter war dieser Zeuge nicht zu bringen." — Die Geschichte von dem Diebstahl ist natürlich erdichtet; dennoch sehen wir, wie zwei Menschen sie augenblicklich als Wahrheit aufgreifen und weiter ausführen. Da der eine Ohrenzeuge von der Darstellung des andern ist, berichtet er es natürlich mit denselben Worten. Selbst der dritte geht, nachdem er bei dem Verhöre genügend bearbeitet ist, so weit, daß er einräumt, es könne geschehen sein.

„Verlegen wir nun," sagt Stoll weiter, „derartige psychische Dispositionen in jene Zeiten zurück, wo die Majorität der Völker, von beständiger Furcht vor den Hexen geplagt, in den einfältigsten und natürlichsten Dingen und Ereignissen zauberische Einflüsse witterte, so werden wir leichter begreifen, wie unter dem ungeheuren Drucke der Seelenangst, welche durch die Hexenfurcht auf der einen und durch die Schrecken der ewigen Verdammnis auf

der anderen Seite in breiten Schichten des Volkes entstand, arme, extrem suggestible Tröpfe durch den einen und anderen unglücklichen Zufall, etwa durch eine möglicherweise ganz unbeabsichtigte Fremdsuggestion oder eine halluzinatorische Teufelserscheinung, auf die Idee kommen konnten, sie seien Hexen, und es in ihrer Gewissensangst für ihre Pflicht hielten, sich dem Gerichte ‚freiwillig' zu stellen. Nicht Bosheit, sondern Gewissensangst und extreme Suggestibilität hat viele unschuldige Menschen zu dem unheilvollen Schritte getrieben, der ihren Untergang veranlaßte."

Daß auch die Richter im Glauben an die Wirklichkeit des Hexenwesens befangen und deshalb für eine gesunde Vernunft ganz unzugänglich gewesen sind, bedarf kaum eines Beweises. Das eine, oben S. 101 angeführte Beispiel zeigt zur Genüge, zu welcher Höhe von Verrücktheit die Suggestibilität selbst die intelligentesten Menschen der damaligen Zeit hat führen können.

Suggerierte Bewegungen und Handlungen.

Es ist früher ausführlich nachgewiesen worden, daß eine jede Vorstellung von irgend einer Bewegung die Tendenz hat, diese Bewegung auch in die That umzusetzen. Damit ist die Möglichkeit gegeben, daß Bewegungssuggestionen sich realisieren. Wird nämlich die Aufmerksamkeit auf eine solche Vorstellung gerichtet, so wird damit die Bewegung von selbst zustande kommen, vorausgesetzt, daß das Individuum nicht absichtlich der Tendenz zur Bewegung entgegenarbeitet. Und selbst wenn dieses geschieht, wird die Bewegung dennoch bemerkbar werden, sobald die Aufmerksamkeit nur hinreichend stark auf die Vorstellung von der Bewegung konzentriert ist.

Auch wenn ein Mensch seinen ausgestreckten Arm ruhig zu halten sucht, so wird ein in der Hand gehaltenes Pendel dennoch in Schwingungen geraten, sobald das Individuum nur eine Bewegung erwartet, d. h. seine Aufmerksamkeit stets auf die Vorstellung von einer Bewegung richtet. S. 370 wurde erwähnt, daß dieser Versuch bei Leuten, die nichts von dem Zusammenhange der Sache wissen, leicht gelingt, wenn man den Vorgang in eine mystische Form kleidet. Durch letzteres spannt man die Erwartung des Betreffenden in hohem Grade, oder mit andern Worten: man suggeriert ihm die Bewegung vor.

Suggerierte Bewegungen und Handlungen sind im täglichen Leben außerordentlich häufig; sehr oft sind sie aber nur Nachahmungen von den Handlungen anderer Menschen. Aber gerade deshalb ist es oft auch recht schwer zu konstatieren, ob eine vorliegende Handlung wirklich Suggestionswirkung ist. Denn außer der Suggestion kann auch ein anderer psychischer Faktor ähnliche Handlungen hervorrufen, nämlich der sogenannte Nachahmungstrieb. Eine Dame sieht, daß ihre Freundin ein Kleid nach der neuesten Mode bekommen hat; schleunigst muß auch sie ein solches haben, denn „man muß doch wie andere Menschen aussehen". Hier macht sich also offenbar ein bewußtes Streben, anderen zu gleichen, geltend. Ganz analog, vielleicht nur weniger bewußt, ist das Verhältnis, wenn die Kinder Dampfschiff, Pferde-

bahn, Soldaten u. s. w. spielen. Auch hier kann man streng genommen von einem Nachahmungstriebe reden, weil hier offenbar ein Trieb zur Thätigkeit vorliegt, der erst durch die Nachahmung befriedigt wird, und zwar in um so höherem Maße, je mehr die ausgeführten Handlungen wirklich denen der Erwachsenen gleichen. Dies zeigt sich deutlich darin, daß die älteren Kinder beim Spielen die jüngeren verbessern, wenn letztere der Wirklichkeit nicht genügend entsprechen. In diesen und in ähnlichen Fällen liegt ein Trieb vor, ein Streben nach etwas, und dieses Streben äußert sich in zweckmäßigen Bewegungen, die auf die Befriedigung des Triebes abzielen. Aber solche zweckmäßigen, auf einem natürlichen Triebe oder Instinkt beruhenden Handlungen darf man nicht mit den suggerierten Bewegungen verwechseln; letztere werden vielmehr dadurch hervorgerufen, daß eine Vorstellung die Aufmerksamkeit fesselt und eine daran geknüpfte Bewegung direkt auslöst.

Ein Beispiel zur Illustration des Unterschiedes zwischen instinktiven und suggerierten Handlungen. Angenommen, B. geht bei Glatteis hinter A. auf der Straße und beobachtet ihn mit einer gewissen Aufmerksamkeit; sieht B. A. nun plötzlich im Begriff zu fallen, so wird B. nicht selten unwillkürlich eine ähnliche Bewegung mit dem eigenen Körper machen. Das ist offenbar die Wirkung einer Suggestion. Daß A. die Bewegung macht, ist ganz natürlich; er ist in Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren, und sucht nun ganz instinktmäßig durch eine Veränderung der Körperlage den Schwerpunkt so zu verlegen, daß das Gleichgewicht wieder hergestellt wird. Für B. stellt die Sache sich aber ganz anders. Da er selbst nicht ausgleitet, ist die ausgeführte Bewegung ganz sinnlos, ja sogar unzweckmäßig, weil ein plötzlicher Wurf des Körpers die Gefahr des Fallens sogar mit sich führt. B.s Bewegung wird nur dadurch veranlaßt, daß er seine Aufmerksamkeit auf A. konzentriert und dessen Bewegung sieht.

In diesem Beispiele tritt der Unterschied zwischen den auf dem natürlichen Triebe und Instinkt beruhenden Handlungen und den suggerierten Bewegungen deutlich hervor. Nach außen können beide scheinbar gleich sein; der Unterschied liegt nur im Bewußtseinszustande. Von instinktmäßigen Handlungen redet man, wenn ein Trieb vorliegt und sich in zweckmäßigen Bewegungen, die auf Befriedigung des Triebes abzielen, äußert; so ist A.s Bewegung eine instinktmäßige. Wird dagegen die Bewegung nur infolge der Vorstellung, welche die Aufmerksamkeit gefesselt hat, hervorgerufen, so haben wir einen suggerierten Bewußtseinszustand. Eine Entscheidung kann man demnach im einzelnen Falle nur durch Prüfung des jeweiligen Bewußtseinszustandes treffen. Mitunter mag dies schwierig genug sein. Im allgemeinen aber ist im täglichen Leben wahrlich kein Mangel an unzweifelhaft suggerierten Bewegungen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Leute, die in einer Reihe von Jahren zusammengelebt haben, etwa ein Ehepaar, sich häufig in Manieren, Ausdrucksweise u. s. f. sehr ähnlich werden. Hier haben wir einen klaren Beweis für die ansteckende Macht des Beispiels, für die Bedeutung der Suggestibilität. Daß solche Leute mit vollem Bewußtsein einander nachahmen sollten, wird keiner im Ernst behaupten. Der Gegenbeweis

wird außerdem dadurch geliefert, daß beide Parteien Eigentümlichkeiten von einander annehmen können, die sie selbst für unpassend ansehen und folglich gar nicht anzunehmen wünschen. Es ist also offenbar keine Folge eines Nachahmungstriebes. Es ist unzweifelhaft viel schwerer, stets eine gewisse Selbständigkeit und Unabhängigkeit sich zu bewahren, d. h. nicht so zu handeln, wie man andere handeln sieht. Deshalb kommt es eben auch zu leicht und ganz von selbst, daß man bei passender Gelegenheit die Handlungen begeht, die man stets vor Augen hat: im gegebenen Momente meldet sich die Vorstellung von einer bestimmten Handlung, und damit wird die Handlung selbst ausgelöst; sie ist also geradezu suggeriert.

Was so von Erwachsenen gilt, muß natürlich in einem weit höheren Grade von Kindern gelten, deren Bewußtseinsleben weniger selbständig ist. Die Manieren, das Auftreten, der Ordnungssinn, die Reinlichkeit, die Ausdrucksweise und der Tonfall in der Sprache eines Kindes sind ja erfahrungsgemäß meistens ein genaues Abbild von seiner Umgebung. Das Kind thut das, was es andere thun sieht, weil dies stets seine Aufmerksamkeit fesselt. Und doch sind selbst bei dem kleinen Kinde alle Handlungen keineswegs Nachahmungen, die auf Eingebungen beruhen. Wenn ein dreijähriges Mädchen mit seiner Puppe das thut, was die Mutter mit dem Kinde im Laufe des Tages gethan hat; wenn es die Puppe entkleidet, badet, abtrocknet, ins Bett legt u. s. w., so fehlt dieser ganzen Reihe von Handlungen vollständig das Gepräge der Suggestion. Hier liegt nur eine unzweifelhafte Aeußerung des Nachahmungstriebes vor. Das Kind fühlt einen Trieb zur Thätigkeit; seine Phantasie ist in lebhafter Bewegung; die Erinnerung von seinen eigenen Erlebnissen taucht auf, und die Puppe wird der Gegenstand aller dieser Vorgänge. Die Handlungen entspringen hier dem eigenen Bewußtsein des Kindes ohne eine augenblickliche, äußere Veranlassung, und sie befriedigen einen gewissen Trieb. Wenn aber dasselbe Kind sieht, wie seine Mutter auf einem nassen Wege das Kleid hochhebt, und nun ebenfalls sein kurzes Kleidchen hinten anfaßt, so liegt hier sicherlich kein bewußter Grund vor, „Mutter zu spielen“. Das Mädchen versteht nicht den Sinn dieser Bewegung, die es zum ersten Mal in seinem Leben sieht. Außerdem ist die Bewegung gleich nachher vergessen und wird nicht wiederholt, ehe das Kind sie das nächste Mal ausgeführt sieht. Und erst dann, wenn dies einige Mal passiert ist, fängt das Kind „aus eigenem Antriebe“, ohne äußere Veranlassung, an, das Kleid hochzuheben. Dieser Umstand, daß die Bewegung anfangs nur nachgeahmt wird, wenn die Vorstellung von der Bewegung von außen eingegeben wird, giebt der ganzen Handlung das Gepräge einer ursprünglichen Suggestion. Später wird sie dann wie alle anderen bekannten Handlungen im Spiele ausgeführt.

In diesen Beispielen aus dem täglichen Leben haben wir es mit suggerierten Bewegungen zu thun, die infolge einer normalen, durch keine besonderen

Ursachen gesteigerten Suggestibilität zustande kommen. Ist aber die Suggestibilität aus irgend einem Grunde erhöht, so können nicht nur einzelne Bewegungen, sondern auch zusammengesetzte Handlungen eingegeben werden. Das Vertrauen zu anderen ist im täglichen Leben wohl die häufigste Ursache einer erhöhten Suggestibilität. Wenn ein Mensch sich vollständig von einem anderen, zu dem er Zutrauen hat, leiten läßt; wenn er ohne Kritik und Ueberlegung in einer gegebenen Situation nach dem Rate und der Anweisung eines anderen handelt, so ist diese Handlung offenbar suggeriert. Die Handlung wird zur rechten Zeit vollzogen, nicht, weil das Individuum beschlossen hat, so zu handeln, sondern infolge eines äußeren Reizes, nämlich der Worte des anderen, die ihn vollständig beherrschen. Dieses hat bei dem Aberglauben eine große Rolle gespielt. In Zeiten, wo man gewissen Personen die Gabe, in die Zukunft zu sehen, zutraute, hat dieses Zutrauen sehr häufig gerade die Erfüllung der Weissagung bewirkt, weil der Betreffende unter der suggestiven Macht der „Weissagung" ganz unbewußt in Uebereinstimmung mit derselben handelte, selbst dann, wenn er vielleicht die größte Lust hatte, es zu unterlassen. Er war eben von der Vorstellung beherrscht, so handeln zu müssen, und deshalb handelte er so (vergl. Aehnliches bei den Träumen S. 420 f. und 425).

Die suggestive Macht der Weissagungen tritt ganz besonders deutlich in der Vatnsdöla Saga hervor, in der Schritt für Schritt die Wirkung der Suggestion geschildert wird. Ingemund, der später der Stammvater des großen isländischen Geschlechtes der Vatnsdölen wurde, hatte mit König Harald an der Schlacht bei Hafursfjord teilgenommen. Er zog dann nach Hause zu seinem Vater, wo er seinen Pflegevater Ingjald traf, der ihn zu einem Feste einlud. „Bei diesem Feste ließ Ingjald und seine Frau nach alter Sitte eine Seidwahrsagung vornehmen (vrgl. S. 77 f.), um ihr künftiges Schicksal zu erfahren, und hatten deswegen ein finnisches Zauberweib kommen lassen. Ingemund und sein Stiefbruder Grim kamen zum Feste mit großem Gefolge. Das finnische Weib wurde auf einen Thron, der aufs beste geschmückt war, gesetzt. Ein jeder ging von seinem Platze aus dorthin, um nach seinem Schicksale zu fragen, und das Weib prophezeite dann jedem, wie es ihm gehen würde; doch waren sie lange nicht alle gleichmäßig zufrieden mit der Antwort, die sie bekamen. Die Stiefbrüder blieben sitzen und gingen nicht hin, um das Weib zu fragen; sie sagten, sie kümmerten sich nicht um seine Prophezeiungen. Die Völva sagte: „Weshalb fragen die jungen Männer dort nicht nach ihrem Schicksale? Sie scheinen mir doch von allen, die hier zusammengekommen sind, die bemerkenswertesten zu sein." Ingemund antwortete: „Ich habe keine Lust, mein Schicksal im voraus zu wissen." „Ich will trotzdem," sagte die Völva, „dir es sagen, ohne daß du darnach fragest. Du wirst in einem Lande zu wohnen kommen, das Island heißt, das noch in weitem Umfang unbebaut ist, dort wirst du ein berühmter Mann und alt werden, und deine Nachkommen werden ebenfalls berühmt werden in demselben Lande." Ingemund sagte: „Das paßt recht gut; denn ich habe beschlossen, niemals nach dem Orte zu ziehen; und ich würde auch ein guter Kaufmann sein, wenn ich meine vielen und guten Familienländereien verkaufte, um nach den öden Gefilden zu ziehen." Die finnische Frau antwortete: „Es wird doch geschehen, wie ich sage, und das Zeichen dafür ist, daß das Bild, das Harald Haarfager dir in Hafursfjord gab, jetzt aus deinem Beutel verschwunden ist und sich in dem Walde, den du bewohnen wirst, finden wird; auf demselben ist Frejr in Silber abgebildet; und wenn du deinen Hof aufbaust, so werden meine Worte wahr werden." Ingemund sagte: „Wenn es nicht eine Beleidigung gegen meinen Pflegevater wäre, so würdest du den Lohn für deine Prophe-

zeiung an deinem Kopf bezahlt bekommen; da ich jedoch kein Raufbold bin, so mag es damit gut sein.“ Sie antwortete, er brauche nicht böse zu werden; aber Ingemund sagte, daß sie in einer bösen Stunde hergekommen sei; worauf sie wieder antwortete, daß die Prophezeiung sich doch erfüllen würde, ob sie ihm gefiele oder nicht. Ingemund war nun denselben Winter und den Sommer darauf bei seinem Vater, und feierte sodann seine Hochzeit, bei welcher Gelegenheit König Harald zugegen war. Ingemund sagte dann zum Könige: „Ich bin mit meinem Lose zufrieden, und es ist eine große Ehre, Euer Wohlwollen zu haben; aber was das finnische Weib mir von der Veränderung meiner Angelegenheiten prophezeit hat, geht mir beständig durch den Kopf, und ich sähe am liebsten, daß es nicht wahr werden möge, daß ich meine väterlichen Güter verlassen müßte.“ „Es kann doch etwas Wahres daran sein,“ sagte der König, „daß Frejr sein Bild dort niederlassen und seinen Ehrensitz dort errichten lassen will.“ Ingemund gestand nun auch, daß er wohl wissen möchte, ob er sein Bild dort fände, wenn er seine Hausgötter dort aufrichtete; „und ich will nicht verheimlichen, Herr,“ fügte er hinzu, „daß ich vorhabe, einige Finnen zu holen, die mir die Beschaffenheit des Landes zeigen können, wo ich hin soll, und daß ich sie nach Island zu senden gedenke.“ Der König antwortete, dies könne er gerne thun, und nach seinen (des Königs) Gedanken würde er dorthin ziehen.

Ingemund suchte nun mit Hilfe einiger zauberkundigen Finnen Nachricht von Island zu erhalten. Sie gaben ihm auch Bescheid vom Lande und sagten, daß er genötigt sein würde, selber hinüber zu reisen. „Das ist auch meine Absicht,“ sagte er, „man kann ja doch nicht dem Schicksal widerstreben.“ Er belohnte dann die Finnen reichlich und ließ sie ziehen. — Er blieb nun einige Zeit ruhig auf seinen Höfen, zog dann zum Könige und erzählte ihm sein Vorhaben und seine Absicht. Der König antwortete, daß ihm dies nicht unerwartet käme; es wäre nicht leicht, dem zu entgehen, was bestimmt sei. Ingemund sagte, so sei es, und er habe alles versucht, was er könnte. Der König fuhr fort: „In welchem Lande du auch bist, du wirst geehrt und angesehen werden;“ er schenkte ihm sodann ebenso wie sonst eine Ehrengabe. Darauf gab Ingemund seinen Freunden und anderen Häuptlingen ein prächtiges Gastmahl, bat während desselben um ihre Aufmerksamkeit und sagte dann: „Ich habe beschlossen, meine Stellung zu verändern und nach Island zu ziehen, mehr weil es der Wille des Schicksals ist als aus Neigung; wer mit mir ziehen will, dem steht es frei, es soll aber auch jedem überlassen werden, hier zurückzubleiben, wenn er dies lieber will.“ Seine Worte fanden sehr viel Beifall, und sie sagten alle, daß sein Fortgang ihnen ein großer Verlust sei, aber wenige seien mächtiger als das Schicksal.“

Daß derartige Ereignisse auch in späteren Zeiten recht allgemein gewesen sind, liegt in der Natur der Sache. „Seinem Schicksal kann niemand widerstreben“ — sofern man glaubt, daß das Schicksal wirklich im voraus bestimmt ist, und daß es nichts nützt, dagegen anzukämpfen. —

Von diesem Standpunkt aus ist auch die einflußreiche Stellung der Astrologen vom Mittelalter an bis in die neuere Zeit hinab leicht begreiflich. Wenn die Fürsten sich Hofastrologen hielten, die bei allen wichtigen Ereignissen in den Sternen den Willen des Schicksals erforschen sollten, so ist dies wahrlich keine Formsache gewesen. Man glaubte an die Astrologie, und man richtete sich nach den Aussagen der Astrologen; und so gingen die Horoskope auch in Erfüllung. Man hat geschichtliche Ueberlieferungen davon, daß Fürsten ihren ehelichen Pflichten in dem Augenblicke, der von den Astrologen als der günstigste für die Empfängnis eines eventuellen Thronerben bezeichnet war, nachgekommen sind. Wo ein so blindes Vertrauen zu der Divinationskunst

herrscht, ist die Suggestibilität offenbar aufs höchste gesteigert, und es kann uns nicht wundern, wenn wir finden, daß das bei der Geburt eines Fürsten aufgestellte Horoskop in manchen Einzelheiten sich thatsächlich als wahrsagend erwiesen hat. Das ganze Leben des Mannes, seine Gedanken und Stimmungen sind vollständig von seiner Kenntnis über seine Zukunft suggestiv beeinflußt und getragen. War ihm ein Sieg in einer Schlacht prophezeit, so entflammte dies den Mut nicht nur des Fürsten, sondern auch des ganzen Heeres; war eine Niederlage geweissagt, so versank man in Mutlosigkeit — und der Sieg und die Niederlage wurden natürliche Folgen der herrschenden Stimmung. „Seinem Schicksale kann niemand widerstreben.“ — Noch heutigen Tages giebt es blinde Anhänger der Astrologie, und da dieselbe Ursache immer dieselbe Wirkung hat, so gehen die Horoskope immer noch in Erfüllung, weil sie als Suggestion wirken.

Als Beweis hierfür führe ich folgendes Bruchstück eines Briefes an mich an: „Da Merkur mein Geburtsplanet ist, so muß er bedeutenden Einfluß auf mein ganzes Leben haben. Aber Merkur bedeutet gemäß seiner schnellen Bewegung Veränderung, Reisen und Kinder. Mein ganzes Leben hat dieses Gepräge gehabt; ich habe unabänderlich meine Lebensstellung verändert, ein paar Male eine Reise um die Erde gemacht und mich viele Jahre in anderen Weltteilen aufgehalten. Nun fehlten nur noch die Kinder. Neulich traf ich einen Pädagogen, auf dessen Empfehlung hin ich als Lehrer an einer Schule angenommen wurde; jetzt habe ich die Absicht, den letzten Schritt zu thun und bereite mich für das Schullehrerexamen vor — in voller Uebereinstimmung mit meinem Horoskop. Dieses ist doch sehr klar, obgleich ich nicht daran zweifle, daß Sie es Zufall nennen werden.“ Hier thut mein Gewährsmann mir Unrecht. Alles dies ist kein Zufall, vielmehr ist es der sonnenklarste Beweis für die Macht der Suggestion.

Suggerierte organische Veränderungen.

Es ist bisher ausschließlich von dem Einfluß der Suggestion auf das Bewußtseinsleben und von den daraus hervorgehenden Bewegungen der willkürlichen Muskeln die Rede gewesen. Im Gegensatz hierzu stehen die inneren organischen Veränderungen, diejenigen des Herzens, des Blutgefäßsystems, des Magens, des Darmes und der Drüsen, Veränderungen, über die das Individuum nicht Herr ist, und die es nicht nach Belieben hervorrufen kann. Damit ist aber nicht gesagt, daß jene Veränderungen nicht von den Bewußtseinszuständen abhängig sind; es zeigt sich im Gegenteil, daß bestimmte seelische Zustände immer von gesetzmäßigen Veränderungen in den verschiedenen Organen begleitet werden. So vermehrt eine Anspannung der Aufmerksamkeit die Zahl der Herzschläge, während umgekehrt eine Erschlaffung dieselbe herabsetzt. Wird die Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Teil des Körpers gerichtet, so verändert sich die Weite der Blutgefäße an dieser Stelle, so daß die Blutzufuhr je nach den Umständen gesteigert oder herabgesetzt wird. Ferner sind unsere Geschmacksempfindungen so konstant von einer Veränderung der Speichelabsonderung begleitet, daß eine bloße Erinnerung an eine

solche Empfindung diese Veränderungen hervorrufen kann. „Das Wasser läuft uns“ schon bei der Erinnerung an saure oder süße Früchte „im Munde zusammen“; der Mund wird trocken bei der Erinnerung an etwas Bitteres u. s. w. Endlich ist jede starke Erregung von ausgeprägten Veränderungen des ganzen Organismus begleitet; die Atmung, die Herzthätigkeit, die Weite der Gefäße und die Bewegungen des Darmes werden in bestimmter Weise unter dem Einfluß verschiedener Gemütsbewegungen modifiziert. Diese Veränderungen treten aber nicht nur bei einem wirklichen Affekte auf, sondern die einfache Erinnerung an eine solche Gemütsbewegung kann dieselben organischen Veränderungen in geringerem Maße herbeiführen.

Alle diese Thatsachen zeigen, daß eine genaue Verbindung zwischen den Bewußtseinsphänomenen und dem Zustande des ganzen Organismus vorhanden sein muß. Damit ist aber auch die Möglichkeit gegeben, daß Suggestionen Einfluß auf die organischen Zustände haben. Solche Suggestionen finden in der Heilkunde vielfache Anwendung und wirken im allgemeinen um so sicherer und kräftiger, je größer die Suggestibilität des Patienten ist; letzteres ist aber wiederum von dem Zutrauen, das der Patient zum Arzte hat, abhängig. Schon am Schlusse des 13. Jahrhunderts hatte ein Mann wie Arnold Villanova es klar eingesehen, daß es für den Arzt sich wesentlich darum handele, das Vertrauen des Patienten zu besitzen; denn „dann kann er alles ausrichten“ (vrgl. oben S. 157). Auch jetzt räumt wohl jeder einsichtsvolle Arzt ein, daß die Suggestion bei einer Krankheit einen großen Einfluß hat, jedenfalls bei den Leiden, wo man keine spezifischen Arzneimittel anwenden kann. Es bezieht sich das nicht etwa nur auf nervöse Zustände, bei denen die Suggestion, die psychische Behandlung, wohl immer das wesentlichste ist. Auch in den meisten anderen Fällen wird das Vertrauen des Patienten zum Arzte von außerordentlicher Bedeutung sein. Zunächst wird die Beruhigung, welche die bloße Anwesenheit des Arztes hervorrufen kann, den Organismus in seinem Kampfe gegen die Krankheit schon wesentlich unterstützen.

Während Furcht und Angst die Krankheit geradezu verschlimmern, ist eine erfreuende Ueberraschung, eine gehobene Stimmung der Genesung sehr förderlich. Welche Bedeutung die Furcht ansteckenden Krankheiten gegenüber haben kann, ist in der bekannten morgenländischen Sage von dem Fürsten und der Cholera ausgesprochen. Der Fürst begegnete eines Tages der Cholera außerhalb der Stadt und fragte sie, wie viele Menschen sie dieses Mal zu holen gedächte. „Tausend,“ antwortete die Cholera. Als die Cholera wieder von der Stadt fortzog, begegnete der Fürst ihr wiederum und machte ihr Vorwürfe, daß sie nicht Wort gehalten habe; anstatt tausend hätte sie fünftausend hinweggerafft. „Nein,“ antwortete die Cholera, „4000 hat die Furcht getötet.“ — Andererseits ist es eine bekannte Sache, daß eine leichtere Krankheit, ein geringer Gichtanfall, Kopfschmerz u. s. f. durch eine fröhliche Stimmung spurlos verschwinden kann. Es ist somit begreiflich, daß die Gegenwart eines Vertrauen erweckenden Arztes schon psychisch einen günstigen Einfluß auf die Krankheit ausübt.

Weiter aber kann die durch das Vertrauen gesteigerte Suggestibilität in mancherlei Weise vom Arzte ausgenutzt werden. Die Erfahrung lehrt, daß die Vorstellung oder die Erwartung einer bestimmten körperlichen Veränderung diese häufig im Laufe einer kürzeren oder längeren Zeit wirklich herbeiführt. Den Einfluß jener auf organische Veränderungen erkennt man daran, daß die bloße Vorstellung eines Kälte- oder Wärmegefühls in einem bestimmten Körperteile die Blutzufuhr zu der Stelle verändert. Auch die Erfolge der Männer, die sich in früheren Zeiten mit Krankenheilungen befaßten, beweisen den Einfluß des Seelenlebens auf den Organismus. Obgleich die ärztliche Kunst damals doch viel unvernünftiger und unvollkommener war, als heutigentags, so vermochte sie doch Heilungen zu erzielen. Wir wissen ferner, daß das Menschengeschlecht Jahrtausende hindurch sich nur mit Beschwörungen, Zaubergesängen, Reliquien, Amuletten und Sympathiemitteln in den meisten Krankheitsfällen beholfen hat. Selbstverständlich schlugen diese magischen Mittel natürlich auch fehl, weil nicht alle Krankheiten sich auf psychischem Wege heben lassen.

Es waren keineswegs nur die homerischen Helden, die „das Blut durch Beschwörung zu hemmen“ verstanden (vrgl. oben S. 47); dasselbe kommt noch in unseren Tagen vor, allerdings wohl hauptsächlich nur in weniger aufgeklärten Gegenden, wo man an die Macht eines Zauberspruches noch glaubt. Als Beweis hierfür veröffentlicht Stoll einen Brief eines schlesischen Geistlichen Standfuß, in dem der Pastor eine magische Kur schildert, deren Augenzeuge er selbst gewesen ist: „Bei Anlegung eines neuen Kirchhofes in Schreiberhau (Riesengebirge) wurde das den gewählten Platz umsäumende Gesträuch ausgerottet. Eines Tages befand ich mich unter den Arbeitern und hörte, wie einer von ihnen über den Platz laut hinrief: ‚Ist jemand hier, der Blut besprechen kann?‘ worauf ein anderer in einiger Entfernung antwortete: ‚Ja!‘ und alsbald auf den Rufenden zuschritt. Ich folgte ihm und stellte mich so, daß ich das Vornehmen der beiden gut beobachten konnte, ohne sie darin zu stören. Der Hilfesuchende hatte sich mit einer scharfen Axt in den Ballen der linken Hand gehackt und eine stark blutende, tiefe Wunde beigebracht. Der andere nahm die verwundete Hand in seine Rechte und murmelte einige unverständliche Worte; ob er sonst noch etwas vornahm, konnte ich nicht deutlich sehen, oder ich erinnere mich nicht mehr bestimmt daran, da das Erzählte vor etwa 50 Jahren geschah, doch meine ich, die verwundete Hand sei während des Murmelns bestrichen worden. Als sie nach kurzer Zeit, etwa ein bis zwei Minuten, wieder losgelassen wurde, trat ich näher und sah nun genau, daß die Wunde gar nicht mehr blutete, sondern aufgelaufene, blaue Ränder hatte. Ob die Heilung bald und gut erfolgt sei, weiß ich nicht mehr, doch hat sie jedenfalls nicht einen schlimmen Verlauf genommen.“

Wie gleichgültig die Behandlung selbst sein kann, wenn der Patient nur an die Wirkung derselben glaubt, sieht man vielleicht am besten aus folgendem Fall. Ein Bauer konsultierte den berühmten Arzt, den Fürsten Hohenlohe, wegen einer Zungenlähmung, die ihn natürlich stumm machte. Der Arzt wollte die Temperatur des Patienten messen und steckte ihm ein Thermometer unter die Zunge. Aber der Bauer glaubte, es sei ein Instrument, mit dem die Zunge operiert werden sollte, und als der Arzt das Thermometer fortnahm, fiel der Mann auf die Kniee und rief mit kräftiger Stimme: „Gott sei gelobt, ich bin gesund, ich kann wieder sprechen.“

Wenn Suggestionen also in gewissen Fällen eine beinahe augenblickliche Wirkung

hervorrufen können, so wird natürlich eine regelmäßig wiederholte Suggestion im Laufe der Zeit fast unglaubliche Dinge erreichen müssen. In dieser Hinsicht haben die Amulette sicher eine große Rolle gespielt. Wird ein Amulett als Schutzmittel gegen eine bestimmte Krankheit getragen, so hält es die Furcht vor dieser Krankheit fern; und die Bedeutung hiervon haben wir schon oben kennen gelernt. Wird ein Amulett dagegen zur Heilung einer Krankheit angelegt, so wird es offenbar wie eine stets wiederholte Suggestion wirken, so oft das Individuum dasselbe fühlt. Meistens wird ein solcher Gegenstand unmittelbar auf dem Körper unter den Kleidern getragen; bei jeder Bewegung wird der Druck oder die Reibung desselben auf der Haut gefühlt werden und bei dem Patienten eine bestimmte Vorstellung erwecken. Kein Wunder, daß eine solche anhaltend wiederholte Suggestion im Laufe der Zeit wirklich kräftige Wirkungen hervorrufen kann. Im Altertum hatte man zu diesem Zwecke Beschwörungen, die auf Stein- oder Metallplatten geschrieben waren, im Mittelalter Heiligenreliquien oder magische Sigille, jetzt braucht man Voltakreuze — man sieht: die Beschaffenheit der Amulette ist ganz gleichgültig, es kommt hauptsächlich nur auf den Glauben des Patienten an. So gewiß aber das Voltakreuz wirklich in manchen Fällen eine Heilung mit sich geführt hat, so haben wir auch keinen Grund, die Wirkung der Amulette in früherer Zeit zu bezweifeln. Sie sind ebenso „elektrisch" gewesen wie die Voltakreuze, die sicher nur auf die Phantasie der Patienten elektrisierend einwirken.

Wenn die Suggestion so zum Nutzen des Nächsten gebraucht werden kann, so läßt sie sich sicherlich auch zum Schaden anwenden. Die große Macht, die man zu allen Zeiten der Verfluchung zugeschrieben hat, ist wesentlich suggestiver Natur.

Auf verschiedenen Inseln der Südsee benutzt man sie noch, um an einem persönlichen Feinde in höchst raffinierter Weise Rache zu nehmen; die Methode heißt „ihn tot beten". Unter gewissen feierlichen Zeremonieen wird der betreffende Feind verflucht; erfährt er es nun, so kann die Furcht vor der feierlichen Verfluchung so gewaltige Störungen im ganzen Organismus hervorrufen, daß er thatsächlich auch im Laufe einiger Monate stirbt. Ebenso wirkt offenbar auch die sogenannte „Verzauberung vermittelst eines Bildes", die von den Zeiten der Chaldäer an bis ins Mittelalter hinab angewandt worden und auch bei den meisten wilden Völkerschaften bekannt ist (vrgl. oben S. 19 und 32), durch die Macht der Suggestion. Wenn ein Mensch erfährt, daß diese oder jene mörderische Handlung an seinem Bilde vollzogen ist und daran glaubt, so kann die Furcht ihn thatsächlich allmählich zu Grunde richten.

Unter besonders günstigen Umständen wirkt aber die psychische Behandlung, wenn sie die Religion mit zu Hilfe nehmen kann. Die Suggestibilität erreicht dadurch einen Höhepunkt, den das gewöhnliche Vertrauen zu der Macht eines Menschen selten erreicht.

Wir wissen denn auch, daß die ärztliche Behandlung in den Tempeln gewisser Gottheiten, der sogenannte „Tempelschlaf", zu allen Zeiten wegen der damit verbundenen, wunderbaren Heilungen, die der Gottheit zugeschrieben wurden, hoch angesehen gewesen ist. Im Laufe der Zeit haben diese heilenden Götter zwar den Namen gewechselt — bei den Griechen war es Apoll und Aeskulap, bei den Aegyptern Serapis —, aber die Behandlungsweise und deren Wirkung ist im wesentlichen dieselbe geblieben. Der Kranke erscheint an dem heiligen Orte hochgradig suggestibel durch sein Vertrauen zur Gottheit, und diese Suggestibilität wird nun durch alle möglichen Mittel bis zu einem ekstatischen Zustand noch gesteigert. Der Anblick von Votivtafeln, die zur Erinnerung an vollzogene Heilungen errichtet sind, die Musik, die Prozessionen, der Schlaf an der geweihten Stätte, die ganze religiöse Atmosphäre: alles trägt dazu bei, den Glauben, die Hoffnung und die Erwartung

der Heilung auf das Höchste zu spannen. Ist die Krankheit nun überhaupt auf psychischem Wege beeinflußbar, so gehört nur noch ein zufälliger Umstand, z. B. der Glaube des Kranken, daß seine Genesung zu einer bestimmten Stunde eintreten werde, dazu, und der Patient wird thatsächlich wie durch ein Wunder zu dieser Zeit von seinen Leiden befreit werden können. So war, soweit man weiß, der Vorgang in den griechischen Tempeln (vrgl. S. 47), und so ist er noch heute an manchen Orten, wo die Wunderheilungen vollzogen werden.

Die Wunderkuren selber sind in Wirklichkeit nicht wunderbarer als andere Resultate der Psychotherapie. Der kürzlich verstorbene englische Arzt A. Meyrs hat die Annalen und Berichte verschiedener Wunderheilstätten durchgenommen und festgestellt, daß die Wirkungen in keinem wirklich beglaubigten Fall über das hinausgehen, was unter günstigen Umständen auch durch psychische Behandlung erreicht werden kann. Die Heilungen erhalten den Charakter des Wunderbaren um so leichter, je weniger man die Kranken vorher untersucht und feststellt, ob wirklich ein organisches Leiden oder nur eine Störung der nervösen Funktionen, eine sogenannte funktionelle Erkrankung, vorliegt. Die letzteren können auf psychischem Wege geheilt werden, die ersteren dagegen nicht. Während die Heilung der funktionellen Störungen also ganz begreiflich ist, so würde die Heilung eines organischen Leidens ein wirkliches Wunder sein; leider ist aber ein solches bis jetzt noch nicht nachgewiesen worden. In der Praxis hervorragender Aerzte kommen zahlreiche Seitenstücke zu den wunderbarsten Heilungen funktioneller Störungen vor.

In gewisser Beziehung gilt manches von dem Gesagten übrigens auch von den Heilungen, die man als „Gebetsheilungen" bezeichnet. Einer der bekanntesten, die sich gegenwärtig in Skandinavien damit befassen, ist Frederik August Boltzius, 1836 in der Nähe von Karlstad in Schweden geboren. Der Vater war dem Trunk ergeben und hinterließ dem Sohn kein Vermögen, so daß dieser bei Fremden arbeiten mußte. 1864 wurde er erweckt; unter der Last seiner Sündenerkenntnis versuchte er wiederholt sich das Leben zu nehmen; da es aber jedesmal mißglückte, beschloß er, es dem Wohl seiner Mitmenschen zu widmen. Etwa 20 Jahre lang wanderte er im Lande als Handelsmann umher und heilte überall die Kranken, die gläubig waren, durch Gebet, Salbung und Handauflegung. 1884 machte er einige glückliche Kuren an mehreren hochgestellten Persönlichkeiten und ließ sich danach mit deren Unterstützung in seiner Heimat nieder, um sich ausschließlich den Gebetsheilungen zu widmen. Aus dem ganzen Norden, ja aus Amerika strömten die Scharen herbei, so daß oft 200 Kranke täglich bei ihm waren.

Das ist sicher, daß Boltzius thatsächlich zahlreiche Kranke durch Gebet geheilt hat. Es sind dieses aber stets nur solche Leidende gewesen, bei denen wesentlich psychische oder funktionelle nervöse Störungen, aber keine organische Gebrechen vorlagen. Wohl wird berichtet, daß er Blinden und Tauben ihre Sinne verschafft, Aussätzige geheilt und eine Neubildung verlorener Gliedmaßen erreicht habe. Was dies betrifft, so hat ein Arzt Namens E. Thorelius in einer kleinen Schrift („Boltzianismen, ett skandinavisk Kulturbild" Karlstad 1888) uns klaren Aufschluß darüber gegeben. Thorelius hielt sich lange Zeit bei Boltzius auf und hatte so Gelegenheit, die Kranken zu untersuchen; er kennt die Verhältnisse also ganz genau. Nach seiner Darstellung kommt es bei der Behandlung wesentlich darauf an, eine extreme Suggestibilität hervorzurufen, eine Art von Entzückungszustand, in welchem der Glaube an die Heilung thatsächlich Wunder bewirkt, jedoch nur in solchen Fällen, wo eine Heilung auf suggestivem Wege überhaupt möglich ist. Zur Erhöhung dieser Suggestibilität tragen verschiedene Umstände bei: zunächst Boltzius' Ruf; der Kranke kommt mit hochgespannter Erwartung zu ihm; da es aber ein Gesetz ist, daß niemals von mißlungenen Kuren geredet werden darf, so bleibt der Kranke in seinem Glauben; ferner die ganze religiöse Atmosphäre des Ortes, Boltzius' lange Predigten, viel Gemeindegesang u. s. f.; weiter der Anblick der Krücken und Bandagen, die von Geheilten zurückgelassen und im Wartezimmer aufgehängt sind; endlich die Behandlung selbst: der Kranke wird von

Boltzius mit Oel gesalbt und mit den Händen eingerieben, während Boltzius selbst den Himmel mit Gebeten bestürmt und auf den Kranken bläst, um die bösen Geister auszutreiben. Auch wenn der Kranke objektiv nicht besser wird, so lebt er jetzt doch beständig in dem Glauben, daß er im Begriffe stehe, sich zu erholen.

Thorelius hat eine Anzahl Blinder und Tauber, Gelähmter und Aussätziger, die nicht nur nach Boltzius' eigener Aussage, sondern auch nach dem Glauben der Kranken selbst geheilt waren, untersucht. Die gründliche ärztliche Untersuchung aber führte zu dem Resultat, daß objektiv keine Besserung in dem Zustande des Patienten eingetreten war.

Hypnose und Autohypnose.

Der allgemeine Charakter der Hypnose.

Unter den vielen seelisch-körperlichen Veränderungen, die durch Suggestion hervorgerufen werden können, läßt der Schlaf sich vielleicht am leichtesten herbeiführen. Viele Menschen werden schon schläfrig und fangen an zu gähnen, wenn sie sehen, daß andere dieses thun. Man begreift demnach, daß die meisten Menschen zum Schlafen gebracht werden können, wenn man ihnen die Phänomene des Schlafes beschreibt: eine gewisse Ermattung und Erschlaffung der Glieder, eine Schwere der Augenlider, eine verlangsamte und tiefere Atmung u. s. f. Wenn man diese Rede nun zugleich durch eine bequeme Lage unterstützt und alle störenden Einflüsse, welche die Aufmerksamkeit ablenken könnten, fernhält, so wird es selten lange dauern, ehe das Individuum Neigung zum Schlafen fühlt, vorausgesetzt, daß es durch Denken an andere Dinge sich nicht gegen die Schlafsuggestion sträubt. Auf diese Weise soll man ungefähr 90% aller Menschen zum Schlafen bringen können. Indes werden doch wegen des graduellen Unterschiedes in der Suggestibilität nicht alle gleich leicht einschlafen.

Den durch Suggestion hervorgerufenen Schlafzustand nennt man Hypnose. Derselbe unterscheidet sich vom natürlichen Schlafe durch das Verhalten der Aufmerksamkeit. Während die Aufmerksamkeit im normalen Schlaf vollständig erschlafft ist, ist sie hier einseitig auf den Hypnotiseur, d. h. auf die Person, welche die Hypnose hervorgerufen hat, und auf seine Suggestion konzentriert. Der Schlaf ist somit nur partiell, da die Sinnesgebiete, auf welche die Aufmerksamkeit gerichtet ist, noch für Reize empfänglich sind. Uebrigens kann die Tiefe des Schlafes sehr verschieden sein, und je tiefer dieser ist, desto einseitiger wird die Aufmerksamkeit, indem immer mehr Sinnesgebiete für äußere Reize unempfänglich werden. In den leichteren Formen der Hypnose verlieren die geschlossenen Sinne, das Gesicht, der Geschmack, der Geruch und vielleicht auch der Muskelsinn, gewöhnlich zuerst die Empfänglichkeit, während der

Tastsinn und das Gehör noch beeinflußbar sind. Wird der Schlaf tiefer, so nimmt der Hypnotisierte Reize nur noch mit dem Gehör wahr. In der tiefsten Hypnose tritt das Phänomen des „isolierten Rapports" ein. Dasselbe besteht darin, daß der Hypnotisierte nur das hört, was der Hypnotiseur sagt, während die ganze übrige Außenwelt — ebenso wie im normalen Schlafe — für den Schlafenden nicht mehr existiert.

Aus der einseitigen Konzentration der Aufmerksamkeit auf die Suggestionen in Verbindung mit dem Umstande, daß das Individuum im übrigen schläft, lassen sich nun alle Eigentümlichkeiten der Hypnose erklären. Diese sind dadurch charakterisiert, daß die Suggestibilität in hohem Grade gesteigert ist und zwar umsomehr, je tiefer die Hypnose ist. Denn die Suggestibilität beruht ja gerade darauf, daß das Individuum die Aufmerksamkeit nicht mehr willkürlich lenkt, da sie einseitig gefesselt ist. Je tiefer der Schlaf und je geringer die Zahl der Sinnesorgane und die Menge der Vorstellungen wird, über die der Hypnotisierte noch verfügt, desto weniger wird er in seinem eigenen Bewußtsein Motive für eine willkürliche Richtung der Aufmerksamkeit finden können, mit anderen Worten, die Suggestibilität wächst, je tiefer die Hypnose wird. Solange die Hypnose oberflächlich ist, bleibt das Individuum bis zu einem gewissen Grade Herr über seinen seelischen Zustand; es kann noch willkürlich über seine Aufmerksamkeit innerhalb der Vorstellungsgebiete, die nicht schlafen, verfügen. Deshalb wird nicht jede Suggestion in diesem Stadium angenommen, das Individuum kann sich gegen die Vorstellungen sträuben, die man ihm einzugeben versucht. Das charakteristische Phänomen für die oberflächliche Hypnose ist der Verlust der Herrschaft über die willkürlichen Bewegungen; die Augen können nicht geöffnet werden, die Glieder sind kataleptisch, d. h. gelähmt; sie bleiben in der Stellung, die man ihnen giebt. Gesichtsbilder, Geruchs- und Geschmacksempfindungen werden, wie wir gleich sehen werden, wahrscheinlich auch nicht mehr willkürlich hervorgerufen. Nach und nach, wenn die Hypnose tiefer wird, wird auch die willkürliche Aufmerksamkeit mehr eingeengt; zuletzt ist sie ganz aufgehoben, und die Suggestibilität ist nun aufs höchste gestiegen.

Die Verbalsuggestion ist nicht das einzige Mittel, um eine Hypnose hervorzurufen. Manche Hypnotiseure lassen das Individuum einen glänzenden Gegenstand anblicken oder führen die sogenannten „magnetischen" Striche aus, die darin bestehen, daß der Hypnotiseur langsam und regelmäßig am Körper des Individuums entlang streicht. Das Wesentlichste bei diesen Methoden scheinen die gleichartigen, anhaltenden Sinnesreize, die immer etwas Einschläferndes haben, zu sein. Viele Menschen können so schon durch Horchen auf gleichartige, sich stets wiederholende Geräusche, wie z. B. das Plätschern der Regentropfen, das Ticken einer Uhr, in einen hypnotischen Zustand geraten. Selbst ein anhaltender, unerträglicher Schmerz scheint, wie wir im Folgenden sehen werden, eine Art Hypnose hervorrufen zu können. Mehrere dieser Hypnotisierungsmethoden er-

fordern demnach gar nicht die Anwesenheit eines Hypnotiseurs; der Mensch verfällt von selbst in eine Hypnose, die sogenannte „Autohypnose“. Sie unterscheidet sich von der gewöhnlichen Hypnose dadurch, daß der Hypnotisierte nicht im Rapport mit einem anderen Menschen steht. Die Autohypnose ist deshalb nicht ohne Gefahr, weil der fehlende Rapport es dem Individuum unter Umständen sehr schwer macht, wieder aufzuwachen. Mitunter können Leute, die häufig hypnotisiert worden sind, sich auch nur durch den lebhaften Wunsch oder die Vorstellung einer Hypnose in einen ähnlichen Zustand versetzen. Das psychische Verhalten in solchen Autohypnosen hängt wesentlich davon ab, auf welche Vorstellungen die Aufmerksamkeit bei Beginn der Hypnose gerichtet gewesen ist. Diese Vorstellungen können während der Hypnose wie Autosuggestionen weiter wirken und zu ähnlichen Phänomenen Anlaß geben, wie sie bei anderen Hypnotisierten durch Suggestionen seitens des Hypnotiseurs hervorgerufen werden.

Wir gehen jetzt etwas näher auf die eigentümlichen Veränderungen ein, welche die Hypnose auf den verschiedenen psychischen Gebieten hervorruft. Wir werden bei der Gelegenheit sehen, daß alle hypnotischen Phänomene sich wirklich auch entsprechend der hier gegebenen Auffassung von der Hypnose als eines partiellen Schlafzustandes, in dem die Suggestibilität infolge der einseitigen Konzentration der Aufmerksamkeit gesteigert ist, erklären lassen. Dabei nehmen wir besonders Rücksicht auf das Verhalten der Sinne, auf die Reproduktion der Vorstellungen, die willkürlichen Bewegungen und die organischen Veränderungen. Von einer erschöpfenden Behandlung dieser Verhältnisse kann indes nicht die Rede sein; wir gehen nur auf das ein, was von unmittelbarer Bedeutung für unser spezielles Thema, den Aberglauben, ist.

Es versteht sich nach dem Bisherigen von selbst, daß zwischen den schlafenden und wachen Sinnen während der Hypnose ein Unterschied ist. Die schlafenden Sinne sind ja ganz unempfänglich für Reize; diese Unempfänglichkeit kann sich zur Anästhesie steigern, d. h. das Individuum fühlt nicht den geringsten Schmerz selbst bei gewaltigen Eingriffen in den Organismus. Bei tief Hypnotisierten kann man demnach ebenso sicher kleinere chirurgische Operationen ausführen wie in einer Chloroformnarkose. Andererseits sind die wachen Sinne, speziell das Gehör, während der tiefen Hypnose gern hyperästhetisch, also besonders empfindlich und geschärft, so daß das Individuum Reize auffaßt, die es im wachen Zustande nicht wahrnehmen würde. Dieser Umstand in Verbindung mit dem unwillkürlichen Flüstern, das leicht von selbst entsteht, wenn man eine Zeit lang eine Vorstellung in Gedanken festhält, hat den Anlaß zum Glauben an Gedankenübertragung gegeben (vrgl. ob. S. 386). Indessen ist nicht nur das Gehör geschärft. Durch Suggestionen seitens des Hypnotiseurs — bei häufig Hypnotisierten auch durch Autosuggestionen — können andere Sinne, z. B. der Tastsinn und das Gesicht, geweckt und hyperästhetisch werden. In der Geschichte des Aberglaubens

hat diese Schärfung der Sinne eine große Rolle gespielt; sie ist hauptsächlich die Ursache zum Glauben an die magischen Kräfte der Somnambulen gewesen.

Während die schlafenden Sinne für äußere Reize unempfänglich sind, können deutliche Erinnerungsbilder auf diesen Sinnesgebieten auftauchen. Ebenso wie z. B. ein starkes Geräusch während des normalen Schlafes bis zum Bewußtsein durchzudringen und einen Traum auszulösen vermag, so können auch die Worte des Hypnotiseurs Gesichtsbilder, Geruchs- und Geschmacksempfindungen bei dem Hypnotisierten hervorrufen. Ferner: ebenso wie die Traumbilder während des Schlafes ein halluzinatorisches Gepräge annehmen, weil das Individuum nicht Herr über dieselben ist, so können aus letzterem Grunde die dem Hypnotisierten suggerierten Vorstellungen zu Halluzinationen mit dem Gepräge der vollen Wirklichkeit werden. Man nimmt gewöhnlich an, daß man Halluzinationen nur in der tiefen Hypnose zu suggerieren vermag. Doch ist dies nicht ganz korrekt; sobald ein Sinn schläft, muß eine jede Vorstellung, die auf diesem Gebiete hervorgerufen wird, zur Halluzination werden können. In Uebereinstimmung hiermit habe ich auch gefunden, daß man selbst in der leichtesten Hypnose Geschmacks- und Geruchshalluzinationen hervorzurufen vermag, wenn man nur dafür sorgt, die Suggestion in einer solchen Form zu geben, daß das Individuum die Vorstellung nicht mit Hilfe der wachen Sinne kontrollieren kann. Auch der leicht Hypnotisierte trinkt aus einem leeren Glase Wein mit großem Vergnügen; und unangenehme Gerüche werden unter dem Einflusse der Suggestion, daß sie angenehm sind, mit Wohlbehagen eingeatmet. Man könnte dagegen einwenden, daß hier faktisch gar keine Halluzination vorliege, daß das Individuum vielmehr nur aus Freundlichkeit sich den Schein gebe, als ob es den Worten des Hypnotiseurs glaube. Indes hat man einen positiven Beweis für den halluzinatorischen Zustand des Hypnotisierten, nämlich mit dem Pletysmographen aufgenommene Pulskurven, die ein ausgeprägtes Lustgefühl aufweisen. Will man aber unter denselben Verhältnissen eine Gesichtshalluzination hervorrufen, so mißglückt es, weil der oberflächlich Hypnotisierte hier noch zu sehr Herr seiner Vorstellungen ist. Er fühlt zwar wohl, daß seine Augen gelähmt sind, aber sonst ist er noch zu wach und lacht geradezu über den Hypnotiseur, wenn dieser in der leichten Hypnose ihm eine Gesichtshalluzination suggerieren will. Dies gelingt erst, wenn die Muskel- und Tastsinne schlafen, so daß das Individuum das Bewußtsein von dem Zustande des Organismus verliert.

Das Gedächtnis ist in der Hypnose gewöhnlich geschärft. Viele Dinge, selbst ganz unbedeutende Erlebnisse, über die das Individuum im wachen Zustande keine Rechenschaft ablegen kann, erinnert man genau in der Hypnose. Dies hängt wahrscheinlich auch mit der einseitigen Konzentration der Aufmerksamkeit zusammen. Giebt man dem Hypnotisierten den Befehl, sich auf etwas

zu besinnen, so taucht es vor ihm auf, weil die Aufmerksamkeit die gegebene Spur verfolgt, ohne durch falsche Vorstellungen auf Irrwege geleitet zu werden. Während der Hypnose ist also eine Hypermnesie, eine verschärfte Erinnerung vorhanden, nach der tiefen Hypnose aber im allgemeinen Amnesie, d. h. es fehlt jede Erinnerung an das, was passiert ist. Die Erinnerung daran wird jedoch in der folgenden Hypnose wiedergewonnen.

Natürlich kann man in der Hypnose noch leichter als im wachen Zustande Handlungen und bestimmte organische Veränderungen suggerieren. Hierauf beruht die große Bedeutung der Hypnose in der Heilkunde, worauf wir schon oben hingewiesen haben.

Von besonderem Interesse ist eine bestimmte Art von Veränderung, der sogenannte Wechsel der Persönlichkeit, der in der tiefen Hypnose hervorgerufen werden kann. Es ist schon früher (S. 399) erwähnt worden, wie das Ichbewußtsein wesentlich auf den zahlreichen Empfindungen beruht, die wir jeden Augenblick vom ganzen Organismus empfangen. Jede Veränderung im Zustande des Organismus ruft auch Veränderungen in diesen Organempfindungen hervor, und infolgedessen schwankt das Ichbewußtsein wiederum bis zu einem gewissen Grade. Schon ein leichtes Unwohlsein kann den energischen und arbeitsamen Mann derartig beeinflussen, daß er zur Arbeit nicht aufgelegt ist; mit der Rückkehr der Gesundheit kommt auch Lebensmut und Arbeitslust wieder. Aber selbst solche geringe Störungen sind für einen Wechsel des Ichs nicht einmal nötig. Man ist in einer Uniform mit steifer Halsbinde ein anderer Mensch als in dem bequemen Civilanzuge, in Wasserstiefeln ein anderer als in Tanzschuhen. Selbst wenn man nicht den geringsten Wert auf seine Kleidung legt, erhält man doch stets Empfindungen von der Oberfläche des Körpers, und mit einer veränderten Kleidung ändern sich auch diese Empfindungen und damit das ganze Ich bis zu einem gewissen Grade. In der tiefen Hypnose, wie in dem tiefen normalen Schlafe hören nun alle diese Organempfindungen auf, und damit wird das Ichbewußtsein aufgehoben. Wenn man nun bei dem Hypnotisierten eine Reihe von Organempfindungen hervorruft, die seinem eigenen Ich nicht entsprechen, so weckt man damit die Halluzination, daß er eine andere Persönlichkeit sei. Erfahrungsgemäß läßt sich dies in der Weise machen, daß man ihm geradezu suggeriert, er sei eine andere Person, ein Schulknabe, General, ein Prediger u. s. w. Nach dem Maße seines jeweiligen Vorstellungsvermögens wird er nun wirklich denken, fühlen und handeln wie die Person, die er nach der Suggestion sein soll. Selbst der beste Schauspieler wird seine Rolle kaum vollkommener spielen können als der Hypnotisierte in diesem Zustand; denn letzterer spielt nicht Komödie in dem Bewußsein, daß er Schauspieler ist, d. h. daß er in Wirklichkeit eine andere Person ist als diejenige, welche er darstellt; er ist bis zu einem gewissen Grade diese Person wirklich selbst. Wie tief der Wechsel vor sich geht, wie der Organismus durch

und durch von einer solchen Suggestion modifiziert werden kann, sieht man am besten daraus, daß selbst die Handschrift in Uebereinstimmung mit dem suggerierten Charakter sich verändert. Versuche in dieser Weise sind oft gemacht worden, und zwar stets mit demselben Resultate. Als Beispiel werde ich nur einen Versuch anführen, den der bekannte okkultistische Verfasser Kiesewetter mit einem jungen Manne anstellte, dem er suggerierte, er sei Dr. Faust und sitze und schreibe im Faustturme zu Maulbronn. Augenblicklich

Fig. 61.

nahm die Handschrift des Menschen einen mittelalterlichen Charakter an, vollständig verschieden von seiner normalen Handschrift, wie beifolgende Proben zeigen.

Bei vielen Individuen kann man es erreichen, daß die Suggestionen nicht nur während der Hypnose, sondern auch nach derselben, also posthypnotisch, ausgeführt werden. Zu diesem Zwecke sagt man dem Hypnotisierten, daß er dies oder jenes eine bestimmte Zeit nach dem Erwachen thun werde. Wenn das Individuum sich für derartige Versuche überhaupt eignet, wird die Suggestion ebenso sicher zu dem festgesetzten Zeitpunkte realisiert, als wenn man befohlen hat, sie gleich während der Hypnose auszuführen. Nur ein Beispiel hierfür.

Ich hatte einmal einem jungen Studenten während der Hypnose die posthypnotische Suggestion gegeben, daß es ihm unmöglich sei, ein Streichholz im Laboratorium (wo die Versuche stattfanden) anzuzünden. Die Suggestion realisierte sich sofort; aber nicht genug damit. Obgleich es gar nicht in meiner Absicht gelegen hatte, so war es ihm doch beinahe ein halbes Jahr lang unmöglich, ein Streichholz anzuzünden, sobald ich ihn darum bat und nur den geringsten Zweifel, daß es ihm gelingen würde, in den Ton meiner Aufforderung legte. Im täglichen Leben machte diese Handlung ihm keine Schwierigkeit. Als er nach Verlauf eines halben Jahres mit der Arbeit im Laboratorium aufhörte und ich ihn infolgedessen nur selten sah, verlor die Erscheinung sich bald. Aber solange sie bestand, war es ihm natürlich recht unangenehm; denn er war oft der Gegenstand des Gelächters, wenn ich es anderen demonstrierte. Dieses Beispiel ist recht lehrreich. Wenn nämlich eine suggestive Nachwirkung fortbestehen kann, trotzdem sie dem betreffenden Menschen unangenehm ist, so muß sie natürlich um so längere Zeit hindurch andauern, wenn sie sich auf etwas Angenehmes, das der Betreffende selbst wünscht, bezieht. Daher kann ein Kranker, der in einer kräftigen hypnotischen Behandlung bei einem Wunderdoktor gewesen ist, das ganze Leben hindurch an seine baldige Genesung glauben und Besserung spüren, auch wenn keine Aenderung im Zustande eingetreten ist oder eintreten kann.

Die Bedeutung der Hypnose für den Aberglauben.

Der Einfluß der hypnotischen Phänomene auf den Aberglauben zeigt sich wesentlich darin, daß dieselben den Glauben an gewisse Anschauungen in hohem Grade verstärkt haben. Die Auffassungen, die, wie man glaubte, durch die Hypnose bestätigt wurden, sind sehr verschiedener Art gewesen. Da man eben nicht wußte, auf welchen Kräften die hypnotischen Wirkungen beruhen, so hat man sie immer auf Grund von den Theorieen, die gerade als richtig angesehen wurden, ausgelegt. So hat zunächst der Beruf des Arztes wohl häufig eine hypnotische Behandlung der Kranken mit sich geführt — allerdings, ohne daß der Hypnotiseur sich dessen bewußt gewesen ist, in welchen anormalen Zustand er seinen Patienten versetzte. Deshalb sind auch gerade die abergläubischen Anschauungen, welche an die ärztliche Behandlung anknüpfen, durch hypnotische Phänomene immer mehr bestärkt worden. Außerdem spielt die Hypnose, ebenfalls unfreiwillig, bei den Hexenprozessen eine wichtige Rolle; hier wurden die Phänomene natürlich als Teufelswerk betrachtet. In der neuesten Zeit endlich hat die Autohypnose einen wesentlichen Anteil an den Wundern der spiritistischen Sitzungen; hier wird natürlich den „Geistern" die Ehre für die Wirkungen, die der abnorme Bewußtseinszustand des Mediums hervorruft, zugelegt. Wir wollen jetzt in aller Kürze die Verhältnisse, unter denen die hypnotischen Phänomene zu den verschiedenen Zeiten beobachtet worden sind, durchnehmen.

Die Hypnose in der Heilkunde. Bei dem Tempelschlaf der Alten wurde das Salben und Streichen mit den Händen in großem Umfange angewandt (vrgl. S. 47 f.). Da dieses Streichen ein sehr wirksames Mittel zur Hervorrufung einer Hypnose ist, so sind die Kranken höchst wahrschein-

lich meistens in einen der Hypnose ähnlichen Zustand gebracht worden. Die Heilung kann denn auch in allen solchen Fällen, in denen dieselbe überhaupt möglich gewesen ist, infolge einer Autosuggestion eingetreten sein. Der Patient hat ja geglaubt, daß die Götter ihn heilen würden, und dieser Glaube kann das gewünschte Resultat herbeigeführt haben. Wo in unseren Tagen ähnliche Mittel angewandt werden, wie z. B. bei den Wunderdoktoren, werden die Wirkungen natürlich auch dieselben sein.

Unter dem Namen des „tierischen Magnetismus" füllt die Hypnose ein besonderes Kapitel in der Geschichte der Medizin aus. Den ersten Keim zu dieser Theorie findet man in Paracelsus' Anwendung der alten Lehre von der gegenseitigen Anziehung gleichartiger Dinge (vrgl. S. 197 f.). Dasjenige, was nach seiner Meinung anziehend wirkte, nannte Paracelsus Magnet. Die eigentümliche Behandlung der Krankheiten mit Sympathiemitteln ist dieser Theorie direkt entsprungen. Paracelsus' Lehre wurde von J. B. van Helmont und Robert Fludd weiter entwickelt und in ein System gebracht; andererseits fand sie aber auch zahlreiche Gegner. Vor allem aber trat Franz Anton Mesmer energisch für diese Lehre ein. Er wurde 1733 in Iznang am Bodensee geboren, erhielt eine klösterliche Erziehung und sollte Theologie studieren, was ihm jedoch nicht behagte. Schon früh beschäftigte er sich mit Philosophie, bekam dann Erlaubnis, Jura zu studieren, und ging zu dem Zwecke nach Wien. Nach sechs Jahren hatte er jedoch auch die Jura satt, begann dann das Studium der Medizin und erhielt 1766 den medizinischen Doktorgrad für eine Abhandlung: „De influxu planetarum in hominem". Hierin stellt er eine Reihe von Sätzen über die gegenseitige Einwirkung der verschiedenen Körper auf; dieselben hat er hauptsächlich aus Paracelsus' und van Helmonts Werken entlehnt. So lehrt er, daß ein gegenseitiger Einfluß zwischen den Himmelskörpern, der Erde und den beseelten Körpern stattfindet. Die Ursache zu diesem Einfluß ist ein überall verbreitetes Fluidum von außerordentlicher Feinheit, das jede Bewegung anzunehmen, fortzupflanzen und mitzuteilen vermag. Dieser gegenseitige Einfluß ist bis jetzt unbekannten Gesetzen unterworfen. Die Eigentümlichkeit des tierischen Körpers, für den Einfluß der Himmelskörper und für eine Wechselwirkung mit seiner Umgebung empfänglich zu sein, wird am leichtesten verständlich durch Analogie mit dem Magnetismus und muß deshalb „tierischer Magnetismus" benannt werden.

Mesmer fand oft eine Bestätigung seiner Theorieen bei der Behandlung der Kranken. Er war ein stattlicher Mann; wenn er die Patienten feierlich anstarrte, sie anfaßte und mit den Händen an ihnen längsstrich, so konnte er es nicht vermeiden, sie in einen hypnotischen Zustand zu versetzen, in dem sie für Heilsuggestionen sehr empfänglich waren. Da Mesmer die wahre Ursache dieses Zustandes nicht erkannte, faßte er sie als Wirkung

des in ihm vorhandenen Magnetismus auf. Aber alles läßt sich eben nicht auf „magnetischem“ Wege heilen. Mesmer war Verpflichtungen eingegangen, die er nicht halten konnte; er mußte deshalb Wien verlassen und kam 1779 nach Paris, wo er in einem solchen Umfange Reklame zu machen verstand, daß er sich sehr bald einen großen Ruf erwarb. Die Patienten strömten in Scharen herbei, so daß er sie alle nicht mehr persönlich magnetisieren konnte. Er erfand deshalb das berühmte „Baquet“, ein Gefäß mit Wasser, von dem eine Menge Eisenstangen ausgingen, welche die Kranken in die Hände nahmen. Unter Musik ging Mesmer nebst seinen Assistenten feierlich umher und magnetisierte die Patienten, die durch diese fortgesetzte magnetische Behandlung entweder hypnotisiert wurden oder hysterische Anfälle, sogenannte „Krisen“, bekamen. Da diese Anfälle sich aber leider als nicht sehr zuträglich erwiesen, ja sogar in einigen Fällen zum Tode führten, setzte die Regierung zwei Kommissionen ein, die ihr Gutachten über Mesmers Theorieen und Erfolge abgeben sollten. Sie fällten ein für ihn höchst ungünstiges Urteil; sie erklärten, eine magnetische Kraft existiere überhaupt nicht; ihre Wirkung beruhe auf Einbildung und Nachahmung. Die Krisen müsse man als sehr gefährlich für die Gesundheit ansehen. Dieses Bedenken wurde über das ganze Land verbreitet; das Volk verlor das Vertrauen zu Mesmer. Er verließ Frankreich und starb 1815 in Meersburg am Bodensee.

Mit Mesmers Fall hatte der tierische Magnetismus seine Rolle jedoch nicht ausgespielt. Mehrere von Mesmers Anhängern und Schülern setzten die magnetische Behandlung fort. Da sie aber nicht darauf ausgingen, Reklame zu machen, sondern die Beobachtungen wissenschaftlich ausnutzten, so wurden nun in der folgenden Zeit die wesentlichsten hypnotischen Phänomene entdeckt. Jedoch hielt sich die Lehre von dem tierischen Magnetismus noch lange neben der mehr wissenschaftlichen Erklärung der Phänomene, die sich jetzt allmählich Bahn brach. Noch auf dem ersten internationalen Kongreß für experimentelle Psychologie in Paris 1889 kam man nach einer langen Diskussion, an der die bedeutendsten Forscher auf dem Gebiete des Hypnotismus teilnahmen, zu dem Resultate, daß man nicht entscheiden könne, inwieweit ein wesentlicher Unterschied zwischen der Hypnose und dem durch magnetische Striche hervorgerufenen Zustande existiere. Die endgültige Antwort auf diese Frage gab erst Albert Moll in seiner Schrift: „Der Rapport in der Hypnose“ (Berlin 1892); hier weist er auf Grund von zahlreichen Versuchen nach, daß kein Unterschied in den Zuständen, die durch die verschiedenen Hypnotisierungsmethoden hervorgerufen werden, vorhanden ist. Damit hat der tierische Magnetismus als wissenschaftliche Theorie seine Rolle ausgespielt.

Maleficium taciturnitatis. In den Akten der Hexenprozesse wird wiederholt berichtet, daß der Angeklagte nichts von den Foltern der

Tortur zu merken scheine; jedenfalls habe er mit keiner Miene seinen Schmerz verraten und auf alle an ihn gerichteten Fragen geschwiegen. Man nannte dies den „Zauber des Schweigens“ und legte es als einen sehr gravierenden Beweis für die Schuld des Angeklagten aus: der Teufel selbst habe ihn so verhext, daß er nichts von der Pein der Folterbank spüre.

Wie man die Sache auffaßte, geht am besten aus einem einzelnen Beispiel hervor, das wir der „Cautio criminalis“ von Friedrich Spee (1631) entnehmen. „Ein Priester, der auch pflegte darbey zu sein, wann die arme Sünder gefoldert würden, alß er einsmahls einen solchen armen Sünder, welcher auff das jenig so er gefragt würde, nichts Antworten wolte, oder vielleicht nicht konte, mit zugedruckten Augen hencken sahe, damit er den Inquisitoren darthun und bewehren möchte, daß derselbige sich mit Zauberey zu schweigen zubereitet oder daß ihme der Teuffel das Maul verstopffet hette, gab er diesen Raht: Sie solten selbige materiam etwas auff Seit setzen und das fragen bleiben lassen und alßbald einen andern lustigen discurs von andern frembten Sachen an Hand nehmen. Alß sie nun diesem Raht folgeten vnd der arme Mensch merckte und spürete, daß die schmertzen der peinlichen Frage so plötzlich sich stilleten, die Richter und Commissarien andere Sachen vor hatten, derwegen die Augen allgemächlich wieder auff thet, zu vernehmen, wo diß Spil hinaus wolte, vnd ob vielleicht einiges auffhören des Peinigens zu hoffen wehre. Bald war dieser Priester her vnd als ob er seine Sache gar wohl bewehret hette, sprach er: ‚Sehet jhr Herren, nunmehr da wir von andern Sachen schwätzen, da erwacht er vom schlaff, vorhin alß er bekennen solte, daß er ein Zauberer wehre, da schlieff er auf alle Fragen: Zweiffelt Ihr noch, daß er sich bezaubert habe, wehre es doch vnmöglich gewesen, daß dieser Schelm solche schmertzen hette ausstehen können, wann jhn der Teuffel nicht eingeschläffet hatte, last uns jhn beschweren, vnd alsdann noch ein Schäntzlein mit jhme wagen.‘“

In diesem Falle, der zunächst nur als Beweis für das verständnisvolle und menschenfreundliche Verfahren bei der Tortur angeführt ist, kann man den Zustand des Betreffenden, ob etwa eine Ohnmacht oder etwas anderes vorgelegen hat, nicht genau erkennen. Aber in anderen Akten heißt es ausdrücklich, daß die Angeklagten munter weiter geplaudert hätten, als ob sie von den Folterqualen absolut nichts gespürt hätten. Dies findet jedenfalls bei einer Ohnmacht nicht statt; hier muß also ein Zustand vorhanden gewesen sein, in dem das Individuum Fragen hören und beantworten konnte und dennoch für Schmerzen unempfänglich war. Wir haben es hier unzweifelhaft mit einer hypnotischen, durch Schrecken oder Schmerzen hervorgerufenen, absoluten Anästhesie zu thun. Da man damals nun nicht wußte, daß solche Zustände auf natürlichem Wege entstehen können, so wurden sie als ein Werk des Teufels, als Hexerei ausgelegt. Spee, der in der oben erwähnten Schrift die Hexenprozesse und besonders die an den Angeklagten vollzogenen sinnlosen Grausamkeiten scharf angreift, faßte den Zustand natürlich auch nicht richtig auf, aber er kommt der Wahrheit doch bedeutend näher als die Inquisitoren. Vom maleficium taciturnitatis sagt er Folgendes:

„Ich weiß dieses insonderheit wohl, daß etliche auf der Tortur in ohnmacht gefallen, aber das muß diesen Gottlosen Leuthen heißen: sie sein eingeschlaffen. Andere weiß ich, welche nach deme sie jhnen vorgenommen hetten zu schweigen, vnd demnach mit

zugetruckten Augen sich eine geraume Zeit mit allen kräfften gegen die Schmertzen gewehret, endlich doch durch dieselbe vberwunden worden, mit gebogenem Haupt vnnd geschlossenen Augen gewunnen gegeben, weil jhnen die kräfften allerdings entgangen wahren: Heist das nun schlaffen? — Vber das gebens sowohl die Medici alß die Philosophi zu, daß ein Mensch natürlichen weise, durch all zu hefftige Schmertzen vnnd in specie auff der Folter der massen erstarren und erstöcken könne, daß er einem schlaffenden oder auch wohl gar todten Menschen ähnlich werde." Spee glaubt also nicht an den Schlaf der Angeklagten während der Folter. Aber wir müssen diesem Ausdruck, der in den Akten immer wiederkehrt, doch eine gewisse Berechtigung beilegen; in manchen Fällen ist es sicher ein schmerzloser hypnotischer Schlafzustand gewesen.

Trance. Das englische Wort bezeichnet einen Zustand, in dem die Seele gleichsam dem Körper entrückt ist, in inneres Schauen verloren und unempfänglich für die Reize der Außenwelt. Ganz dieselbe Bedeutung hat das griechische Wort Ekstase, das wörtlich Verzückung bedeutet. Was man jetzt Trance nennt, ist also ein Zustand, der wenigstens bei oberflächlicher Betrachtung den Ekstasen früherer Zeiten gleich zu sein scheint; ob er in Wirklichkeit damit identisch ist, ist jedoch eine andere Frage. Indessen werden recht verschiedenartige Zustände noch in unseren Tagen mit dem Worte Trance bezeichnet. Wenn wir von den Fällen absehen, wo man narkotische Mittel zur Hervorrufung tranceartiger Phänomene anwendet, so bleiben drei verschiedene Hauptgruppen übrig. Die eine ist die Autohypnose in der Form, wie sie wahrscheinlich ein jeder normale Mensch nach der nötigen Dressur an sich selbst hervorrufen kann. Die anderen, weit selteneren Fälle sind die speziellen Formen der hystero-epileptischen Anfälle, die man als „Besessenheit" und „Ekstase" bezeichnet hat. Da wir die charakteristischen Merkmale dieser beiden verschiedenen Zustände kennen, so müßte es doch, wie man annehmen sollte, leicht sein, sie auseinander zu halten. Aber die Schwierigkeit besteht darin, daß man diese Zustände äußerst selten rein vor Augen hat. Selbst zwischen der normalen Autohypnose und den großen hysterischen Anfällen sind alle möglichen Uebergangsformen; gerade letztere sieht man am häufigsten, und für sie ist die Bezeichnung „Trance" gäng und gebe geworden. Um nun einigermaßen klar über die Phänomene zu werden, behandeln wir hier nur den Trancezustand, wie er sich bei normalen Menschen zeigen kann; später, wenn wir die typischen hysterischen Phänomene betrachtet haben, werden wir in einigen Beispielen die Komplikationen der Hysterie und Hypnose besprechen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß man im Altertum die reine Autohypnose, die wir nun Trance nennen, gekannt hat; man faßte sie aber mit verschiedenen anderen Zuständen unter der gemeinschaftlichen Bezeichnung Ekstase zusammen. Von der Pythia, der Priesterin zu Delphi, heißt es, daß sie durch betäubende Dämpfe, die aus dem Innern der Erde aufstiegen, in Ekstase gebracht wurde (vrgl. S. 48). Ist die Geschichte von diesen Dämpfen thatsächlich mehr als eine reine Fabel, so haben wir es hier mit einer Narkose,

d. h. mit einer durch Vergiftung herbeigeführten Betäubung, die dem Trancezustand wohl ähnlich, aber nicht gleich ist, zu thun. Viel wahrscheinlicher ist es dagegen, daß das, was wir jetzt Trance nennen, den im Buche „De mysteriis“ geschilderten Zuständen von Enthusiasmus und Ekstase entspricht (vrgl. S. 132). Ebenso wie Trance jetzt die notwendige Bedingung ist, wenn die Weissagungsgabe sich bei den Medien unserer Zeit ausbilden soll, so war der Enthusiasmus und die Ekstase für die damaligen Magier notwendig. Da es ferner ausdrücklich von dem Enthusiasmus heißt, daß er durch Anrufen der Götter, also auf psychischem Wege, erzeugt werde, so handelt es sich ganz gewiß um eine Autohypnose. Die Ekstase, welche der Verfasser der Mysterien dazu in Gegensatz stellt, ist wahrscheinlich ein ähnlicher Zustand gewesen, der durch Anrufen der Dämonen oder vielleicht durch andere hypnotisierende Mittel herbeigeführt wurde.

In den späteren Jahrhunderten werden die Schilderungen der verschiedenen Zustände ausführlicher, so daß man leichter beurteilen kann, wovon die Rede ist. Wenn Swedenborg sagt, daß man, um mit den Geistern in Verbindung zu treten, in einem besonderen Zustande sein müße, in einem Zwischenzustand zwischen Schlafen und Wachen, in dem man nichts anderes wisse, als daß man vollständig wach sei, so hat der gelehrte Naturforscher uns damit eine Schilderung eines hypnotischen Zustandes gegeben, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Der S. 222 erwähnte Zustand, den er als ein „Entrücktwerden vom Geiste“ bezeichnet, ist offenbar nur eine während eines Spazierganges eingetretene Autohypnose. In manchen Fällen sehen wir auch, daß geradezu hypnotisierende Mittel neben der Kontemplation, der vollständigen Vertiefung in einen Gedanken, angewandt worden sind.

Nach einem älteren Verfasser Allatius zitiert Ennemoser in seiner Magie die Vorschrift, welche die Mönche auf Athos im 14. Jahrhundert befolgten, um die Verzückung hervorzurufen: „Verschließ deine Thüre und erhebe deinen Geist von allem Eitlen und Zeitlichen. Dann senke deinen Bart auf die Brust und errege das Auge mit ganzer Seele in der Mitte des Leibes am Nabel. Verengere die Luftgänge, um nicht zu leicht zu atmen. Bestrebe dich, innerlich den Ort des Herzens zu finden, wo alle psychischen Kräfte wohnen. Zuerst wirst du Finsternis finden und unnachgiebige Dichtheit. Wenn du aber anhältst Tage und Nächte: so wirst du, o des Wunders! unaussprechliche Wonne genießen. Denn der Geist sieht dann, was er nie erkannt hat, er sieht die Luft zwischen dem Herzen und sich ganz strahlend.“

Daß hier eine künstlich hervorgerufene Autohypnose geschildert wird, ist trotz der mystischen Redeweise leicht einzusehen. In den vielen praktischen Anweisungen zur Entwicklung der Mediumität, mit denen namentlich unternehmende Yankees die moderne Litteratur bereichert haben, findet man oft Vorschriften, die in einem erstaunlichen Grade an die mittelalterlichen Methoden erinnern. Ich wähle nur ein Beispiel aus Morse: „Practical Occultism“ (San Francisco 1888). Dieser Verfasser, der Trance ganz richtig als eine reine Autohypnose auffaßt, rät dem werdenden Medium, vor allem für eine

vollständige körperliche und geistige Gesundheit zu sorgen, ferner sich von einem zuverlässigen Freunde oft hypnotisieren oder in den mesmerischen Trancezustand, wie es im Buche heißt, versetzen zu lassen. Wenn das Individuum an diesen Zustand gewöhnt ist, kann es anfangen, ihn selbst hervorzurufen.

„Wenn ein anderer Trance (d. i. Hypnose) bei dir hervorrufen kann, weshalb solltest du es dann nicht selber können? Was ein anderer für dich thun kann, kannst du auch selber thun. Es kommt nur darauf an, zu wissen, wie? Die Sammlung der Gedanken erfordert eine Erwägung und eine bestimmte Anstrengung deinerseits, um dich von äußeren Einflüssen, Reizen und Empfindungen zurückzuziehen; das werden die nötigen Schritte sein, um Trance hervorrufen zu können. Und wenn du, nachdem du die nötige Rücksicht auf die äußeren Verhältnisse genommen hast, dich selbst einschließen und deinen Sinn auf den Entschluß sammeln kannst, dich zurückzuziehen vom äußeren Leben, von den sinnlichen Wahrnehmungen, von den Wünschen und Handlungen des täglichen Lebens; wenn du dich in dich selber zurückziehen kannst: dann bist du auf dem richtigen Wege zu dem, was du ausführen willst.“

Hier wird also die Kontemplation, die Meditation, die vollständige Vertiefung in einen Gedanken als Weg zum Trancezustand angegeben, ebenso wie die neuplatonischen Philosophen, Quietisten auf Athos und die indischen Fakire sich durch dies Mittel in Verzückung versetzten. Ueber die Natur dieses Zustandes kann kein Zweifel obwalten; es ist eine Autohypnose. Aber was erreicht man, wenn man sich in diesen Zustand versetzt? Die Antwort ist ebenso einfach wie inhaltsreich: Alles, was das Individuum begehrt. Die Erwartungen des Individuums wirken als Autosuggestionen. Die indische Sekte der Jogin fühlen die Leere Nirvanas; die Neuplatoniker und die Quietisten schauten das göttliche Licht; Swedenborg sah Himmel und Hölle sich öffnen, so daß er bis auf die kleinsten Einzelheiten sich mit ihrer Einrichtung und dem Zustande der Geister bekannt machen konnte. Dasselbe ist auch jetzt noch der Fall bei vielen spiritistischen Medien, die in Trance religiöse Fragen beantworten. Da aber die Fragen der Anwesenden natürlich wie Suggestionen auf das Medium wirken, so resultiert hieraus das bekannte Phänomen, daß die Antworten immer mit den im voraus feststehenden religiösen Anschauungen der Betreffenden übereinstimmen (vrgl. S. 239 und 245).

Hiermit ist jedoch nur eine Seite der verschiedenen Thätigkeiten der modernen Trancemedien berührt. Nicht weniger interessant sind die Medien, die sich nicht zur Einsicht in die himmlischen Dinge erheben, sondern sich mit Aufschlüssen über irdische Verhältnisse begnügen; denn hier läßt sich die Richtigkeit der Antworten doch wenigstens kontrollieren. Es hat sich nun thatsächlich herausgestellt, daß diese Medien oft Mitteilungen von Dingen gemacht haben, von denen sie selbst im wachen Zustande nichts wußten und von denen vielleicht nur einer oder wenige der Anwesenden Kenntnis hatten. In allen gründlich geprüften Fällen hat man nun gefunden, daß hierbei die dem Trancezustand eigentümliche Hypermnesie und Hyperästhesie die Hauptrolle spielte. Das, was ein Mensch einmal gewußt, später aber vollständig

vergessen hat, kann bei passender Gelegenheit in der Hypnose wieder auftauchen; viele von den wunderbaren Mitteilungen der Trancemedien können so sehr gut aus ihrem eigenen psychischen Inhalte geschöpft sein, und die Medien haben trotzdem in der Behauptung recht, daß sie — im wachen Zustande — nichts von der betreffenden Sache gewußt haben. In anderen Fällen, wo es sich um die rein persönlichen Angelegenheiten eines der Anwesenden handelt, ist allerdings diese Möglichkeit, daß das Medium Kenntnis von denselben gehabt hat, wohl meistens auszuschließen. Aber da kommt die Hyperästhesie, die Schärfung der Sinne, dem Medium zu Hilfe, wodurch es diesem möglich wird, die unwillkürlichen Bewegungen, welche die vom Betreffenden erwartete Antwort verraten, aufzufangen. Mit welchem Sinnesorgan das Medium dieselben wahrnimmt, hängt vor allem davon ab, wie das Medium zu arbeiten gewohnt ist. Jedenfalls wirkt das Bewußtsein, daß die Aufmerksamkeit auf etwas Bestimmtes gerichtet sein soll, im Trancezustand wie eine Suggestion, so daß der betreffende Sinn sich wach hält und äußerst empfänglich selbst für die schwächsten Reize ist. Bald benutzt das Medium den Tastsinn (S. 384), bald das Gehör (S. 386); in seltenen Fällen auch das Gesicht. So experimentierte ein französischer Arzt, Bergson, 1887 mit einem Knaben, der in einem Buche lesen konnte, wenn der Rücken des Buches ihm zugekehrt war, während die ihm gegenüberstehende Person im Buche las. Wie Bergson sich überzeugte, war der Gesichtssinn des Knaben so geschärft, daß er mit Hilfe des Spiegelbildes, welches er in dem Auge des anderen sah, zu lesen vermochte, was im Buche stand. Wenn Derartiges passieren kann, so bedarf es selbstverständlich solchen Medien gegenüber der äußersten Vorsicht; Reize, die der Aufmerksamkeit der übrigen Anwesenden ganz entgehen, können genügen, um dem Medium die nötigen Aufschlüsse zu geben.

Bisweilen kommt es vor, daß das Medium nicht in seinem eigenen, sondern in dem Namen eines „Geistes", von dem es sich besessen wähnt, Mitteilungen macht. Die Schrift, die unter solchen Verhältnissen prästiert wird, weicht dann auch mehr oder weniger von der gewöhnlichen Handschrift des Mediums ab. Da ein Wechsel der Persönlichkeit in einer hinreichend tiefen Hypnose sich suggestiv hervorrufen läßt (vrgl. S. 494), so kann man jene Phänomene, wenn sie in Trance vorkommen, leicht als Folge von Autosuggestionen erklären. Erwartet das Medium, von einem Geiste besessen zu werden, so wird diese Suggestion sich im rechten Augenblicke realisieren, und das Medium handelt nun als Geist, spricht und schreibt in dessen Namen. Bei den sogenannten Materialisationsmedien kann dies so weit gehen, daß das Medium in einem passenden Gewande selbst als „Geist" auftritt (vrgl. S. 283). Wahrscheinlich ist dieses bei den Materialisationen, wo das Medium nicht absichtlich betrügt, der Fall. Allerdings auf Grund der zahlreichen Entlarvungen, die im Laufe der Zeit stattgefunden haben, scheint der bewußte Betrug weit häufiger zu sein, als die autosuggerierten Trancehandlungen.

Die Fälle von Besessenheit, die man häufig in den spiritistischen Seancen sieht, sind übrigens keineswegs nur suggerierte Trancephänomene bei sonst normalen Personen. Die eigentliche Besessenheit ist ein hysterischer Anfall; die guten Medien sind denn auch fast immer hysterisch. Allerdings wenn ein Medium mit Anlagen zur Autohypnose einigemale eine solche hysterische Besessenheit mit Konvulsionen und Krämpfen gesehen hat, so kann es in einer folgenden Seance durch Autosuggestion ganz dieselben Phänomene hervorrufen. Selbst ein geübtes Auge vermag solche Nachahmung nur schwer von einem echten hysterischen Anfall zu unterscheiden; dadurch wird es aber natürlich noch schwieriger, in jedem einzelnen Falle die Natur des Zustandes zu bestimmen.

Die magischen Wirkungen der Narkosen.

Wir haben wiederholt in der geschichtlichen Darstellung gesehen, daß Giftstoffe eine nicht unbedeutende Rolle in der Magie gespielt haben. Die Schamanen und Medizinmänner der wilden Völker benutzen sie, um sich in einen Zustand von Hellseherei zu versetzen (vrgl. S. 20 f.); die Hexen des Mittelalters brauchten sie bei den Vorbereitungen auf den Hexensabbat (S. 92), die gelehrten Magier wandten sie bei verschiedenen magischen Operationen an (S. 171). Diese Giftstoffe sind der Zahl nach wahrscheinlich nur gering gewesen. Die Hauptrolle spielten jedenfalls der Alkohol, das Opium (in den Samenkapseln des Mohns, Papaver somniferum), das Atropin (in der Tollkirsche, Atropa Belladonna, die früher auch Nachtschatten, Solanum furiosum genannt wurde) und Hyoscyamin (im Bilsenkraute, Hyoscyamus niger und im Stechapfel, Datura Stramonium). Hierzu kommt noch bei den orientalischen Völkern Haschisch in den Stengeln und Blättern des indischen Hanfes, Cannabis indica. Ein jeder dieser Giftstoffe hat seinen bestimmten Einfluß auf das Nervensystem und damit nicht alleine auf den körperlichen, sondern auch auf den seelischen Zustand; doch variiert derselbe etwas bei den verschiedenen Menschen.

Diese besondere Wirkung der Giftstoffe, die gewöhnlich um so stärker hervortritt, je schwerer die Vergiftung ist, hat indes für unser Thema keine wesentliche Bedeutung. Erstens hat man nämlich so gut wie nie den Giftstoff in der Magie für sich alleine angewandt, sondern stets in Mischungen, wodurch die Vergiftungserscheinungen natürlich verwickelter werden und ihr spezifisches Gepräge verlieren. Sodann haben die Vergiftungssymptome wohl nur selten einen schwereren Grad erreicht. Es war ja geradezu notwendig, dieses zu vermeiden, wenn die beabsichtigte Wirkung erreicht werden sollte. Schließt man den Alkohol und das Haschisch, die in verhältnismäßig großen Mengen ohne Gefahr für das Leben genossen werden können, aus, so sind alle übrigen äußerst starke Gifte und wirken bei einer zu großen Dosis sofort tödlich. Da man nun in früheren Zeiten die reinen Giftstoffe aus den betreffenden Pflanzenteilen nicht auszuziehen verstand, so kannte man auch nicht präzis die Menge des anzuwendenden Stoffes. Man durfte deshalb die-

selben auch nicht ohne zu großes Risiko dem Organismus zuführen, mußte sich vielmehr darauf beschränken, sie auswendig auf die Haut oder die Schleimhäute, von wo aus sie langsamer und in geringerer Menge resorbiert wurden, einwirken zu lassen. So kamen, wie wir wissen, die starken Gifte nur in Form von Salben und als Rauchwerk zur Anwendung; in dieser Zubereitung hatte die Menge des Giftes keine so große Bedeutung, und die Gefahr eines tödlichen Ausgangs wurde dadurch wesentlich geringer.

Die leichteren Grade einer Vergiftung durch obige Stoffe haben das gemeinsam, daß zuerst ein Erregungszustand hervorgerufen wird, dem dann eine Erschlaffung folgt. Beide Stadien sind jedoch recht verschieden je nach der Natur des angewandten Giftes, so daß es notwendig wird, die Wirkungen jedes einzelnen Stoffes für sich zu betrachten. Auf die Vergiftung durch Alkohol brauchen wir nicht näher einzugehen, teils weil sie hinreichend bekannt ist, teils weil der Alkohol nicht allein, sondern nur in Verbindung mit anderen betäubenden und hypnotisierenden Mitteln in der Magie angewandt wird (vrgl. S. 21). Von größerem Interesse sind dagegen die Atropin- und Morphinvergiftungen.

Spritzt man dem Menschen 1—2 Centigramm Morphin, das wirksamste der vielen Stoffe, die sich im Opium finden, ein, so entwickelt sich ein eigentümlicher seelischer Zustand, den Binz folgendermaßen schildert: „Nach einigen Minuten tritt ein unbestimmtes Gefühl von allgemeinem Behagen ein. Die seelische Stimmung ist angenehm erregt, das Gehirn scheint freier und ohne den Druck der Schädelhöhle zu arbeiten. Phantastische Lichterscheinungen, der Eindruck des Glanzes, umgeben das Auge. Der eigene Wille fesselt uns an den Platz, an dem wir sitzen oder liegen. Die geringste Bewegung, welche wir ausführen sollen, ist uns lästig. Fragen werden nur unklar beantwortet. Andeutungen verschwommener anmutiger Traumbilder treten nach außen. Aber all das Schöne ist von kurzer Dauer. Schwere senkt sich auf die Augenlider. Die vorher nur aus Lust an der behaglichen Ruhe trägen Glieder werden unbeweglich. Jeder Antrieb, den wir mit innerer Kraftanstrengung vom Gehirn aus an sie zu senden suchen, verklingt schon an der Stätte seiner Erzeugung. Bleiern schwer fühlen wir den ganzen Körper; es ist die letzte Empfindung, denn sehr bald danach liegen wir in tiefem Schlaf.“

Ein ganz anderes Bild bietet die Atropinvergiftung dar. „Heftige Delirien mit bald heiteren, bald schreckhaften Visionen und Halluzinationen. Der Kranke will wiederholt das Bett verlassen, weil er von Gespenstern, die in den Zimmerecken säßen, verfolgt werde. Er richtet sich auf, lacht laut, schwatzt tolles Zeug durcheinander, knirscht laut mit den Zähnen, verzerrt krampfhaft das Gesicht und fuchtelt mit den Armen in der Luft umher. Er fordert unter Klagen über starke Trockenheit und Zusammengeschnürtsein im Halse kaltes Wasser. Das Schlingen ist erschwert und die Flüssigkeit fließt teilweise wieder aus dem Munde heraus. Die Stimme wird heiser, es tritt allmählich Ruhe und Koma ein. — Auf Anrufen öffnet der Kranke langsam die Augen, sieht sich verstört um, erkennt aber seine Umgebung allmählich und versteht an ihn gerichtete Fragen. Er bemüht sich zu antworten, öffnet den Mund, bewegt die Lippen, bringt aber keinen Laut hervor. Er erscheint dabei heiter und lacht mit heiserer Stimme. Nach kurzer Zeit wieder die frühere Somnolenz.“

Bei der Vergiftung mit Hyoscyamin ist der Zustand ein ähnlicher, nur treten die unangenehmen Halluzinationen und die damit folgende Erregung hier weniger hervor; dagegen finden sich oft starke, erotische Delirien, ferner Empfindungen des Fliegens. Diese letzteren rühren wahrscheinlich von der leichteren Atmung (vrgl. S. 405) her, die für diese Vergiftung charakteristisch ist; man pflegt deswegen oft eine Mischung von Stechapfelblättern mit Tabak als Mittel gegen Asthma anzuwenden. Uebrigens ist das Hyoscyamin ein kräftiges Schlaf- und Beruhigungsmittel.

In diesen Eigentümlichkeiten findet man also verschiedene Züge, die sich in den Berichten von den nächtlichen Ausflügen der Hexen stets wieder-

holen. Da das Bilsenkraut aber ein konstanter und vielleicht auch der wirksamste Bestandteil der Hexensalben war, so hat die dadurch herbeigeführte Hyoscyaminvergiftung wahrscheinlich einen wesentlichen Einfluß auf die Vorstellungen von den Hexenausflügen gehabt. Manche ältere Berichte über die sogenannten Hexenfahrten zeigen dasselbe typische Bild: die Hexe salbt sich, fällt infolgedessen in einen tiefen Schlaf, der durch starke erotische Träume und Empfindungen des Fliegens charakterisiert ist. Weil aber diese Träume in der Narkose möglicherweise die Veranlassung gewesen sind zu der Vorstellung von den nächtlichen Fahrten zu einer Versammlung, in der die Befriedigung geschlechtlicher Triebe die Hauptsache war, so darf man deshalb doch nicht das ganze Hexenwesen von den Wirkungen dieser Vergiftungen herleiten. Der Glaube, daß man gerade mit dem Teufel geschlechtlichen Verkehr hatte, kann jedenfalls nicht durch Hyoscyaminvergiftungen hervorgerufen sein. Derselbe muß schon vorher auf ganz anderem Wege entstanden und schon tief in das Bewußtsein des Volkes eingedrungen gewesen sein; erst auf solche Weise hat er sich so konstant in den Träumen äußern können. Wahrscheinlich haben kluge Frauen und Zauberer von uralter Zeit her schon die narkotisierenden Salben gekannt und angewandt, um sich ähnlich wie die Medizinmänner der Wilden in einen visionären Zustand zu versetzen, möglicherweise auch, um sich angenehme erotische Träume zu verschaffen. Aber erst mit dem Jammer der Hexenprozesse sind diese Salben als Betäubungsmittel in allgemeinen Gebrauch gekommen. Die Träume sind dann aber nicht alleine durch die eigentümlichen Wirkungen der narkotischen Mittel, sondern auch durch die dem Volke vorsuggerierten Vorstellungen von Hexensabbaten hervorgerufen (vergl. S. 478). Dies dürfte die wahrscheinlichste Lösung des Problems sein; indes werden wir wohl nie volle Klarheit darüber gewinnen.

Wie wir gesehen haben, ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Eigentümlichkeiten der Hyoscyaminvergiftung zu bestimmten abergläubischen Vorstellungen Anlaß gegeben haben; etwas Aehnliches läßt sich aber kaum von den anderen Giftstoffen nachweisen. Dagegen ist die Steigerung der Suggestibilität bei sämtlichen oben erwähnten Stoffen ganz charakteristisch für das erste Stadium der Vergiftung. Verschiedene Forscher, Perronet, Schrenk-Notzing und andere, haben durch eine Reihe höchst interessanter Versuche nachgewiesen, daß man dieselbe Herrschaft über einen Narkotisierten wie über einen Hypnotisierten haben kann, wenn man nur aufpaßt, im rechten Augenblicke einzugreifen. Man kann bestimmte Halluzinationen suggerieren, oder mit anderen Worten: bestimmte Träume bei den Narkotisierten willkürlich hervorrufen; man kann sogar bisweilen postnarkotische Suggestionen ebenso wie posthypnotische hervorrufen. Diese merkwürdigen Versuche werfen ein neues und sehr wichtiges Licht auf die Bedeutung der Narkosen für den Aberglauben. Denn was eine Fremdsuggestion auszurichten vermag, das kann eine Autosuggestion ebenfalls bewirken. Dieses gilt, wie wir oben gesehen haben, für den nor-

malen, suggestiblen Menschen wie für den hypnotisierten; es ist außerdem von den genannten Forschern nachgewiesen, daß Autosuggestionen eine sehr wichtige Rolle während der Narkosen spielen. Wenn also ein Mensch sich mit der Erwartung, daß er etwas Bestimmtes erleben wird, narkotisieren läßt, so wird dieselbe wie eine Suggestion sicher realisiert werden: er sieht und hört halluzinatorisch alles, was er erwartet. Die Wirkung der Narkose ist also ganz dieselbe wie die des Trancezustandes: ein jeder erreicht das, dessen Erfüllung er wünscht und erwartet. Deshalb träumten die Hexen von großen Gelagen, wilden Orgien und geschlechtlichen Ausschweifungen. Deshalb sah der gelehrte Magier unter dem Einflusse von betäubendem Rauchwerk die himmlischen Intelligenzen und Dämonen herabsteigen, bereit seinen Befehlen zu gehorchen. Deshalb sieht der mit Alkohol und Tabak vergiftete Schamane noch heutigen Tages sich von Geistern umgeben, die ihm die Antwort auf alles, wonach er fragt, zuflüstern. Also auch hier kommen wir zu dem Resultat: wie in mannigfachen anderen Zuständen ist die Suggestion auch in der Narkose das entscheidende.

Die Hysterie und die Hysterohypnose.

Die kleine Hysterie.

Zu allen Zeiten haben Geistes- und Nervenkrankheiten eine große Rolle im Aberglauben gespielt. Soweit unsere Nachrichten zurückreichen, sind sie stets als übernatürliche Phänomene, als Zeichen einer Besessenheit von Dämonen aufgefaßt worden. Wenn in den alten chaldäischen Schriften von den Krankheiten der Stirn oder des Kopfes, die aus der Hölle, aus der Wohnung des Beherrschers der Hölle emporgestiegen sind (vrgl. S. 28), die Rede ist, so kann damit kaum etwas anderes als eine Geisteskrankheit gemeint sein. Bei den Aegyptern finden wir dieselbe Auffassung (S. 129). Es ist genügend bekannt, wie an vielen Stellen in der Bibel von Besessenheit die Rede ist. Die Beschreibung derselben ist oft so deutlich, daß man bis zu einem gewissen Grade die Krankheit selbst bestimmen kann. Unter allen Geistes- und Nervenkrankheiten aber, die von Bedeutung für den Glauben an die Macht der Dämonen über den Menschen gewesen sind, nimmt die Hysterie als die häufigste sicher den ersten Platz ein. Da sie aber nachweislich in fast allen Fällen den Berichten von Besessenheit im Mittelalter und in der neueren Zeit zu Grunde liegt, desgleichen auch eine außerordentlich große Bedeutung für die Entwicklung des modernen

Spiritismus hat, so wollen wir uns hier noch näher mit derselben beschäftigen*).

Was Hysterie ist und worauf die Krankheit eigentlich beruht, hat man bisher mit Sicherheit noch nicht festgestellt. Ebensowenig aber kann man, wie es scheint, konstante Symptome bei der Krankheit angeben. Dieselben sind so wechselnd und mannigfach, in so hohem Grade abhängig von Volkseigentümlichkeiten und drgl., daß ein großer Unterschied zwischen der Hysterie bei uns zu Lande und der Hysterie z. B. in Frankreich ist.

Eine erschöpfende Darstellung der Aehnlichkeiten und Unterschiede dieser Krankheitsformen zu geben, liegt natürlich ganz außerhalb der Aufgabe unserer Arbeit; wir haben es nur mit der Hysterie zu thun, die für den Aberglauben von Bedeutung gewesen ist. Dies gilt, soweit ich sehen kann, ausschließlich von den namentlich von Charcot, Richer, Pitres, Janet u. s. w. beobachteten und beschriebenen Formen. Die Darstellung dieser Männer hat auch den Vorteil, daß sie systematisch abgerundet ist, so daß auch der Laie den Ueberblick bewahren kann, was bei einer mehr kritischen Darstellung kaum möglich wäre. Und da dies hier von größter Bedeutung ist, so trage ich kein Bedenken, vollständig den genannten Forschern zu folgen, obgleich gewichtige Einwände gegen ihr System und ihre Theorieen erhoben worden sind. Mit diesem Vorbehalt gehen wir nun auf die Bedingungen und Ursachen der Krankheit und auf die Phänomene derselben näher ein; denn dies alles ist notwendig, um zu verstehen, welche Bedeutung die Hysterie für den Aberglauben gehabt hat.

Beinahe in allen Fällen zeigt es sich, daß bei der ausgeprägten Hysterie die Kranken hereditär belastet, d. h. von den Eltern ein mehr oder weniger zerrüttetes Nervensystem geerbt haben. Die Eltern brauchen keineswegs selbst hysterisch gewesen zu sein; dies ist zwar oft der Fall; häufig haben dieselben aber auch an anderen nervösen Störungen gelitten. Gewöhnlich verrät diese erbliche Belastung sich schon früh bei dem Kinde; Krampfanfälle, heftiger Kopfschmerz und unbändige Heftigkeit sind in diesem Alter bei Kranken, die später hysterisch werden, ganz gewöhnlich. Damit die Krankheit aber zum Ausbruch kommen kann, bedarf es doch einer bestimmten Ursache, und das ist fast stets eine seelische oder körperliche Erschütterung. Gemütsbewegung verschiedener Art, Sorgen, Schrecken, Furcht oder Zorn sind so oft die unmittelbare Veranlassung zu dem ersten Ausbruch der Krankheit. Bei den körperlichen Erschütterungen, z. B. bei einem Fall, Unglück, Eisenbahnzusammenstoß oder dergl., spielt die Gemütsbewegung wahrscheinlich auch eine recht bedeutende Rolle mit. Viel gehört nicht dazu, um die Krankheiten bei den dazu disponierten Individuen hervorzurufen; so ist z. B. die Extraktion eines Zahnes bei jungen Mädchen wiederholt der Anlaß zu einem hysterischen Anfall ge-

*) Allerdings kommen auch heute noch Fälle von Dämonopathie als eine besondere Form von Verrücktheit ohne eine Spur von Hysterie vor. Aehnliches kann natürlich auch früher der Fall gewesen sein, aber in den meisten alten Beschreibungen von Besessenheit sind die Zeichen von Hysterie so deutlich, daß man sicher keinen großen Fehler begeht, wenn man diese Krankheit als die normale Grundlage für die Besessenheit ansieht. Anm. des Verf.

wesen. Vergiftungen durch Alkohol, Quecksilber oder Blei werden auch als Ursache für den Ausbruch der Krankheit angegeben. Aber dies hat für uns weniger Interesse. Offenbar sind die Gemütsbewegungen, die seelischen Erschütterungen in den allermeisten Fällen das wichtigere.

Daß es sich wirklich so verhält, sieht man am besten an den großen Hysterieepidemieen, welche ab und zu unter günstigen Verhältnissen auftreten können. Diese Epidemieen waren von dem 12. bis zu dem 17. Jahrhundert in Europa sehr häufig; jetzt sind sie verhältnismäßig selten und kommen nur in abseits gelegenen Gegenden vor, wo der Aberglaube der Bevölkerung in Verbindung mit einer religiös erregten Phantasie eine größere Verbreitung der Krankheit begünstigt. Die bekanntesten Fälle dieser Art, die in unserem Jahrhundert stattgefunden haben, sind die beiden Epidemieen in Morzine 1861 und in Verzegnis 1878. Diese Ortschaften sind Gebirgsdörfer in Savoyen resp. in Italien. Die Bevölkerung ist arm, unwissend und abergläubisch; die Ehen erfolgen sehr oft innerhalb derselben Familie, infolgedessen die körperliche und geistige Degeneration der Bevölkerung eine allgemeine Erscheinung ist. Die beiden Epidemieen sind übrigens in ihrer Entstehung und in ihrem ganzen Verlaufe so gleichartig, daß man sie zusammen beschreiben kann.

Es fing mit hysterischen Anfällen eines einzelnen jungen Mädchens an. Diese traten auf entweder, wenn sie alleine, oder auch, wenn sie mit Altersgenossinnen zusammen war. Der Anblick dieser Krampfanfälle war für die empfänglichen Individuen so ergreifend, daß einzelne derselben angesteckt wurden. Nun begann man davon zu reden, daß nicht alles mit rechten Dingen zuginge, daß Hexerei und Besessenheit mit im Spiele seien. Dann nahmen die Priester die Sache in die Hand und begannen mit den von der katholischen Kirche vorgeschriebenen feierlichen Exorcismen. Aber dadurch wurde das Uebel nur ärger; immer mehr wurden von der Krankheit ergriffen und man wurde erst Herr über dieselbe, als die Kranken entfernt, die Priester versetzt und die Gegenden mit Gendarmen belegt wurden, welche die Bevölkerung in Ruhe halten sollten.

Bei solchen Epidemieen steckt offenbar die abergläubische Furcht vor der Krankheit die meisten an. In einer besonnenen und aufgeklärten Bevölkerung wird ein einzelner Fall von Hysterie niemals solches Unglück anrichten können; man wird ihn wie jede andere gefahrlose Krankheit auffassen. In den abergläubischen Gegenden aber, wo der Gedanke an eine Besessenheit noch nicht ganz erloschen ist, wird das Phänomen natürlich den größten Schrecken erregen. Man lebt in beständiger Angst vor dem, was noch weiter geschehen wird, und diese beständige Erregung genügt zur weiteren Ausbreitung; die Empfänglicheren unterliegen. Dann setzen die Priester noch dem Werke die Krone durch die öffentliche Ausstellung der Kranken in den Kirchen, wo die bösen Geister mit möglichst großer Feierlichkeit beschworen werden, auf; dies dient jedenfalls nicht dazu, die erregten Gemüter zur Ruhe zu bringen; die Erfahrung lehrt denn auch, daß das Resultat immer das Gegenteil von der vom Exorcismus beabsichtigten Wirkung ist.

Wie die Ursache zum Ausbruche der Hysterie gewöhnlich eine seelische Erschütterung ist, so ist auch das charakteristischste, wenn auch nicht immer am meisten in die Augen springende Symptom der Krankheit psychischer Natur. Bei den Hysterischen sind die Sinne fast stets mehr oder weniger

mangelhaft entwickelt. Bisweilen ist nur ein einzelnes Sinnesgebiet defekt, aber nicht selten findet man auf verschiedenen Gebieten zu gleicher Zeit eine herabgesetzte Reizbarkeit. Uebrigens wechseln diese Phänomene oft in einem solchen Grade, daß sich kaum ein allgemeines Gesetz für sie aufstellen läßt; wir müssen deshalb in aller Kürze die einzelnen Sinnesgebiete durchgehen, um eine Uebersicht über die gewöhnlichsten Formen zu bekommen.

Die Herabsetzung des Tastsinnes kann sich auf sehr verschiedene Weise äußern. Die Anästhesie kann eine totale oder eine partielle sein, d. h. entweder alle oder nur eine einzelne Hautpartie ist unempfänglich für Reize. Die totale Anästhesie kann wiederum eine vollständige sein — dann wird selbst der stärkste Reiz keine Empfindung auslösen —, oder sie kann unvollständig sein — dann ist die Empfänglichkeit für Reize nur herabgesetzt, aber nicht ganz aufgehoben. Die partielle Anästhesie weist mehrere Variationen auf; am häufigsten ist die Analgesie, die dadurch charakterisiert ist, daß jede Schmerzempfindung fehlt, während schmerzlose Berührungen noch wahrgenommen werden. Der Kranke hat gewöhnlich selbst keine Ahnung von dem Fehlen dieses Sinnes; denn es verursacht dem Patienten keine Beschwerden und hindert ihn nicht an der Arbeit; die übrigen Sinne füllen den Mangel aus. Eine komplett anästhetische Hysterische kann z. B. sehr gut nähen, obgleich sie die Nadel nicht fühlt; sie muß nur stets die Augen auf die Arbeit gerichtet haben. Endlich kann die Anästhesie in sehr verschiedener Weise über die Oberfläche des Körpers verteilt sein. Sie kann allgemein sein, indem der ganze Körper anästhetisch ist, oder sie kann auch lokal begrenzt sein bald auf die eine Seite des Körpers — rechts- oder linksseitige Hemianästhesie —, bald auf ganz zerstreuten Partieen der Haut. Bei der Hemianästhesie bildet die Mittellinie des Körpers immer eine scharfe Grenze zwischen dem empfindenden und dem empfindungslosen Teil des Körpers. Wo isolierte gefühllose Partieen vorkommen, sind diese niemals abhängig von dem Verlaufe der einzelnen Gefühlsnerven. Diese Thatsachen zeigen uns, daß die Anästhesie nicht durch eine Störung der Nerven verursacht ist, denn in einem solchen Falle mußte selbstverständlich der ganze Teil der Haut, der mit Zweigen eines bestimmten Nervenstammes versehen ist, gleichzeitig anästhetisch sein. Vielmehr muß die Anästhesie ihre Ursache in einer Funktionsstörung im Gehirne selbst haben, was auch sehr natürlich ist, wenn man an die Abhängigkeit der Hysterie von den seelischen Erschütterungen denkt.

Ebenso wie die Hautsinne kann auch der Muskelsinn aufgehoben sein. Der Patient fühlt keinen Druck oder Stoß auf die Muskeln und hat kein Müdigkeitsgefühl mehr. Außerdem hat er keine Empfindung von seinen willkürlichen Bewegungen; diese sind darum ungeschickt und unsicher, so daß er bei feineren koordinierten Bewegungen die Augen mit zu Hilfe nehmen muß. Bisweilen folgt mit der Muskelanästhesie auch Paralyse, d. h. Lähmung der Glieder, deren Muskeln anästhetisch sind. In einem solchen Falle kann der Patient gar keine willkürliche Bewegung mit dem betreffenden Gliede ausführen, ohne es anzublicken. Hieraus folgt wiederum das eigentümliche Phänomen, daß die Patienten z. B. „die Beine im Bette verlieren". Wenn sowohl Haut als Muskeln gefühllos sind und die Beine nicht willkürlich in Bewegung gesetzt werden können, weil der Kranke sie unter der Bettdecke nicht sieht, so ist damit offenbar auch jedes Gefühl von der Existenz dieser Glieder aufgehoben, d. h. der Patient bekommt ein Gefühl, als habe er sie verloren.

Die übrigen Sinne, der Geschmack, Geruch und das Gesicht, können jeder für sich geschwächt oder vollständig aufgehoben sein und zwar wiederum entweder auf beiden Seiten oder nur auf der einen Hälfte des Körpers. So kann z. B. jedes Gefühl von Geschmack auf der einen Hälfte der Zunge fehlen, während es auf der anderen intakt ist; ein Ohr kann taub, ein Auge blind sein u. s. w. Aber auch hier gilt dasselbe wie für den

Tastsinn: den Sinnesorganen und der Nervenleitung zum Gehirn fehlt nichts, vielmehr sind im Gehirn selbst die Funktionen gestört. Dies kann in den Fällen einer hysterischen Herabsetzung des Gehörs — ohne daß eine vollständige Taubheit vorliegt — experimentell leicht nachgewiesen werden. Setzt man den Stiel einer angeschlagenen Stimmgabel auf das Schläfenbein, so hört man den Ton, weil die Schallschwingungen sich durch die Kopfknochen bis zum Gehirn fortpflanzen. Wenn der Ton der Stimmgabel nun so schwach geworden ist, daß man ihn auf diese Weise nicht mehr hören kann, so wird ein Mensch mit normalem Gehör ihn doch noch mit Hilfe des Ohres wahrnehmen können, sobald die Stimmgabel vor dasselbe gehalten wird. Ganz dasselbe findet statt bei hysterischer Schwerhörigkeit. Ist aber die Schwerhörigkeit durch einen organischen Fehler des inneren Ohres oder durch eine Erkrankung des Gehörnerven verursacht, so hört der Patient besser mit Hilfe der Kopfknochen als mit dem Ohr. Die Herabsetzung des Gehörs bei der Hysterie beruht also nicht auf solch einem organischen Fehler; vielmehr muß die Krankheit ihren Sitz im Gehirne haben.

Auf dem Gebiete des Gesichtssinnes können verschiedene Störungen vorkommen, von denen wohl die Einengung des Gesichtsfeldes die häufigste ist. Je größer diese Einengung ist, desto kleiner wird derjenige Teil des Raumes von der Außenwelt, den der Patient auf einmal übersehen kann. Außerdem tritt oft eine Schwächung des Sehvermögens, eine Aufhebung des Farbensinns und Störungen in dem Akkommodationsvermögen auf, so daß der Patient nur in bestimmtem Abstand scharf sehen kann. Jede dieser Störungen kann für sich vorkommen; sehr häufig finden sich aber mehrere gleichzeitig und bilden dann das mannigfache und sehr variable Phänomen der sogen. „hysterischen Amblyopie“. Ab und zu begegnet man auch einer hysterischen Erblindung und zwar auf dem einen oder auf beiden Augen.

Alle diese Störungen entstehen und verschwinden übrigens, wie alle anderen hysterischen Leiden, ganz plötzlich ohne eine bestimmte nachweisbare Ursache. Dieser Umstand zeigt ja zur Genüge, daß die verschiedenen Krankheitssymptome nicht von organischen Läsionen der Sinnesorgane oder der Nerven herrühren, denn solche Läsionen verschwinden natürlich nicht plötzlich auf einmal. Es handelt sich hier nur um Funktionsstörungen, um zeitweilige Aufhebung der Leistungsfähigkeit gewisser Organe, und der Sitz dieser Störungen ist, wie wir gesehen haben, in allen Fällen unzweifelhaft das Gehirn.

Neben den verschiedenen Anästhesieen findet man oft zugleich eine Hyperalgesie, d. h. eine gesteigerte Schmerzempfindlichkeit. Diese kann ihren Sitz an vereinzelten Stellen auf der Haut, die unregelmäßig zwischen den anästhetischen Partieen verteilt sind, haben; aber häufiger kommt sie in den Gliedern, in den tiefer gelegenen Geweben und im Innern des Körpers vor. Sie äußert sich dann meist in Schmerzen, die entweder stets anhalten oder bei der geringsten Bewegung auftreten. Diese Schmerzen haben bisweilen das Gepräge, als rühren sie von ganz bestimmten Krankheiten, z. B. von einer Gehirn- oder Hüftgelenksentzündung, her, und es ist dann oft recht schwer, die Hysterie von einer wirklich organischen Krankheit zu unterscheiden. Aber bei längerer Dauer verraten die Schmerzen ihre hysterische Natur doch dadurch, daß das Allgemeinbefinden des Patienten nicht darunter leidet, was bei einer organischen Erkrankung der Fall sein würde. Außerdem verschwinden sie oft ebenso plötzlich, wie sie gekommen sind. Durch die Heilung solcher hysterischen Leiden erwerben die Wunderdoktoren ihre Lorbeeren.

Ein sehr wichtiges Symptom der Hysterie sind die Krämpfe, aber

dieselben kommen nur bei der Hälfte der Kranken, viermal so häufig bei Frauen als bei Männern, vor. Die Veranlassung eines Krampfanfalles ist meist eine Gemütsbewegung; bei einigen Kranken bedarf es einer stärkeren Erregung, als diejenige war, welche die Hysterie zuerst auslöste; bei den meisten aber, die schon einmal einen solchen Anfall gehabt haben, führen ganz unbedeutende Umstände einen neuen Anfall herbei. Er beginnt gewöhnlich mit gewissen psychischen Veränderungen. Der Kranke fühlt sich unruhig, ist nicht recht wohl, sucht die Einsamkeit, weint oder lacht ohne Veranlassung. Außerdem hat er überall Schmerzen im Körper; die Brust und der Hals sind wie eingeschnürt, eine Kugel von der Größe eines Hühnereies scheint sich von der einen Körperhälfte loszureißen, sich im Unterleibe umherzubewegen und dann in den Hals emporzusteigen, wo sie ein äußerst qualvolles Gefühl von Erstickung hervorruft. Dann kommt der eigentliche Krampfanfall; der Körper wird steif, der Hals schwillt an, die Blutgefäße erweitern sich und die Atmung stockt. Unmittelbar darauf beginnen die heftigen Konvulsionen mit einem Schrei unter wilden Bewegungen der Glieder oder des ganzen Körpers, unter „plastischen" Stellungen; diese Bewegungen sind immer dieselben bei demselben Individuum. Nach dem Anfall liegt die Patientin — denn die Hysterie überwiegt ja bei dem weiblichen Geschlecht — meist einige Zeit in einem schlafähnlichen Zustand, in dem sie halluziniert und allerlei redet; endlich wacht sie auf, ohne etwas von dem Vorgefallenen zu wissen. Das Ganze dauert etwa 20 Minuten bis zu mehreren Stunden.

Der Anfall ist nicht immer so vollständig, wie er hier geschildert ist. Oft werden ein oder mehrere Stadien überschlagen oder stark reduziert. Außerdem hinterlassen die Anfälle häufig Lähmungen oder Kontrakturen der Glieder in abnormen Stellungen, die in einem späteren Anfall oder auch von selbst plötzlich wieder verschwinden können. Außer diesen Phänomenen weisen die Hysterischen noch eine Reihe anderer Symptome auf, die für uns aber nur geringe Bedeutung haben. Von viel größerem Interesse dagegen ist das psychische Verhalten der Hysterischen, das wir jetzt näher betrachten wollen.

Das charakteristischste Symptom, das wohl nie vollständig fehlt, ist die Herabsetzung der Sinneswahrnehmungen. Aber wie jede andere Krankheit, kann auch die Hysterie in sehr verschiedenem Grade auftreten. Beschränkt die Anästhesie sich auf eine kleine abgegrenzte Hautpartie oder liegt nur eine geringe Einengung des Gesichtsfeldes vor, so werden diese Störungen selbstverständlich im ganzen seelischen Zustande des Patienten keine bemerkenswerte Spur zurücklassen. Das Verhältnis ändert sich dagegen, wenn ein Sinn so gut wie ganz ausfällt; dieser Verlust wird für den Hysterischen weit ernster sein als für einen normalen Menschen. Wenn letzterer z. B. bei einem Unglück das Sehvermögen auf beiden Augen verliert, so wird er zwar keine Lichtempfindungen von der Außenwelt mehr erhalten, aber die Erinnerungsbilder verliert er deswegen nicht. Diese werden im Laufe der Zeit wohl

immer verschwommener, weil sie nicht mehr durch neue Beobachtungen aufgefrischt werden können; ist aber das Unglück im reiferen Alter eingetreten, so wird der Erblindete mehr oder weniger noch sein Leben lang mit seinen Erinnerungsbildern arbeiten können. Bei der hysterischen Blindheit ist das Verhältnis gerade umgekehrt. Dem Auge fehlt nichts, aber gerade die Partie des Gehirns, in der die Gesichtsbilder uns zum Bewußtsein kommen, ist unfähig zu funktionieren. Aber daraus folgt, daß der hysterisch Blinde weder sehen noch ein Gesichtserinnerungsbild haben kann. Ebenso geht es mit den übrigen Sinnen; und selbst wenn ein Sinn nicht ganz ausfällt, so scheint doch stets ein Teil der Erinnerungsbilder dieses Sinnes zu verschwinden, — ganz selbstverständlich, da ja die Funktion von gewissen Partieen des Gehirns gestört ist. Im Folgenden werden wir sehen, welche merkwürdige Formen dieser Erinnerungsdefekt besonders bei der großen Hysterie annehmen kann.

Eine derartige Herabsetzung sowohl der Wahrnehmung als auch des Erinnerungsvermögens führt selbstverständlich bedeutende psychische Veränderungen herbei. Die Zahl der Vorstellungen, die dem Individuum im gegebenen Augenblicke sonst zur Verfügung steht, wird dadurch sehr verringert; der Hysterische wird gleichsam auf einen kindlichen Standpunkt versetzt, wo der Umfang des Bewußtseins mehr beschränkt ist. Daraus folgt dann wiederum, daß die Suggestibilität erhöht ist, weil diese um so größer ist, je weniger Vorstellungen dem Individuum zur Verfügung stehen und die Richtung seiner Aufmerksamkeit bestimmen. Unter den Forschern scheint auch allgemeine Uebereinstimmung in der Annahme zu herrschen, daß die Hysterischen etwas Kindisches in ihrem Wesen haben und sehr suggestibel sind. Der französische Psychologe Pierre Janet, der sich mehr als ein anderer mit der seelischen Seite der Hysterie beschäftigt hat, führt in seinem bekannten Werke: „L'automatisme psychologique" (Paris 1889) eine Menge schlagender Beweise für diese Eigentümlichkeiten der Hysterischen an. Allerdings hat er wesentlich Hysteroepileptische vor Augen, aber das ist für uns bedeutungslos, da die Phänomene nach der Auffassung der französischen Forscher bei der Hysteroepilepsie nur stärker hervortreten, im Wesen aber von der allgemeinen Hysterie nicht verschieden sind.

Das Kindische der Hysterischen verrät sich besonders durch die Heftigkeit, mit der alle Affekte auftreten. Ein Ereignis, das bei einem normalen Menschen nur eine geringe Erregung hervorruft, wird für sie die Veranlassung zur stärksten Gemütsbewegung.

So berichtet Janet über eine seiner Versuchspersonen, Lucie, daß, sobald man ihr nur eine ganz absurde Geschichte von einem überfahrenen Hunde oder von einer Frau, die von ihrem Manne Prügel bekommen habe, erzählt, sie sich in eine Ecke setzt und heult. Leonie, eine andere Hysterische, wird ganz wild vor Freude, wenn sie nach Verlauf von einigen Tagen Janet wieder sieht; sie hüpft und springt herum und stößt unartikulierte Laute aus, so daß dieser Zustand sich schon sehr einem hysterischen Anfalle nähert. Wird der

Affekt noch etwas stärker, so tritt ein solcher Anfall wirklich auf. Rose, eine dritte von Janets Versuchspersonen, hatte einen 48 Stunden dauernden hysterischen Anfall infolge davon, daß eine Person, die sie zu besuchen versprochen hatte, zur festgesetzten Zeit ausblieb.

Die Suggestibilität verrät sich in mannigfacher Beziehung. Die Gedanken und Handlungen der Hysterischen können durch ein zufällig hingeworfenes Wort, das ihre Aufmerksamkeit fesselt, bestimmt werden. Nicht selten wird eine Vorstellung, die sie stark in Anspruch nimmt, zur Halluzination.

Janet erzählt ein treffendes Beispiel hiervon. „Ich kam eines Tages zu Lucie, um mit ihr einige Versuche anzustellen. Sie sagte, sie sei müde und nicht aufgelegt; ich hätte sie am Tage vorher mit meinen Experimenten gelangweilt und nun wollte sie nicht wieder anfangen. „Gut," sagte ich, „so wollen wir heute faulenzen; damit ich aber nicht vergebens gekommen bin, mußt du mir eine Geschichte erzählen." „Was sind das für Dummheiten! Ich weiß keine. Sie wollen doch wohl nicht, daß ich Ihnen die Geschichte von Ali Baba[1]) erzählen soll?" „Warum denn nicht? Ich höre zu." Halb lachend, halb ärgerlich fing sie an, die Geschichte zu erzählen. Anfangs erzählte sie schlecht und hielt jeden Augenblick inne, um zu sehen, ob ich zuhörte. Aber allmählich redete sie sich warm, es kam Zug in die Erzählung, und sie beachtete mich nicht mehr. Plötzlich stieß sie einen Schrei aus und hielt inne, indem sie die Augen nach einer Ecke des Zimmers richtete; nun sprach sie ganz leise vor sich selber: „Dort sind sie, alle Räuber. — In großen Säcken." Sie erzählte nun nicht mehr, sie sah; sie verfolgte die ganze Scene, die sich vor ihren Augen entrollte, und murmelte von Zeit zu Zeit ihre Bemerkungen dazu wie ein Kind: „Man ist im Begriff, sie alle zu töten — es ist gut." Die Geschichte von Ali Baba war mir nie so interessant vorgekommen, und ich hütete mich wohl, sie zu unterbrechen. Was ich vor mir sah, war in Wirklichkeit die Art und Weise, wie die Hysterischen denken; während unsere Gedanken kalt und blaß sind, haben die ihrigen Farbe und Leben, und das Bild ist fast immer halluzinatorisch."

Die große Reizbarkeit der Hysterischen, die Leichtigkeit, mit der selbst Kleinigkeiten sie aufregen können, bringt es mit sich, daß sie sich unablässig mit sich selbst beschäftigen, und ihre ganze Umgebung in den Dienst ihres persönlichen Interesses ziehen. Die Hysterischen sind immer große Egoisten, und ihre Eitelkeit, das Bestreben, stets anderen gegenüber bevorzugt zu werden, führt oft zu recht absurden Erscheinungen. Andererseits ist ihre gesteigerte Suggestibilität möglicherweise die Ursache zu dem großen Wechsel der Krankheitssymptome. Ein zufälliger, unbedeutender Umstand kann als Suggestion wirken und plötzlich eine Anästhesie, eine Lähmung oder Kontraktur zum Verschwinden bringen. Einige Forscher, z. B. P. J. Möbius[2]), sind sogar soweit gegangen, daß sie alle diese Symptome als Wirkungen von Autosuggestionen ansehen. Ebenso wie eine Suggestion eine Anästhesie zum Verschwinden bringt, so muß sie dieselbe auch hervorbringen können; es ist demnach wohl möglich, daß eine vorhandene Anästhesie, Lähmung oder dergl. durch eine Autosuggestion hervorgerufen ist. Es fehlt auch nicht an Beobachtungen, die diese Anschauung zu bestätigen scheinen. Sollte sie sich im Laufe der Zeit als richtig erweisen, so kann man offenbar nicht, wie ich es hier im Anschluß an Janet gethan habe, die gesteigerte Suggestibilität als eine Folge einer Herabsetzung

[1]) Aus „Tausend und eine Nacht".

[2]) Neurologische Beiträge. Heft 1. Leipzig 1894.

der Wahrnehmung und des Erinnerungsvermögens auffassen; vielmehr muß sie dann das Ursprüngliche, Primäre sein; und alle übrigen Krankheitssymptome sind nur Folgen derselben, hervorgerufen durch zufällige Suggestionen oder Autosuggestionen. Von diesem Standpunkt aus kommt Möbius zu dem Resultate, daß die Hysterie ausschließlich auf einer krankhaft gesteigerten Suggestibilität beruht. Manches spricht wohl für diese Auffassung; da aber die Gelehrten sich über die Ursache und Wirkung auf diesem Gebiete nicht einig sind, gehen wir hier auf diese Frage nicht näher ein.

Die große Hysterie.

Die große Hysterie oder die Hysteroepilepsie ist nach der Ansicht einiger Forscher keine besondere Krankheit, nach der Ansicht anderer aber eine Komplikation von Hysterie und Epilepsie. Richer — eine Autorität auf diesem Gebiete — dem ich vollständig folge, betrachtet sie nur als eine schwerere Form der gewöhnlichen Hysterie. Sie zeichnet sich besonders dadurch aus, daß die Krampfanfälle heftiger, langwieriger und komplizierter sind als bei der kleinen Hysterie. Da namentlich diese großen hysterischen Anfälle für den Aberglauben so bedeutungsvoll gewesen sind, müssen wir sie näher besprechen. Dabei hat aber nicht so sehr die wissenschaftliche Prüfung, als vielmehr die Außenseite der Phänomene Interesse für uns. Ich beschränke mich deshalb darauf, einen kurzen Ueberblick von den verschiedenen Phasen des vollständigen hysterischen Anfalls zu geben, und illustriere dies durch eine Reihe von den Zeichnungen, mit denen Richer sein Buch „Études cliniques sur la grande hysterie" (Paris 1885) ausgestattet hat.

Fig. 62.

Der große hysterische Anfall wird gewöhnlich mit seelischen Störungen eingeleitet. Die Kranke fühlt sich nicht wohl, ist gänzlich „verändert", kann nichts thun und legt keinen Wert auf Zerstreuungen; Erinnerungen früherer Tage tauchen in Menge auf und nehmen die Aufmerksamkeit vollständig in Anspruch. Die Patientin wird melancholisch und irritabel. Es treten sodann Halluzinationen auf; häßliche Tiere aller Art, Katzen, Ratten, Spinnen und Schnecken tauchen auf im Bewußtsein und verschwinden wieder. Von diesen Halluzinationen gefoltert, kann die Patientin sich nicht ruhig verhalten, sondern fährt auf und stürzt unter wildem Geschrei davon; gleichgültig dagegen, wie das Wetter ist, stürzt sie in der leichtesten Kleidung hinaus ins Freie. Plötzliche Kontrakturen, Verrenkungen der Glieder

können entstehen; Verdauungs- und Atmungsbeschwerden, starke Speichelabsonderung und Herzklopfen stellen sich ein. Die Muskelkraft wird geschwächt, und die Anästhesie zeigt sich und wird eine totale, wenn sie es nicht schon vorher war. Diese Erscheinungen können etwa acht Tage vor dem eigentlichen Anfall auftreten; in den letzten Tagen kommen noch Schmerzen hinzu; „die hysterische Kugel" steigt vom Unterleib in den Hals empor und verursacht ein furchtbares Gefühl von Erstickung.

Dann fängt der Anfall selbst an. Es wird der Kranken schwarz vor den Augen, es saust vor den Ohren, das Bewußtsein ist umnachtet. Nach einigen heftigen Bewegungen wird der Körper in dieser oder jener merkwürdigen Stellung ganz steif (Fig. 63); nur ein einzelnes Glied, z. B. die Zunge oder ein Arm, führen ganz langsam regelmäßige Bewegungen aus. Diese verlieren sich jedoch auch und der Körper liegt nun vollständig steif und unbeweglich da. Dieser „tonische" Krampf wird bald von einem „klonischen" abgelöst: unter stoßartigen Bewegungen ziehen die Glieder sich zusammen und strecken sich wieder und zwar etwa zwei- bis dreimal in der Sekunde; Figur 64 deutet dieses durch punktierte Linien an. Dieser Zustand dauert höchstens fünf Minuten; dann erschlaffen alle Muskeln und der Körper liegt schlaff und unbeweglich da.

Fig. 63.

Fig. 64.

Fig. 65.

Nach einer Pause von einigen Minuten beginnt die zweite Periode des Anfalls, die man nach den sonderbaren Bewegungen, die ausgeführt werden, die Periode des „Klownismus" genannt hat. Der Körper nimmt die merkwürdigsten Stellungen ein, z. B. den Kreisbogen, der längere Zeit hindurch (drei bis zehn Minuten lang) innegehalten werden kann (Fig. 65). Dann folgen die großen Bewegungen, indem der Körper oder die Glieder 15 bis 20 mal heftig hin und her geworfen werden. Nicht selten treten dabei Störungen zu Tage,

die anscheinend gegen das Gesetz der Schwere streiten. Die Kranke scheint über dem Bette zu schweben, indem der Körper über dem Kopfe aufgerollt und dann in die Luft erhoben wird, nur vom Nacken und den Armen unterstützt. Dann fällt der Körper auf das Bett, worauf dasselbe Manöver 10 bis 20 mal wiederholt wird. Die verschiedenen Phasen der Bewegung sind in den Figuren 66—68 abgebildet. Oft enden die großen Bewegungen mit einem Schrei und einem wilden Kampfe gegen einen eingebildeten Gegner. Wenn man den Anfall während der zweiten Periode unterbricht, was sich bei einigen Individuen durch Druck auf bestimmte Stellen des Körpers erreichen läßt, so zeigt sich stets, daß die Kranken von bestimmten Halluzinationen beherrscht werden. Es scheint, daß die Bewegungen unter dem Einfluß dieser Halluzinationen ausgeführt werden: das Bewußtsein, das im Anfang des Anfalles aufgehoben war, ist also zu diesem Zeitpunkt teilweise wieder zurückgekehrt.

Fig. 66—68.

In der **dritten** Periode, die sehr häufig ohne Zwischenpause der zweiten folgt, verrät das Erwachen des Bewußtseins sich noch deutlicher. Die Patientin ist nachweislich eine Beute bestimmter Halluzinationen, sie lebt in einer eingebildeten Welt, spricht wenig oder gar nicht, nimmt eine Reihe von Stellungen ein, die in natürlichem Zusammenhang miteinander stehen und die Situation abspiegeln, welche die Kranke durchlebt. Man hat deshalb diese Periode des Anfalles „die plastischen Stellungen“ (attitudes passionelles) genannt. Diese Stellungen werden bei demselben Individuum gewöhnlich in derselben Reihenfolge wiederholt; die Worte, die sie begleiten, entsprechen genau der ganzen Haltung der Patientin und der dadurch markierten Situation. Bei einigen Individuen zeigt sich allerdings eine große Mannigfaltigkeit der Stellungen; letztere wechseln rasch ab und variieren in verschiedenen Anfällen auch etwas; bei anderen dagegen zeigen sich nur einzelne bestimmte Stellungen, die stets in derselben Weise wiederholt werden. Als allgemeine Regel gilt, daß diese Halluzinationen und die damit verbundenen Stellungen jedesmal der Ausdruck des Erlebnisses sind, welches das erste Mal den hysterischen Anfall hervorgerufen hat.

Eine dieser Kranken erhielt ihren ersten Anfall dadurch, daß sie von einem Räuber bis auf ihr Zimmer verfolgt wurde, wo er sie trotz ihrer Bitten und Drohungen auf den Fußboden warf, mißhandelte und vergewaltigte. Die ganze Begebenheit prägt sich nun in einer Reihe schnell wechselnder Stellungen aus; die Figuren 69—71 genügen, um eine Vorstellung von dem äußerst lebhaften Ausdruck, der alle diese „Attituden" charakterisiert, zu geben.

Fig. 69—71.

Mit der dritten Periode ist der Anfall eigentlich vorbei; häufig aber folgt noch eine vierte Periode, in welcher die Patientin langsam zum Bewußtsein kommt und sich allmählich ihrem normalen Zustande nähert. Die Kranke bewegt sich nur wenig, phantasiert dagegen anhaltend von den Begebenheiten früherer Tage und beklagt sich über ihr unglückliches Schicksal. Vielfach wird der Wortstrom von Halluzinationen, die den vor dem Anfall auftretenden ähnlich sind, unterbrochen: allerlei häßliche Tiere zeigen sich und flößen der Patientin großen Schrecken ein. Diese Gemütsbewegung zeigt sich oft deutlich in der Haltung und in dem Gesichtsausdruck der Patientin (vrgl. nebenstehende Figur 72). Während die drei ersten Perioden gewöhnlich $^1/_4$ bis $^1/_2$ Stunde anhalten, ist die letzte von ganz unbestimmter Dauer.

Fig. 72.

Ein vollständiger Anfall, wie er hier beschrieben ist, tritt selten

allein auf. Nach der vierten Periode, die in manchen Punkten dem Anfangsstadium gleicht, kommt gewöhnlich ein neuer Anfall; und so können 20 bis 30 Anfälle mit Zwischenräumen von wenigen Minuten einander folgen und eine ganze Serie ausmachen. Dann kommen wohl mehrere Tage der Ruhe, mitunter gehen die Serien aber auch in einander über, so daß die Anfälle unaufhörlich tagelang anhalten.

Der große hysterische Anfall weist manche Variationen auf; der vollständige, regelmäßige Verlauf, der hier geschildert ist, gehört zu den Ausnahmen. Eine oder mehrere von den Perioden können übersprungen oder abgekürzt werden; dafür treten dann die übrigen um so stärker hervor. Auf diese Weise können Formen mit einem charakteristischen Gepräge entstehen. Die meisten derselben sind ohne Interesse für uns. Einige haben aber doch in der Geschichte des Aberglaubens eine hervorragende Rolle gespielt und erfordern deshalb eine nähere Betrachtung, nämlich die „Ekstase“ und die „Besessenheit“. Damit aber die Bedeutung der „Besessenheit“ für den modernen Aberglauben, den Spiritismus, vollauf verständlich wird, müssen wir zuvor die eigentümliche Form, welche die Hypnose bei der typischen Hysterie annehmen kann, schildern.

Die Hysterohypnose.

Die Hysterohypnose oder die Hypnose bei den Hysterischen mit ausgeprägten Anästhesieen *unterscheidet sich in sehr wesentlichen Punkten von dem hypnotischen Zustand normaler Menschen.* Der *Somnambulismus, das hervortretendste Stadium der Hysterohypnose, ist sogar in psychologischer Beziehung ein vollständiger Gegensatz zu der tiefen Hypnose normaler Menschen.* Dieselbe führt, wie wir gesehen haben, bei letzteren eine Einengung des Bewußtseins mit sich, indem die Aufmerksamkeit immermehr auf bestimmte Vorstellungen konzentriert wird. Bei den Hysterischen dagegen ruft die Hypnose eine stetig zunehmende Erweiterung des Bewußtseins hervor, so daß die Kranken auf dem Stadium des Somnambulismus psychisch auf derselben Stufe mit einem normalen, wachen Menschen stehen.

Pierre Janet, dessen „l’automatisme psychologique“ viel Klarheit über den seelischen Zustand der Hysterischen sowohl unter normalen Verhältnissen als während der Hypnose gebracht hat, spricht sich unzweideutig über diese Frage aus. „Kann die Hypnose eine höhere Form des Bewußtseinslebens hervorrufen? Dies hängt, soweit ich sehen kann, von dem Zustande des Bewußtseins unter normalen Verhältnissen ab. Wenn man es mit Hysterischen zu thun hat, deren Wahrnehmung, Erinnerung und Denken eingeengt und in Vergleich mit dem Bewußtsein des normalen Menschen stark beschränkt ist, so wird jede Erregung des Nervensystems z. B. durch elektrische Ströme oder „magnetische“ Striche ihnen die Gaben, die sie verloren haben, wiedergeben und so eine Form von höherem Bewußtseinsleben hervorrufen. Aber dies gilt nur von hysterischen Individuen.

Diese höhere Existenzform aber, die man bei ihnen hervorruft, ist einfach ein normaler Zustand, in dem sie sich stets befinden würden, wenn sie nicht krank wären. Derselbe ist nicht höher als der des normalen Menschen, er ist identisch mit den Augenblicken einer mehr oder weniger vollkommenen Gesundheit, welche diese hysterischen Individuen erlebt haben.“ Dieser Ausspruch läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Man begreift hiernach, daß der Streit, der zwischen der Salpetrière, d. h. Charkot in Paris, und der Nancyer Schule, d. h. Bernheim, Liébault u. A. in Nancy, über die hypnotischen Zustände zu keinem Resultat führen konnte. Die erste Gruppe der Forscher, Charcot und seine Schüler, haben ausschließlich die Hypnose an den Hysteroepileptikern studiert. Die Nancyer aber haben vorwiegend normale Menschen und Hysterische mit wenig ausgeprägter Anästhesie in Behandlung gehabt. Wenn nun die Hypnose bei verschiedenen Individuen, je nach ihrem Gesundheitszustand, zu genau entgegengesetzten Resultaten führen kann, so ist es recht natürlich, daß die beiden streitenden Parteien sich nicht haben einigen können. Sie sind der Meinung gewesen, daß sie dieselben Phänomene untersuchten, während sie sich in Wirklichkeit mit ganz verschiedenartigen Zuständen beschäftigten. Erst Pierre Janet sprach in diesem Streite durch obiges Zitat das erlösende Wort. Indessen da auch er sich fast ausschließlich mit der großen Hysterie beschäftigt hat und daher die normale Hypnose nicht genügend kennt, so sieht er die Tragweite seiner eigenen Beobachtungen nicht vollständig klar. Wohl aber führen, wie wir im Folgenden nachweisen wollen, Janets Untersuchungen ganz einfach zu der Auffassung, daß die *Hysterohypnose der normalen Hypnose in ihren Wirkungen völlig entgegengesetzt ist.* Es wird sich dabei auch zeigen (was übrigens einige Anhänger der Salpetrière schon längst angedeutet haben), daß die *„große Hypnose“ eigentlich gar kein hypnotischer Zustand, sondern nur ein künstlich hervorgerufener hysterischer Anfall ist.* Um Verwechslungen zu vermeiden, wäre es deshalb sehr wünschenswert, wenn man für diesen Zustand einen anderen Namen fände; solange derselbe noch nicht vorhanden ist, müssen wir allerdings, um die Begriffe nicht zu verwirren, bei der nun allgemein üblichen Nomenklatur stehen bleiben.

Schon die Hypnotisierungsmittel zeigen deutlich den Gegensatz zwischen der großen und der kleinen Hypnose. Merkwürdigerweise benutzt man so gut wie gar nicht die Suggestion, um die Hypnose bei den doch äußerst suggestibeln Hysterischen hervorzurufen. Dagegen führt das Anstarren eines blanken Gegenstandes oder das Horchen auf das Ticken einer Uhr oder ein anderes eintöniges Geräusch oft in wenigen Sekunden den somnambulen Zustand herbei. Dieselbe Wirkung haben auch magnetische Striche. Noch besser wirkt bisweilen ein starker Lichtstrahl, der das Auge plötzlich trifft, oder ein Schlag auf ein Gonggong, ein schwacher elektrischer Strom durch den Körper oder ein Druck auf die Augenlider — lauter Mittel, die bei einem normalen Individuum die Hypnose ohne Suggestion nicht hervor-

rufen würden. Allerdings wenn das Individuum unter Anwendung der Suggestion und eines jener Mittel oft hypnotisiert worden wäre, also wüßte, daß man mit diesen Mitteln die Hypnose wieder hervorzurufen beabsichtigte, so würden dieselben vielleicht auch ohne Verbalsuggestion die Wirkung herbeiführen, sonst aber nicht. — Endlich findet man bei vielen Hysterischen „hypnogene Zonen", d. h. mehr oder weniger ausgedehnte Partieen der Haut, wo eine Berührung oder ein schwacher Druck genügt, um die Hypnose auszulösen.

Mit einem jener Mittel führt man nun das Individuum entweder in einen kataleptischen oder in einen lethargischen Zustand über, am häufigsten in den ersteren, wenn das angewandte Mittel nicht sehr stark gewirkt hat. Den lethargischen Zustand, der in der großen Hypnose oft auch beim Uebergange eines Stadiums in das andere auftritt, werden wir später berühren; hier betrachten wir zunächst die Katalepsie. Das Eigentümliche dieses Zustandes ist die vollständige Unfähigkeit des Individuums sich zu bewegen. Während ein normaler Mensch nicht imstande ist, sich mehrere Minuten lang absolut ruhig zu verhalten, ohne z. B. die Augenlider zu bewegen oder durch eine kleine Zuckung das wache Bewußtsein zu verraten, so sieht man die Kataleptischen die Stellung, in der sie sich bei Beginn der Katalepsie befanden, unverrückt innehalten. Die weit geöffneten Augen sind unverändert auf einen Punkt gerichtet, die Augenlider blinzeln nicht, man nimmt überhaupt keine andere Bewegungen bei ihnen wahr als Atmung und Pulsschlag. Wenn dieser Zustand von selbst eintritt, was bisweilen geschieht, so kann er sehr lange, ja selbst Tage hindurch, anhalten, vorausgesetzt daß man alle äußeren Reize fernhält; wenn die Katalepsie dagegen künstlich hervorgerufen ist, dauert sie selten länger als eine viertel oder halbe Stunde und geht zuletzt von selbst in den Somnambulismus über.

Bei dem Kataleptischen sind alle Muskeln vollständig weich, wachsartig beweglich. Man kann die Glieder und den Körper mit Leichtigkeit bewegen, und in die sonderbarsten Stellungen bringen, oder man kann das Gesicht formen und demselben einen ganz unnatürlichen Ausdruck geben: die Stellungen und der Ausdruck werden unverändert festgehalten. Der Arm, der in die Luft ausgestreckt wird, fällt nicht hinab, er bleibt selbst lange Zeit hindurch stehen und sinkt schließlich langsam ohne Erschütterung und ohne Zeichen von Müdigkeit hinab. Selbst die Muskeln des Unterleibes behalten bisweilen die Eindrücke bei, die man ihnen mit dem Finger giebt. Ebenso kann man das Individuum regelmäßige Bewegungen ausführen lassen. Bringt man z. B. einen Arm in eine schaukelnde oder rotierende Bewegung, so wird diese fortgesetzt. Von selbst kann das Individuum nichts ausführen, kann keine Bewegung willkürlich vollziehen, ebensowenig aber auch eine von außen her hervorgerufene Bewegung aufhalten; es ist wie ein Automat. Bewußtlos ist der Kataleptische aber darum doch nicht; wahrscheinlich ist die Aufmerksamkeit so stark konzentriert, daß das Bewußtsein nur Raum für eine einzelne Vorstellung aufs

Mal hat. Dies sieht man am besten daran, daß man die Veränderung einer Stellung oder einer Bewegung nicht nur durch äußere Mittel, sondern auch dadurch herbeiführen kann, daß man im Bewußtsein des Individuums die Vorstellung von einer solchen Veränderung weckt. Stelle ich mich z. B. vor einen Kataleptischen, so daß er mich sehen muß, und nehme dann eine bestimmte Stellung ein oder führe irgend eine Bewegung aus, so wird diese von ihm nachgeahmt. Die Vorstellung von der Bewegung löst also direkt die entsprechende Bewegung aus; ein Widerstand oder ein Hindernis kommt seitens des Individuums nicht vor. Wie wenig Raum das Bewußtsein für andere Vorstellungen als die unmittelbar eingegebenen hat, zeigt sich namentlich, wenn man zu einem Kataleptischen redet; die Worte werden gar nicht verstanden; giebt man ihm einen Befehl, so wird er nicht befolgt; entweder bleibt der Kranke ganz indifferent oder er wiederholt automatisch die Worte. Die Lautvorstellungen rufen also in diesem Falle nur die damit assoziierten Sprechbewegungen hervor, weiter aber auch nichts (Echolalie).

Dieser Zustand von Monoideismus, wo nur eine einzelne Vorstellung zur Zeit im Bewußtsein Platz hat, dauert jedoch nicht lange. Bald erweitert sich das Bewußtsein so, daß eine Vorstellung, die dem Individuum eingegeben wird, andere auslöst. So entstehen Gefühlszustände, die sich in bestimmten körperlichen Stellungen ausprägen. Ballt man z. B. die eine Hand des Kataleptischen, so ballt die andere sich von selbst, der Arm wird vor die Brust erhoben wie zum Angriff, der Körper beugt sich vornüber, der Gesichtsausdruck verändert sich, die zusammengekniffenen Lippen und die erweiterten Nasenlöcher verraten den Zorn. Legt man nun aber die eine Hand flach ausgestreckt auf die Lippen, so nimmt die andere dieselbe Stellung ein und scheint Küsse zu verteilen; das Gesicht nimmt einen milden Ausdruck an, anstatt Raserei zeigt sich ein freundliches Lächeln. Auf solche Weise kann man die Stellungen fortwährend verändern, indem jede Andeutung eines bestimmten Affektes sofort durch alle die Ausdrucksbewegungen, die für die besondere Gemütsstimmung charakteristisch sind, vervollständigt wird.

Wir haben also bis jetzt gesehen, daß der Kataleptische nichts von selbst vollbringt; jede Stellung muß ihm von außen eingegeben werden und ruft nur die verschiedenen Veränderungen hervor, die ein natürlicher Ausdruck für den suggerierten Affekt sind. Erweitert sich aber das Bewußtsein allmählich, so wird das Individuum bei der suggerierten Vorstellung nicht stehen bleiben, sondern in Uebereinstimmung mit derselben auch handeln.

Janet giebt eine sehr interessante Schilderung einer solchen Episode. „Ich falte Leonies Hände, und sofort nimmt das Gesicht einen Ausdruck der Verzückung an. Ich lasse sie in dieser Stellung, weil ich zu sehen wünsche, wie lange dieser Ausdruck anhält. Ich sehe sie vom Stuhle sich erheben und einige Schritte sehr langsam vorwärts gehen. Dann beugt sie die Kniee, alles sehr langsam; sie kniet nieder und neigt sich vornüber, sie legt den Kopf auf die Seite und blickt mit einem merkwürdigen ekstatischen Ausdruck gen Himmel. Wird sie nun, da die Stellung vollendet ist, die kataleptische Unbeweg-

lichkeit beibehalten? Nein, ohne daß ich sie angerührt habe, beugt sie den Kopf noch tiefer und hält die gefalteten Hände vor den Mund, sie geht fünf bis sechs Schritt noch langsamer vorwärts. Dann verneigt sie sich sehr tief, kniet noch einmal nieder, hebt den Kopf ein wenig mit halbgeschlossenen Augen und öffnet die Lippen. Nun versteht man die Situation — sie empfängt das heilige Sakrament. Dann kehrt sie in ihre frühere Stellung zurück, und die Scene, die ungefähr 1/4 Stunde gedauert hat, wird nun durch das Aufhören der Katalepsie unterbrochen."

Es ist indes sehr selten, daß der Kataleptische solche komplizierte Handlungen, wie die hier beschriebenen, ausführt. Der Grund hierzu liegt nahe. Er vollzieht ja nur solche Bewegungen, die mit dem bestimmten Gefühl, das man ihm suggeriert hat, ganz natürlich assoziiert sind; von selbst kann er ja nichts hinzufügen. Nun giebt es aber nur wenige Gefühle, die mit einer so bestimmt abgegrenzten Gruppe von Bewegungen und Handlungen verbunden sind, und deshalb sind es im allgemeinen auch nur wenige Scenen, zu deren Darstellung man den Kataleptischen auf diese Weise veranlassen kann. Es bedarf auch wohl kaum der Bemerkung, daß man keineswegs alle Kataleptische dazu bringt, solche Scenen aufzuführen. Die Bedingung dazu ist ja einfach die, daß ein bestimmtes Gefühl bei dem Individuum geweckt wird; kann dieses Gefühl nicht hervorgerufen werden, so findet eine derartige Scene auch nicht statt. Wenn Janet daher die Hände bei einer anderen seiner Versuchspersonen, die sehr irreligiös war, faltete, so verharrte sie in der Stellung, ohne Tendenz etwas Weiteres vorzunehmen. Die genannte Stellung der Hände war bei ihr nicht mit einem ausgeprägten Gefühlszustande assoziiert; infolgedessen knüpften sich keine weiteren Bewegungen an dieselbe.

Wird der Kataleptische sich selbst überlassen, dann geht das Individuum in einen anderen hypnotischen Zustand, den Somnambulismus, über, der sich aber auch direkt durch irgend ein hypnotisierendes Mittel hervorrufen läßt. Als Kennzeichen dieses Zustandes haben Charcot und seine Schüler ein eigentümliches Verhalten der Muskeln und Nerven angegeben, die sogenannte „sensomuskuläre Hyperexcitabilität". Hierauf näher einzugehen ist überflüssig, da die Untersuchung einer größeren Anzahl von Individuen in neuerer Zeit gezeigt hat, daß dieselbe nur äußerst selten vorkommt. Janet hat sie nur bei zweien unter zwölf Versuchspersonen konstatieren können; sie ist demnach kein charakteristisches Symptom. Das einzige sichere Zeichen vom Somnambulismus ist ausschließlich der seelische Zustand des Individuums. Besonders das Gedächtnis ist offenbaren Veränderungen unterworfen. Im Somnambulismus erinnert das Individuum nicht nur alles, was es im wachen Zustande erlebt hat, sondern auch das, was in früheren Somnambulismen sich ereignet hat. Ist das Individuum dagegen aus seinem somnambulen Zustand erwacht, wird im allgemeinen alles, was sich während desselben ereignet hat, vergessen. Das Gedächtnis ist in dem somnambulen Zustande also weiter als unter normalen Verhältnissen. Das beruht einfach darauf, daß der Somnambule einige seiner Sinne wiedergewinnt und damit auch die

Erinnerung an alle die Vorstellungen, die dem wiedergewonnenen Sinnesgebiete angehören. Der Somnambule ist also, wie schon früher (S. 519) erwähnt, eine vollkommenere Persönlichkeit als der wache Hysterische; der Umfang des Bewußtseins ist erweitert. Dies kann offenbar zu recht merkwürdigen Resultaten führen. Wenn dem Hysterischen nämlich im normalen Zustande mehrere Sinne fehlen, so muß die Möglichkeit vorhanden sein, daß diese Sinne, einer nach dem anderen, im Somnambulismus geweckt werden können. Es müssen also mehrere somnambule Zustände entstehen, in die dasselbe Individuum nach und nach eintreten kann, und die durch einen stets wachsenden Umfang des Bewußtseins charakterisiert sind, bis das Individuum in dem tiefsten Somnambulismus alle seine Sinne wiederbekommen hat und damit auf gleicher Stufe mit einem normalen, gesunden Menschen steht. Die Erfahrung lehrt nun, daß dieses merkwürdige Verhältnis wirklich stattfindet. Man hat bei verschiedenen Hysterischen zwei, drei, ja sogar vier verschiedene somnambule Stadien, jedes mit seinem besonderen Gedächtnis, nachweisen können. Als allgemeines Gesetz gilt hier, daß der Somnambule auf dem höheren Stadium das, was er früher nicht alleine während dieses Stadiums, sondern auch auf den niedrigeren erlebt hat, erinnert. Dagegen wird nichts von dem erinnert, was einem der höheren Stadien angehört. Dies ist ganz natürlich; denn jedes höhere Stadium ist ja dadurch charakterisiert, daß ein neues Sinnesgebiet mit allen dazu gehörenden Erinnerungsbildern erschlossen wird, gleichzeitig aber die schon erwachten Sinne beibleiben zu funktionieren. Deshalb wird das Gedächtnis immer umfassender, wenn das Individuum in ein höheres Stadium eintritt, während es umgekehrt wiederum eingeengt wird, wenn der Kranke in ein niedrigeres Stadium, in dem einer oder mehrere Sinne außer Thätigkeit gesetzt werden, zurückkehrt. Da aber jeder durchgreifende Wechsel des Gedächtnisses zugleich wesentliche Aenderungen in der ganzen Art und Weise des Menschen zu denken und zu handeln verursacht, so ist das Individuum auch in jedem dieser somnambulen Stadien eine neue Persönlichkeit. Um diese Persönlichkeiten, die sich so bei einem und demselben Individuum zeigen, auseinanderhalten zu können, hat man sie geradezu numeriert. Mit I bezeichnet man das hysterische Individuum mit seinem gewöhnlichen, mehr oder weniger eingeengten Bewußtsein, mit II die Persönlichkeit, die sich auf dem ersten somnambulen Stadium zeigt, und so weiter.

Ich kann dieses merkwürdige Verhältnis am besten durch ein bestimmtes Beispiel von Janet illustrieren: „Ich hatte angefangen, Lucie in gewöhnlicher Weise zum Schlafen zu bringen, und bei Lucie II alle Gedächtnisphänomene, die den Somnambulen eigen sind, konstatiert. Da sich nun eines Tages eine bestimmte Suggestion nicht realisieren wollte, so versuchte ich Lucie tiefer in den Schlaf zu bringen in der Hoffnung, so ihre Suggestibilität zu steigern. Ich begann Striche über Lucie II zu machen, als ob sie noch nicht somnambul sei. Ihre Augen schlossen sich, sie legte sich zurück und schien tiefer einzuschlafen. Die vorhandenen Kontrakturen verschwanden, alle Muskeln wurden schlaff wie in der Lethargie, aber die Neigung der Muskeln, sich bei einer Berührung zusammenzu-

ziehen, wie es sonst für die Lethargie angegeben wird, stellte sich nicht ein*). Es war eine Art hypnotische Ohnmacht, die bei vielen Individuen eine unvermeidliche Uebergangsperiode zwischen den verschiedenen hypnotischen Stadien ist. Nach halbstündigem Schlafe kam Lucie wieder zu sich; die Augen waren anfangs geschlossen, öffneten sich jedoch auf meine Aufforderung hin, und nun fing sie an zu reden. Die Persönlichkeit, die ich jetzt vor mir hatte, Lucie III, wies eine Reihe eigentümlicher Phänomene auf. Reden wir vorläufig nur von ihrem Gedächtnis. Lucie III erinnerte sehr gut ihr ganzes normales Leben, sie erinnerte ferner ebenfalls ihre früheren hypnotischen Somnambulismen und alles, worüber Lucie II auch Bescheid wußte. Aber außerdem konnte sie von allen Einzelheiten ihrer hysterischen Anfälle erzählen, von ihrem Schrecken vor Männern, die sie während ihrer Anfälle hinter Gardinen verborgen sah; ferner erinnerte sie ihr natürliches Nachtwandeln, ihre nächtlichen Träume — lauter Dinge, über die weder Lucie I noch Lucie II jemals hatten Rechenschaft ablegen können. Es war sehr schwierig, sie aus diesem Zustande wieder herauszubringen; sie mußte erst durch die schon erwähnte hypnotische Ohnmacht. Sie befand sich dann in dem gewöhnlichem Somnambulismus, aber Lucie II hatte keine Vorstellung davon, was im Augenblicke vorher mit Lucie III geschehen war. Sie behauptete, fest geschlafen und nichts gesprochen zu haben. Als ich später die Persönlichkeit Lucie III wieder hervorrief, erinnerte sie alles, was das erste Mal vorgefallen war."

Die Erklärung dieser merkwürdigen Gedächtnisphänomene fand Janet bei der Untersuchung der Sinne in den verschiedenen Stadien. In ihrem gewöhnlichen Zustande bietet Lucie den rein visuellen Typus dar, d. h. all ihr Denken und Handeln erfolgt nur mit Hilfe von Gesichtsbildern. Es kann nicht gut anders sein, da das Gesicht ungefähr der einzige Sinn ist, den sie zu ihrer Verfügung hat. Sie ist ganz anästhetisch über den ganzen Körper; auch fehlt ihr vollständig der Muskelsinn; sobald sie ihre Glieder nicht sehen kann, weiß sie nicht, wo sie dieselben hat. Bindet man z. B. ihre Hände auf dem Rücken zusammen, so merkt sie das nicht. Sie ist außerdem so gut wie vollständig taub; sie kann das Ticken einer Uhr nicht hören, selbst dann nicht, wenn diese auf ihr Ohr gelegt wird. Ihr Sehvermögen ist sehr herabgesetzt und das Gesichtsfeld äußerst klein; und doch das ist noch der beste Sinn, den sie besitzt, und deshalb bedient sie sich desselben beständig. Mit Hilfe des Gesichtes kann sie ihre Glieder bewegen, kann sie gehen und arbeiten; hält man ihr die Augen zu — was sie übrigens in Wut bringt —, so verliert sie das, was sie in den Händen hat, wankt und fällt. Schließt man ihr die Augen, so kann sie nicht mehr reden, sie fällt in Schlaf. Die einzigen Vorstellungen, die zu ihrer Verfügung stehen, sind also die Gesichtsbilder.

Wir können nun, um einen deutlichen Unterschied zu sehen, das zweite Stadium überspringen und Lucie III untersuchen. Die Sinne, die sie im wachen Zustande gehabt hat, sind nicht verloren, sie sind im Gegenteil geschärft.

*) Die neuro-muskuläre Hyperexcitabilität, die Charcot als Kennzeichen für die Lethargie aufgestellt hat, ist nach Janets Beobachtungen ein sehr seltenes Phänomen. Sie kann vorkommen, aber nur ausnahmsweise, und ist demnach als Kennzeichen eines bestimmten Zustandes ganz unbrauchbar. Anm. des Verf.

Außerdem hat sie den Tast- und Muskelsinn wiedergewonnen. Sie weiß sehr gut, wo sie ihre Glieder hat, sie kann gehen und schreiben, ohne den Bewegungen mit den Augen folgen zu müssen. Sie benützt deshalb das Gesicht auch nicht so viel mehr als früher, es erregt sie nicht, wenn man ihr die Augen zuhält. Wie ein normaler Mensch handelt sie jetzt offenbar mit Hilfe von Bewegungsvorstellungen. Sie muß folglich das ganze Erinnerungsgebiet wiedergenommen haben; es liegen denn auch genügende Beweise dafür vor, daß das wirklich der Fall ist; es geht deutlich aus der Erweiterung, die ihr Gedächtnis gleichzeitig aufweist, hervor, daß die Sinne wiedergewonnen sind. Bis zum neunten Jahre war sie gesund, besaß alle ihre Sinne wie jedes normale Kind. Zu dieser Zeit erhielt sie ihren ersten nervösen Anfall infolge eines heftigen Schreckens, als einige Männer, die hinter einer Gardine verborgen waren, plötzlich auf sie lossprangen. Diese Begebenheit bildet den Hauptinhalt aller hysterischen Anfälle. Von allem diesem, von ihrer Kindheit, dem Schrecken und den hysterischen Anfällen hat die total anästhetische Lucie I nicht die geringste Erinnerung. Lucie III erinnert dagegen ihre Kindheit und die hysterischen Krisen der folgenden Jahre ganz genau. Es ist auch nicht schwer, sich dies zu erklären. Wenn ein Sinn bei den Hysterischen fortfällt, so liegt das, wie wir wissen, nicht an einer Zerstörung des organischen Apparates, sondern an einem zeitweiligen Mangel an Arbeitsfähigkeit in den zugehörigen Gehirnzentren. Damit fallen alle Erinnerungsbilder des betreffenden Sinnesgebietes fort, und natürlich sind dann auch die Ereignisse, in denen jene Erinnerungsbilder gerade eine wesentliche Rolle gespielt haben, gleichfalls vergessen. Wenn aber diese bestimmte Partie des Gehirns infolge eines besonderen Zustandes wieder arbeitsfähig wird, so tauchen damit auch alle Erinnerungen wieder auf. Deshalb kann Lucie I, der der Tast- und Muskelsinn fehlt, nicht ihre Kindheit und ihre hysterischen Krisen, in denen diese Sinne wirksam gewesen sind, erinnern; Lucie III dagegen gewinnt zugleich mit den Sinnen auch die Erinnerung wieder.

Ganz ähnliche Zustände wie bei Lucie hat Janet bei mehreren anderen Versuchspersonen konstatiert. Häufig ist die Sache jedoch viel verwickelter; so hat er bei Rose vier verschiedene somnambule Stadien gefunden, jedes mit seinem eigentümlichen Gedächtnis; daraus folgt also, daß dieses Individuum nicht weniger als fünf verschiedene Persönlichkeiten aufweisen kann. Es führt uns jedoch zu weit, näher auf alle diese Fälle einzugehen; das angeführte Beispiel möge genügen.

Indessen wollen wir noch eine Eigentümlichkeit bei diesen somnambulen Zuständen besprechen, da dieselbe die Richtigkeit der ganzen Auffassung bestätigt. Wir wissen, daß die Hysterischen im normalen Zustande äußerst suggestibel sind, weil ihr Bewußtsein so stark eingeengt ist. Diese Suggestibilität besteht noch zum Teil in dem ersten Somnambulismus, wo das Bewußtsein sich zwar schon erweitert hat, insofern neue Sinnes- und Gedächtnis-

gebiete aufgeschlossen sind, aber im Vergleich mit dem eines normalen Menschen doch noch immer eingeengt ist. Auf dieser Stufe verhält der Somnambule sich ganz wie ein normaler Mensch im hypnotischen Zustande, wo ja verschiedene Sinne einschlafen, also außer Thätigkeit gesetzt werden. Hier kann man demnach Halluzinationen, Bewegungsstörungen, zusammengesetzte Handlungen und Wechsel der Persönlichkeit suggerieren ähnlich wie in der normalen Hypnose. Aber im letzten somnambulen Stadium, wo das Individuum alle Sinnes- und Gedächtnisgebiete wiedergewonnen hat und einem normalen, gesunden Menschen gleichsteht, muß die Suggestibilität stark herabgesetzt sein, weil sie immer mehr abnimmt, je mehr das Bewußtsein sich entwickelt und erweitert. Dies ist nun wirklich auch der Fall. Janet versuchte mit Lucie III, als er sie zum erstenmal in diesen Zustand brachte, die gewöhnlichen Suggestionsexperimente. Aber Lucie schien nur überrascht, rührte sich nicht und sagte zuletzt: „Glauben Sie wirklich, daß ich so dumm bin, mir einbilden zu lassen, daß ich einen Vogel in meinem Zimmer sehe und danach jagen werde?“ Kurz vorher, im ersten Somnambulismus, hatte sie dies gethan, aber jetzt war die Suggestibilität spurlos verschwunden. Dasselbe, wenn auch weniger ausgeprägt, war mit Janets anderen Versuchspersonen der Fall: in dem tiefsten Somnambulismus war die Suggestibilität stark vermindert, jedenfalls nicht größer als bei den meisten normalen Menschen. Hieraus ersieht man also deutlich, daß die verschiedenen Stadien des Somnambulismus durch eine stetig zunehmende Erweiterung des Bewußtseins charakterisiert sind.

Vergleicht man nun die Phänomene, die sich in der Hysterohypnose zeigen, mit den früher beschriebenen großen hysterischen Anfällen, so fällt die große Aehnlichkeit zwischen beiden sofort auf. Wenn der Kataleptische alle Handlungen ausführt, die mit einem bestimmten, ihm suggerierten Gefühl in Verbindung stehen, so erinnert dies sehr an die dritte Periode des großen hysterischen Anfalls, wo das Individuum ebenfalls unter dem Eindruck eines bestimmten Gefühls handelt. Ebenso gleicht der Grad des Somnambulismus, wo das Individuum das volle Gedächtnis wiedergewinnt, der vierten Periode des Anfalls, in dem der Hysterische ausführlich von den Ereignissen früherer Zeiten redet. Diese Aehnlichkeit ist nun keineswegs zufällig oder etwa nur darin begründet, daß gewisse unwesentliche Punkte beiden Zuständen gemeinschaftlich sind. Janet weist nach, daß die Uebereinstimmung eine vollständige ist, wie schon Pitres es vor etwa zehn Jahren aussprach. Die Hysterie und Hysterohypnose sind nicht, wie die Salpetrière es früher behauptet hat, zwei Zweige desselben Stammes; sondern es sind identische Zustände; die Hysterohypnose ist ein künstlich hervorgerufener hysterischer Anfall, der sich nur dadurch von dem natürlichen unterscheidet, daß er eben künstlich von einer bestimmten Person, dem Hypnotiseur, hervorgerufen wird, dem gegenüber der Hysterische seine Suggestibilität bewahrt. In dem natür-

lichen Anfall fehlt der Hypnotiseur; deshalb bewegt das Individuum sich hier nur innerhalb der Grenzen, die durch sein eigenes Bewußtsein gezogen sind. Die mächtigen Affekte vergangener Tage und andere Erinnerungen brechen hervor und geben die Veranlassung zu den eigentümlichen Scenen, welche den großen hysterischen Anfall charakterisieren. In der Hysterohypnose wird die Suggestibilität dem Hypnotiseur gegenüber bewahrt; dieser leitet darum auch den Verlauf des Anfalls; die Gefühle und Vorstellungen, die er suggeriert, beherrschen die Situation. Dasselbe gilt bis zu einem gewissen Grade auch von dem natürlichen Anfall. Es ist demjenigen, der eine Hysterische oft hypnotisiert hat, nicht schwer, in der dritten und vierten Periode des großen hysterischen Anfalls sich mit dem Individuum in Rapport zu setzen, und nun kann der Hypnotiseur den weiteren Verlauf des Anfalls leiten, ganz so, als wenn letzterer von vorneherein künstlich hervorgerufen worden wäre. So kann man die Schrecken erregenden Halluzinationen bannen, indem man dem Individuum erfreulichere Bilder vorsuggeriert.

Wenn die Hysterohypnose so nur ein künstlich hervorgerufener hysterischer Anfall ist, so muß man auch unter günstigen Umständen einen ähnlichen Wechsel der Persönlichkeit bei dem natürlichen Anfall nachweisen können, wie er im Somnambulismus auftritt. Schon das ganze Benehmen des Individuums während der vierten Periode des großen hysterischen Anfalls, das stete Reden von den früheren Begebenheiten weisen auf einen solchen Wechsel der Persönlichkeit hin. Derselbe ist im allgemeinen schwer zu konstatieren, wenn es nicht gerade gelingt, sich mit dem Individuum in Rapport zu setzen. Indes kann dieser Zustand doch in gewissen Fällen so lange anhalten und so augenscheinlich sein, daß der Wechsel, der im ganzen Charakter und Benehmen des Individuums sich zeigt, selbst der Umgebung auffällt. Das Individuum kann wochen-, ja monatelang in einem somnambulen Zustande umhergehen und kehrt dann bei irgend einer Gelegenheit wieder in den normalen Zustand zurück. Ein solcher Mensch weist dann vollständig ein doppeltes Bewußtsein auf. Man nennt den normalen Zustand gewöhnlich den primären, den somnambulen den sekundären. Einer der am besten beobachteten Fälle dieser Art ist die von Azam beschriebene Felida X.

Ich will ihre Geschichte in kurzen Zügen erzählen, um zu zeigen, wie vollständig die Uebereinstimmung zwischen diesem Phänomen und dem früher besprochenen hypnotischen Somnambulismus ist. Felida war von gesunden Eltern geboren. Als sie 13 Jahre alt war, zeigten sich verschiedene hysterische Symptome bei ihr; anderthalb Jahre später begannen dann ihre Anfälle von hysterischem Somnambulismus. Sie fühlte Schmerzen in den Schläfen, verfiel in einen lethargischen Zustand — Janets hypnotische Ohnmacht — und erwachte 10 Minuten später im sekundären Zustande. Dieser dauerte ein bis zwei Stunden; sodann kehrte sie nach einer neuen hypnotischen Ohnmacht in den primären Zustand wieder zurück. Im Lauf der Zeit wurden diese Anfälle seltener, aber dafür dauerte der sekundäre Zustand um so länger. Als sie 32 Jahre alt war, hielt letzterer etwa drei Monate an, und wurde vom primären, normalen oft nur für einige Stunden unterbrochen.

Ihr Gedächtnis wies alle Eigentümlichkeiten auf, die wir oben als charakteristisch für den hypnotischen Somnambulismus kennen gelernt haben. In dem sekundären oder somnambulen Zustande erinnerte sie alles, sowohl das, was im normalen Zustande, als das, was während der somnambulen Anfälle passiert war. Im primären oder normalen Zustande dagegen erinnerte sie nicht, was sie während des Somnambulismus gethan hatte. Deshalb waren die kurzen Anfälle des natürlichen Zustandes ihr in den späteren Jahren sehr unangenehm, weil sie während derselben die Erinnerung für alles, was sie in den Monaten ihres zweiten Zustandes sich vorgenommen hatte, verlor. Ihr sekundärer oder somnambuler Zustand war für sie wirklich eine höhere Daseinsform. Dieses zeigte sich auch in ihrem Charakter. Im normalen Zustande war sie melancholisch und verschlossen, sprach sehr wenig, klagte aber beständig über Schmerzen, beschäftigte sich überhaupt viel mit sich selber und ihrem Zustande und interessierte sich nicht sehr für ihre Umgebung. Während des Somnambulismus aber war sie munter und sorglos, fast übermütig, wenig arbeitsfähig und mehr von ihrer Toilette eingenommen, aber auch liebreicher und zärtlicher ihren Kindern und Verwandten gegenüber. Es waren also wirklich zwei ganz verschiedene Persönlichkeiten in demselben Individuum.

Also ebenso wie man in dem hypnotischen Somnambulismus nicht nur eine, sondern mehrere verschiedene Persönlichkeiten nacheinander bei demselben Individuum hervorrufen kann, so kommt dieses auch in dem hysterischen Somnambulismus vor. Man hat wenigstens *ein* gutes Beispiel für eine solche doppelte oder mehrfache Persönlichkeit; wir gehen aber nicht näher darauf ein, da es hier ohne Bedeutung für uns ist. Im allgemeinen treten diese natürlichen Anfälle eines sekundären Zustandes ganz plötzlich ohne besondere Veranlassung auf, ganz gegen den Wunsch des Individuums; aber sie können in anderen Fällen auch jeden Augenblick vom Individuum selbst durch eine Art Autohypnose hervorgerufen werden. Beispiele hiervon werden wir im Folgenden bei der Besprechung der Besessenheit und des hysterischen Trancezustandes anführen.

Die Ekstase und die Besessenheit.

Der große hysterische Anfall kann, wie früher erwähnt, viele verschiedene Formen annehmen, indem ein oder mehrere Stadien übersprungen werden; infolgedessen geben die anderen Stadien dem Anfall ein eigentliches Gepräge. Diese besonderen Formen haben für den Aberglauben eine gewisse Bedeutung gehabt, indem sie je nach dem Charakter des Anfalls als ein besonderes Werk Gottes oder des Teufels angesehen wurden. Namentlich zwei Formen, die Ekstase und die Besessenheit, kommen hier in Betracht. In der Ekstase herrscht die dritte Periode des Anfalls, die der plastischen Stellungen, vor; in der Besessenheit aber giebt die zweite Periode, die der Kontorsionen und der großen Bewegungen, in Verbindung mit gewissen Abschnitten der folgenden Perioden dem Anfalle das Gepräge. Uebrigens können die Phänomene sehr variieren, da die Stellungen, Bewegungen und Halluzinationen durch den eigenen Bewußtseinsinhalt des Individuums bestimmt sind, d. h. durch die Gefühle, welche die Hysterie hervorgerufen

haben oder die Hauptrolle im Zustande der Hysterischen spielen. Man sieht deshalb auch, daß diese Phänomene bei jedem einzelnen Individuum verschieden sind, und daß sie mit der Zeit sich ändern. In früheren Zeiten, wo die religiösen Gefühle mehr vorherrschten, scheinen die Ekstasen wesentlich durch dieselben bestimmt worden zu sein; heutzutage sieht man ab und zu auch erotische Ekstasen. Andererseits wurde die Besessenheit in früheren Zeiten überwiegend als eine Besessenheit des Teufels oder der Dämonen aufgefaßt, verbunden mit mächtigen Bewegungen, Geschrei und Halluzinationen; diese sind jetzt, wo der Glaube an einen persönlichen Teufel mehr geschwunden ist, seltener. Teils aus diesem Grunde, teils aber auch, weil die hysterischen Anfälle nur ausnahmsweise eine solche Höhe erreichen wie früher, sieht man bei den Besessenen in unserer Zeit, den hysterischen Trancemedien, höchst selten die großen Bewegungen; es herrscht hauptsächlich das somnambule Stadium vor. Das Medium wähnt sich von einem mehr oder weniger vollkommenen Geiste besessen und spricht und handelt in dessen Namen. Wir wollen jetzt in kurzen Zügen jeden dieser Zustände für sich betrachten.

Die Ekstase. Unter Richers mannigfachen Beschreibungen derselben wähle ich eine heraus, die besonders reich an Abwechslungen ist.

„G. setzt sich. Bisweilen behält der Kopf eine fast natürliche Stellung, die Augen sind ein wenig nach oben gerichtet; die gefalteten Hände ruhen auf dem Bette — es ist die Stellung des Gebets. In anderen Fällen ist ihre Stellung diejenige, welche man den Illuminaten, St. Therese und anderen, beigelegt hat. Dieses Mal ist der Kopf zurückgeworfen, der Blick gen Himmel gerichtet; das Gesicht, welches das Gepräge einer unendlichen Milde hat, drückt eine ideale Zufriedenheit aus. Der Hals ist aufgedunsen, der Atem scheint zu stocken; der ganze Körper ist vollständig unbeweglich. Die gefalteten Hände, die auf dem obersten Teil der Brust ruhen, vervollständigen die Aehnlichkeit mit den Bildern von Heiligen, welche die Kunst uns überliefert hat. Welche Stellung die Kranke übrigens auch einnimmt: sie behält dieselbe während zehn bis zwanzig Minuten oder noch länger bei. Gegen Schluß sieht man dann meistens dieselben Verzerrungen des Gesichtes, dieselben Veränderungen im Ausdrucke, die ihren gewöhnlichen Anfall abschließen. Das sind die erotischen Delirien, welche den Kontrast zu der eben geschilderten Stellung nur um so greller machen. Der Beobachter, der an solche Scenen nicht gewöhnt ist, steht diesen sinnlichen Gesichtsausdrücken, diesen Aeußerungen der gewaltigsten Begierde, sprachlos gegenüber."

Hier wechseln also die Scenen in bunter Mannigfaltigkeit, entsprechend den Gefühlen, die bei der Patientin jeweilig dominieren. Wo aber nur ein alles überwiegendes Gefühl, z. B. das religiöse, sich geltend macht, hält der ganze ekstatische Anfall sich natürlich innerhalb dieses Rahmens. Das war bei den verschiedenen religiösen Ekstatikern, von denen die Geschichte zu berichten weiß, der Fall. Dasselbe Phänomen hat man noch in unseren Tagen bei der belgischen Heiligen, Louise Lateau, beobachtet. Sie hatte sich so in Jesu Leidensgeschichte vertieft, daß sie Stigmata, d. h. Blutergüsse an den Stellen des Körpers, an denen Jesus

verwundet worden war, bekam. In ihren Ekstasen, die regelmäßig Freitags eintraten, führte sie die ganze Kreuzigung Christi dem Beobachter vor Augen. Ein Augenzeuge hat diese Anfälle folgendermaßen beschrieben:

„Plötzlich hört sie auf zu reden; die Augen werden starr und unbeweglich, und während mehrerer Stunden nimmt sie unverändert eine und dieselbe Stellung ein, als ob sie in die tiefste Kontemplation versunken sei. Ungefähr um 2 Uhr beugt die Ekstatische sich vornüber; sie erhebt sich mit einer gewissen Langsamkeit und fällt dann plötzlich mit dem Gesicht auf die Erde. Sie liegt jetzt der Länge nach auf dem Fußboden, auf der Brust ruhend, mit dem Kopfe auf dem linken Arm; die Augen sind geschlossen, der Mund ist halb geöffnet, die Beine in gerader Linie ausgestreckt. Ungefähr um drei Uhr macht sie eine gewaltsame Bewegung; die Arme strecken sich wagerecht wie an einem Kreuze aus, die Füße werden übers Kreuz geschlagen, indem der rechte Fußrücken auf der linken Fußsohle ruht. In dieser Stellung verharrt sie bis etwa 5 Uhr. Die Ekstase schließt dann mit einer fürchterlichen Scene. Die Arme fallen am Körper hinab, der Kopf senkt sich auf die Brust, die Augen schließen sich. Das Gesicht wird totenbleich und bedeckt sich mit kaltem Schweiß; die Hände sind eiskalt, der Puls kaum fühlbar, sie röchelt. Dieser Zustand dauert 10 bis 15 Minuten, dann kehrt die Wärme zurück, der Puls schlägt stärker, die Wangen erhalten ihre Farbe wieder, aber noch einige Minuten lang hält der unbeschreibliche ekstatische Ausdruck an."

Man braucht diese Schilderung bloß mit der S. 522 f. gegebenen Beschreibung von Leonie, die das Sakrament genießt, zu vergleichen, um die Uebereinstimmung zwischen diesen Zuständen zu erkennen.

Fig. 73.

Fig. 74.

Die Besessenheit. Einige von den Patientinnen, an denen Richer die große Hysterie studiert hat, haben im Gegensatz zu ihren gewöhnlichen Anfällen andere, die einen ausgeprägt dämonischen Charakter tragen. Die zweite Periode des Anfalls dominiert hier vollständig; die großen Bewegungen werden mit einer erschreckenden Gewalt ausgeführt. Die wildesten und sonderbarsten Kontorsionen und Verdrehungen wechseln ab (siehe Fig. Nr. 73 und 74). Die Kranke sucht sich selber zu beißen, zerfleischt sich das Gesicht und die Brust, reißt sich die Haare aus, stößt schreckliches Geschrei aus und heult wie ein wildes Tier. Alle Kleider werden vom Körper gerissen (Fig. Nr. 75). Man begreift, daß ein solcher Anfall den Glauben,

die Kranke sei von einem bösen Geiste besessen, hervorgerufen hat. So findet man in den Beschreibungen und Abbildungen von solchen Besessenen aus älterer Zeit gewisse Züge, die fast konstant wiederkehren und auch in neuerer Zeit beobachtet worden sind. Bloß ein flüchtiger Vergleich der Besessenen in der Figur Nr. 60 (S. 473) mit Richers Zeichnung (Figur Nr. 75) zeigt die große Uebereinstimmung in den Stellungen.

Fig. 75.

Ein Besessener. Nach Richer.

Bei Richers Patientinnen fehlt das ganze somnambule Stadium, in dem das Individuum halluziniert, sich vom Teufel besessen wähnt und in dessen Namen redet. Dieses Stadium tritt dagegen in den älteren Beschreibungen immer am stärksten hervor. Es fehlt bei Richers Kranken, weil diese eben nicht an einen persönlichen Teufel, beziehungsweise an die Möglichkeit einer dämonischen Besessenheit glauben. Nimmt die Patientin aber die Existenz eines Teufels an, so bekommt das letzte Stadium des Anfalls auf Grund von diesem Glauben auch das charakteristische Gepräge. Bei der oben (S. 509) erwähnten Epidemie in Morzine zeigten die jungen Mädchen während des Anfalles eine förmliche Raserei gegen die Religion, schimpften

auf die Priester, die heilige Jungfrau u. s. w., und antworteten nie, ohne ihre Rede mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Flüchen zu bekräftigen. In ihren anfallsfreien Zeiten waren sie ruhig, sittsam und religiös. Diese ehrbaren jungen Mädchen konnten sich also in den empörendsten Gemeinheiten ergehen, aber — so schreibt ein Zeuge — „nicht sie waren es, die sich so ausdrückten, es war vielmehr der Teufel, von dem sie besessen waren, und der in seinem eigenen Namen sprach".

Auch die nordische Litteratur enthält eine treffliche Schilderung einer solchen Besessenheit. Ich habe bereits oben S. 215 f. Bruchstücke aus einer Schrift (Köge Huskors) wiedergegeben und auf die Uebereinstimmung der daselbst geschilderten Phänomene mit den von den Spiritisten der Gegenwart bezeichneten „mediumistischen" Erscheinungen hingewiesen. Lesen wir in dem Büchlein weiter, so sehen wir, daß es sich hier nur um eine hysterische Epidemie, die allmählich alle Bewohner des Hauses ergreift, handelt. Obgleich die Beschreibung von einer einfachen Bürgersfrau aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts gegeben ist, so kann man die wesentlichsten Symptome des großen hysterischen Anfalls doch leicht daraus erkennen. Von dem Knaben Jakob, dessen erster hysterischer Anfall oben S. 215 f. beschrieben ist, heißt es weiter: „Darauf versuchte Satan den Knaben je länger, je härter. Bisweilen kreuzigte er ihn, so daß keiner ihn bewegen konnte, senkte seinen Kopf nach der einen Seite und legte seine Füße zusammen, ebenso wie unser Herr Christus am Kreuze hängt. Er drehte das Weiße seiner Augen hervor, gerade als wenn er gestorben wäre." Hier haben wir offenbar ein Beispiel von den großen Kontrakturen. Bei anderen Bewohnern des Hauses, die ebenfalls allmählich von der Krankheit ergriffen werden, finden wir andere bekannte Symptome der Hysterie. Vom Hausherrn Hans Bartskjär heißt es später, „daß er Tag für Tag immer mehr und mehr angefochten wurde. Und er gestand, daß der böse Feind jeden Tag von elf bis zwei Uhr auf seinem Rücken wie ein großer Kornsack liege; auch war er bisweilen in seiner Seite wie ein Hühnerei zusammengerollt." Diese Kugel von der Größe eines Hühnereies ist ein beinahe konstantes Phänomen in allen hysterischen Fällen (vrgl. oben S. 512). Schlimm wird es aber erst, als auch das jüngste Kind des Hauses angegriffen wird. „Wir hatten einen kleinen Knaben, der im neunten Jahre stand. Er wurde so wunderlich, daß wir nicht begreifen konnten, was ihm fehlte. Er sagte, es liefe immer in seinem Leibe und stäche ihn. Wir ließen ihn baden und wandten verschiedene Ratschläge an, indes wurde es je länger, je schlimmer. Wir sandten den Boten nach dem Bader, damit dieser erkläre, was ihm fehle. Er wußte indes keinen Rat; es sei jedoch, wie er sagte, jetzt eine Doktorsfrau in den Ort gekommen, wir möchten ihren Rat hören. Wir ließen sie auch holen; sie sagte, das Kind sei von einem bösen Geiste besessen, und sie wußte keinen anderen Rat als ein ernstliches Gebet zu Gott im Himmel. Gott weiß, welche Sorge wir da bekamen, daß ein solcher Gast wiedereingekehrt sei. Als ich nun in der Stube stand und das Kind in einem Korbbett lag, wurde das Bett anderthalb Ellen von der Erde emporgehoben und begann auf und nieder zu springen. Ich lief zu Hans und rief ihn herein. Als wir hineinkamen, war der Knabe aus dem Bette gehoben, er stand auf dem Kopfe mit den Beinen in die Luft und mit ausgestreckten Armen; und nur mit großer Mühe gelang es, daß wir ihn in das Bett brachten. Von dem Tage an sahen wir großen Jammer an ihm. Der böse Geist lief in ihm auf und ab wie ein Ferkel und hob seinen Bauch empor, sodaß es schrecklich anzusehen war, schob seine Zunge zum Halse hinaus und rollte sie zusammen wie ein Tuch, und das Blut floß ihm zum Munde hinaus. Er schmatzte in seinem Leibe wie ein Ferkel und legte seine Glieder so fest zusammen, daß vier stämmige Kerle nicht stark genug waren, um sie auseinander zu ziehen. Er krähte wie ein Hahn, bellte wie ein Hund, führte ihn hinauf auf unsere Balken in der Stube und ebenso auf das Holzlager im Hofe. Und wenn er

ihn dahin geführt hatte, verließ er ihn. Dann saß das Kind dort und weinte und konnte nirgendswo hinkommen. Er warf es auch über die Bretterwand in Jakob Meiers Hof. Er zog seine Augen in den Kopf zurück und ebenso seine Wangen und machte ihn so steif wie einen Stock, so daß der, der es nicht wußte, nicht anders sagen konnte, als daß es ein Stück Holz sei. Wir hoben ihn empor gegen die Wand. Da stand er ohne alle Bewegungen, wie ein Bild aus Holz ... Abends, wenn wir sangen: „Eine feste Burg ist unser Gott", oder wenn wir (in der Bibel) lasen, wieherte er wie ein Pferd und spottete darüber, so viel er nur konnte."

Hier erkennt man deutlich die Phasen des großen hysterischen Anfalls; sie sind allerdings bunt durcheinander gemischt; selbst die abschließenden Delirien, wo der Satan aus dem Munde des Kindes redet und mit Gotteslästerungen und Verhöhnungen der Bibel kommt, fehlen nicht. Noch interessanter aber wird es, als der Pfarrer, Magister Niels Glostrup, sich mit dem bösen Geist einläßt. „Als der Pfarrer einmal kam, um uns zu besuchen, sagte der Satan zu ihm: „Wenn ich des großen Mannes wegen dürfte, dann würde ich dich so behandeln, daß du Schande davon hättest. Du betest so innig zu dem großen Manne für dies Kind und für dies ganze Haus und quälst mich damit. Heute saß ich am Saume deines Kleides, aber als du batest für diesen Knaben, fiel ich hinab und schlug mir einen Teufelsschlag, so daß ich Schande bekam." Mag. Niels antwortete: „Du hast genug Schande, du verdammter Geist." Dann antwortete der Satan: „Das weiß ich selbst." — Mag. Niels fragte ihn nun: „Wann wirst du verdammter Geist diese Wohnung räumen, in welche du dich hineingestohlen hast, und dies arme Kind verlassen, das du Nacht und Tag quälst?" Der böse Geist antwortete durch den Mund des Kindes: „Willst du mich hinaushaben?" — Darauf antwortete Mag. Niels: „Der allmächtigste Gott soll dich hinaustreiben an den Ort, der dir in dem ewigen Feuer bereitet ist." — Der Satan antwortete: „Wenn der große Mann sagt: ‚schere dich fort!' dann muß ich das Feld räumen." Dann redete Mag. Niels lateinisch zu ihm. Satan antwortete in Spott, daß er damit seinen Kopf nicht zerbrechen wolle."

Vergleicht man diesen Bericht, der ein deutliches Zeugnis von der Hysterie ist, mit dem Spuk in Stratford (Seite 235 f.), so kommt man zu dem Resultate, daß eine leichte Hysterie eines Knaben in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein wesentliches Moment für die Entstehung des ganzen modernen Spiritismus gewesen ist. Ebenso haben auch die mehr oder weniger ausgeprägten hysterischen Anfälle der echten Trancemedien den Glauben, daß Geister in das menschliche Dasein eingreifen, auf das kräftigste unterstützt. Da die Besessenheit dieser Medien aber nicht unwesentlich von der erwähnten dämonischen Besessenheit abweicht, bedarf es noch einer kurzen Besprechung derselben.

Besessene Medien. Bei der Erwähnung des Trancezustandes wurde berührt, wie schwierig es in jedem einzelnen Falle ist, die besondere Natur desselben festzustellen. Er kann — und ist es vielleicht meistens — eine reine Autohypnose sein; in anderen Fällen ist er dagegen unzweifelhaft ein hysterischer Anfall mit überwiegend somnambulem Stadium, in dem das Medium auf Grund von Autosuggestionen sich von einem Geiste besessen wähnt.

Ich habe einmal einen solchen Anfall in einer spiritistischen Sitzung gesehen. Von einer näheren Untersuchung konnte natürlich in der Versammlung der Gläubigen nicht die Rede sein; außerdem fehlten mir die nötigen Instrumente und die Uebung im Gebrauch derselben, so daß eine Feststellung der Symptome der Hysterie in diesem Augenblick leider nicht erfolgen konnte. Aber der Anfall selbst, mit Erbrechen, Jammern, Konvulsionen und einer großen Neigung zu Klownbewegungen (z. B. mit einem unvollkommenen Kreisbogen) machten es unzweifelhaft für mich, daß ein hysterischer Anfall vorlag, der mit einem sehr lang andauernden somnambulen Zustande endete. Hier wurde das Medium unter anderen von dem Geiste des schwedischen Predigers ergriffen, dessen merkwürdiges Schwedisch ich oben (S. 256) erwähnt habe. Die Predigt des Geistlichen wurde aber von einem Strom von Gotteslästerungen und Schimpfworten unterbrochen, die in hohem Grade an eine richtige dämonische Besessenheit erinnerten. Die Spiritisten legten denn auch die Sache in dieser Weise aus: der Geist des Pfarrers habe einem sehr unvollkommenen und leidenden Geiste den Platz räumen müssen. Letzterer wurde dann mit allen möglichen Feierlichkeiten, mit Gebeten und Beschwörungen ausgetrieben — ein mittelalterliches Tableau, dem nur eine Kirche, ein Priester im Ornat und eine lateinische Beschwörungsformel fehlte, um vollständig zu sein.

Derartige Medien scheinen keineswegs selten zu sein. Eines der bekanntesten ist gegenwärtig die Amerikanerin Mrs. Piper; sie ist von mehreren Mitgliedern der S. P. R. sorgfältig untersucht worden — allerdings nicht von einem Arzte. Es ist nur konstatiert worden, daß ihre Sehschärfe und ihr Gesichtsfeld normal sind, aber deshalb könnte sie doch noch ganz gut unzweifelhafte Symptome der Hysterie haben. Daß sie hysterisch ist, geht nach den vorliegenden Berichten aus verschiedenen Umständen hervor.

So schreibt der französische Physiologe Ch. Richet von ihrem Trancezustand: „Mrs. P. nimmt gewissermaßen eine Zwischenstellung zwischen den gewöhnlichen amerikanischen Medien und den Somnambulen, die wir in Frankreich haben, ein. Man bringt sie durch magnetische Striche nicht zum Schlafen; sie geht spontan in den Trancezustand über. Indessen erfolgt dies doch nicht ganz spontan; denn um in Trance zu kommen, muß sie jemanden an der Hand halten. In einem halbdunklen Zimmer nimmt sie die Hand und verhält sich einige Minuten ganz ruhig. Nach kurzer Zeit wird sie von kleinen krampfartigen Konvulsionen, die allmählich stärker werden und mit einer schwachen epileptiformen Krisis enden, ergriffen. Wenn diese aufhört, fällt sie in einen Betäubungszustand, der einige Minuten anhält; mit einem plötzlichen Schrei hört er auf. Nun hat ihre Stimme sich verändert; man hat nicht mehr Mrs. P. vor sich, sondern eine andere Persönlichkeit, Dr. Phinuit, der mit einer rauhen Stimme mit männlichem Klange und einem Accent, welcher eine Mischung von der französischen Negersprache und dem amerikanischen Dialekt ist, redet.“

Aus dieser Schilderung geht deutlich hervor, daß es sich um einen hysterischen Anfall mit einem Wechsel der Persönlichkeit handelt. Dies zeigt sich auch darin, daß es Mrs. P. nicht immer gelingt, den Trancezustand nach Belieben hervorzurufen, sondern daß er bisweilen eintritt, wenn sie es nicht wünscht oder es nicht erwartet, z. B. des Nachts im Schlafe.

Das somnambule Stadium, in welchem sie als Dr. Phinuit auftritt, ist von verschiedener Dauer und hält eine Minute bis zu einer Stunde, meistens etwa eine Stunde an. Ueber die Ursache zu diesem Wechsel der Persönlichkeit wird mitgeteilt, daß Mrs. P. im Jahre 1888 bei einem blinden Medium, Mr. Cocke, der vom Geiste eines französischen Arztes Namens Finny „kontrolliert“ d. h. ergriffen wurde, „ärztliche“ Hilfe suchte. Schon während

des zweiten Besuchs bei diesem Medium wurde sie bewußtlos und von dem Geiste eines Indianermädchens ergriffen oder „besessen“. Sie bildete sich nun in einem Privatkreise als Medium aus und wurde hier von Dr. Phinuit, zur Abwechslung auch einmal von anderen Geistern, von Joh. Sebastian Bach, Longfellow, Commodore Vanderbilt und anderen, „kontrolliert“. Zuletzt wurde Phinuit der vorherrschende. Von sich selber erzählt dieser Phinuit, daß er ein französischer Arzt gewesen, 1790 in Marseille geboren und 1860 gestorben sei; er hat auch genau angegeben, wo er studiert und zu verschiedenen Zeiten sich aufgehalten hat. Trotz sorgfältigster Nachforschungen hat man aber leider nicht die geringste Spur von der Existenz eines solchen Dr. Phinuit jemals nachweisen können. Er ist eben ein reines Phantasiegebilde, eine Autosuggestion der Mrs. P. Merkwürdig ist es doch auch, daß dieser Franzose kein Französisch kann. Nach seiner eigenen Angabe hat er während seines langjährigen Verkehrs mit Engländern in Metz immer englisch reden müssen und infolgedessen seine Muttersprache — verlernt. Das klingt allerdings recht wunderbar, daß ein Franzose in seinem eigenen Vaterlande seine Muttersprache vergessen sollte! Mr. Hodgson sagte dies auch in einer Seance einmal zu Phinuit und fügte hinzu, der Grund sei seiner Ansicht nach der, daß Phinuit gezwungen sei, sich des Gehirns des Mediums zu bedienen, Mrs. P. aber keine fremde Sprache kenne. Bei einer späteren Gelegenheit stellte Phinuit diese Erklärung dann als seine eigene Erfindung hin; er ist also nicht unempfänglich für Suggestionen.

Phinuits Spezialität besteht darin, daß er öffentlich Aufschlüsse giebt über Privatverhältnisse, die nur der Person, welche Mrs. P. während des Trancezustandes an der Hand hält, bekannt sind. Es liegen zahlreiche, höchst verblüffende Aeußerungen von ihm in dieser Beziehung vor, und das war wesentlich der Grund, warum die englische Gesellschaft eine nähere Untersuchung der Sache vornahm. Man glaubte zuerst, daß Mrs. P. sich durch Spione Aufschluß über die Verhältnisse ihrer Klienten verschaffte. Man ließ sie deshalb längere Zeit von Privatdetektiven bewachen, aber dies führte zu keinem Resultate. Außerdem führte man wildfremde Menschen unter falschem Namen bei ihren Sitzungen ein, aber Phinuit konnte auch dann eine Menge rein persönlicher Verhältnisse derselben angeben. Endlich luden die Mitglieder der S. P. R. sie nach England ein. Sie wurde abwechselnd bei ihnen in Liverpool, Cambridge und London einquartiert, wo sie keinen Menschen kannte, und dann scharf bewacht. Man hielt zahlreiche Sitzungen mit ihr ab und nahm stenographische Berichte über ihre Aeußerungen auf; das Resultat blieb wesentlich dasselbe.

Natürlich sind Phinuits Angaben nicht alle von gleichem Wert. Manche sind zum großen Teil falsch. In anderen Fällen sondiert er zunächst, indem er Fragen stellt, deren Antwort ihm das verraten, worüber er Aufschluß geben soll. Bei anderen Gelegenheiten dagegen vermag er Fragen zu beantworten, welche die betreffende Person selbst wohl kaum würde beantworten können: und die nähere Untersuchung ergiebt thatsächlich, daß Phinuits Mitteilungen richtig sind. Wir können hier nicht näher auf das enorme Material eingehen, das man über ihn und seine Thätigkeit gesammelt hat. Indes stellen alle Untersucher — und das möge für uns genügen — fest, daß Phinuits Mitteilungen als Gedankenübertragung der anwesenden Personen erklärt werden können. Allerdings sind die Gedanken, die übertragen werden, offenbar nicht immer sehr klar von den betreffenden Personen gedacht worden. Wir haben hier wahrscheinlich ein Beispiel von automatischer Rede (vrgl. ob. S. 455), wo eine Person unbewußt die Antwort auf eine von ihr aufgeworfene Frage

zuflüstern kann. Wenn dieses wirklich die Ursache zu Phinuits Angaben ist, dann wird offenbar ein Ausländer, der kein Englisch versteht, auch keine Aufschlüsse von ihm bekommen können, weil Phinuit nur Englisch versteht. So verhält es sich denn auch. Alle Fragen, die Richet seinem Landsmann und Kollegen Dr. Phinuit stellte, wurden falsch beantwortet. Das einzige Richtige war der Name von Richets Hund und dieser wurde falsch ausgesprochen. Phinuits Wissen ist so in keiner Weise übernatürlich; er giebt nur das wieder, was die hysterische Somnambule Mrs. P. während der Sitzung hört.

Die technischen Hilfsmittel der Magie.

Bisher haben wir ausschließlich nur die psychischen Zustände, welche abergläubische Anschauungen hervorgerufen oder unterhalten haben, berücksichtigt. Die physische Natur und ihre Kräfte berührten wir nur insoweit, als Beobachtungen der Naturphänomene und Auslegungen des Beobachteten eine Rolle im Aberglauben mitspielten. Es zeigte sich hierbei, daß die verschiedenen normalen und anormalen seelischen Thätigkeiten genügen, um die wesentlichsten abergläubischen Anschauungen zu erklären. Der Aberglaube ist eben — das ist das Resultat, zu dem wir gekommen sind — vollständig in der menschlichen Natur begründet, indem er teils auf schlechter Beobachtung und falscher Auslegung der Naturphänomene, teils auf Mangel an Kenntnis und Verständnis der seelischen Zustände und Thätigkeiten beruht. Aber weil wir in der Tiefe des Seelenlebens die Ursachen für den Ursprung der abergläubischen Vorstellungen finden können, so ist damit keineswegs gesagt, daß nicht auch die physikalischen Phänomene gelegentlich angewandt worden sind, um eine handgreifliche Bestätigung für die Richtigkeit der Anschauungen zu liefern. Namentlich liegt die Annahme nahe, daß professionelle Zauberer und Magier zu verschiedenen Zeiten die Kenntnisse von den Naturkräften benutzt haben, um ihre unwissenden Zeitgenossen zu täuschen und dadurch den Ruf, daß sie im Bunde mit höheren Mächten ständen, zu erwerben und zu bewahren.

Dieses war offenbar nicht schwer zu erreichen. Auch heutzutage noch verstehen professionelle Taschenspieler, „Professoren der höheren Magie", teils durch persönliche Geschicklichkeit, teils durch sinnreiche Benutzung der Naturkräfte Täuschungen hervorzubringen. Selbst verständige Zuschauer, die keinen Augenblick daran zweifeln, daß die überraschenden Resultate auf natürlichem Wege erreicht sind, haben Freude am Zusehen, weil man selten entdeckt, wie das Resultat zustande gekommen ist. Wenn das sich jetzt noch erreichen läßt, wo die naturwissenschaftliche Erkenntnis doch in allen Schichten des Volkes in einem

Umfange wie nie zuvor verbreitet ist, so hat das offenbar in früheren Jahrhunderten in noch weit größerem Maße stattfinden können. Denn eine Naturwissenschaft existierte damals überhaupt kaum; der Magier aber hielt seine geringen Kenntnisse, die er von seinem Lehrer geerbt und vielleicht durch mehr oder weniger zufällige Beobachtungen bereichert hatte, sorgfältig geheim. Unter solchen Verhältnissen konnten die durch Taschenspielerkünste erreichten Resultate für magische Wirkungen ausgegeben werden, weil man sie nicht verstand und an die Wirklichkeit der Magie glaubte.

Wir wissen nun auch, daß Taschenspielerkunststücke zu allen Zeiten in betrügerischer Absicht angewandt worden sind, um den Glauben der Menge entweder an die Macht der einzelnen Magier oder an gewisse allgemeine Anschauungen zu bestärken. In der geschichtlichen Darstellung sind verschiedene Beispiele hiervon angeführt. Ursprünglich waren die Kunstgriffe natürlich sehr plump und einfach, weil man über keine feineren Mittel verfügte. Das ist z. B. der Fall mit den verschiedenen Methoden, welche die Zauberer in der griechischen Verfallsperiode anwandten, um die leuchtende Gestalt Hekates hervorzuzaubern (vrgl. S. 52). In einzelnen nordischen Sagen wird erwähnt, daß gewisse Götzenbilder lebendig waren, und es geht aus den Schilderungen deutlich hervor, daß Menschen in diesen Holzbildern verborgen gewesen sind, welche im gegebenen Augenblick die Rolle des Gottes spielten. Auch die christliche Kirche hat sich nicht gescheut, ähnliche Mittel zu benutzen, wenn diese in späteren Zeiten auch etwas kunstvoller gewesen sind; durch Sprachrohre und ähnliche Einrichtungen hat man verstanden, große Wirkungen in den Kirchen zu erzielen, indem man die Gottheit direkt zur versammelten Gemeinde reden ließ. Es kommt uns wohl merkwürdig vor, daß solche Gaukelei in der Kirche hat Eingang finden können; aber schließlich ist das nicht anstößiger als das Kunststück, welches man noch in unserem Jahrhundert unter dem Namen des Wunders mit dem Blute des heiligen Januarius angestellt hat. Daß die gelehrten Magier des Mittelalters ihre naturwissenschaftlichen Kenntnisse dazu benutzt haben, um dem Volk zu imponieren, ist wohl über allem Zweifel erhaben. Es würde naiv sein zu glauben, daß das Streben dieser Männer, künstliche Automaten in menschlicher Gestalt zu konstruieren, nur von einem Drange nach einer passenden Beschäftigung in ihren Mußestunden hervorgerufen sein sollte, ohne jeglichen Hintergedanken an die Wirkung, die eine solche sich selbst bewegende Statue auf die unwissende Mitwelt ausüben würde. Und als die naturwissenschaftliche Erkenntnis allmählich zunahm, bemühten die gelehrten Magier sich stets, die neuen Kenntnisse für magische Zwecke auszunutzen. Das Wertvolle in der ersten Ausgabe von Portas „Magia naturalis“ ist gerade die Anweisung, wie man die damals bekannten Naturkräfte anwandte; der Rest ist reiner Aberglaube (vergl. S. 200). Noch zu Galileis Zeit scheinen verschiedene Forscher mehr im Dienste der Magie, der Taschenspielerei,

als in dem der strengen Wissenschaft gearbeitet zu haben. Männer wie Athanasius Kircher (1601—80) und Casper Schott (1608—66) haben eine besondere Liebe für das Wunderbare, für das, was den Menschen imponieren und sie täuschen kann. In ihren zahlreichen Werken sind die wissenschaftlichen Untersuchungen gewöhnlich von untergeordneter Bedeutung; die magischen Anwendungen nehmen den größten Platz ein. Selbst in unseren Tagen wird die Taschenspielerei in ihren verschiedensten Formen vielfach zu betrügerischen Zwecken gebraucht. Die physikalischen Medien und die Materialisationsmedien der Spiritisten sind, wie früher dargelegt, zum größten Teil Taschenspieler, die es für vorteilhafter ansahen, auf den Aberglauben der Leute zu spekulieren, als ihren Kunststücken den rechten Namen zu geben (vergl. S. 307). Das halbwissenschaftliche theosophische System einer Mme. Blavatsky endlich wurde ebenfalls mit Hilfe der Taschenspielerei zu einer religiösen Doktrin, die allerdings zahlreiche begeisterte Anhänger gefunden hat (S. 299 ff.), erhoben.

Weil es nun sicher ist, daß die Taschenspielerei angewandt werden kann und zu allen Zeiten auch angewandt worden ist, um Glauben und Aberglauben zu bestärken, so ist damit noch nicht gesagt, daß die Taschenspielerei die einzige Ursache zu allen magischen Wirkungen ist. Eine solche Annahme würde nur zu den abenteuerlichsten Konsequenzen führen.

In seinem Werke: „Les sciences occultes“, Paris 1829, hat E. Salverte versucht, diese Erklärung bei allen aus früherer Zeit überlieferten Berichten über magische Wirkungen durchzuführen. Aber infolgedessen ist er zu der Annahme gezwungen, daß man in grauer Vorzeit eine Kenntnis von physikalischen und chemischen Kräften gehabt habe, die aller Wahrscheinlichkeit widerspricht. Pulver, Luftballon, Hohlspiegel und ähnliche Erfindungen einer späteren Zeit spielen in seinen Erklärungen von dem, was über die ägyptischen Priester und griechischen Philosophen, über Moses und die Propheten berichtet wird, eine große Rolle. Solche Auslegungen sind rein willkürlich und ungeschichtlich, ganz abgesehen davon, daß man doch kaum alle hervorragenden Persönlichkeiten des Altertums als bewußte Betrüger hinstellen darf. Auch der dänische Forscher Lund nimmt in einer vor wenigen Jahren erschienenen Schrift*) einen ähnlichen Standpunkt ein und meint, daß die Stürme, die nach den nordischen Sagas durch Zauberei erregt seien, wirklich auf künstlichem Wege von Personen, welche die nötigen naturwissenschaftlichen Kenntnisse besessen hätten, hervorgerufen wären! Welche kolossalen Maschinen wären dazu erforderlich gewesen, um Meer und Luft in solchen Aufruhr zu bringen, daß die Leute in den Schiffen sich nicht auf den Beinen halten konnten, wie es in der Jomsvikinga Saga heißt!

Auf die einzelnen Zweige der Taschenspielerei näher einzugehen, liegt außerhalb meiner Aufgabe; ich beschränke mich deshalb auf einige allgemeine Bemerkungen als Wegweiser für den, der ihre Bedeutung für den Aberglauben näher zu studieren wünscht. Nehmen wir das Wort im weitesten Sinne, so bedeutet es sowohl eine Anwendung der Naturkräfte als eine persönliche Fingerfertigkeit. Selbstverständlich ist es schwer zu sagen, wie weit nun rein manuelle Geschicklichkeit den Magiern der Vorzeit bekannt gewesen und von

*) L. Lund, Tolv Fragmenter om Hedenskabet. Kopenhagen 1891.

ihnen angewandt worden ist. Im großen und ganzen kann man natürlich nur über die technischen Hilfsmittel sich äußern. Diese Seite der Sache hat der englische Physiker D. Brewster in seinen „Letters on natural magic“ 1831 behandelt; er giebt hier eine Darstellung der physikalischen und chemischen Hilfsmittel, die, wie man ziemlich sicher nachweisen kann, von den Magiern früherer Zeiten benutzt worden sind. — Die moderne Taschenspielerkunst, deren wesentlichste Aufgabe darin besteht, die Zuschauer zu amüsieren, ist oft von bekannten Künstlern schriftstellerisch behandelt worden. Hoffmanns „Modern Magic“ soll eine der besten Arbeiten in dieser Art sein; sie giebt jedenfalls äußerst detaillierte Anweisungen für eine große Menge von Kunststücken. Die Theorie der Taschenspielerkunst hat der bekannte Psychologe Dessoir, unter dem Namen Rells, in seinem Buche: „Psychologische Skizzen“ behandelt. Diese beiden Arbeiten sind insofern für uns von Bedeutung, als sie in hohem Grade das Verständnis der von den spiritistischen Medien angewandten speziellen Methoden erleichtern. Letztere findet man näher in Truesdells „Spiritualism, Bottom Facts“, Willmanns „Moderne Wunder“, „Revelations of a Spirit-Medium“ und Hodgsons Aufschlüsse über Mr. Daveys Versuche im 8. Bande of Proceedings of S. P. R. beschrieben.

Nur bei einem spiritistischen Kunststücke verlohnt es sich einen Augenblick zu verweilen, weil es zu manchen phantastischen Auffassungen Anlaß gegeben hat. Das sind die früher erwähnten Paraffinformen von Geisterhänden (vergl. S. 285 f.), die nicht allein von begeisterten Spiritisten, sondern auch von mehr kritischen Personen als etwas sehr Wunderbares betrachtet worden sind. Man ist nämlich davon ausgegangen, daß sie nicht über der menschlichen Hand gemacht sein können, weil diese nicht aus der engen Oeffnung beim Handgelenk herauszuziehen sei, ohne die dünne Paraffinhülse zu sprengen. Erst recht unmöglich soll es aber sein, die Hülse abzuziehen, wenn man die Finger gebogen hält — und doch hat man auch Abgüsse von Händen in solchen Stellungen. Diese Behauptungen sind aber ganz aus der Luft gegriffen; die betreffenden Autoren haben sich offenbar niemals selbst der kleinen Mühe unterzogen, einen Paraffinabdruck von der Hand zu machen; denn sonst hätten sie bald entdeckt, daß die Sache gar nicht so schwierig ist. Wenn nur alle Haare auf der Hand und dem Handgelenk sorgfältig abrasiert sind und die Hand dann mit etwas Oel eingerieben wird — was übrigens auch gar nicht einmal nötig thut —, so ist es ganz leicht, jede Form von der Hand abzuziehen. Solange das Paraffin nicht ganz erstarrt ist, ist es etwas elastisch; deshalb ist es ganz gut möglich, die Hand herauszubringen, selbst dann, wenn die Finger gebogen sind. Füllt man dann nachher die Paraffinform mit Gips, so wird man an dem so hergestellten Gipsabdruck sehen können, daß die Form durch Herausziehen der Hand keineswegs entstellt worden ist. Ich habe Gipsabdrücke von Händen, bei denen der Umfang der Knochen der Mittelhand 3 cm größer ist als der des Handgelenks;

die Hand ist dennoch aus der verhältnismäßig engen Form herausgekommen, ohne die Form zu beschädigen.

Während es, wie gesagt, schwer ist zu entscheiden, wieweit die Magier der Vorzeit solche manuelle Kunstgriffe, die jetzt allgemein von Taschenspielern angewandt werden, benutzt haben, so giebt es doch eine Fertigkeit, die Bauchrednerkunst, die sicher zu allen Zeiten bekannt gewesen und angewandt worden ist. Eine sehr umfassende Darstellung der Geschichte und Theorie der Bauchrednerkunst ist von Flatau und Gutzmann in der Schrift: „die Bauchrednerkunst“ (Leipzig 1893) gegeben. In der Begeisterung für ihr Thema scheinen die Verfasser indes doch etwas zu weit zu gehen, wenn sie behaupten, daß alle Wahrsagerinnen und Zauberer des Altertums dieser Kunst ihren großen Ruf verdanken. Dazu wirkten vielmehr, wie wir bereits sahen, viele verschiedene Momente zusammen; die Bauchrednerkunst ist höchstens nur eins derselben gewesen. Auch die Hexen des Mittelalters sollen größtenteils Bauchrednerinnen gewesen sein. Als Beweis hierfür werden einzelne Geschichten aus der späteren Zeit angeführt, Spukgeschichten, die nachweislich allerdings davon herstammen, daß Bauchrednerinnen allerlei Stimmen ringsum im Hause haben ertönen lassen. Es ist also unzweifelhaft, daß die Bauchrednerei wohl ihr Teil zur Bestärkung des Aberglaubens mitbeigetragen hat. Aber darum ist sie noch nicht die Quelle des Hexenglaubens, ebensowenig wie alle Individuen, die als Hexen verurteilt worden sind, Bauchrednerinnen waren. Was sollte denn auch Millionen von Menschen bewogen haben, sich eine Kunst anzueignen, die mühsam erlernt werden mußte und doch keinen anderen Gewinn brachte als — den Tod auf dem Scheiterhaufen?

Aus den historischen Untersuchungen obiger Verfasser geht es indessen hervor, daß die Bauchrednerei wohl in ziemlich großem Umfang von den Magiern der verschiedensten Zeiten angewandt worden ist; und die physiologischen Untersuchungen haben auch ergeben, daß einige Bauchrednertöne oft unwillkürlich, ohne besondere Anstrengung seitens der Betreffenden, entstehen können. Dies findet besonders leicht bei dem weiblichen Geschlechte statt. Es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, daß die Bauchrednerei auch bei gewissen spiritistischen Medien eine Rolle spielt. In einigen der früher erwähnten Sitzungen der Mrs. Piper scheint Dr. Phinuit sich so bisweilen als Bauchredner produziert zu haben.

Schluß.

Wir haben nun die wesentlichsten Phänomene durchgenommen, die nachweislich für die Entstehung und die weitere Entwicklung der verschiedenen abergläubischen Anschauungen von Bedeutung gewesen sind. Selbstverständlich kann diese Darstellung nicht den Anspruch auf Vollständigkeit machen, ebensowenig, wie wir es erreicht haben, alle abergläubischen Vorstellungen, die zu verschiedenen Zeiten geherrscht haben, zu erklären. Aber diese Unvollständigkeit liegt wesentlich in der Notwendigkeit, die Arbeit zu begrenzen, und weniger in der Unfähigkeit der Wissenschaft, die Phänomene zu erklären. Natürlich findet sich manches namentlich bei dem Aberglauben des Altertums, dessen Entstehung man mit Sicherheit nicht nachweisen kann. Das hat seinen einfachen und natürlichen Grund darin, daß unsere historischen Nachrichten von den Phänomenen, auf denen man damals die Auffassung begründete, allzu mangelhaft sind. Selbstverständlich kann man sich aber nicht darauf einlassen, Phänomene, die man nicht näher kennt, zu erklären. Aber wenn man sieht, daß ganz ähnliche Anschauungen in späteren Zeiten infolge falscher Auslegung bekannter, natürlicher Phänomene aufkommen und bestehen bleiben, so würde es geradezu absurd sein anzunehmen, daß früher andere, unbekannte Kräfte mitgewirkt haben sollten.

Während die ganze Untersuchung so natürlich unvollständig und mangelhaft sein muß, hat sie uns doch andererseits zur Erkenntnis einer fast überwältigenden Menge von Ursachen des Aberglaubens geführt. Wir haben z. B. gesehen, daß die Erfüllung einer Wahrsagung oder eines Traumes auf verschiedenen Umständen beruhen kann; erfahrungsgemäß hat ja ein und dasselbe Phänomen oft sehr verschiedene Ursachen. Eine Feuersbrunst kann durch Blitzschlag, durch Selbstentzündung brennbarer Stoffe, durch Unvorsichtigkeit und durch Brandstiftung entstehen. Wie man nun oft von vorneherein nicht zu sagen vermag, wie das Feuer entstanden ist, so darf man nicht behaupten, daß andere Ereignisse in jedem einzelnen Falle dieselbe Ursache haben müssen. Dazu sind die Spiritisten und Okkultisten aber sehr geneigt und nehmen deshalb lieber ihre Zuflucht zu dieser oder jener magischen Kraft, die alle möglichen und unmöglichen Wirkungen haben kann, anstatt erst in jedem einzelnen Falle die uns bekannten Kräfte in der Natur und im Seelenleben, welche das Phänomen vielleicht auch erklären können, aufzusuchen. Dies ist allerdings umständlicher, als seine Zuflucht zu Geistern, psychischer Kraft, Odkraft oder dergleichen zu nehmen, aber es ist doch der Weg, den man gehen muß, um wirklich die Wahrheit zu finden. Giebt es thatsächlich Phänomene im Dasein, die wir nicht durch die bisher bekannten Kräfte erklären können, so wird sich das zuletzt schon zeigen. Ich brauche so nur darauf hinzuweisen, daß die telepathischen Halluzinationen

vorläufig noch eine offene Frage sind; ihre Erklärung ist der Zukunft vorbehalten. Aber die Lösung des Problems wird in eine weite Ferne gerückt werden, wenn man a priori das Mitwirken unbekannter Kräfte annimmt und damit auf eine nähere Untersuchung des Sachverhaltes verzichtet.

Die Geschichte des Aberglaubens zeigt uns, wie derartige übereilte Hypothesen sich unglaublich fest einbürgern können, wenn sie erst in das Volksbewußtsein übergegangen sind. Es kann eine Arbeit von Jahrhunderten erforderlich sein, um sie auszurotten. All die abergläubischen Anschauungen, deren natürlichen Zusammenhang wir hier nachzuweisen gesucht haben, sind ja von Anfang an nur solche falsche Auslegungen von mehr oder weniger schlecht beobachteten Phänomenen gewesen. Wenn man das weiß, muß man natürlich doppelt vorsichtig sein, keinen Anlaß zu neuem Aberglauben zu geben. In dieser Richtung haben die modernen Okkultisten recht viel auf dem Gewissen. Telepathie, subliminales Bewußtsein und ähnliche Begriffe haben infolge des Eifers der Okkultisten, gleich eine Erklärung selbst für die kompliziertesten Phänomene zu finden, die beste Aussicht, einen hervorragenden Platz im Aberglauben der nächsten Jahrhunderte einzunehmen. Die Wissenschaft muß erst mühsam alle Möglichkeiten prüfen, ehe sie neue Hypothesen aufstellt; der Aberglaube dagegen hat seine Erklärung stets fertig bei der Hand.

Litteratur.

I. Abschnitt.

Ennemoser: Geschichte der Magie. Leipzig 1844.
Lévi, Eliphas: Histoire de la magie. Paris 1860.
Maury, A.: La magie et l'astrologie dans l'antiquité et au moyen age. Ed. 4. Paris 1877.
Soldan: Geschichte der Hexenprozesse. Neu bearb. von Heppe. Bd. 1—2. Stuttg. 1880.
Sprengel, K.: Versuch einer pragmatischen Geschichte d. Arzneikunde. Aufl. 3. Bd. 1—2. Halle 1821—23.
Eyre: Journals of expeditions of discovery into Central-Australia. Vol. 1—2. London 1845.
Haarhoff: Die Bantu-Stämme Süd-Afrikas. Leipzig 1890.
Horst, G. C.: Deuteroskopie oder Erscheinungen aus dem Gebiete der Pneumatologie. Bd. 1—2. Frankfurt 1830.
Lubbock, J.: Les origines de la civilisation. Paris 1873.
Schoolcraft: Information respecting the history, conditions and prospects of the Indian tribes of the United States. Vol. 1—3. Philad. 1853. 4°.
Lenormant: Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer. Th. 1—2. Jena 1878.
Records of the Past. Assyrian texts. Vol. III, IX, XI. London 1872—78.
Sayce: The astronomy and astrology of the Babylonians. I Transactions of the society of Biblical Archæology. Vol. 3. 1874.
Homer: Ilias. Uebersetzt von J. H. Voß.
Homer: Odyssee. Uebersetzt von J. H. Voß.
Cicero: De natura deorum.
Cicero: De divinatione.
Anderson: Nordisk Mytologi. Oversat af Winkel-Horn. Kristiania 1887.
Egils Saga Skallagrimssonar, tilligemed Egils större Kvad. Kopenhagen 1886—88.
Fritzner, J.: Lappernes Hedenskab og Trolddomskunst. In Norsk historisk Tidsskrift. Bd. 4. Kristiania 1877.
Gering: Die Edda. Leipzig 1892.
Grimm: Deutsche Mythologie. Ausg. 2. Bd. 1—2. Göttingen 1844.
Jónsson, F.: Um galdra, seid, seidmenn og völur. I Priar ritgjördir etc. Kaupmanh. 1892.
Kalevala. Efter andra Original-upplagen öfversatt af Collan. Bd. 1—2. Helsingfors 1864.
Petersen, N. M.: Historiske Fortællinger om Islændernes Færd hjemme og ude. Bd. 1—4. Kopenhagen 1839—44.
Rafn: Fornaldur sögur nordlanda eptir gömlum handritum. Bd. 1—3. Kaupmanh. 1829.
Rafn: Nordiske Fortids-Sagaer. Bd. 1—3. Kopenhagen 1829—30.

Winkel-Horn: Billeder af Livet paa Island. Islandske Sagaer. Bd. 1—3. Kopenh. 1871—76.
Bodinus, J.: De magorum daemonomania. Lib. 1—4. Basil 1581. 4°.
Dahlerup, V.: Hexe og Hexeprocesser i Danmark. Studentersamf. Smaaskrifter No. 80. Kopenh. 1880.
Rydberg, V.: Middelalderens magi. Oversat fra Svensk. Kopenh. 1873.
Prätorius: Blockes-Berges Verrichtung. Leipzig 1669.
Abraham v. Worms: Buch der wahren Praktik in der uralten göttlichen Magie. Zweiter Anhang: Die Beschwörungen der Kapuziner. Köln a. Rh. 1725. 16°.
Bekker, B.: Die bezauberte Welt. Bd. 1—4. Amsterdam 1693. 4°.
Schindler: Der Aberglaube des Mittelalters. Breslau 1858.
Schott, C.: Magia universalis naturae et artis. Tm. 1—3. Herbipol. 1657.

II. Abschnitt.

Heller, A.: Geschichte der Physik von Aristoteles bis auf die neueste Zeit. Bd. 1—2. Stuttg. 1882—84.
Kiesewetter, C.: Geschichte des neueren Occultismus. Leipzig 1891.
Sprengel, K.: Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde. Aufl. 3. Bd. 3—4. Halle 1827.
Buhl, F.: Det israelitiske Folks Historie. Kopenh. 1893.
Das Buch Henoch. Uebersetzt und erläutert von A. G. Hoffmann. Th. 1—2. Jena 1833—38.
Franck: La Kabbale. Ed. 2me. Paris 1889.
Rubin, S.: Heidentum und Kabbala. Wien 1893.
Steinschneider, M.: Jüdische Litteratur. Ersch und Grubers Encyklopädie. Sekt. II, T. 27. Leipzig 1850. 4°.
The Kabbalah unveiled, containing the chief books of the Zohar. translated into English by Mc. Gregor Mathers. London 1887.
Chabas, F.: La papyrus magique Harris. Chal. sur Saoune 1860. 4°.
Lenormant: Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer. T. 1—2. Jena 1878.
Vacherot: Histoire critique de l'école d'Alexandrie. Tme 1—3. Paris 1845—51.
Bailly: Geschichte der Sternkunde des Alterthums. Bd. 1—2. Leipzig 1777.
Ptolemaeus: Quadripartitum. Ed. Camerarius. Norimberg. 1535. 4°.
Berthelot: Les origines de l'Alchymie. Paris 1885.
Bacon, R.: Opus majus ad Clementem IV pontificem maximum. Ed. Sam. Jebb. Venet. 1750. Fol.
Kopp, H.: Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit. T. 1—2. Heidelberg 1886.
Lévi, E.: Histoire de la magie. Paris 1860.
Naudé, G.: Apologies pour tous les grands personnages qui ont esté faussement soupçonnez de Magie. La Haye 1653.
Reuchlin: De verbo mirifico. Basil. 1494. Fol.
Reuchlin: De arte Cabbalistica. Hagenau 1517. Fol.
Trithemius: Steganographia. Darmstadt 1621. 4°. Colon. Agrip. 1635. 4°.
Villanovanus, A.: Opera omnia. Ed. Nic. Tavrell. Basil. 1585. Fol.
Agrippa, H. C.: De occulta philosophia. Colon. Agrip. 1531—33. Fol.
Agrippa, H. C.: Opera in duos tomos digesta. Vol. 1—2. Lugd. s. a. (c. 1600).
Das groß Planetenbuch. Frankfurt a. M. 1553. 4°.
Das große Planetenbuch sampt der Geomancie, Physiognomie u. Chiromancie. Erfurt 1651.
Garcaeus, J.: Astrologiae methodus. Basil. 1576. Fol.

Indagine: Introductiones apotelesmaticae elegantes in Chyromantiam, Astrologiam naturalem, etc. Francof. 1522.
Indagine: Astrologia naturalis d. i. Bericht wie man die Chiromancie ꝛc. erlernen kann. Straßburg 1630.
Poppe, M. v.: Neuer Wunder Schauplatz der Künste und interessantesten Erscheinungen im Gebiete der Magie, Alchymie, Chemie ꝛc. T. 1—2. Stuttgart 1839.
Triszmosinus, S.: Avrevm vellos oder guldin Schatz und Kunst Kammer. Ausg. 3. Hamburg 1708. 4°.
Chevreul: De la baguette divinatoire. Paris 1854.
Geheime Unterredungen von Magia naturali, deren Ursprung und Principiis. Cosmopoli 1702.
Halle, J. S.: Magie oder die Zauberkräfte der Natur. Bd. 1—4. Berlin 1874—86.
Halle, J. S.: Fortgesetzte Magie oder d. Zauberkräfte d. Natur. Bd. 1—12. Berlin 1788—1801.
Halle, J. S.: Neufortgesetzte Magie oder die Zauberkräfte der Natur. Bd. 1. Berlin 1802.
Martius, J. N.: Unterricht von der Magia naturali und derselben mediciniſchen Gebrauch. Frankfurt und Leipzig 1751.
Martius, J. N.: Unterricht in der natürlichen Magie. Umgearbeitet von Wiegleb. Berlin und Stettin 1779.
Paracelsus: Opera, Bücher und Schriften, so viel deren zur Handt gebracht. Ed. Huser. Bd. 1—2. Straßburg 1603. Fol.
Porta: La magie naturelle en quatre liures. Lyon 1571.
Porta: Magia naturalis oder Haus-, Kunst und Wunderbuch. Bd. 1—2. Sulzbach 1680.
Astrologischer Wahrsager zu jedermanns Nutz verfertigt. 1703.
Curieuse und ganz neue Art zu punctiren. Weimar 1768.
Job, J. G.: Anleitung zu den curieusen Wissenschaften, Physiognomie, Chiromantie, Astrologie. Franckfurt und Leipzig 1737. Ausg. 2. ibid. 1747.
Kall, A.: Formodninger om de hos vor Almue under Cyprians Navn forekommende magiske Böger. Vidsk. Selsk. Skrifter. Nye Saml. Del. 5. Kopenh. 1799.
Lammert, G.: Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Bayern. Würzburg 1869.
Magia divina oder Unterricht von denen fürnehmsten cabbalistischen Kunststücken. Franckfurt und Leipzig 1745.
Reichlin-Meldegg: Die deutschen Volksbücher von Johann Faust und Christoph Wagner. Bd. 1—3. 1849.
Scheible, J.: Dr. Johann Faust. Bd. 1—4. Stuttgart 1846—49.
Thiele: Den danske Almues overtroiske Meninger. Kopenh. 1860.
Zahn, Th.: Cyprian von Antiochien und die deutsche Faustsage. Erlangen 1882.

III. Abschnitt.

Abraham v. Worms: Buch der wahren Praktik in der uralten göttlichen Magie. Köln a. Rh. 1725. 16°.
Brunsmand, Joh.: Et forfærdeligt Hus-Kors, eller en sandfærdig Beretning om en gruelig Fristelse . . . i Kjöge. Ausg. 2. Kopenh. 1870.
Eschenmayer, C.: Mysterien des inneren Lebens. Tübingen 1830.
Horst, G. C.: Deuteroskopie; oder Erscheinungen und Probleme aus dem Gebiete der Pneumatologie. Bd. 1—2. Frankfurt a. M. 1830.
Kant, J.: Träume eines Geistersehers erläutert durch die Träume der Metaphysik. 1766. Ausg. Kirchmann.
Kant, J.: An Fräulein Charlotte von Knobloch über Swedenborg. Ausg. Kirchmann.
Kerner, J.: Die Seherin von Prevorst. T. 1—2. Aufl. 2. Stuttgart 1832.
Reflexioner öfver de nyligen uppdagade Swedenborgs Drömmar, hvilka derjemte oförändrade bifogas. Stockholm 1860.

Swedenborg, E.: Om Himlen og dens Undere og om Helvede, af Hört og Set. Ausg. 2. Kopenh. 1882.

Davis: Die Philosophie des geistigen Verkehrs. Leipzig 1884.

Davis: Die Prinzipien der Natur. Bd. 1—2. Ausg. 2. Leipzig 1889.

Dods: Spirit manifestations examined and explained. New-York 1854.

Kiesewetter: Geschichte des neueren Occultismus. Leipzig 1891.

Edmonds: Der amerikanische Spiritualismus. Leipzig 1874.

Kardec, A.: Le livre des médiums. Edit. 20me. Paris s. a.

Kardec, A., Hvad er Spiritismen eller Aandelæren? Kopenh. 1863.

Wallace, A. R.: Miracles and modern Spiritualism. London 1874.

Wallace, A. R.: Spiritualismen for Videnskabens Domstol. Kopenh. 1887.

Report on Spiritualism by the Committee of the London Dialectical Society. London 1871.

Aksákow, A.: Animismus und Spiritismus. Bd. 1—2. Leipzig 1890.

Aksákow, A.: Die Verurtheilung des Photographen Buguet in Paris. Psych. Studien. 1875. S. 337 ff.

Crookes, W.: Researches in the phenomena of Spiritualism. London s. a.

Crookes, W.: Notes of séances with D. D. Home. Proceedings of S. P. R. Part XV. London 1889.

Glendinning, A.: The veil lifted. Modern developement of Spirit Photography. London 1894.

M. A. (Oxon): Researches in Spiritualism. Human Nature, Sept. 1874.

Reichenbach: Physikalisch-physiologische Untersuchungen über die Dynamide. Bd. 1—2. Aufl. 2. Braunschweig 1850.

Reichenbach: Aphorismen über Sensitivität und Od. Wien 1866.

Reichenbach: Die Odische Lohe und einige Bewegungserscheinungen. Wien 1867.

Sidgwick, Mrs. H.: On Spirit Photographs. Proceedings of S. P. R. Part XIX. London 1891.

M. A. (Oxon): Psychography. London 1878.

Zöllner: Transcendental Physics. Transl. from German by C. C. Massey. London 1885.

Zöllner: Wissenschaftliche Abhandlungen. Bd. 1—3. Leipzig 1878—79.

Blavatsky, H.: Schlüssel zur Theosophie. Leipzig s. a.

Hansen, O.: De östasiatiske Religioner. Kopenh. 1893.

Kiesewetter: Die von Mme. Blavatsky mitgeteilte Sage von den indischen Gauklern. Psych. Studien. 1891. Seite 419 ff.

Preyer, W.: Der Hypnotismus. Wien und Leipzig 1890.

Report on Phenomena connected with Theosophy. Proceedings of S. P. R. Part IX. London 1885.

Sinnett, A. P.: De skjulte Kræfters Verden. Kopenh. 1886.

Sinnett, A. P.: De invigdes lära. Stockholm 1887.

Wittig: Ein indischer Gaukler. Psych. Studien. 1891. S. 342 ff. u. S. 411 ff.

Bericht über die zu Mailand mit Eusapia Paladino angestellten Experimente. Psychische Studien 1893.

Gibier, P.: Spiritismen. En historisk, kritisk og experimental Undersögelse. Kopenh. 1887.

Hartmann, E. v.: Die Geisterhypothese des Spiritismus und seine Phantome. Leipzig 1891.

Janson, Kr.: Foredrag. Kbhn. 1894.

Lang, V. R.: Eusapia Paladino in Warschau. Psych. Studien 1894.

Prel, C. du: Der Spiritismus. Leipzig 1893.

Proceedings of the Society for Psychical Research. Part X. London 1886.

Richet, Ch.: Expériences de Milan. Annales des sciences psychiques. 1893.

Wittig: Bemerkungen zu Herrn Reimers' Erörterungen. Psych. Studien. 1884. S. 524.

IV. Abschnitt.

Agrippa, H. C.: Opera in duos tomos digesta. Vol. 1—2. Lugd. s. a.
Kiesewetter, C.: Geschichte des neueren Occultismus. Bd. 1. Leipzig 1891.
Perty, M.: Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Aufl. 2. Bd. 1—2. Leipzig 1872.
Schindler, B.: Das magische Geistesleben. Breslau 1857.
Davey, S. J. and **Hogdson, R.**: The possibilities of mal-observation and lapse of memory from a practical point of view. Proceedings of S. P. R. Vol. 4. London 1887.
Dessoir, M.: Zur Psychologie der Taschenspielerkunst. Rells: Psychologische Skizzen. Leipzig 1893.
Dessoir, M.: Erklärung über seine Stellung zum Spiritismus. Psych. Studien 1890. S. 567.
Hodgson, R.: M. Davey's imitations by conjuring. Proceedings of S. P. R. Vol. 8. London 1892.
Kraepelin, E.: Psychiatrie. Aufl. 4. Leipzig 1894.
Sidgwick, Mrs. H.: Results of a personal investigation into the physical phenomena of Spiritualism. Proceedings of S. P. R. Vol. 4. London 1887.
Sully, J.: Illusions. London 1881.
Wundt, W.: Grundzüge der physiologischen Psychologie. Aufl. 4. Bd. 1—2. Leipzig 1893.
Cicero: De divinatione.
Die Wunder Gottes in der Natur bey Erscheinung der Cometen. Franckfurt 1744.
Gesner, C.: Naturgeschichte. Bd. 1—4. Zürich 1583—89. Fol.
Megenberg, K. v.: Das Buch der Natur. Herausg. von Pfeiffer. Stuttgart 1861.
Plinius: Naturgeschichte. Deutsche Uebersetz. v. Wittstein. Bd. 1—3. Leipzig 1881—82.
Steenstrup, J.: Om den i Kong Chr. III's Tid i Oeresundet fangne Havmand, Sömunken kaldet. Dansk Maanedsskrift. Bd. 1. Kopenh. 1855.
Barrett, W. F.: First report on thought-reading. Proceedings of S. P. R. Vol. 1. London 1883.
Carpenter, W. B.: The Spiritualism. Quarterly Review. Okt. 1871.
Chevreul: De la baguette divinatoire. Paris 1854.
Hansen, F. C. C. und **Lehmann, Alfr.**: Ueber unwillkürliches Flüstern. Wundts philosophische Studien. Bd. 11. Leipzig 1895.
Kiesewetter, C.: Geschichte des neueren Occultismus. Bd. 2. Leipzig 1895.
Preyer, W.: Die Erklärung des Gedankenlesens. Leipzig 1886.
Richet, Ch.: Experimentelle Studien auf dem Gebiete der Gedankenübertragung. Stuttg. 1891.
Sidgwick, Prof. a. Mrs. **H.**: Experiments in thought-transference. Proceedings of S. P. R. Vol. 6. London 1890.
Sidgwick, Mr. **H.** and **Johnson**, Miss **A.**: Experiments in thought-transference. Proceedings of S. P. R. Vol. 8. London 1892.
Cubasch, W.: Der Alp. Berlin 1877.
Delage, Y.: Om Drömme. Norsk Tidsskrift „Naturen". Bergen 1892.
Heerwagen, F.: Statistische Untersuchungen über Träume und Schlaf. Wundts philosophische Studien. Bd. 5. Leipzig 1889.
Maury, A.: Le sommeil et les rêves. Paris 1865.
Michelson, E.: Untersuchungen über die Tiefe des Schlafes. Diss. Dorpat 1891.
Radestock, P.: Schlaf und Traum. Leipzig 1879.
Spitta, H.: Die Schlaf- und Traumzustände. Freiburg i. Br. 1892.
Weygandt, W.: Entstehung der Träume. Leipzig 1893.
Artemidoros: Symbolik der Träume. Deutsche Uebersetz. von Krauß. Wien 1891.
Binz, C.: Ueber den Traum. Bonn 1878.

Tourette, G.: Hypnotismen. Dansk Oversæt. Kopenh. 1888.
Gurnay, Myers and Podmore: Les hallucinations télépatiques. Paris 1891.
Myers, F. W. H.: Automatic writing. 1—4. Proceedings of S. P. R. Vol. 2, 3, 4, 5.
Myers, F. W. H.: The subliminal conciousness. 1—5. Proceedings of S. P. R. Vol. 7, 8.
Miß X.: On the apparent sources of subliminal massages. Proceedings of S. P. R. Vol. 11. London 1895.
(Miß X.): Recent experiments in Crystal-Visions. Proceedings of S. P. R. Vol. 5.
(Miß X.): Record of telepathic and other experiences. Proceedings of S. P. R. Vol. 6.
Parish, E.: Ueber die Trugwahrnehmung. Leipzig 1894.
Sidgwick-Committee: Report on the census of Hallucinations. Proceedings of S. P. R. Vol. 10. London 1894.
Le Bon, G.: Psychologie des foules. Paris 1895.
Myers, A. T. and Myers, F. W. H.: Mind-cure, faith-cure and the miracles of Lourdes. Proceedings of S. P. R. Vol. 9. London 1894.
Peterſen, N. M.: Historiske Efterretninger om Islændernes Færd hjemme og ude. Bd. 4. Kopenh. 1844.
Reichenbach-Committee: Preliminary report. First report. Proceedings of S. P. R. Vol. 1.
Stoll, O.: Suggeſtion und Hypnotismus in der Völkerpſychologie. Leipzig 1894.
Thorelius, E.: Boltzianismen, skandinavisk kulturbild. Karlſtadt 1888.
Beaunis, H.: Le somnambulisme provoqué. Paris 1887.
Bernheim: De la suggestion et ses applications à la thérapeutique. Ed. 2. Paris 1888.
Kieſewetter, C.: Fauſt in der Geſchichte und Tradition. Leipzig 1893.
Lehmann, Alfr.: Hypnosen. Kopenh. 1890.
Moll, A.: Der Hypnotismus. Aufl. 2. Berlin 1890.
Moll, A.: Der Rapport in der Hypnoſe. Unterſuchungen über den thieriſchen Magnetismus. Berlin 1892.
Morſe, J. J.: Practial Occultism. San Francisco 1888.
Preyer, W.: Der Hypnotismus. Wien 1890.
The connection of Hypnotism with the subjective phenomena of Spiritualism. Proceedings of S. P. R. Vol. 5.
Binz, C.: Vorleſungen über Pharmakologie. Aufl. 2. Berlin 1891.
Kieſewetter, C.: Geſchichte des neueren Occultismus. Bd. 2. Leipzig 1895.
Kobert, R.: Compendium der praktiſchen Toxikologie. Stuttgart 1887.
Schrenck-Notzing: Die Bedeutung narkotiſcher Mittel für den Hypnotismus. Berlin 1890.
Janet, P.: L'automatisme psychologique. Paris 1889.
Landmand, S.: Die Mehrheit geiſtiger Perſönlichkeiten in einem Individuum. Stuttg. 1894.
Möbius: Neurologiſche Beiträge. Heft 1. Leipzig 1894.
Pitres, A.: Leçons cliniques sur l'hysterie et l'hypnotisme. Tm. 1—2. Paris 1891.
Record of observations of certain phenomena of Trance, by Myers, O. Lodge, W. Leaf, W. James and R. Hodgson. Proceedings of S. P. R. Vol. 6 & 8.
Richer, P.: Etudes cliniques sur la grande hystérie ou hystéroépilepsie. Ed. 2. Paris 1885.
Schaffer, K.: Suggeſtion und Reflex. Jena 1895.
Brewſter, D.: Briefe über die natürliche Magie an Sir W. Scott. Ueberſetzt von Wolff. Berlin 1833.
Flatau, S. und Gutzmann, H.: Die Bauchrednerkunſt. Leipzig 1894.
Hoffmann: Modern Magic. Ed. 9. London 1894.
Lund, L.: Tolv Fragmenter om Hedenskabet. Kopenh. 1891.
Salverte, E.: Des sciences occultes, ou essai sur la magie, les prodiges et les miracles chez les anciens. Tm. 1—2. Paris 1829.

Autoren- und Sachregister.

Druckfehler.

S. 77 Z. 1 v. u. statt Natter lies: = Natter.
S. 153 Z. 28 statt Abert lies Albert.
S. 231 Z. 38 statt Naturprinzipien lies: Prinzipien der Natur.

HOFFMANN STUTTGART